image
not
available

Vollständiges
Lexikon
für
Prediger und Katecheten,
in welchem
die katholischen Glaubens- und Sitten-Lehren ausführlich betrachtet sind.

Herausgegeben

von

Dr. Thomas Wiser,
Stiftsdechant bei Unserer lieben Frau zur alten Kapelle und Kreis-Scholarch bei der Oberpfälz'schen Regierung in Regensburg.
(Vormals Prediger an der Hof- und Stiftskirche zum hl. Kajetan in München.)

Eilfter Band.

Regensburg, 1857.
Verlag von Georg Joseph Manz.

Artikel XCVIII.

Hölle.

1. Begriff.

Das Wort Hölle wird in der heil. Schrift in verschiedenem Sinne gebraucht. Es drückt nämlich oft eine große Tiefe aus. So heißt es bei Isaias: „Du hast mich bis zur Hölle erniedriget.“ Is. 57, 9. Oft versteht man darunter das Reich des Todes, wie in den Psalmen: „Du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen.“ Ps. 15, 10. In dem gewöhnlichen und buchstäblichen Sinne aber versteht man unter Hölle den Ort, wo die gefallenen Engel und die ihrer Sünden wegen verdammten Menschen ewige Qual leiden.

In der Vulgata wird die Hölle Gehenna genannt. Diesen Namen führte bei den Juden ein Thal nahe bei Jerusalem, wo sie ehedem in abergläubischen Zeiten den Götzen opferten, und dem Moloch (einem Götzen) ihre Kinder zum Verbrennen in die Arme legten. Später wurde in dieses Thal aller Unrath gebracht, um dort verbrannt zu werden. Man unterhielt daher an diesem Orte ein beständiges Feuer. Man sieht, daß das Thal Gehenna ein Ort des Gräuels und des Abscheues ist, und daher wurde sein Name mit Recht auf die Hölle übergetragen.

2. Unterschied der Höllenstrafen.

Man unterscheidet vorzüglich zweierlei Strafen, welche die Verdammten in der Hölle zu leiden haben, nämlich:

a) negative oder Strafen des Verlustes (poenae damni), welche in der Entbehrung der beseligenden Anschauung Gottes bestehen; und

b) positive oder Strafen der Empfindung (poenae sensus), welche in verschiedenen direkten Qualen bestehen.

3. Schriftstellen.

Die Hölle wird ihren Schlund aufsperren und ihren Rachen aufthun ohne Maaß, daß hinabfahren seine Helden und sein Pöbel, seine Hohen und seine Herrlichen. Js. 5, 14.

Die Hölle ist das Land des Elendes und der Finsterniß, wo es keine Ordnung gibt, sondern ewiger Schauer wohnt. Job 10.

Es wird preisgegeben dem Feuer und den Würmern ihr Fleisch, daß sie brennen, und es fühlen in Ewigkeit. Judith 16, 21.

Er (Gott) regnet Schlingen über die Bösen, Feuer und Schwefel und Sturmwind ist der Antheil ihres Bechers. Ps. 10, 7.

Sieh, ich will dieses Volk mit Wermuth speisen und ihnen Galle zu trinken geben. Jerem. 9, 15.

Weichet von mir, ihr Verdammten, in's ewige Feuer. Matth. 25. cf. Kap. 25, V. 46 und Kap. 8, V. 12.

Wenn Jemand das Thier und sein Bild anbetet, der wird trinken vom Zornweine Gottes, der stark gemischt ist im Kelche seines Zornes, und er wird gequält werden mit Feuer und Schwefel. Apok. 14, 10.

Sie werden den Tod suchen, aber nicht finden; sie werden begehren zu sterben, und der Tod wird vor ihnen fliehen. Ebend. 9, 6.

Wer nicht erfunden ward eingeschrieben in dem Buche des Lebens, der ward in den Feuerpfuhl geworfen. Ebend. 20, 15.

* Mehre Schriftstellen kommen noch unten vor.

4. Aussprüche der heiligen Väter.

Anhaltend und überreich wird der Strom jener Thränen seyn. Unauslöschliche Flammen werden dort jenes Klappern der Zähne stets erregen. Die Elenden werden unsterblich seyn. Feuer und Flammen werden ohne Unterlaß den nackten Körper bedecken. Brennen wird der in Purpur gekleidete Reiche, und Niemand wird ihm einen Tropfen Wasser auf die glühende Zunge gießen. Cyprian in einer ihm zugeschriebenen Rede.

Das kluge Feuer verbrennt dort die Glieder und stellt sie wieder her, zerstört und nährt sie. Minut. Felix.

Dieses göttliche Feuer wird mit einer und derselben Gewalt und Stärke die Gottlosen verbrennen und wiederherstellen; was es

von den Körpern verzehrt, wird es wieder hinzusetzen und sich so eine fortdauernde Nahrung verschaffen. Lactant. Instit. div. 7, 21.

Von Gott getrennt zu werden, ist eine so große Strafe, als Gott selbst groß ist. St. August. de civit. Dei l. 19. c. 28.

Gleichwie durchaus keine Freude an den zeitlichen Gütern gefunden werden kann, die auch nur zu irgend einem Theile den Freuden des ewigen Lebens ähnlich wäre, welches die Heiligen erlangen werden; eben so läßt sich auch durchaus keine Qual der zeitlichen Strafen mit den ewigen Peinen der Bösen in eine Vergleichung bringen. Derselbe libr. de catech. rudib. c. 24.

Wie die Schuld, so auch die Strafe: ein Jeder wird in der Hölle nach der Art seines Verbrechens gepeiniget werden. Gregor. lib. 4. dialog. c. 44.

Es kann nicht geschehen, daß eine Seele, die wegen der Hölle in Angst ist, so leicht sündiget. Höre die so heilsame Ermahnung: Denke an deine letzten Dinge, so wirst du in Ewigkeit nicht sündigen. Keiner von denen, welche die Hölle vor Augen haben, wird in dieselbe stürzen; Keiner von denen, welche die Hölle verachten, wird derselben entgehen. Chrysost. hom. 2. in 2 Thess.

Wo ist denn die Hölle, fragest du? Meines Erachtens außerhalb diesem Weltgebäude. Gleichwie die Gefängnisse und Strafanstalten der Könige weit von ihnen entfernt sind, so wird wohl auch die Hölle außer den Grenzen dieser Welt seyn. Laßt uns aber nicht fragen, wo sie sei, sondern wie wir derselben entrinnen mögen. Derselbe Hom. 31 in epist. ad Rom.

Gott hat darum mit der Hölle gedroht, damit Keiner in die Hölle stürze, damit Alle in den Himmel kommen möchten. Und darum erinnere ich beständig an die Hölle, damit ich euch zum Himmel antreibe, damit ich euere Herzen durch Furcht erweiche und euch bewege, zu thun, was des Himmels würdig ist. Derselbe. Hom. 6. in epist. ad Philipp.

Ob wohl das Feuer der Hölle ein Ende haben werde? Daß es kein Ende haben wird, hat Christus ausgesprochen mit den Worten: Ihr Feuer wird nicht erlöschen, und ihr Wurm wird nicht sterben. Zwar weiß ich, daß diese Worte euch erschrecken; aber was soll ich thun? Gott befiehlt, dieses ohne Unterlaß zu predigen .... Daß jenes Feuer kein Ende habe, hat Christus aus-

gesprochen, und auch Paulus beweiset, daß die Strafe ewig sei, da er sagt, daß die Sünder Strafe und ewiges Elend leiden werden. Auch wurden die ausgeschlossenen Jungfrauen nicht mehr eingelassen, und von denjenigen, die ihn nicht gespeiset, sagt der Herr, sie würden hingehen in's ewige Feuer. Sage mir nicht: Wie wird denn auf die Gerechtigkeit Rücksicht genommen, wenn die Strafe kein Ende hat? Wenn Gott etwas thut, so unterwirf dich seinem Rathschluße und vernünftle nicht darüber. Wie sollte es übrigens auch ungerecht seyn, wenn derjenige, der anfangs tausendfaches Gute empfangen, nachmals strafwürdig handelt, und weder durch Drohung, noch durch Wohlthat sich bessern läßt, gestraft wird?... Darauf darfst du nicht sehen, daß die Sünde in einem Augenblick geschieht, und darfst nicht wähnen, als werde darum auch die Strafe nur kurze Zeit dauern. Siehst du nicht, daß Menschen oft wegen eines Diebstahls, eines Ehebruches, eines kurzen Frevels ihr ganzes Leben in Gefängnissen und auf Galeeren zubringen müßen, stets mit Hunger und tausendfachem Tode kämpfend? Niemand befreit sie, Niemand sagt, das Verbrechen sei nur augenblicklich gewesen, und die Strafe müße deßwegen auch nur so lange dauern, als der Frevel. Ja, sagst du, so geht es bei Menschen; Gott aber ist gütig. Ich erwidere: Gott ist eben so gerecht, als er menschenfreundlich ist; denn groß wie seine Barmherzigkeit ist auch seine Gerechtigkeit. Wenn du mir also die Güte Gottes nennst, so sprichst du dadurch eben eine größere Ursache der Strafe aus, weil wir gegen einen so gütigen Gott uns versündigen. Daher sagt Paulus: Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Derselbe. Hom. 9. in epist. 1. ad Corinth.

Wenn du vom Feuer hörst, so mußt du nicht glauben, daß die darin Brennenden vernichtet werden. Derselbe ebend.

Darum drohte Gott den Sündern mit einer ewigen Strafe, damit er sie von den Sünden abschreckte. Gregor. lib. 4. dialog. c. 44.

Wir haben erkannt, welche Strafe die Verdammten erwarten, und belehrt durch die heilige Schrift sind wir nicht mehr im Zweifel, wie groß das Feuer im Orte der Verdammniß, wie groß die Dunkelheit im Feuer, wie groß die Furcht in der Dunkelheit ist. Aber was nützt es, dieß voraus erkannt zu haben, wenn wir ihm nicht entgehen können? Gregor. moral. 9.

Das Andenken an das ewige Feuer gehe jeden Abend mit dir schlafen, und wache jeden Morgen mit dir auf. Joh. Climacus.

Die Menschen sollen in ihrem Leben in die Hölle hinabsteigen, damit sie nach ihrem Tode nicht in dieselbe hinabsteigen müßen. Bernard.

Der Verdammte wird in Ewigkeit nicht erlangen, was er will; dagegen ewig leiden müßen, was er nicht will. Derselbe lib. 5. de considerat. c. 12.

Für ein augenblickliches Vergnügen trifft dich eine ewige Pein. Derselbe ebendas.

5. Geschichtliches.

Als man einstens den Abt Olympius fragte, wie er es denn in seinen Höhlen, in welche er sich eingeschlossen und wo er fortwährend vom Ungeziefer geplagt wurde, aushalten könne, gab er zur Antwort: Ich ertrage Alles leicht, wenn ich an jenen Ort denke, wo einstens die Verdammten in ewigen Fesseln seufzen und vom Wurme zerfressen werden, der in Ewigkeit nicht stirbt.

Ludwig von Granada pflegte zu sagen: Man gibt zwar viele Strafen an, welche die Verdammten zu leiden haben, aber mich erschreckt keine mehr, als daß daselbst Christus und die seligste Jungfrau ohne Unterlaß geschmähet und gelästert werden.

Johannes Klimakus sah einmal einen Koch beim Feuer des Herdes bitterlich weinen. Er fragte ihn daher um die Ursache. Da antwortete der Koch: Ich denke bei meinem Feuer an das Feuer der Hölle; denn wenn ich schon die Hitze dieses bloß von Menschen angeschürten Feuers in der Nähe nicht ertragen kann, was wird es nicht erst um die Gluth der Hölle und ihr Feuer seyn, das Gott in seinem Grimm angezündet hat?

Pater Alexander von Rhodus, Missionär von Cochinchina, erzählt, daß die neubekehrten Christen dieses Königreiches im Falle einer Versuchung wider die Tugend der Reinigkeit einen ihrer Finger über ein Feuer oder ein Licht halten, und dann zu sich sprechen: „Sieh zu, ob du einstens das Feuer der Hölle wirst aushalten können, dem man durch die Sünde verfällt.“ Dadurch dämpfen sie leicht die böse Begierlichkeit und werden eines jeden ungeordneten Gedankens Meister.

Zur Zeit, als Clemens VIII. auf dem päpstlichen Stuhl saß,

wurde ein Scheintodter in der Kirche St. Maria de Monticelli beigesetzt. Unten in der Gruft erwachte er; er schrie lange vergeblich um Hilfe, und war bereits der Verzweiflung nahe, als ihm noch zur rechten Zeit Hilfe ward, da man einen neuen Leichnam in die Gruft brachte. Als man ihn fragte, was ihm in diesem Zustande das Schrecklichste gewesen wäre, gab er zur Antwort: Das Andenken an einen Mord, den ich einmal in meiner Jugend begangen habe. Immer schwebte mir diese That vor Augen und quälte mich fürchterlich; unaufhörlich hörte ich die Drohung in meinem Innern: Recht so, du Verbrecher, die Zeit ist jetzt da, deinen Lohn zu empfangen. — Ist dieses nicht ein Bild von jenem Wurm, der an dem Herzen der Verdammten nagt, ohne zu sterben? Cf. Veith's Homilienkranz.

Von der heiligen Lydwina wird erzählt, sie habe einstens zu einem Wüstling, den sie lange vergeblich zur Buße ermahnt, gesprochen, sie wolle alle seine Bußwerke auf sich nehmen, und ihm gewiß Verzeihung erlangen, wenn er ihr nur verspricht, eine einzige Nacht immer ruhig auf dem Rücken liegen zu bleiben, ohne sich nach einer Seite hin zu bewegen. Jener lächelte und meinte, eine solche Kleinigkeit könne er sich wohl gefallen lassen. Gleich in der nächsten Nacht wollte er sein Versprechen lösen. Als er nun eine Weile in seinem weichen Bette auf dem Rücken gelegen, so ward er dessen gar bald überdrüßig und fühlte das Bedürfniß, sich umzuwenden; allein er schämte sich, sein Wort zu brechen, und harrte in seiner Lage aus. Aber gar bald schien sie ihm fast unerträglich, und gerade in dieser Nacht fühlte er ein unerträgliches Bedürfniß, sich nach der Seite wenden zu dürfen. Er blieb indeß doch auf dem Rücken liegen. Da kamen ihm bald ernste Gedanken. Wenn mir, sprach er zu sich selbst, schon diese Nacht, wo ich doch auf einem weichen Lager ruhe, und weder Schmerzen noch sonst ein Ungemach leide, so schrecklich lang vorkömmt, wie lange wird nicht erst jene Nacht in der Hölle seyn? O ewige Nacht und ewige Pein! Diese Worte wiederholte er öfters, und sie klangen ihm so schrecklich, wie die Posaunen des letzten Gerichtes. Kalter Angstschweiß bedeckte sein Gesicht, und sein Herz ward voll Unruhe. Endlich brach der Morgen an, und der, welcher sich als Sünder niedergelegt hatte, stand als Büßer auf. Cf. Schmids' hist. Katechismus.

6. Bilder und Gleichnisse.

Wie die Auserwählten am ganzen Leibe und in den einzelnen Gliedern sich unaussprechlich wohl befinden, so leiden auch die Verdammten, wie am ganzen Leibe, so in einem jeden Gliede ihre besondere Strafe.

Wie es im Hause des himmlischen Vaters verschiedene Wohnungen gibt je nach Verschiedenheit des Verdienstes, so gibt es auch in der Hölle nach Verschiedenheit der Vergehungen verschiedene Grade der Strafe.

Wie das Metall auch im Feuer nicht verbrennt, so werden auch die Verdammten durch das höllische Feuer nicht verzehrt.

Wie die Sünde an den Verdammten ewig bleibt, so dauert auch die Strafe ewig.

Wie die Schafe unvermuthet und oft von der Weide hinweg zur Schlachtbank geführt werden; so stürzen die Sünder plötzlich in die Hölle hinab, mitten aus ihren Vergnügungen werden sie genommen und in den ewigen Feuerpfuhl hinabgeschleudert.

7. Sprüche und Lebenssätze.

Gäbe es keinen eigenen Willen, sagt der heilige Bernard, so würde es auch keine Hölle geben.

Momentaneum, quod delectat; aeternum, quod cruciat, d. h.
Kurz ist die Freud, aber ewig (in der Hölle) das Leid.
Facilis descensus averni d. h.
Zur Hölle ist ein gebahnter Weg.

Als König Lysimachus von den Scythen belagert worden, ergab er sich um einen Trunk Wasser an den Feind. Kaum aber hatte er das Wasser geschlürft, so erkannte er seine Thorheit und rief aus: O um diesen augenblicklichen Genuß habe ich Reich und Freiheit verloren! — Müßen nicht auch die Verdammten in der Hölle diese Sprache führen?

Ein gewisser Heiliger pflegte zu sagen: Wenn man nach dem Tod in den Himmel kommen wolle, müße man während des Lebens in die Hölle hinabsteigen.

8. Es gibt eine Hölle.

Daß es eine Hölle gebe, beweisen wir

I. Aus der heiligen Schrift.

Von einem Orte der ewigen Strafe reden schon die Schriften des alten Bundes. So sagt Gott durch den Propheten Isaias: Wer aus euch kann im verzehrenden Feuer wohnen; wer in ewigen Flammen seyn? Is. 33, 14. Und wiederum: Ihr Wurm wird nicht sterben, ihr Feuer nicht erlöschen. Is. 56, 24. — Der Prophet Daniel sagt: daß Einige von denen, die im Staub der Erde schlafen, zum ewigen Leben aufwachen, Andere zur Schmach, um sie ewig zu schauen. Dan. 12, 2. — Bei Job lesen wir: Vom Morgen zum Abend sind sie umgehauen, und weil Keiner es wahrnimmt, kommen sie um auf ewig. Job 4, 20. — All' diese Stellen zeugen unleugbar für das Bestehen eines Ortes ewiger Qual im andern Leben, und dieß ist eben unsere Hölle. In der That haben die gläubigen Juden, die ihren Glauben aus den Büchern des alten Bundes schöpfen, noch heutigen Tages die Ueberzeugung von dem Bestehen eines Ortes ewiger Strafe.

Noch deutlicher ist von der Hölle im neuen Bunde die Rede. Christus selbst spricht von Solchen, die in die äußerste Finsterniß verstoßen werden, wo Heulen und Zähneknirschen seyn wird. Matth. 8, 12. Und am jüngsten Tage wird er zu denen auf der linken Seite sagen: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Matth. 25, 41. — Der heilige Matthäus schreibt von Christus: Er wird seinen Waizen in seine Scheuer sammeln, die Spreu aber mit unauslöschlichem Feuer verbrennen. Matth. 3, 12. Wiederum: Es ist dir besser, daß du verstümmelt oder hinkend in das Leben eingehest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das ewige Feuer geworfen werdest. Matth. 18, 8. — Der heilige Paulus redet von Solchen, die durch das Angesicht des Herrn und die Herrlichkeit seiner Kraft mit dem ewigen Untergange gestraft werden. 2. Thessal. 1, 9. — Der Apostel Judas sagt, daß die Engel, welche ihre Würde nicht bewahrten, mit ewigen Banden in der Finsterniß aufbehalten sind. Jud. V. 6. In der geheimen

Offenbarung heißt es: Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen in alle Ewigkeit, und es werden keine Ruhe haben Tag und Nacht, die das Thier anbeten und sein Bild. Apok. 14, 11. Und wiederum: Ihr Rauch steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit. Apok. 19, 3. cf. Ebend. 20, 10.

II. Aus der Lehre der Kirche.

Um zunächst Zeugnisse der Väter anzuführen, so sagt Clemens von Rom: Alle Seelen, auch die der Gottlosen, für welche es besser wäre, wenn sie nicht seyn würden, sind unsterblich; denn da sie durch das unauslöschliche Feuer ewig gequält werden, ohne zu sterben, so können sie kein Ende erreichen.

Der heilige Justin, der Martyrer, sagt: Christus hat von dem Satan mit seinem Anhange und jenen Menschen, die ihm folgen, vorgezeigt, wie er in's Feuer geworfen und durch eine unendliche Ewigkeit wird gequält werden. Apol. 2.

Ewig und ohne Ende sind die von Gott verheißenen Güter, und eben deßwegen ist auch ihr Verlust ewig und ohne Ende. Iren. lib. 5. c. 27.

Die Seele wird (im andern Leben), je nach Verdienst zu den Leiden oder Freuden bestimmt werden; beide aber dauern ewig. Tertull. de testimon. animae c. 4.

In der Hölle gibt es kein Bekenntniß und keine Besserung mehr. Greg. Naz. orat. 15.

Schon nahet die letzte Zeit heran; die Hölle und der Abgrund öffnen weit den Gottlosen ihren Schooß. Nachdem die Seelen schon eine Zeit lang gestraft worden, wird auch ihren Körpern nach der Auferstehung die ewige Pein aufbewahret. Pacian.

Was Jemand auch Hartes erduldet, ist in Vergleichung mit dem ewigen Feuer nur unbedeutend oder gar nichts. St. August. serm. 109. de temp.

Was soll ich sagen, die Ungläubigen zu überzeugen, daß beseelte und lebende menschliche Körper nicht nur durch keinen Tod aufgelöset, sondern auch in ewigen Feuerqualen fortbestehen können? Denn sie dulden es nicht, daß wir uns deßhalb auf die Allmacht Gottes berufen, sondern sie fordern, daß wir sie durch irgend ein Beispiel überzeugen. Antworten wir ihnen nun, daß es gewisse

Thiere gibt, die gewiß verweslich, weil sterblich sind, und dennoch mitten im Feuer leben, ja daß sogar eine Art Gewürm in Quellen heißen Wassers gefunden wird, deren Hitze Niemand unbestraft berührt, und daß dasselbe dennoch nicht nur ohne alle Verletzung darin lebt, sondern auch nicht außerhalb desselben leben kann; so wollen sie dieses nicht glauben, wenn wir es ihnen nicht zeigen können. Können wir es ihnen aber auch anschaulich zeigen oder sie durch Augenzeugen davon überweisen, so streiten sie, dieses Beispiel genüge ihnen nicht, die Sache zu beweisen, da diese Thiere nicht immer leben, und auch nur darum ohne Schmerzen in jenen Gluthen leben, weil solche Elemente ihrer Natur dergestalt angemessen sind, daß sie dieselbe kräftigen, nicht aber peinigen; als ob es nicht unglaublicher wäre, durch derlei Dinge gekräftiget, als davon gepeiniget zu werden; denn wunderbar ist es, im Feuer gepeinigt zu werden, und dennoch leben; aber noch wunderbarer, im Feuer leben, ohne zu leiden. Glaubt man nun jenes, warum nicht auch dieses? St. August. de civit. Dei lib. 21. c. 2.

Weil das Feuer zwei Kräfte hat, nämlich die zu brennen und die zu leuchten, so ist die erstere, welche die heftigste und zum Strafen geeignet ist, dem Feuer derjenigen zugetheilt, welche die Verbrennung verdienen; die herrliche Kraft zu leuchten aber hat auf diejenigen Bezug, welche mit Freude erfüllt werden. Der heilige Basilius hom. 1. in psl. 28.

Das wirkliche Bestehen der Hölle ist auch von den Concilien klar ausgesprochen, und zwar vom zweiten allgemeinen Kirchenrath zu Konstantinopel; deßgleichen vom siebenten allgemeinen Concilium zu Nicäa, von der vierten lateranensischen Synode; eben so auch von der allgemeinen Synode zu Trient, namentlich sess. 4. c. 14; sess. 6. c. 25; sess. 24. c. 5.

III. Auch die Heiden hatten Ahnungen von der Hölle.

Die Heiden kannten im jenseits einen Ort ewiger Strafe, den sie Tartarus nannten. Wenn einer abgeleibten Seele von den Richtern in der Unterwelt, welche Minos, Aeakus und Rhadamantus hießen, das Urtheil des Verderbens gesprochen war, so wurde sie von den Furien in den Tartarus hineingepeitscht. Damit hier kein Entkommen möglich wäre, umschloß den Tartarus eine

dreifache Mauer, und zwei Flüsse umrauschten ihn mit Todtengeseufze und feurigen Wogen. Die Verworfenen hatten hier verschiedene Qualen zu leiden. So z. B. mußte Tantalus, der seinen eigenen Sohn geschlachtet, immer bis an die Lippen im Wasser schwimmen, konnte aber vom brennendsten Durste gequält, nie davon trinken; köstliche Früchte hingen ihm in das Angesicht, aber sobald er vom furchtbarsten Hunger getrieben, darnach haschte, so wichen sie unerreichbar zurück. Die Danaiden, fünfzig Königstöchter, die ihre Männer ermordet hatten, mußten mit Sieben Wasser schöpfen. Irion, der seinen Schwiegervater in einem Ofen verbrannt hatte, ward an die Speicher eines mit Schlangen umwundenen Rades geflochten, welches der Sturmwind in ewigem Wirbel herumtrieb.

IV. Aus Vernunftgründen.

Um sich zu überzeugen, daß es jenseits nicht bloß einen Ort der Belohnung, sondern auch der Bestrafung geben muß, darf man nur einen aufmerksamen Blick auf dieses Leben werfen. Wie ungleich sind hienieden die Leiden und Freuden, der Reichthum und die Armuth, die Gesundheit und die Krankheit vertheilt? Wie oft geht gerade der Fromme leer aus, während der Sünder Alles hat, was sein Herz verlangen mag! Welch' ein Herr ist nun unser Gott, wenn er seine getreuen Diener nur züchtiget, und die Ungetreuen mit Wohlthaten überhäuft? Welch' ein Vater ist er, wenn er seinen guten Kindern die schlechtesten Stoffe zur Bekleidung und die gröbsten Speisen zur Nahrung gibt; seine ungerathenen Söhne aber mit den ausgesuchtesten Gerichten sättiget und mit den feinsten Stoffen bekleidet? Müßte uns nicht gegen einen Jeden Unwillen ergreifen, der, mit Vertheilung von Gaben beauftragt, so rücksichtslos verfahren würde? Fühlt sich daher die Vernunft nicht zur Annahme eines Ortes gezwungen, wo diese Ungleichheit in vollem Maße wieder ausgeglichen wird, und ein Jeder nach seinen Werken erhält? Ja, müßte man nicht an der Gerechtigkeit Gottes irre werden, wenn es nicht im anderen Leben einen Ort sowohl der Belohnung, als der Bestrafung gäbe?

Ferners wie groß sind nicht die Verbrechen mancher Menschen! Ist nicht ihr Leben oft eine fortgesetzte Kette von Betrügereien,

Ausschweifungen und anderen Schandthaten? Haben wir es noch nicht erlebt, daß Einer Dem das Leben nahm, welchem er sein eigenes verdankte? Gibt es nicht auch Solche, welche sich an den Gesalbten des Herrn vergreifen? Soll ich noch von vielen anderen Verbrechen unserer Zeit reden, die eher im Wachsen, als im Abnehmen begriffen sind? Sollte nun Einer, der solche Schandthaten vollbracht, und dabei der menschlichen Gerechtigkeit entgangen und und in Ruhe gestorben ist, jenseits nichts mehr zu befürchten haben? Die Menschen verabscheuen ihn, und Gott sollte ihn mit Gleichgültigkeit ansehen? Wir würden gegen menschliche Richter murren, wenn sie ein solches Ungeheuer, im Falle ihnen seine Missethaten bekannt geworden sind, straflos ausgehen ließen, und der höchste Richter sollte für ihn keinen Ort der Strafe bestimmt haben? Wie könnte unter solchen Verhältnissen noch die Heiligkeit Gottes bestehen?

Gibt es jenseits für den Sünder keinen Ort der Strafe, so hat Gott den Mächtigen dieser Erde, in deren Händen alle Gewalt ist, keine Schranke gesetzt. Sie dürfen also die Tyrannen und Bedrücker eines Volkes seyn, dessen Väter sie seyn sollen; sie dürfen Ströme von Blut vergießen; sie dürfen auf ihr Haupt alle Kronen setzen, welche sie dem schwächeren Theile geraubt haben; sie dürfen über Recht und Unrecht nach Laune und Willkühr entscheiden; sie dürfen die feierlichsten Verheißungen vor den Augen der Welt aussprechen, und brauchen nicht eine einzige davon zu halten; sie dürfen den Triumph der Ungerechtigkeit befördern, und ihre Hand schwer auf den unschuldigen Unterthanen ruhen lassen, die zu ihren Füßen um Schutz und Gerechtigkeit flehen; sie dürfen grausam wie Nero, Wüstlinge wie Sardanapal seyn; sie dürfen das Herz ihrer Unterthanen ungestraft durchbohren, nur um zu zeigen, daß sie geübte Schützen sind; sie dürfen Alles, was ihnen beliebt, wenn es jenseits keine Strafe gibt, denn was wagen sie bei ihrem Verfahren? Sie sind zu stark, als daß Menschen etwas wider sie vermöchten, und von Gott haben sie ja nichts zu fürchten. Nach dieser Ansicht würde also Gott seine Geschöpfe in Unterdrückung schmachten sehen und ihre Seufzer hören, ohne dafür eine Theilnahme zu zeigen; er würde den Unterdrücker triumphiren lassen, und nach seinem Tode nicht mit ihm in's Gericht gehen; er würde

sich begnügen, ihn wie den Gerechten zu behandeln, er würde ihn dem Gange der Natur nach in Nichts auflösen lassen und dadurch ihn auf eine gleiche Stufe mit jenen Fürsten stellen, welche die Freude ihres Volks waren. Wahrlich, nur ein Feind der menschlichen Gesellschaft könnte diese Lehre in die Wirklichkeit übergehen lassen.

Gibt es jenseits keine strafende Vergeltung für den Sünder, so hat Gott den geheimen Verbrechen keine Schranken gesetzt; man darf dann Alles wagen, wenn man es nur verheimlichen kann, und ist man nur der Lüge und der Verstellung mächtig, so hat man nichts zu fürchten. Die Mutter kann also das Kind in der Wiege ersticken, dessen Geschrei ihre Ruhe stört, oder das sie als Zeugen einer sündhaften Verbindung aus dem Wege räumen will; der Gatte kann sich seiner Gattin entledigen, wenn das Eheband ihm lästig geworden, oder eine Andere ihn gefesselt hat; der Bruder kann seine Geschwisterte aus dem Wege räumen, um das elterliche Erbe allein zu genießen; der Geizige kann ein jedes Mittel gebrauchen, um sich zu bereichern, er darf sich aneignen, was er will, wenn nur kein Verdacht auf ihn fällt, wenn er nur den Argwohn auf einen Unschuldigen abzuleiten und der Verleumdung den Anstrich der Wahrheit zu geben weiß; der Mörder darf an einem einsamen Ort ungestraft tödten; Haß, Neid, Eifersucht und Wollust dürfen die größten Verwüstungen anrichten, wenn nur die Nacht Alles mit ihrem Schleier bedeckt und die Hand des Thäters verbirgt; mit einem Worte, man darf sich Alles erlauben, wenn man es nur zu verheimlichen weiß. Kann aber bei solchen Grundsätzen Gottes Heiligkeit bestehen?

Gibt es jenseits keine Hölle, also keine strafende Gerechtigkeit für den Sünder, so sind die Richter dieser Erde grausam. Denn warum Menschen wegen Handlungen strafen, wegen deren Gott sie nicht straft? Warum sie verurtheilen, wenn Gott sie nicht verdammt? Gibt es etwas Schöneres und Rühmlicheres, als Gott nachzuahmen? Wenn nun Gott an den Verbrechen der Menschen nichts Strafwürdiges findet, — warum sollen irdische Richter sie bestrafen? Gott überläßt den Menschen den Gelüsten seines Herzens, — mit welchem Rechte können denn die irdischen Richter verlangen, daß er sich Zwang anthue? Sehet, wohin wir kommen, wenn wir die

Hölle aufheben? Diese Erde selbst würde dadurch zu einer Hölle, weil zu einer Mördergrube und zu einem Aufenthalt für Ungeheuer gemacht.

Nein, es gibt eine Hölle, dafür hat der Mensch in seinem Innern selbst ein sprechendes Zeugniß. Denn was bedeuten jene ungestümen Gewissensbisse, welche den Sünder quälen, wenn er ein schweres Verbrechen begangen hat? Was bedeutet jener laute Aufschrei der Drohungen und Vorwürfe unsers Innern, welche den Sünder auch wider seinen Willen nach so mancher That beunruhigen? Was bedeutet jenes Gefühl der Furcht und des Schreckens, jenes unruhige Herzklopfen nach so manchen verbrecherischen Unternehmungen, selbst wenn sie den Menschen unbekannt bleiben und man nichts von ihnen zu fürchten hat? Diese Gewissensbisse und Schrecken unsers Innern, — weisen sie nicht auf einen Gott hin, der nach diesem Leben noch strafen wird, wenn auch der Missethäter während seines irdischen Daseyns der verdienten Züchtigung entgeht? Gewiß, wenn ein Monarch seinem Volke Gesetze gäbe und dabei erklärte, daß man sie ungestraft verletzen dürfe, — würde man einen solchen Fürsten nicht für einen Wahnsinnigen halten? Aber sollte eine Handlungsweise, die man bei einem Menschen für Wahnsinn erklärt, bei Gott Weisheit seyn? Auch Gott hat uns Gesetze gegeben. Und wir sollten diese Gesetze ungestraft übertreten dürfen? Zu welchem Zwecke wären dann seine Gesetze da? Ein weiser Gesetzgeber befiehlt nicht, ohne zugleich zu drohen; würde er Gesetze erlassen, ohne auf die Uebertretung derselben eine Strafe zu setzen, so wäre dieses nichts Anderes, als eine Herausforderung, seine Gesetze zu verletzen. Aber nein, so handelt Gott nicht. Auch er droht den Uebertretern seiner Gebote mit Strafen, und wenn er diese hier nicht verhängt, so spart er sie nur für die Ewigkeit auf. Als ein Andenken daran hat er in das Innerste des Menschen den Stachel des Gewissens gesetzt, wodurch der Verbrecher an sein Unrecht erinnert, und im voraus darauf hingewiesen werden soll, was jenseits seiner wartet.

Nach all' diesem muß die Vernunft zugeben, daß es eine Hölle gibt, und ein Jeder, der seine Vernunft nicht verleugnen will, muß dieses glauben. Er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil er nicht läugnen kann, daß nach diesem Leben eine stra-

fende Vergeltung für den Sünder besteht; er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil ein gerechter Gott einem Jeden nach seinen Werken vergelten muß; nun aber geschieht es nicht immer in diesem Leben; es gibt große Sünder, die jetzt im Glück und Ueberfluß sitzen: es muß ihnen also jenseits nach Gebühr vergolten werden. Er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil ein heiliger Gott die Sünde verabscheuen und auch uns bewegen muß, sie zu verabscheuen; würde er sie aber genug verabscheuen, wenn er sie nicht bestrafte? Würde er wohl Abscheu dagegen einflößen, wenn er den Sünder, welchem es hienieden oft besser geht, als den Gerechten, jenseits nicht bestrafte? Er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil ein weiser Gott Ordnung und Gesetzlichkeit handhaben und die Störer derselben bestrafen muß. Denn zu was würden seine Gesetze dienen, wenn man sie ungestraft verletzen dürfte? — Straft er also die Uebertreter nicht in diesem Leben, so muß es jenseits geschehen. Er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil ein jeder Mensch, er müßte denn ein Ungeheuer seyn, nach einer schweren Sünde Gewissensbisse fühlt; diese setzen einen heiligen und gerechten Gott voraus, der das Unrecht hassen und strafen muß. Er muß glauben, daß es eine Hölle gibt, weil diese Lehre eine Feindin des Lasters ist, und mächtig davon zurückhält; weil sie der Menschheit nur Nutzen bringt, indem sie der Tugend und den guten Sitten Vorschub leistet und das Wohl Aller befördert.

9. Von der ewigen Dauer der Hölle.

Die Hölle dauert ewig, d. h. wird niemals ein Ende nehmen. Diese Wahrheit läßt sich beweisen

I. Aus der heiligen Schrift.

In der heiligen Schrift werden die Strafen der Hölle häufig **ewig** genannt. So redet Isaias von einem ewigen Feuer. „Wer aus euch wird im ewigen Feuer wohnen können?“ Is. 23, 14. So auch Matthäus: „Weichet von mir in das ewige Feuer.“ Matth. 25, 41. Und wiederum: Es ist dir besser, daß du verstümmelt oder hinkend in das Leben eingehest, als daß du zwei Hände oder zwei Füße habest, und in das ewige Feuer geworfen werdest. Matth. 18, 8. Der Prophet Daniel spricht von einer

ewigen Schmach: „Die Menge derer, die im Staub der Erde schlafen, werden aufwachen, einige zu ewigem Leben und einige zur Schmach, um sie ewig zu schauen.“ Dan. 12, 2. Der heilige Paulus schreibt von Solchen: „Welche mit dem ewigen Untergang bestraft werden.“ 2. Thessal. 1, 9. Im Briefe des Apostels Judas ist die Rede von „ewigen Banden“ und von „ewiger Finsterniß.“ Judas V. 6 u. 13. — Es läßt sich zwar nicht in Abrede stellen, daß das Wort ewig öfters in der Bibel nicht die eigentliche Ewigkeit, sondern überhaupts nur eine lange Zeitdauer bezeichnet; allein dann ist diese Bedeutung aus den Umständen von selbst klar, so zwar, daß mit der buchstäblichen Auffassung ein Unsinn verbunden wäre. So ist es z. B. von sich klar, daß das Wort „ewig“ nur den Sinn einer langen Dauer hat, wenn es heißt: „Die Erde bleibt ewig“ Ekkl. 1, 4., oder: „Es soll mein Bund an euerm Fleische seyn ein ewiger Bund.“ Gen. 17, 13. In den oben angeführten Zeugnissen aber von den ewigen Strafen ist kein Grund vorhanden, weder in der Natur der Sache, noch in der Analogie des Glaubens, daß man den buchstäblichen Sinn verläßt. Man muß also nach den allgemeinen Regeln der Hermeneutik das Wort „ewig“ buchstäblich nehmen, und daher Strafen ohne Aufhören darunter verstehen.

Für die Ewigkeit der Höllenstrafen zeugen die Ausdrücke: „Von Jahrhundert zu Jahrhundert.“ So heißt es: Der Rauch ihrer Qual wird aufsteigen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Apok. 14, 11. Und wiederum: „Der sie verführt hatte, ward geworfen in den Feuer- und Schwefelpfuhl, wo auch das Thier und der falsche Prophet gequält werden Tag und Nacht von Jahrhundert zu Jahrhundert.“ Apok. 20, 9 u. 10. — Die Wiederholung ein und desselben Wortes ist nach dem Urtheile der Schriftausleger der Ausdruck der höchsten Steigerung. So heißt Gott der König der Könige, womit nichts Anders gesagt seyn will, als daß Gott der höchste aller Könige ist. Was heißt aber der Ausdruck Jahrhundert in der höchsten Steigerung anders, als eine Dauer ohne Ende? Man bedient sich daher gewöhnlich statt der Worte: „Von Jahrhundert zu Jahrhundert“ auch des Ausdruckes: „Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ — oder: „In alle Ewigkeit.“ Gerade die Worte: „Von Jahrhundert zu Jahrhundert,“ oder: „Von

Ewigkeit zu Ewigkeit" bezeichnen eine Dauer ohne Aufhören oder die Ewigkeit im strengsten Sinne des Wortes. Es wird daher auch der Ausdruck: „Von Jahrhundert zu Jahrhundert" in der heiligen Schrift nur in jenen Fällen gebraucht, wo jede Zeitgränze ausgeschlossen, und also eine unaufhörliche Dauer gemeint seyn will.

Für die Ewigkeit der Höllenstrafen zeugen jene Schriftstellen, welche deutlich und ausdrücklich jedes Aufhören in Abrede stellen. So wird die Hölle Matth. 3, 12. ein „unauslöschliches Feuer" genannt. Vergl. Luk. 3, 17. Auch Christus nennt die Hölle ein unauslöschliches Feuer, und er setzt zur Verstärkung noch hinzu: „Wo ihr Wurm nicht stirbt, und das Feuer nicht erlöscht." Mark. 9, 42. u. 43. Läßt sich die Ewigkeit noch deutlicher ausdrücken, als es in diesen Stellen geschieht? Wenn ein Feuer nie erlöscht, und ein Wurm nie stirbt; was ist anders gesagt, als daß jenes immer fort brennt, und dieser immer fort nagt?

Die Ewigkeit der Höllenstrafe erhellt aus jenen Stellen, welche für die Ewigkeit der himmlischen Freuden zeugen. Oefters verbindet die heilige Schrift das Loos beider, sowohl der Frommen, als der Sünder, mit einander, und bedient sich bezüglich der Dauer ihres Zustandes desselben Wortes. So heißt es in der schon angeführten Stelle des Propheten Daniel: Die Menge derer, die im Staub der Erde schlafen, werden aufwachen, einige zum ewigen Leben, und einige zur Schmach, um sie ewig zu schauen. Dan. 12, 2. Und Christus, der Herr sagt: Diese (die Verdammten) werden in die ewige Pein gehen; die Gerechten aber in das ewige Leben. Matth. 25, 46. Es frägt sich, ob hier den Gerechten ein Lohn ohne Aufhören verheißen ist. Niemand wird dieses in Abrede stellen wollen. Die Natur der Sache selbst erfordert es; denn eine Seligkeit, die wieder aufhört, wäre keine Seligkeit. Ist aber die Seligkeit von ewiger Dauer, so muß es auch die Strafe seyn, weil Christus zur Bezeichnung beider Zustände ein und dasselbe Wort gebraucht. Es würde gegen alle hermeneutische Grundsätze streiten und die unverantwortlichste Willkühr seyn, ein und dasselbe Wort (ewig) in dem nämlichen Satze das eine Mal auf die eigentliche Ewigkeit zu beziehen, das andere Mal bloß einen zeitlichen Zustand darunter zu verstehen.

Für die Ewigkeit der Höllenstrafen zeugen ferners jene Stel-

len, welche den Verdammten alle Hoffnung auf Erlösung und Befreiung nehmen. Christus sagt: Wahrlich, du wirst da nicht herauskommen, bis du den letzten Heller bezahlt hast. Matth. 5, 26. Wiederum heißt es: Sein erzürnter Herr übergab ihn den Henkern, bis er die ganze Schuld bezahlt hätte. Matth. 18, 34. Hier wird die Befreiung an eine Bedingniß geknüpft, welche die Verdammten nie erfüllen können; denn sie können nichts mehr bezahlen, weil sie keine Genugthuung mehr leisten, und eben deßwegen bleibt auch ihr Zustand ewig unverändert. Daß dieses der Fall ist, und der Zustand der Verdammten ewig unveränderlich bleibt, folgt auch aus den Worten des Herrn: Wer wider den heiligen Geist redet, dem wird weder in dieser noch in der künftigen Welt vergeben werden. Matth. 12, 15. Wenn nun einem Solchen nie vergeben wird, so ist offenbar, daß er auch nie eine Hoffnung auf Erlösung hat. Die heilige Schrift redet auch in solchen Ausdrücken von den Verdammten, die jede Hoffnung auf Befreiung ausschließen. Sie sagt, daß sie in der äußersten Finsterniß seufzen, Matth. 8, 12; daß sie in der Nacht der ewigen Finsterniß sitzen, Jud. V. 13.; daß sie am Orte sind, wo Heulen und Zähneknirschen ist. Matth. 8, 12. Der Apostel Paulus nennt sie überdieß Gefäße des Zornes und Gefäße zur Schande. Röm. 9, 21. 22. Wie läßt ein also bezeichneter Zustand eine Hoffnung auf Erlösung übrig? — Wie sollten die Verdammten eine Hoffnung auf Verzeihung haben, da sie die Bedingnisse, an welche sie gebunden ist, nicht erfüllen können? Denn es ist ihnen weder eine Reue zu haben, noch einen Akt der Liebe Gottes zu erwecken, oder irgend ein Werk der Buße zu üben möglich.

Der Zustand der verworfenen Engel bezeugt nicht minder die Hoffnungslosigkeit der verdammten Seelen. Daß die gefallenen Engel niemals mehr zu Gnaden gelangen, ist in der heiligen Schrift klar ausgesprochen; denn es heißt: Nirgends kömmt er den Engeln zu Hilfe, sondern dem Saamen Abraham kömmt er zu Hilfe. Hebr. 2, 16. Auch im Briefe des Apostels Judas lesen wir, daß Gott die gefallenen Engel mit ewigen Banden in der Finsterniß aufbehalte. Jud. V. 6. Nun ist aber aus der heiligen Schrift auch bekannt, daß die Teufel und die Verdammten gleiches Loos haben; denn Christus sagt zu Letztern: Weichet von mir, ihr

Verdammten ins ewige Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist. Matth. 25, 41. Es können also die verdammten Menschen eben so wenig, als die gefallenen Engel eine Befreiung hoffen; denn sie theilen gleiches Schicksal.

II. Durch die Aussprüche der heiligen Väter.

Es gibt nicht einen einzigen Kirchenvater, der nicht in vielen Stellen für diesen Glaubenssatz in den bestimmtesten Ausdrücken Zeugniß ablegte. Hören wir nur einige davon:

Wir glauben, daß diejenigen, welche in Sünden und ohne Besserung ihr Leben beschliessen, in ewigem Feuer gequält werden. Iustin. Martyr. apolog. I.

Den Ungläubigen wird Schmach, Wuth, Qual und Beängstigung zu Theil, und endlich wird sie das ewige Feuer verschlingen. Theophil. ad Autol. lib. I.

Die Strafe derjenigen, welche dem Worte Gottes nicht glauben und seine Ankunft verachten, ist nicht bloß zeitlich, sondern ewig; denn zu Welchen der Herr immer gesagt haben wird: Weichet von mir, ihr Verdammten, ins ewige Feuer, — die werden für immer verdammt sein. Iren. adv. haer. l. 4. c. 28.

In der Hölle haben die Qualen weder ein Maaß noch ein Ende. Minut. Fel.

Fürchte die Drohungen, damit du nicht das, was über die Drohungen geht, leiden mußt, nämlich die ewigen Strafen und das unauslöschliche Feuer. Origen. hom. 18. in Jerem.

Die Hölle wird Jene, welche zu ihr verurtheilt sind, immer brennen; an die ewige Strafe werden zu spät Die glauben, welche an das ewige Leben nicht haben glauben wollen. Cypr. lib. de mortal.

Jenes göttliche Feuer lebt und brennt durch sich selbst, und braucht keine andere Nahrung. Lactant. inst. div. l. 7. c. 21.

Wie unchristlich ist es, bezüglich der Heiligen an der Ewigkeit ihres Ruhmes zu zweifeln, da die Gottlosen ewig die Strafe für ihr Unrecht leiden. St. Hilar. Comment. in Matth.

Wegen des kurzen Vergnügens der Sünde werde ich ewig gemartert; wegen geringer Freuden des Fleisches werde ich dem ewigen Feuer übergeben. Basilius, Hom. 13. exhort. ad bapt.

Wer ein Sünder ist, wird einen ewigen Körper empfangen, der fähig ist, die Strafen der Sünden zu tragen, so daß er ewig im Feuer brennt, und nie verbrennet. Cyrill. Jerus. Catech. 18.

Vor andern Strafen wird es die Verdammten quälen, daß sie von Gott verworfen, und ihnen die Mackel ewiger Schande im Gewissen eingebrannt ist. Gregor. Naz.

In der Hölle dauert die Strafe ewig. Chrysost. hom. 33. in I. Corinth. c. 10.

Was Gott von der ewigen Strafe der Verdammten sagt, das wird auch geschehen: Ihr Wurm wird nicht sterben, und ihr Feuer nicht erlöschen. Augustin. de civit. Dei l. 21. c. 9.

Derjenige, welcher während seines leiblichen Lebens die Verzeihung seiner Sünden nicht erlangt hat, und so aus dieser Zeitlichkeit abscheidet, geht für Gott verloren, und hört in soferne zu seyn auf, obschon er fortwährend in der Strafe bleibt. Hieron. comment. in Jes. 65.

III. Durch die Entscheidungen der Concilien.

Das vierte lateranensische Concilium erklärt: Die Verdammten erhalten sammt dem Teufel ewige Strafen; die Auserwählten aber mit Christus ewigen Lohn.

Das Concil von Trient redet sowohl in sess. 6. can. 25. als in sess. 14. can. 5. von der Ewigkeit der Höllenstrafe. In der letztern Stelle erklärt es eine Reue, die aus der Beherzigung des Verlustes der ewigen Seligkeit und des Verfalles in die ewige Verdammniß entsteht, für heilsam und nützlich.

Dazu noch die Bemerkung, daß die Kirche immer die entgegengesetzte Lehre, die sogenannte Apokatastasis, d. h. die Meinung, daß auch die Teufel und übrigen Verdammten noch zur Seligkeit gelangen, verworfen. Im Jahre 400 wurde zu Alexandrien ein Concilium gehalten, wo die Bischöfe von fast ganz Aegypten, Libyen und der Pentapolis unter andern auch die Origenistische Meinung, der Teufel gelange noch einmal zum Heile, verworfen haben. Auch die fünfte allgemeine Synode verdammte als Irrthum, daß die Qualen der Gottlosen und selbst der Teufel ein Ende nehmen, und die verworfenen Geister wieder in den ersten

Zustand versetzt werden. Die sechste und siebente allgemeine Synode lehrt dasselbe.

IV. Durch Zeugnisse hergenommen von Solchen, die außerhalb der Offenbarung stehen.

Auch außerhalb der Kirche, ja selbst mitten in dem sinnlosen Wahnglauben des Heidenthums finden wir die Annahme einer ewigen Strafe für die Gottlosen. Leset die heidnischen Dichter, einen Homer, Virgil, Ovid, Horaz u. s. w., und ihr werdet oft diese Lehre von ihnen ausgesprochen finden. Soll ich Beispiele anführen? Nun so höret: Sedet, aeternumque sedebit infelix Theseus. Ist hier nicht von einem ewig Verdammten die Rede; von einem Verworfenen, der für die ganze Ewigkeit auf einen Schmerzenssitz genagelt ist, von welchem er sich niemas mehr erheben kann? Und was erzählen die Dichter von jenem Prometheus, der ewig an einen Felsen geschmiedet, der Wuth eines Geiers preisgegeben ist, welcher immer seine stets wieder wachsenden Eingeweide verschlingt? Ist nicht auch Sisyphus dazu verurtheilt, einen schweren Stein über einen Berg hinaufzuwälzen; hat er aber die Höhe erreicht, so entschlüpft ihm der Stein wieder und rollt hinab, und Sisyphus muß die schwere Arbeit immer wieder von Neuem beginnen. Vielleicht sagt man, dies sind poetische Uebertreibungen. Nun so höret die Lehre des göttlichen Plato, wie ihn die Alten zu nennen pflegten. Dieser lehrt ausdrücklich, daß die Menschen nach dem Tode vor dem Richterstuhle des höchsten Richters zu erscheinen haben, und daß die unheilbaren Sünder zur Strafe für ihre Verbrechen in den Tartarus gestürzt werden, aus welchem sie niemals mehr herauskommen.

V. Durch Gründe aus der Vernunft.

Wir haben bei einer andern Gelegenheit gezeigt, daß bei denen, die in der Todsünde sterben, der Wille ewig böse bleibt. Solche wollen ewig die Sünde. Geschieht ihnen nun Unrecht, wenn ihnen auch ewig die Folge der Sünden, nämlich die ewige Strafe bleibt?

Der Lohn der Heiligen im Himmel dauert ewig. Wenn nun der Gute für seine Tugenden des ewigen Lohnes theilhaftig wird; so muß es folgerichtig auch für den unverbesserlichen Sünder eine

ewige Strafe geben. Denn auch die guten Werke dauern oft nur kurze Zeit, gleichwie die Werke der Gottlosen vorübergehend sind. Wenn nun vorübergehende, gute Handlungen die ewige Glückseligkeit verdienen können, so müssen folgerichtig auch vorübergehende böse Werke eine ewige Bestrafung nach sich ziehen können.

Wenn die Hölle nicht ewig dauert, so ist es um die Frömmigkeit geschehen. Denn die Gottlosen werden dann die Frommen verhöhnen und ihnen zurufen: Ihr Thoren, was quält ihr euch denn lange und schleppt euch mühsam auf dem Wege des Kreuzes fort? Warum versagt ihr euch die Genüsse des Lebens? Fürchtet ihr etwa den Abgrund am Ende des Weges? Aber gibt es denn aus demselben kein Entkommen mehr? O die Läuterung dauert nur einige Zeit, und dann geht es dem Himmel zu; und ihr habt bei all euren Mühseligkeiten und Abtödtungen, wobei euch die Freuden des Lebens verloren gingen, nichts Anders gewonnen, als daß ihr ein wenig früher ans Ziel gelangt seid. Was würden nun die Frommen thun, wenn sie eines Theils solche Reden hörten, und andern Theils wüßten, daß das Feuer der Hölle nur vorübergehend ist? Sie würden den Lasterhaften Recht geben, und zuletzt sagen: Warum mühen wir uns lange ab? Am Ende läuft ja doch Alles auf dasselbe hinaus, und wir kommen Alle wieder zusammen. Darum brauchen auch wir es nicht so genau zu nehmen. — O wie erwünscht wäre für die Zwecke der Ruchlosen die Lehre, daß die Hölle nicht ewig dauert? Um einige hundert Mordthaten, Ehebrüche und Schandthaten mehr oder weniger, — was liegt daran, wenn die Strafe einmal wieder aufhört? Sagt es einmal der Menschheit und laßt sie darnach leben, daß die Hölle nicht ewig dauert, und man wird bald sehen, wie sich ihre Sitten verwildern.

Wenn die Hölle nicht ewig dauert, so kann der Bösewicht über Gott lachen und seiner spotten, dann kann die verruchteste Seele, die gewöhnlich in demselben Grade von Hochmuth erfüllt ist, als sie lasterhaft ist, also zu Gott sprechen: Wohlan, großer Gott, ich will hienieden meine Leidenschaften befriedigen, deine Altäre niederreißen, deinen Namen zum Gespötte machen und so Viele als möglich deinem Dienste entfremden. Freilich verfalle ich dadurch deiner Rache; aber diese fürchte ich nicht. Denn du kannst mich, obwohl du Gott bist, nicht ewig strafen. Freilich, wenn

ich dir treu bliebe, so könnte ich jene Qualen vermeiden; aber ich ziehe mein Vergnügen jener Ruhe vor. Ich werde in jene Abgründe steigen, wo du meine Seele foltern wirst; aber ich werde dir selbst dann noch trotzen und zu dir sagen, daß du mich nothwendiger Weise eines Tages wieder herausziehen mußt. — Sagt nun selbst, wenn die Hölle nicht ewig dauert, hat Gott ein Mittel, diesem Trotz zu begegnen? Soll er etwa einen solchen Frevler vernichten? Aber gerade dieses ist es ja, was er verlangt; er hat keinen andern Wunsch, als in Wollüsten und Vergnügungen zu leben und nach diesem Leben ganz und gar zu sterben. Nein, Gott muß den verstockten Sünder ewig strafen, sonst ist es um seine Größe geschehen; er ist von ruchlosen Menschen besiegt, und zum Gespött derselben geworden.

Die Hölle muß also ewig dauern; dieses auch deßwegen, weil die Verdammten Gott für ihre Schuld nicht mehr genug thun können. In diesem Leben kann der reumüthige Sünder noch durch Buße genugthun, da ihm die Verdienste Jesu Christi noch zugerechnet werden können. Der Verdammte aber ist von aller Theilnahme an diesen Verdiensten ausgeschlossen; daher kann er auch nicht mehr Buße wirken und Gott nicht mehr besänftigen. Seine Sünden bleiben ihm also ewig, und daher muß auch die Strafe ewig seyn. Ja, der Wille der Verdammten ist so weit entfernt von der Buße, daß sie, wie der heilige Hieronymus sagt, unersättlich sind im Verlangen zu sündigen.

Dazu noch folgende Bemerkungen:

1. Der menschlichen Vernunft widerstreitet es nicht, daß Gott eine gewisse Zeit festsetzte, nach deren Ablauf es für die Sünder keine Hoffnung zur Erlangung der Verzeihung mehr gibt. Denn die Geschichte lehrt, daß die irdischen Fürsten auf dieselbe Weise handeln. Sie bestimmen für ihre aufrührerischen Unterthanen eine gewisse Zeit, innerhalb welcher sie ungestraft zu ihrer Pflicht zurückkehren können; wer aber diesen Zeitpunkt versäumt, verfällt der Strenge des Gesetzes. Dieses Verfahren der weltlichen Fürsten mißbilliget die Vernunft nicht im Mindesten. Aus gleichem Grunde kann man aber auch Gott nicht tadeln, wenn er als der höchste König Himmels und der Erde mit den Menschen bezüglich ihrer ewigen Bestimmung dieselbe Handlungsweise einhält. Warum

sollte denn bei Gott der Weg zur Erlangung der Verzeihung immer bereit seyn? Würde er dadurch nicht auch die Thüre zur Sünde immer offen lassen? Auf welches Recht fußend will man verlangen, Gott dürfe nie die Verzeihung versagen? Etwa deßwegen, weil er unendlich gütig ist? Aber ist er nicht auch eben so gerecht? Wäre eine Güte ohne Gerechtigkeit am Ende nicht eine Unvollkommenheit, weil eine Schwäche in Gott? Oder sollte die Ohnmacht des Menschen ein Grund seyn, warum Gott nie ermüden dürfte zu verzeihen? Allein kömmt dieser Schwachheit nicht die göttliche Gnade zu Hilfe, und kann der Mensch mit der göttlichen Hilfe nicht Alles, was er soll, wenn er anders ernstlich will?

2. Es ist nicht gegen die Vernunft, daß Gott die Erlangung der Verzeihung auf dieses irdische Leben beschränkt. Denn wer Jemanden eine Gnade erweist, der hat das Recht, auch die Bedingnisse festzusetzen, unter welchen er gnädig seyn will. Wenn daher Gott die Gnade der Verzeihung nur auf dieses irdische Leben einschränkt, so handelt er vollkommen in seinem Rechte, und der Mensch kann eben so wenig eine Verlängerung dieser Zeit verlangen, als der Bettler, der zu der ihm bestimmten Stunde sein Almosen nicht abholte, den Reichen der Ungerechtigkeit beschuldigen darf, wenn er es ihm zu einer andern Zeit verweigert.

3. Es ist nicht gegen die Vernunft, daß die, welche in ihren Sünden sterben, zu ewigen Strafen verurtheilt werden. Gewiß, es ist nicht unbillig, daß die Strafe so lange währt, als Einer schuldig ist. Die Verdammten tragen aber den Grund, warum sie gestraft werden, ewig in sich selbst, weil sie ewig in der Sünde bleiben. Für die ewig mit Hartnäckigkeit in der Sünde Verharrenden verlangt die Gerechtigkeit auch eine ewige Strafe.

4. Es widerstreitet nicht der Vernunft, daß Gott zu seinen Gesetzen unter Androhung einer ewigen Strafe verpflichtet. Der Gesetzgeber darf nicht blos, sondern soll sogar seine Gesetze möglichst wirksam machen. Die Androhung der Hölle ist aber ein mächtiger Antrieb, Gehorsam bezüglich der göttlichen Gesetze zu erhalten. Daher kann die Vernunft es nicht mißbilligen, daß Gott sich dieser Drohung bedient, und als der Wahrhaftige muß er sie auch an denen in Ausführung bringen, welche diese Drohung nicht achten und das Gesetz übertreten.

10. Ob die Ewigkeit der Höllen-Strafen der göttlichen Vollkommenheit, namentlich seiner Güte, Gerechtigkeit und Weisheit entgegen ist.

Die Ungläubigen bringen häufig vor, als würde die ewige Dauer der Höllen-Strafen der Vollkommenheit Gottes widersprechen. Aber sonderbar, daß der Ungläubige, der kaum das Daseyn Gottes zugibt, hier als Eiferer für seine Ehre auftritt, und darüber entscheiden will, wie viel sich mit dieser verträgt, und wie viel nicht. Vorzüglich seiner Güte wäre dieser Glaubenssatz entgegen. Gott ist zu gut, heißt es, als daß er sein Geschöpf ewig quälen könnte. Wie verdächtig ist nicht diese Sprache im Munde derer, welche sie führen. Wer muß es am besten wissen, was die Güte Gottes ist? Gewiß die, welche ihn lieben, und denen es die größte Freude macht, sich für seine Ehre aufzuopfern. Aber alle Diener Gottes glauben an die Ewigkeit der Strafen. Zum Beweis hiefür dient ihre Reue und ihre Buße, wenn sie das Unglück gehabt haben, in eine schwere Sünde zu fallen, und ihre Freude, wenn ihnen wieder Verzeihung zu Theil geworden ist. Wer sind denn aber jene Menschen, welche unter der Hinweisung auf die Güte Gottes die Hölle in Abrede stellen wollen? Leset ihre Schriften, und ihr werdet finden, daß sie voll Gotteslästerungen sind; sie versagen ihm jeden Kultus und jede Anbetung; sie möchten gerne den Glauben an sein Daseyn ausrotten. Und diese nämlichen Menschen appelliren hier an die Güte Gottes, und wollen ihm nicht gestatten, daß er ewige Strafen über seine in der Sünde verhärteten Geschöpfe verhänge. Aber wäre eine solche Güte nicht Gottes unwürdig? Würde man sie nicht selbst an einem Herrn dieser Erde tadeln? Sagt man nicht täglich, daß derjenige, welcher die Bösen begünstigt, ein Feind der Guten ist? Und ihr, die ihr einer solchen Lehre beipflichtet, sagt mir selbst, wenn ihr mit einigen Tausenden euerer Mitmenschen in jenen schwarzen Kerkern wäret, wo die Nerone und Kaligula die unschuldigen Schlachtopfer zusammenpropften, deren Qualen ihnen zum angenehmen Schauspiele dienten, und wenn ihr bei euerm Angstruf: „Mein Gott, hilf uns!" jene Ungeheuer lächeln sähet, und sie mit einer höllischen Miene antworten hörtet: Wir fürchten uns keineswegs vor dem, welchen ihr anrufet; denn er ist

zu gut, als daß er seine Geschöpfe ewig strafen sollte: wie würde euch diese Güte vorkommen? Wäre dieses eine Gottes würdige Güte? Wäre sie nicht eine Herausforderung zur Sünde? Einen ganz andern Begriff gibt uns die Religion von der göttlichen Güte. Gott, sagt sie uns, hat den Menschen erschaffen, um ihn ewig glücklich zu machen; der Mensch ist gefallen; Gott sandte aber seinen eingebornen Sohn, um ihn zu retten. In diesem gegenwärtigen Leben ist Gott auch bereit, einem Jeden, der in sich geht, Verzeihung angedeihen zu lassen; den Sünder aber, der sich nicht zur Buße leiten lassen will, bedroht er mit einer endlosen Strafe. Nach dem Tode setzt er seine Drohung in Vollziehung, er straft mit einer ewigen Hölle den, der in seiner Sünde stirbt; in den Plänen seiner Vorsehung wird die Strafe der Verworfenen, durch welche die göttliche Ehre gerächt wird, zugleich eine abschreckende Lehre für diejenigen, welche sich versucht fühlen, jene Beispiele nachzuahmen. Dieß ist eine Gottes würdige Güte, eine andere wäre blos eine Schwäche und eine Ermuthigung zu allen Verbrechen.

Gott ist zu gerecht, heißt es ferners, als daß er die Sünde eines Augenblicks mit einer endlosen Qual bestrafen könnte. Dieser Einwurf scheint Etwas für sich zu haben, und ist geeignet, schwache Geister für den ersten Augenblick zu täuschen; bei näherer Untersuchung aber erscheint er in völliger Nichtigkeit. Denn wer hat euch gesagt, daß die Dauer der Strafe nach der des zu bestrafenden Fehlers bemessen werden müße? Habt ihr je gesehen, daß die menschliche Gerechtigkeit die Strafe nach der Dauer eines Verbrechens bestimmt? Wird der Diebstahl, der Raub, der Mord nicht oft in einem Augenblick begangen? Und werden diese Gräuel nicht oft mit Züchtigungen bestraft, die nur mit dem Leben enden, der äußersten Grenze, bis zu welcher die Menschen gehen können? Nicht also nach der Dauer der verbrecherischen Handlung, sondern nach der Schwere des Verbrechens muß die Strafe bemessen werden. Nun was ist die Sünde? Sie ist eine Empörung, von demjenigen begangen, der all' seine Güter empfangen hat, und zwar gegen den, welcher der Urheber all' dieser Güter ist. Euer Leib, euere Seele und alle Kräfte derselben sind von Gott gegeben, und ihr bedient euch durch die Sünde derselben gegen ihn. Um euch aus

dem entsetzlichen Unglück zu retten, in welches euch euere Ausschweifungen stürzen, ist er euer Schlachtopfer auf dem Kalvarienberg geworden; ihr werdet also durch die Sünde die Feinde euers Erlösers; ihr seid im Begriff, ihm noch einmal das Herz zu durchbohren und ihn an das Kreuz zu schlagen. Und eine solche That soll eine Kleinigkeit seyn? Der Mensch, der nichts ist, empört sich gegen Gott, der Alles ist; er untersteht sich, ihm zu trotzen; er überschreitet jenen unermeßlichen Raum, der ihn von der unendlichen Majestät trennt, um ihn auf die empfindlichste Weise zu beleidigen. Dieß ist die Sünde. Nehmet nun die Wage, und sagt, welches ist die rechte Strafe, die der Sünder verdient? Wenn auch das Verbrechen, wovon wir reden, in einem Augenblick begangen worden wäre, so verdiente doch eine der unendlichen Majestät zugefügte Beleidigung eine Züchtigung, die wenigstens ihrer Dauer nach unendlich ist. Wo ist aber überhaupts jene Sünde eines Augenblicks, um welcher willen Jemand verdammt wird? Ist vielleicht das die Sünde eines Augenblicks, wenn jener Ruchlose seit vielen Jahren Lästerungen ausspricht und schreibt; wenn er strebt, die ganze Welt gegen die Gottheit aufzuwiegeln; wenn er über Alles spottet, was heilig ist, und sterbend sich darüber freut, Bücher zu hinterlassen, welche noch die kommenden Geschlechter vergiften? Ist dieses die Sünde eines Augenblicks? Oder werden wir sie vielleicht in jenem Eroberer finden, welcher die Erde verwüstet, die Städte verbrennt und seinem Ehrgeize Millionen seiner eigenen Unterthanen opfert; der gerne ein ganzes Jahrhundert leben möchte, um fortwährend dieses grausame Spiel treiben zu können: ist dieses die Sünde eines Augenblicks? Was sollen wir von jenem Geizhals sagen, der seine Schätze auf Kosten der Wittwen und Waisen vermehrt; der mit Hinterlassung einer unendlichen Summe stirbt, woran die Thränen und das Blut derjenigen hängen, die er unterdrückt hat? Ist das die Sünde eines Augenblicks? Und wie soll man die Sünde jenes Wüstlings schätzen, der sich von seiner frühesten Jugend an in dem Koth der sinnlichen Vergnügungen wälzt; der, wie ein unersättlicher Geier, immer und überall eine Beute sucht, die er seinen schimpflichen Neigungen opfern kann; der sich das zum Ruhme anrechnet, was ihn mit Scham bedecken sollte;

der noch im vorgerückten Alter sich an der Erinnerung seiner früheren Ausschweifungen weidet? Ist das die Sünde eines Augenblicks? Wo ist also jene augenblickliche Sünde? Ist es vielleicht die deinige, Gottloser, der du diesen Einwand vorbringst? Wenn dich Gott in dieser Stunde schlüge, würdest du dich unterstehen, zu sagen, er strafe dich für die Sünde eines Augenblicks? Wie viele sind es nicht blos Tage, nicht blos Monate, sondern Jahre, daß du in einem offenen Krieg mit deinem Gotte lebst; daß du sein Gesetz entheiligest, um dich allen Leidenschaften deines Herzens hinzugeben; daß deine Gedanken, deine Worte und deine Werke von allen Arten von Unordnungen, von Lästerungen und schreiender Ungerechtigkeit angefüllt sind? Kann also in den meisten Fällen von einer augenblicklichen Sünde die Rede seyn? Ist nicht vielmehr das Leben des größten Theiles der Verdammten eine fortgesetzte Kette von Lastern und Ungerechtigkeiten?

Dabei vergesset nicht, daß eine jede Sünde des Verworfenen, wenn sie auch nur ein einziges Mal und in einem einzigen Augenblick begangen worden ist, eine ewige Sünde ist. Denn ein Jeder, der eine Todsünde begeht, oder überhaupts im Zustande der Todsünde fortlebt, denkt sich dabei: Wenn nur dieser Genuß ewig dauerte, wenn nur diese Sinnenlust nie aufhörte; wenn ich nur hier auf Erden ewig genießen könnte, dann möchte Gott seinen Himmel für sich behalten. Wenn der Todsünder auch gerade nicht so spricht, so ist dieses schon in der Sünde selbst gelegen. Im Willen des Menschen dauert also die Sünde fort, wenn auch die Vollbringung der bösen That nur kurze Zeit währt. Hätte der Sünder die Kraft, seinen Willen ungestört zu erfüllen, so würde er die Sünde so andauernd als möglich, er würde sie ewig machen. Wenn nun der Mensch in dieser Gesinnung stirbt, und dieß ist der Fall, wenn er in einer Todsünde vom Tode übereilt wird, so bringt er einen auf das Böse gerichteten Willen in die Ewigkeit mit. Dieser Wille bleibt nun ewig derselbe; die Sünde dauert in ihm ewig fort; ja ein Solcher ist seiner Gesinnung nach von dem Teufel nicht verschieden: wie der Teufel, so ist auch ein Solcher im Bösen verhärtet, und weicht von demselben nicht mehr ab. Darum sagt der heilige Bernard: Wegen dieser Bösartigkeit des unbeugsamen

und verhärteten Willens dauert ewig die Strafe, wenn auch die Sünde nur zeitweise fortgesetzt wurde, weil ausgemacht ist, daß das, was der Zeit oder der That nach kurz ist, lang dauert im verstockten Willen; so zwar, daß der Sünder, wenn er niemals sterben würde, auch niemals aufhören würde, sündigen zu wollen, ja daß er vielmehr immer leben möchte, um immer sündigen zu können. Und der heilige Bernardin sagt: Der Verdammte bleibt in der Hölle in eben dem Willen, in welchem er aus der Welt gehet; denn obschon die Sünde schon vorbei ist, so dauert sie doch unaufhörlich in Bezug auf den Willen; deßwegen wird sie auch mit einer Strafe von ewiger Dauer belegt.

Man beruft sich ferners auf Gottes Weisheit und sagt: Gott ist zu weise, als daß er uns Drohungen verkündete, welche, statt daß sie uns zu ihm zurückführten, nur geeignet sind, uns durch ihre Uebertreibung gegen ihn zu empören und zur Verzweiflung zu bringen. Aber man muß gerade das Gegentheil behaupten, und sagen, daß die Androhung der ewigen Strafe in der Hölle der göttlichen Weisheit vollkommen angemessen ist, weil dadurch der Mensch am kräftigsten unter das Joch des Gehorsames zurückgebracht wird. Der Mensch hat einen gewaltigen Hang zur Sünde; um ihn davon zurückzuhalten, müssen ihm die strengsten Strafen vor Augen gestellt werden. Die Erfahrung beweist es, daß nicht einmal die Hölle für alle Fälle hinreicht; denn wie Viele von denen, welche an die Ewigkeit der Strafen glauben, lassen sich dennoch von ihren Leidenschaften fortreißen. Setzen wir nun den Fall, es gäbe keine Hölle, sondern höchstens nur eine vorübergehende Züchtigung: wer würde sich in den Schranken der Gerechtigkeit und der Tugend erhalten? Der Gedanke, daß die Strafe doch ihr Ende hat, würde in eine gewisse Sicherheit einwiegen und leichtsinnig machen. Auch gibt es fast keinen großen Sünder, welcher durch einen andern Beweggrund, als durch den der Strafen der Hölle zur Buße gebracht worden wäre; die Furcht davor ist gewöhnlich der Anfang seiner Bekehrung, wie auch die Schrift sagt: Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit. Die Androhung einer ewigen Strafe in der Hölle ist also der göttlichen Weisheit ganz angemessen, weil dieß das kräftigste Mittel ist, den Menschen in der Tugend zu erhalten,

und den, welcher vom rechten Wege abgewichen ist, wieder auf denselben zurückzubringen.

11. Die ewige Strafe beginnt für die Verdammten sogleich nach dem Tode.

Der Glaube lehrt uns, daß für die Auserwählten sogleich nach ihrem Austritt aus diesem Leben, wenn sie nichts mehr abzubüßen haben, die ewige Seligkeit beginnt. Schon daraus folgt, daß auch für die Verdammten unmittelbar nach dem Tode die ewige Strafe ihren Anfang nimmt.

Die heilige Schrift erklärt sich deutlich darüber. So heißt es: Gott ist es etwas Leichtes, einem Jeden im Tode nach seinen Werken zu vergelten. Ekkli. 11, 28. Jesus Christus sagt in der Parabel vom reichen Prasser: Es geschah, daß der Bettler starb und von den Engeln in den Schooß Abrahams getragen wurde. Es starb aber auch der Reiche und wurde in die Hölle begraben. Als er nun im Reiche der Todten in der Qual war u. s. w. Luk. 17, 22. 23. Hier ist offenbar gesagt, daß der Prasser unmittelbar nach dem Tode in die Hölle kam.

Damit stimmen die heiligen Väter ein. So sagt der heilige Hilarius: Die Gottlosen nimmt sogleich die Hölle als Rächerin auf. In ps. 2. — Der heilige Augustin schreibt: Die Seelen der Guten, die von ihrem Leibe geschieden sind, sind in der Ruhe, die Seelen der Gottlosen aber in der Pein, bis die Leiber beider, jener zum ewigen Leben, dieser aber zum ewigen oder zweiten Tode neuerdings aufleben. De civit. Dei libr. 13. c. 8. — Gregor, der Große, bemerkt: Wie die Auserwählten die Seligkeit erfreut, so muß man glauben, daß die Verdammten vom Tage ihres Todes an das Feuer ergreift. Libr. 4. dialog. c. 28. — Endlich hat das allgemeine Concilium von Florenz entschieden: Die Seelen derjenigen, die in einer wirklichen Todsünde sterben, steigen sogleich in die Hölle hinab, um jedoch mit verschiedenen Strafen belegt zu werden.

12. Von der großen Qual des Verlustes.

Unter allen Qualen der Hölle ist die Strafe des Verlustes, nämlich der Schmerz, Gott verloren zu haben, eine der größten. Nicht

die Finsternisse, nicht der Gestank, nicht die Fessel, selbst nicht das Feuer machen eigentlich die Hölle aus, sondern der Verlust der Anschauung Gottes. Denn lieben gleichwohl die Verdammten Gott nicht, ja hassen sie ihn vielmehr, so verlangen sie doch nach der Seligkeit und wünschen im Himmel zu seyn. Es ist kein Zweifel, sagt der heilige Gregor, daß diejenigen, welche in der Hölle sind, zur Quelle der Seligkeit zu kommen verlangen. Dieß ist ihnen aber für die ganze Ewigkeit versagt. Welche Pein, ein Gut verlangen, und in seiner Entbehrung unaussprechlich unglücklich seyn, und es nie erreichen!

Der heilige Chrysostomus sagt: „Wenn du mir tausend Höllen vorstellest, so schlage ich diese nicht so hoch an, und fürchte sie nicht so sehr, als von der Lieblichkeit jener glorreichen Gesellschaft verstoßen, und dem Schöpfer verhaßt zu werden.“ Und abermals sagt derselbe heilige Kirchenlehrer: Ausgeschlossen zu werden von den ewigen Gütern und losgerissen von dem, was Gott den ihn Liebenden bereitet hat, bringt eine so furchtbare Marter hervor, daß, wenn auch von Außen keine Flamme Qual verursachte, dieses schon allein hinreichen würde, die Hölle zum Ort der Verzweiflung zu machen. Der heilige Augustin aber bemerkt, daß, wenn die Verdammten der Anschauung Gottes sich erfreuen würden, die Hölle sich für sie in ein Paradies umwandelte.

Um sich einen schwachen Begriff von der Qual dieses Verlustes zu machen, darf man sich nur einen Menschen vorstellen, der hier auf Erden ein werthvolles Gut verliert. Wie traurig macht es ihn nicht, wenn er z. B. nur um eine Summe Geldes gekommen ist; und je werthvoller das verlorne Gut ist, desto höher steigt sein Schmerz. Aber was für ein Gut hat nicht der Verdammte verloren? Ein unendliches Gut, seinen Gott hat er verloren. Deßwegen ist auch der Schmerz, welchen er darüber empfindet, gleichsam unendlich. Diesen Verlust fühlt der Mensch freilich wenig in diesem Leben; aber um so schrecklicher, wenn er diese Welt verlassen hat. Denn eine abgeschiedene Seele erkennt sogleich, daß Gott das höchste Gut ist, und in der Vereinigung mit ihm alle Glückseligkeit besteht. Sie fühlt sich daher mit aller Macht zu dieser Vereinigung hingezogen; durch die Sünde aber wird wie durch eine Kette die Seele nicht bloß davon gewaltsam zurückgehalten, sondern auch von der Schwere

derselben in die Hölle hinabgezogen. Dort erkennt sie, welch' ein Gut sie verloren; sie erkennt, wie liebenswürdig Gott ist, und welch' eine Glückseligkeit sein Besitz ist; aber sie kann das liebenswürdigste Gut nicht lieben, sie wird vielmehr gezwungen, ihn zu hassen, und ihr Haß geht so weit, daß sie, wäre es in ihrer Macht, Gott vernichten würde. Welch' ein ungeheuerer Widerspruch, das höchste Gut, welches aller Liebe werth ist, hassen müssen! Hierin liegt für die verdammte Seele eine unbegreifliche Qual. Die Erkenntniß der Gnaden, welche Gott einer verdammten Seele im Leben verliehen, und die Liebe, welche er zu ihr getragen, wird diese Pein noch vermehren.

Als der König David seinen Sohn Absolon dazu verurtheilte, nicht mehr vor ihm zu erscheinen, war dieses für Absolon eine so große Strafe, daß er ausrief: Saget meinem Vater, er möge mir entweder gestatten, sein Angesicht wiederum zu sehen, oder mich lieber tödten lassen. 2. Kön. 14, 24. Höret noch ein anderes Beispiel aus der Profangeschichte. Als einstens König Philipp II. von Spanien über einen seiner Höflinge erzürnte, und ihm sagen ließ, er dürfe niemals mehr vor seinem Angesichte erscheinen, empfand dieser darüber einen so großen Schmerz, daß er vor Kummer starb. Welch' ein Schmerz wird es nicht erst seyn, wenn Gott zu einer verdammten Seele spricht: Weiche von mir in das ewige Feuer. Da wird sich erfüllen das Wort des Herrn: Ich will mein Angesicht vor ihm verbergen, und alle Uebel werden ihn treffen. Deut. 31, 17.

13. Ueber das Feuer der Hölle.

Es ist unter den Theologen die Frage entstanden, ob das Feuer der Hölle im buchstäblichen oder figürlichen Sinne zu nehmen sei, so daß unter demselben überhaupts nur der brennende Schmerz zu verstehen wäre, welchen die Verdammten leiden. Viele Umstände sprechen für ein wirkliches Feuer. Denn:

Viele Stellen der heiligen Schrift reden deutlich von einem wirklichen Feuer. So heißt es: Ein brennendes Feuer ist mein Zorn, und er wird brennen bis in die unterste Hölle. Deut. 32, 22. — Wer von euch mag wohnen bei dem verzehrenden Feuer? Is. 33, 14. — Das Tophet (Vertilgungsstätte) ist von gestern her bereitet, seine Nahrung ist Feuer. Is. 30, 33. — Ihr Wurm wird nicht sterben,

ihr Feuer nicht erlöschen. Is. 66, 24. — Ich leide große Pein in diesen Flammen. Luk. 16, 24. — Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer. Matth. 25, 41. — In das ewige Feuer geworfen werden. Matth. 18. 8. u. s. w.

Sollen alle diese Stellen figürlich genommen werden? Aber nie darf man weniger den buchstäblichen Sinn verlassen, als bei Gesetzen und Urtheilssprüchen. Nun spricht aber Christus in den Worten: „Weichet von mir in das ewige Feuer" — den Verdammten ihr Urtheil. Wer darf es wagen, ein richterliches Urtheil im uneigentlichen Sinne zu nehmen, und wenn der Richter einem Missethäter das Urtheil also spricht: „Nehmt ihn und führt ihn zum Feuertode," etwa zu glauben, es sei hier kein wirkliches Feuer, sondern überhaupts nur eine beliebige Todesart gemeint? Christus bezeichnet den Ort, an welchen die Verdammten gehen sollen, deutlich als Feuer. Diese müssen daher auch Feuer dort finden, sonst ist die Strafandrohung Gottes eitel und vergeblich, ja die Verworfenen könnten sich füglich über die verhängte Strafe lustig machen; sie könnten Gott der Ohnmacht beschuldigen, der nicht einmal so sie zu strafen vermöge, wie er es ausgesprochen. Warum sollte man auch den buchstäblichen Sinn verlassen? Deuten vielleicht die Worte selbst mehr auf einen figürlichen als buchstäblichen Sinn hin? Aber der Ausdruck: „Das Feuer," — bezeichnet immer ein materielles, wirkliches Feuer. Warum soll man also hier den buchstäblichen Sinn aufgeben? Vielleicht deßwegen, weil wir nicht begreifen, wie Geister in einem materiellen Feuer brennen können? Wir bemerken hier bezüglich dieses Zweifels, auf welchen wir unten noch einmal zurückkommen werden, daß Vieles, was wir nicht begreifen, dennoch gar wohl möglich ist. Der natürliche Zusammenhang der angeführten Worte Matth. 25, 41. scheint ein materielles Feuer zu verlangen. Nachdem nämlich Christus zu den Verdammten gesagt: „Weichet von mir in das ewige Feuer," heißt es von diesen: „Sie werden hingehen." Wie kann man denn aber in ein nicht wirklich bestehendes Feuer hingehen? Wie kann denn Einer in's Wasser gehen, wenn es nirgends ein Wasser gibt? — Christus, der Herr, sagt auch von dem höllischen Feuer, daß es dem Teufel und seinen Engeln bereitet sei. Ein Feuer, das bereitet, also angezündet worden ist, muß in der Wirklichkeit bestehen.

Dem höllischen Feuer werden auch solche Eigenschaften beigelegt, die nur einem wirklichen, nicht aber einem metaphorischen Feuer geziemen. Es wird einem Feuerofen verglichen; denn Matth. 13, 42. heißt es, daß Alle, die Unrecht thun, in den Feuerofen geworfen werden. Es wird von der Hölle gesagt, daß sie sei ein Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt. Apok. 21, 8.; es heißt von diesem Feuer, daß Rauch aufsteige (Apok. 14, 11.); es wird eine Flamme genannt (Luk. 16, 24.), ein unauslöschliches Feuer (Matth. 9, 44.). Deuten nicht alle diese Ausdrücke auf ein wirkliches Feuer hin?

Es fehlt auch nicht an Beispielen, daß Gott schon öfters auf dieser Welt die Lasterhaften mit Feuer strafte. So regnete er über Sodoma und Gomorrha Feuer und Schwefel. Gen. 19, 24. Nadab und Abiu, die sich eines fremden Feuers zum Räuchern bedienten, wurden von Gott mit Feuer verzehrt. Levit. 10, 1 u. 2. So hat auch Feuer vom Himmel jene zwei Oberste und ihre fünfzig Soldaten vernichtet, welche zum Elias geschickt worden sind. 4. Kön. 1, 14. Der Apostel Petrus bezeugt, daß Gott am Ende der Zeiten Alles durch Feuer verzehren wird. 2. Petr. 3, 10. Da also das Feuer häufig schon Gott zum Werkzeuge diente, um dadurch seinen Zorn zu offenbaren: ist es nicht wahrscheinlich, daß er am Orte seiner Rache, in der Hölle, die Verdammten durch dasselbe Element züchtige?

Auch die Tradition ist der Annahme eines wirklichen Feuers günstig. So sagt der heilige Justin, den Sündern sei ewiges Feuer bereitet. Apolog. II. Der heilige Basilius bemerkt, daß das Feuer zwei Eigenschaften habe, nämlich die zu brennen, und die zu leuchten, und dann fährt er fort, daß die erstere Eigenschaft, die Schmerz verursacht und daher zum Strafen geeignet ist, jenes Feuer hat, in welches die der Verdammniß Würdigen kommen. Homil. 1. in Pslm. 28. Der heilige Hieronymus rügt es an Origenes, daß er das Feuer in der Hölle sinnbildlich nahm. Der heilige Augustin redet an mehreren Stellen seiner Schriften von einem körperlichen Feuer, so: In Pslm. 49 et 57.; libr. 1. de sermon. Domini in monte u. s. w. — Der heilige Gregor, der Große, schreibt: Ich zweifle nicht, daß jenes Feuer körperlich sei. Dialog. 4. c. 29.

Die besonderen Eigenschaften dieses Feuers gibt uns die Offenbarung nicht an. Das Feuer in diesem Leben, schreibt der heilige Augustin, verzehrt Alles, was es erfaßt; das höllische Feuer aber quält diejenigen fortwährend, welche es ergriffen hat, und erhält sie unversehrt für die Strafe. Die Kraft jenes Feuers kann keine Stimme aussprechen, keine Sprache erklären. Serm. 80. de tempor. — Obschon also das höllische Feuer mit unserm irdischen derselben Art ist, und vorzüglich wie unser irdisches die Kraft zu quälen und zu brennen hat, so ist es doch von dem unserigen sehr verschieden seiner übrigen Wirkungen und Eigenschaften nach. Dahin erklären sich auch die heiligen Väter. So schreibt Johannes Damascenus: Es ist nicht ein materielles Feuer, wie das unserige, sondern hat eine Beschaffenheit, wie Gott es weiß. Libr. 4. de fide orthod. c. 28. Und Lactantius sagt: Seine Beschaffenheit ist von unserm Feuer, welches wir für das Leben nöthig haben, verschieden; denn wird unser Feuer nicht durch irgend eine Materie genährt, so löscht es aus: aber jenes göttliche Feuer lebt durch sich selbst und bedarf keiner Nahrung, es ist ihm auch kein Rauch beigemischt, sondern es ist rein und klar und flüßig wie Wasser.

Dabei entsteht der Zweifel, wie es möglich sei, daß ein leibliches Feuer die Seele, welche geistig ist, zu peinigen vermöge. Man muß dieses einzig und allein dem Willen Gottes zuschreiben. Gott will es, und darum geschieht es. Deßwegen bemerkt der heilige Liguori: Gleichwie, wenn die Seele noch mit dem Leibe verbunden ist, die Seele es ist, welche den Schmerz empfindet, so bewirkt Gott auch, daß die Seele, wenn sie gleichwohl vom Leibe getrennt ist, dennoch denselben Schmerz fühlt. Der heilige Augustin erklärt sich hierüber also: Warum sollten wir nicht sagen, es könnten diese unkörperlichen Geister, wenn auch auf wunderbare, doch auf wahrhafte Weise durch ein körperliches Feuer gepeinigt werden, da die Geister der Menschen, die doch gewiß unkörperlich sind, auch jetzt in körperliche Glieder konnten eingekerkert werden; damals aber (bei der Auferstehung) ihren Körpern durch unauflösliche Bande vereint werden können? Es werden also die Geister der Dämonen, oder vielmehr die geistigen Dämonen, ob auch unkörperlich, mit dem Feuer vereint, um von demselben gepeinigt zu werden, nicht aber um dasselbe der Gestalt zu beleben, daß sie durch

die Vereinigung mit demselben Thiere werden, die aus einem Geiste und einem Leibe bestehen; sondern wie gesagt auf wunderbare und unaussprechliche Weise mit ihm zusammenhängend, werden sie dann Qualen von dem Feuer erleiden, ohne demselben Leben zu geben; denn auch jene andere Weise, auf welche nun Geister mit den Leibern zusammenhängen, ist allerdings wunderbar und über die Fassungskraft des Menschen erhaben, und dennoch besteht durch dieselbe der Mensch selbst. De civit. Dei libr. 21. c. 10.

Auf die Frage, ob körperlicher Schmerz den Leib nothwendig tödten müsse, antwortet der heilige Augustin: „Es ist unbedingte Nothwendigkeit, daß, wer da leidet, auch leben müsse; keineswegs aber ist es nothwendig, daß der Schmerz den leidenden Gegenstand tödte; denn nicht jeder Schmerz tödtet sogar diese sterblichen Leiber, die doch auf alle Fälle sterben müssen; daß aber mancher Schmerz jetzt tödtet, kömmt daher, weil die Seele auf solche Weise mit diesem Körper verbunden ist, daß sie den Schmerzen, wenn sie den höchsten Grad erreicht haben, weichen und dem Leibe entfliehen muß, da das Gewebe der Glieder und der Lebensgeister so zart ist, daß es die Gewalt eines überaus heftigen oder des höchsten Schmerzes nicht auszuhalten vermag. Damals aber wird die Seele mit einem solchen Leibe und auf solche Weise mit demselben vereiniget werden, daß das Band dieser Vereinigung eben so wenig durch irgend eine Länge der Zeit aufgelöset, als durch irgend einen Schmerz gebrochen werden kann. Wenn demnach sogar im gegenwärtigen Leben das Fleisch also beschaffen ist, daß es Empfindungen des Schmerzes ertragen kann, ohne den Tod erleiden zu müssen: wie viel mehr dann, wo das Fleisch nicht also beschaffen seyn wird, wie es jetzt ist, gleichwie alsdann auch der Tod nicht also seyn wird, wie er jetzt ist. Denn ein Tod wird allerdings seyn, doch wird derselbe ewig währen. Der erste Tod vertreibt die Seele auch gegen ihren Willen aus dem Leibe; der zweite Tod hingegen hält sie gegen ihren Willen im Leibe zurück. .. Indeß wenn wir die Dinge genauer betrachten, so finden wir, daß der Schmerz, den wir leiblichen Schmerz nennen, eigentlich mehr der Seele angehört. Denn die Seele leidet eigentlich, und nicht der Leib, und zwar selbst dann, wenn die Ursache ihres Leidens vom Leibe kömmt, da sie an dem Orte leidet, wo der Leib verletzt wird. Wie wir

also sagen, der Leib empfinde und lebe, ob er auch nur durch die Seele Empfindung und Leben hat, so sagen wir auch, derselbe leide, wiewohl der Schmerz des Leibes nur durch die Seele empfunden wird. Es leidet also die Seele mit dem Leibe an der Stelle des Leibes, wo etwas geschieht, das Schmerz erregt; allein die Seele leidet auch allein, wiewohl sie im Leibe ist, wenn sie aus einer unsichtbaren Ursache leidet, indeß ihr Leib gesund ist. Sie leidet aber auch, wenn sie nicht im Leibe ist; denn allerdings litt jener reiche Prasser in der Hölle, als er schrie: Ich werde gepeinigt in diesen Flammen. Luk. 16, 14. Wäre also der Schluß von dem Schmerz auf den Tod richtig, d. h. müßte der Tod erfolgen, weil Schmerz vorhanden ist, so müßte eigentlich die Seele sterben, weil sie leidet. Da sie aber, ungeachtet sie leidet, nicht sterben kann, welcher Beweis kann uns zu dem Schluß führen, daß jene Leiber, die in Schmerzen leben werden, deßwegen sterben müßten? De civit. Dei libr. 21. c. 3.

14. Von der traurigen Gesellschaft der Verdammten.

Es ist ein gewöhnliches Sprichwort: Socios habuisse juvat. Daher hört man oft die unsinnige Rede: Wenn ich auch in die Hölle komme, — was macht es? Ich werde nicht allein dort seyn. Allerdings wirst du nicht allein seyn; du wirst vielmehr sehr viele Genossen haben; denn es gehen Mehre zu Grund, als selig werden. Aber wird dir die große Gesellschaft einen Trost gewähren? Im Gegentheile, es steigern sich dadurch deine Leiden. Denn woraus besteht deine Gesellschaft? Aus Solchen, welche mit dir Gleiches leiden, und daher durch ihr Geheul deinen Schmerz vermehren. Ach, welche Qual wird es seyn, das Geheul und die Flüche der Verdammten, die Gott und sich selbst verwünschen, die ganze Ewigkeit anhören zu müssen! Auch werden sich die Verdammten ihre Missethaten einander vorwerfen, und Einer über die Verzweiflung des Andern spotten; vorzüglich jene, die sich hienieden gegenseitig zur Sünde verführten, werden dort sich auf das bitterste hassen und wo möglich ihre Qualen sich vermehren. Soll es zum Troste gereichen, in einer solchen Gesellschaft zu seyn?

Die Gesellschaft mit so vielen Verdammten ist auch deßhalb lästig, weil daraus ein so enges Beisammenseyn entsteht; denn sie werden

sich in jenem Pfuhle gleich wie Trauben befinden, die unter der Presse des Zornes Gottes liegen. Apok. 19, 15. Ferners hauchen die Leiber der Verdammten den abscheulichsten Gestank aus; je größer nun ihre Zahl ist, desto unerträglicher wird dieser Gestank seyn.

Noch haben die Verdammten die Teufel in ihrer Gesellschaft. Soll ihnen vielleicht hieraus ein Trost erwachsen? Wer geht denn hier auf Erden gerne mit einem häßlichen, mit eckelhaften Krankheiten behafteten Menschen um, der noch überdieß voll Falschheit, Streitsucht und Bosheit ist? Wer weicht einem Solchen nicht überall aus, und hielte es nicht für die größte Qual, mit ihm in ein und demselben Zimmer zusammenleben zu müssen? Noch viel gräulicher sind aber die Teufel, und noch viel größer ist ihre Bosheit. Wird es daher nicht die größte Pein seyn, mit solch' häßlichen Gestalten, deren Anblick schon unerträglich ist, zusammen leben zu müssen?

Statt also aus der Gesellschaft der übrigen Verdammten und der gefallenen Engel einen Trost zu schöpfen, wird gerade dadurch die Hölle noch um so qualvoller.

15. Womit sich das Gedächtniß der Verdammten beschäftiget.

Nach dem heiligen Thomas können die Verdammten gar wohl die Erinnerung an die natürlichen Kenntnisse, die sie auf Erden besaßen, in der Hölle bewahren, da nach dem Tode auch jenes Wissen, das man sich auf Erden erworben hat, der Seele eingedrückt bleibt. Dafür zeugen die Worte, welche Abraham zum reichen Prasser gesprochen hat: Gedenke Sohn, daß du Gutes empfangen hast in deinem Leben. Luk. 16, 25. Es wird aber den Verdammten die Erinnerung an das, was sie bei Lebzeiten wußten, nicht zu ihrem Troste, sondern nur zu ihrer noch größern Betrübniß gereichen. Denn gleichwie bezüglich der Seligen nichts zu finden ist, was für sie nicht ein Gegenstand der Freude wäre, so findet sich auch rücksichtlich der Verdammten nichts, was für sie nicht eine Ursache der Betrübniß wäre. Diese Erinnerung der Verdammten ist aber sehr verschieden von jener auf Erden; denn in diesem Leben zerstreut man sich auf verschiedene Weise, um der

unangenehmen Erinnerungen los zu werden, man sucht sie mit Gewalt zu vertreiben, oft weichen sie auch von selbst; aber in der Hölle ist diese Erinnerung immer gegenwärtig, und quält die unglückliche Seele. Die Verdammten haben aber außer den Erinnerungen an die Vorfälle ihres ehemaligen Lebens auf Erden noch ein anderes Andenken, das sie martert. Nach den Aussprüchen der heiligen Väter, und insbesonders der Lehre des heiligen Thomas erblicken die Verworfenen vor dem letzten Gerichte die Herrlichkeit der Seligen, zwar nicht so, daß sie klar unterscheiden können, worin sie besteht; aber doch so, daß sie erkennen, es sei den Auserwählten eine unaussprechliche Herrlichkeit bereitet. Diese Wahrnehmung wird ihnen nicht blos zur Zeit des Anblickes Kummer und Schmerz verursachen, sondern sie auch noch später durch die Erinnerung foltern.

16. Von dem Willen der Verdammten.

Der Wille der verworfenen Seelen ist nur auf das Böse gerichtet; denn sie haben diese Richtung desselben bei ihrem Abscheiden von der Erde mitgenommen und bei ihrem Eintritt in die Ewigkeit ihn in dieser Weise unveränderlich gemacht; sie sind jetzt im Bösen verhärtet. Gleichwie nämlich der Selige, da er stets mit Gott, seinem letzten Ziel und Ende verbunden ist, gar keinen bösen Willen haben kann, so wird auch der Verdammte, da er unbeweglich sich wider den göttlichen Willen verhärtet hat, nie eine gute Willensregung haben. Der heilige Thomas bemerkt auch, daß die Verdammten gemäß der Bosheit ihres Willens den Wunsch hegen, alle Uebrigen möchten gleich ihnen verloren seyn. Denn ungeachtet je mehr die Zahl der Verdammten zunimmt, desto mehr die Pein eines jeden Einzelnen von ihnen sich vergrößert, so ist doch ihr Haß und ihr Neid so groß, daß sie es vorziehen, mit Vielen vereint größere Peinen, als geringere allein zu erdulden. Verlangt ja schon der Bösewicht in der Verkehrtheit seines Herzens nicht selten auf dieser Erde nach dem, was ihm selbst am schädlichsten ist; er achtet keinen Verlust und keine Strafe, wenn es ihm nur gelingt, seine Rache zu kühlen. Auch der Umstand hindert die Verdammten in ihrem thörichten Wunsch nicht, daß einige von denen, deren Verderben sie wünschen, auf Erden innigst von ihnen geliebt wurden;

denn jene Liebe, die auf Gott sich nicht fußt, vergeht, wie ein Rauch, und hat insbesonders jenseits keinen Bestand mehr. Auf die Einwendung, wie sich dann das eifrige Verlangen des reichen Prassers, daß nicht auch seine Brüder verdammt werden möchten, erklären lasse, bemerkt der heilige Thomas: Der Neid der Verdammten sei so groß, daß sie zwar Alle, und auch ihre eigenen Verwandten dem ewigen Verderben preisgegeben sehen möchten; da sie aber nicht Alle verdammt sehen können, so bewirkt die Eigenliebe in ihnen, daß sie lieber ihre Verwandten als Fremde von der Hölle befreit sähen; denn der Neid würde sie noch mehr peinigen, wenn sie die Ihrigen verdammt, Fremde dagegen gerettet erblickten, und deßwegen trug der Reiche so große Sorge dafür, daß seine Brüder nicht zu Grunde gingen.

Auf die Frage, ob die Verdammten ihre Sünden bereuen, antwortet der heilige Thomas, man müsse unterscheiden; denn der Mensch könne auf zweifache Weise seine Schuld bereuen, nämlich aus Haß gegen die begangene Sünde, und in dieser Hinsicht kann der Verdammte keine Reue haben, weil er im Bösen verhärtet ist und die Bosheit seiner Sünde liebt; es hat aber der Verdammte einen Schmerz über seine Sünden wegen der Strafe, welche sie ihm veranlassen: er will also die Sünde in Bezug auf ihre Bosheit, er will aber nicht die Strafe der Sünde. Daß dieses eigentlich keine Reue ist, leuchtet von selbst ein.

Man fragt, ob die Verdammten Gott hassen. Der heilige Thomas bemerkt, daß Gott, in sich selbst betrachtet, als das liebenswürdigste Gut, zwar niemals für irgend ein vernünftiges Geschöpf ein Gegenstand des Hasses zu seyn vermag; daß aber die Verdammten ihn dennoch um zweier Ursachen willen hassen: einmal weil er der Urheber ihrer Qualen ist, womit er sie bestraft, und dann, weil er die unendliche Güte ist. Um dieses Gegensatzes willen würden sie Gott hassen, wenn er sie auch nicht bestrafte.

Auf die weitere Frage, ob die Verdammten Gott lästern, antwortet wieder der heilige Thomas, daß die Verdammten, da sie einen dem göttlichen Willen widerstrebenden Willen haben, auch die Peinen hassen, womit sie Gott straft, und dieser Abscheu der göttlichen Gerechtigkeit sei schon eine innere Gotteslästerung; außerdem sei es glaublich, daß, gleichwie die Seligen nach der

Auferstehung ihrer Leiber Gott durch ihre Stimmen loben, auch die Verdammten ihn mit Worten lästern werden. Andere stellen jedoch das Letztere aus dem Grunde in Abrede, weil das mündliche Lästern dem Lästerer immer eine gewisse boshafte Befriedigung seines Zornes gewährt, in der Hölle es aber keinerlei Befriedigung für die Verdammten gibt. Man bezieht dahin auch die Schriftstelle: Die Gottlosen werden verstummen in der Finsterniß. 1. Kön. 2, 9. Ob die Verdammten ihre Vernichtung wünschen, scheint nach den Worten des heiligen Johannes: Sie werden begehren zu sterben, der Tod aber wird vor ihnen fliehen (Apok. 9, 6.) — bejaht werden zu müssen. Doch ist es nicht gewiß, daß die Verdammten dieses wollen, da ihre Hartnäckigkeit im Bösen sie anreizt, seyn zu wollen, um unausgesetzt Gott hassen zu können. Sie mögen wohl im Uebergefühl ihrer Schmerzen den Wunsch nach Vernichtung hegen, ungeachtet auf der andern Seite um des genannten Grundes willen ihr Wille wieder entgegentritt. So wünscht sich auch auf Erden Mancher im übergroßen Elende den Tod, während im Falle des Ernstes doch sein Wille wieder entgegentreten würde. Cf. des heiligen Liguori Schriften, und zwar der dogmatischen Werke. B. 2.

17. Von den Gewissensbissen der Verdammten.

Der göttliche Erlöser sagt bezüglich der Verdammten: Ihr Wurm stirbt nicht. Mark. 9, 47. Unter diesem Wurm, der nicht stirbt, hat man insbesondere die Gewissensbisse zu verstehen, von denen die Verdammten gequält werden. Ihre Gewissensbisse sind aber vorzüglich dreifacher Art. Zuerst peinigt die verworfene Seele der Gedanke, daß sie um einer Kleinigkeit willen sich in's ewige Verderben gestürzt hat. Wie lange dauerte denn die Lust der Sünde? O wie kurz werden dem, der in der Hölle ist, jene wenigen Lebensjahre vorkommen, die er auf Erden zubrachte, wenn er sich im Abgrunde der Hölle befindet, und erkennt, daß nach Verlauf von Millionen Jahren seine Ewigkeit eigentlich immer erst beginnt. Nachdem Esau jenes Linsengericht verzehrt hatte, um dessen willen er seine Erstgeburt verkauft, fing er an vor Schmerz und Reue über seinen Verlust zu heulen und zu jammern. Gen. 27, 34. Welch' ein Geheul wird nicht erst der Verdammte

ausstossen, wenn er bedenkt, daß er um einer augenblicklichen Lust willen die ewige Freude verloren, und statt dessen in die ewige Qual sich gestürzt habe. So muß ich denn also wegen der wenigen Augenblicke, in welchen ich süßes Gift schlürfte, ewig in diesem Feuerpfuhl ausharren?

Der zweite der Gewissensbisse wird der Gedanke seyn, daß sie nur so wenig hätten zu thun gehabt, um selig zu werden. Ach, wird der Verdammte seufzen, wenn ich mir Gewalt angethan; wenn ich diese menschlichen Rücksichten besiegt; wenn ich diese Gelegenheit gemieden, diesen Umgang aufgegeben hätte: — so wäre ich nicht an diesen Ort der Qual gekommen. Ich habe mir so oft vorgenommen, es zu thun; aber ich unterließ es immer, und wenn ich auch manchmal damit begonnen, so ließ ich doch schnell davon wieder ab, und deßwegen wurde das ewige Verderben mein Antheil. Die Pein, welche dieser Vorwurf verursacht, wird noch vergrößert werden, wenn der Unglückselige der guten Beispiele eingedenk ist, welche ihm seine Freunde und Genossen gegeben; wenn er sich erinnert der vielen Gnaden, die ihm Gott verliehen; wenn er zurückschaut auf die vielen Erleuchtungen, Eingebungen und Aufforderungen, wodurch er zur Buße ermuntert worden, und auf die vielen Jahre, die ihm geschenkt worden sind, um das Böse, welches er begangen, wieder gut zu machen. Jetzt aber wird er seinem Elende nicht mehr abhelfen können; denn jetzt gibt es keine Zeit mehr für ihn. Ach, diese Gnaden, die er von Gott empfangen, werden eben so viele grausame Schwerter seyn, die sein Herz durchbohren, wenn er erkennt, daß die Zeit vorüber ist, seinem ewigen Verderben noch abzuhelfen. Er wird daher weinend mit den übrigen Gefährten seiner Verzweiflung ausrufen: Die Aernte ist vorüber, der Sommer ist zu Ende, und wir sind nicht erlöset. Jerem. 8, 20. Ach, wird er in seinem Jammer fortfahren, hätte ich nur die Hälfte der Mühe, welche ich darauf verwandte, um verdammt zu werden, für Gott verwendet, so wäre ich ein Heiliger geworden. O weit mehr, als durch die übrigen Peinen, wird der Verdammte durch diese Gewissensbisse gequält werden.

Der dritte und schrecklichste Gewissensbiß wird in dem Schmerze bestehen, welchen der Verdammte bei dem Anblick des großen Gutes empfindet, das er durch seine eigene Schuld verloren hat. Wenn

er eingedenk ist, daß ihm so viele Mittel verliehen worden sind, um selig zu werden; wenn er sich erinnert, daß Jesus für sein Heil am Kreuze gestorben ist; wenn er bedenkt, daß Gott ihn in der katholischen Kirche hat geboren werden lassen, und daß Alles geschehen ist, um ihm die Erlangung der Seligkeit möglich zu machen, und er sich sagen muß, daß er durch seine eigene Schuld dieß Alles vereitelt und für sich unnütz gemacht hat: ja, da fühlt er sein Elend doppelt schwer. Hätte es ihm an der nöthigen Gnade gefehlt, oder wäre er sonst durch ein Hinderniß, das zu entfernen ihm nicht möglich gewesen, verloren gegangen, so würde sein Schmerz minder groß seyn; aber das Bewußtseyn, daß er an seinem Unglücke selbst und allein schuld ist, und daß er nur deßwegen verdammt ist, weil er selbst nicht hat selig werden wollen: dieses ist der Höhepunkt seiner Qual und die Vollendung seiner Verzweiflung. Cf. des heiligen Liguori ascetische Werke. B. 7.

18. Von den Strafen, welche die Verdammten an ihren Sinnen leiden.

Die Hölle ist ein Ort der Qual, wo alle Sinne und Seelenkräfte der Verdammten ihre besondere Qual finden, und je mehr Jemand Gott durch einen Sinn beleidiget hat, desto mehr wird er auch an diesem Sinne gepeiniget werden. Dieß deutet die heilige Schrift an, wenn es heißt: Womit Jemand sündiget, damit wird er auch bestraft. Weish. 11, 17. Und wiederum: So viel sie in Lüsten gelebt, so viel gebt ihnen Qual. Apok. 18, 7.

Es wird demnach gepeinigt das Gesicht der Verdammten, und zwar durch die schauerliche Finsterniß. Die Hölle ist ja der Ort, wo Finsterniß und Schatten des Todes ist. Job 10, 22. Es ist der trostloseste Zustand, wenn Jemand nur auf einige Zeit in einen finstern Kerker geworfen wird. In der Hölle herrscht aber ewig schwarze Nacht und undurchdringliche Finsterniß. Der Verdammte schauet in Ewigkeit kein Licht mehr. Ps. 48, 20. Das Feuer, welches in der Hölle ist, hat zwar die Eigenschaft zu brennen, aber nicht die zu leuchten. Daher sagt der heilige Basilius, daß hier Gott das Licht vom Feuer trennt. Auf ähnliche Weise schreibt der heilige Gregor: Das höllische Feuer hat zwar die Kraft zu brennen, aber Licht hat es nicht; die Flamme brennt zwar, aber

die Finsterniß verscheucht sie nicht. Nur dazu, bemerken die heiligen Väter, leuchtet jenes Feuer, daß die Verdammten die Gräulichkeit ihres eigenen und des Zustandes ihrer Genossen sehen. In dieser Beziehung sagt der heilige Gregor: „Das Feuer macht dort, damit es um so mehr peinige, ein wenig helle, weil beim Leuchten der Flamme die Verworfenen die Genossen ihrer Qualen schauen werden.“ Hiemit stimmt der heilige Thomas von Aquin überein, indem er sagt: „Nur so viel Licht wird den Verdammten gestattet, als hinreichend ist, sie desto mehr zu quälen; sie werden bei diesem schwachen Lichte die Abscheulichkeit der übrigen Verworfenen und der Teufel erblicken, welche die furchtbarsten Gestalten annehmen, um sie desto mehr zu erschrecken.“ O welche Qual wird es seyn, die gräulichen Gestalten des Teufels und der übrigen Verdammten die ganze Ewigkeit in seiner unmittelbaren Nähe zu schauen! Das Feuer der Hölle ist also höchst wunderbar; es brennt, ohne zu leuchten, und wenn es auch in der Finsterniß etwas sehen läßt, so geschieht es nur, um die zu peinigen, welche es etwas schauen läßt.

Gepeinigt wird der Geruch, nämlich durch den unerträglichsten Gestank. Welche Qual wäre es nicht, wenn man mit einem verfaulenden Leichname in demselben Zimmer eingeschlossen wäre! Die Verdammten hauchen noch einen viel abscheulicheren Gestank aus. Daher sagt die Schrift: Von ihren Leichnamen steigt Gestank auf. Is. 34, 3. Der heilige Bonaventura sagt, daß, wenn der Leib eines Verdammten von der Hölle ausgeworfen würde, er hinreichen würde, durch seinen Gestank alle Menschen auf Erden zu tödten. Auch in der heiligen Schrift wird die Hölle ein abscheulich riechender Ort genannt, insbesonders wird der Gestank, der da Qual verursacht, als ein Schwefelgeruch bezeichnet; denn es heißt: Der Antheil der Gottlosen wird seyn im Pfuhle, der mit Feuer und Schwefel brennt. Apok. 21, 8.

Das Gehör wird durch das fortwährende Geheul und Weheklagen dieser Verzweifelten gepeiniget. Dies deutet die heilige Schrift in den Worten an: Der Schall des Schreckens ist immer in seinen Ohren. Job 15, 21. Welche Pein verursacht es nicht schon, wenn man schlafen will, und immerfort einen Kranken jammern hört, oder wenn man nur durch das Weinen eines Kindes

oder das Gebell eines Hundes hierin gestört wird! Wie unglückselig sind nicht erst die Verdammten, die in alle Ewigkeit unausgesetzt das Geheul und Geschrei dieser Gepeinigten anhören müssen; denn hier ist der Ort, wo Heulen und Zähneknirschen seyn wird die ganze Ewigkeit hindurch.

Der Geschmack wird gequält durch Hunger und Durst. Je unmäßiger Einer in diesem Leben war, je muthwilliger er die Fasten gebrochen, desto unerträglicher wird der Hunger seyn, wovon er in der Hölle gequält wird. Diesen Zustand deutet die heilige Schrift mehrfältig an, z. B.: Sie werden Hunger leiden, wie die Hunde. Ps. 58, 15. Und im neuen Bunde: Wehe euch, die ihr gesättiget seid; denn ihr werdet hungern. Luk. 6, 25. — Ebenso werden sie auch vom brennendsten Durst geplagt. Davon ist der reiche Prasser ein Beispiel, der in seiner Qual nur um einen Tropfen Wasser bat, um seinen glühenden Durst kühlen zu können. Luk. 16, 24. Durch diesen Durst werden vorzüglich die Säufer und Trunkenbolde gequält. Daher spricht auch Gott durch den Propheten Isaias: Wehe euch, die ihr frühe aufsteht, euch dem Rausche zu ergeben, und spät bis in den Abend trinkt. Is. 5, 11. Mit diesem Hunger und Durst werden vorzüglich auch die gepeinigt werden, welche, während sie selbst im Ueberfluße prassen, den Armen nicht einmal die Ueberbleibsel geben, welche von ihren Tischen fallen. Wenn aber diesen unglücklichen Schlachtopfern der Gerechtigkeit Gottes auch etwas gereicht wird, so gereicht es ihnen nicht zur Labung, sondern nur zur Qual. Darum sagt Gott beim Propheten: Sieh, ich werde sie mit Wermuth speisen und tränken mit Galle. Jerem. 23, 15.

Auf verschiedene Art wird das Gefühl der Verdammten gepeinigt, und zwar zunächst und vorzüglich durch das Feuer, in welchem sie liegen. Schon das irdische Feuer verursacht die größten Schmerzen, und dennoch sagen die heiligen Väter, wie Augustin und Andere, daß die Gluth des irdischen Feuers im Verhältniß zum höllischen eine Kälte genannt zu werden verdient. Dieß kömmt daher, weil unser Feuer zu unserm Nutzen erschaffen ist; das höllische aber von Gott absichtlich zur Peinigung der Verdammten erschaffen worden ist. Jenes hat Gott aus Liebe erschaffen; dieses aber hat er in seinem Grimm in's Daseyn gerufen. Denn also

sagt der Herr selbst: Feuer ist entbrannt in meinem Grimm. Jer. 15, 14. Der Verdammte wird aber ganz vom Feuer umgeben und durchdrungen seyn, gleich dem Holze im Ofen. Er wird über sich, unter sich, um sich herum nur einen Abgrund von Feuer erblicken. Wohin er greift, wenn er sieht, wenn er athmet, so fühlt, so erblickt, so athmet er nichts als Feuer. Er wird sich im Feuer wie ein Fisch im Wasser befinden. Es wird aber den Verdammten das Feuer nicht bloß umgeben, sondern auch in sein Inneres eindringen, um ihn zu peinigen. Sein Leib wird ganz feurig werden, so daß die Eingeweide in seinem Leibe, das Herz in seiner Brust, das Gehirn in seinem Kopfe, das Blut in seinen Adern, selbst das Mark in seinen Gebeinen erglühen werden. Ein jeder Verdammter wird gleichsam zu einem Feuerofen werden, wie geschrieben steht: Du wirst sie machen wie einen Feuerofen. Ps. 20, 10. Man kann hier auf Erden nicht einmal einen glühenden Funken auf seiner Hand ertragen: welche Qual wird es nicht erst seyn im Feuer der Hölle zu sitzen? Muß man hier nicht mit dem Propheten ausrufen: Wer von euch mag wohnen im verzehrenden Feuer? O Thor, sagt der heilige Peter Damian, indem er sich an einen Unzüchtigen wendet, es wird einstens der Tag kommen, wo alle deine Wollust gleich einem Pech in deinen Eingeweiden werden wird, welches die Flamme der Hölle entzündet. — Das Feuer der Hölle ist von so wunderbarer Art, daß es den Verdammten alle Qualen verursacht, die zu leiden möglich sind, ja es wirkt sogar Entgegengesetztes, nämlich nicht bloß Hitze, sondern auch Kälte. Daher heißt es in der heiligen Schrift: Aus Schneewasser kömmt er in übergroße Hitze. Job 24, 19.

Eine andere Qual des Gefühles ist das Nagen der gefräßigsten und abscheulichsten Höllenungeheuer an den Verdammten, wie es heißt: Ihr Wurm wird nicht sterben. Is. 66. Und wiederum: Die Rache gegen des Gottlosen Fleisch ist Feuer und Wurm. Sirach 7, 19. Dazu kömmt noch die Einkerkerung und Feßlung, wie der Herr im Evangelium sagt: Bindet ihm Hände und Füße, und werfet ihn in die äußerste Finsterniß. Matth. 22. In der Hölle wird sich nämlich vorzüglich erfüllen, was Salomon gesagt hat: Den Gottlosen fangen seine Missethaten, er wird gebunden mit den Stricken seiner Sünden. Sprichw. 5, 22. Auch Isaias sagt:

Man wird sie zusammenbinden in einen Büschel und sie in den Kerker verschließen. Js. 24, 22. Auch Christus deutet darauf hin, wenn er sagt: Bindet das Unkraut (worunter die Verworfenen verstanden werden) in Büschel zum Verbrennen. Die Verdammten werden, bemerkt der heilige Liguori, in der Hölle Einer über dem Andern liegen, ja sie werden Trauben gleichen, die in der Kelter des göttlichen Zornes gepreßt werden, wie es heißt: Er tritt die Kelter des grimmigen Zornweines Gottes. Apok. 19, 15. Daraus wird denn auch die Pein der Unbeweglichkeit erfolgen. Man kann daher die Worte auf sie anwenden: Unbeweglich sollen sie werden wie Steine. Exod. 15, 16.

Aber auch eine jede Kraft der Seele wird ihre eigene Pein haben. Der Verdammte wird in seinem Gedächtnisse gepeinigt werden, wenn er jener Zeit eingedenk ist, die er in diesem Leben gehabt, um selig zu werden, die er aber nur dazu angewendet hat, sich in's Verderben zu stürzen; er wird in seinem Gedächtnisse gepeinigt werden, wenn er der Gnaden gedenkt, die er von Gott empfangen, und die er dennoch nicht benützt hat. Sein Verstand wird durch den Gedanken an das große Gut gepeinigt werden, welches er verloren, nämlich Gott und den Himmel, und dessen Verlust er nicht mehr abhelfen kann. Sein Wille wird die furchtbarste Qual erdulden, wenn er sieht, daß ihm für immer Alles versagt wird, was er verlangt; denn die Wünsche der Sünder, sagt die heilige Schrift, sind verloren. Ps. 111, 1.

Dazu werden noch manch' andere Leiden kommen, namentlich Furcht, Betrübniß, Neid, Schande u. s. w. Die Verdammten sind voll Furcht, weil sie ja am Orte der Schrecken sind, wo sie Alles mit Schauer erfüllt. Von der Schande steht in den Sprichwörtern geschrieben: Schande und Schimpf sammelt sich der Gottlose, und seine Schmach wird nicht ausgetilgt werden. Sprichw. 16. Und beim Propheten Jeremias sagt Gott: Ich will ewige Schmach und Schande über sie bringen, die niemals durch Vergessenheit soll ausgelöscht werden. Jerem. 23, 40. Daß die Verdammten die Strafe der Verbannung und der elendesten Knechtschaft leiden, braucht kaum erwähnt zu werden. Sie sind ja auf ewig verbannt von Gott und seiner Herrlichkeit. Darum heißt es von ihnen, daß sie hinausgeworfen sind in die äußerste Finsterniß, und daß die

Thüre hinter ihnen verschlossen ist. Von der Strafe ihrer Knechtschaft aber sagt der Apostel: Die Gottlosen sind Knechte des Verderbens. 2. Petr. 2, 19. Sie müssen in der Hölle dem Teufel dienen, dessen Schlachtopfer sie geworden sind. Der Haß und der Neid endlich wird wie eine rasende Furie sie peinigen. Denn sie hassen Gott in unsäglicher Weise und beneiden ihn und alle Auserwählten um ihre Glückseligkeit.

Die Alten haben die Höllenqualen in folgenden Versen ausgesprochen:

Vermes et tenebrae, flagellum, frigus et ignis;
Daemonum aspectus, scelerum confusio, luctus.

d. h.

Höllengewürm, Nacht, Geißlung und Kälte und glühendes Feuer;
Schauen der Teufel, der Gräuel Gemisch und schauriges Herzweh.

Es wird nicht fehlen, daß man diese Darstellung für zu sinnlich hält; allein dabei vergißt man, daß wir ja eben von den Peinen der Sinne reden wollten, und da die Verdammten in der Hölle nach der Auferstehung des Fleisches einen Leib haben, so werden ihnen die Sinne nicht fehlen. Uebrigens sind wir in unserer Darstellung größtentheils dem heiligen Liguori gefolgt, von dem Papst Gregor sagte, daß man seinen Schriften pede inoffenso folgen könne.

19. Von der Verzweiflung der Verdammten bei dem Gedanken, daß ihr Zustand ewig dauert.

Wenn sich hienieden Jemand in den größten Leiden und Trübsalen befindet, so hat er den Trost, daß sein Zustand vorübergehend ist, und seine Schmerzen einmal aufhören werden; auch der, welcher für alle Tage seines Lebens zur größten Qual verurtheilt ist, hat noch einen Strahl der Hoffnung. Er besitzt gleichsam noch einen Freund, der einstens seine Bande zerbrechen und aus seinem Gefängnisse ihn herausholen wird; der von seinen nagenden Schmerzen ihn befreien wird. Dieser Freund, der gewiß einmal kömmt, ist der Tod. Der hienieden am schwersten Heimgesuchte hat also den Trost, daß seine Leiden einmal ein Ende nehmen. Anders aber verhält es sich bei den Verdammten; für ihre Qualen gibt es kein Ende. Immer und ewig dauern ihre

Leiden. Wenn sie unzählbare Tausende von Jahren in der Hölle gepeinigt worden sind, so wird es seyn, als hätte ihre Qual erst begonnen. Denkt euch den höchsten Berg der Erde, und dazu ein Vögelein, das alle hundert Jahre ein Sandkörnchen davon hinwegnimmt: wie viele Millionen Jahre würden vergehen, bis dieser Berg abgetragen wäre. Aber selbst wenn all diese Zeit um ist, sind die Verdammten ihrer Erlösung noch um kein Haar näher gerückt. Oder wenn ein Engel zu einer verdammten Seele sagte: Alle tausend Jahre komme ich, und nehme eine Thräne von deinem Auge und sammle sie, und wann diese Thränen so viel geworden sind, als Wasser im großen Ocean ist, dann ist die Stunde deiner Erlösung erschienen; in welch' unbegreifliche Ferne würde für eine solche Seele die Zeit der Befreiung hinausgerückt seyn! Aber dennoch würde diese Stunde einmal erscheinen, während der Augenblick der Erlösung für die Verdammten niemals kömmt. Denn ist der Verdammte einmal in den Abgrund seiner Qualen hinabgestürzt, so schließt sich der Eingang über ihm, um sich nie wieder zu öffnen. Wenn der Gottlose stirbt, sagt der heilige Geist, so ist keine Hoffnung mehr. Sprichw. 11, 7. Könnten sich die Verdammten wenigstens mit einer falschen Hoffnung schmeicheln, sie würden schon dadurch in ihrem verzweiflungsvollen Zustande einige Erleichterung finden. Dort liegt ein armer Verwundeter auf seinem Schmerzenslager, die Aerzte haben ihn schon aufgegeben; aber dessenungeachtet tröstet er sich, indem er sagt: Wer weiß, ob sich später nicht noch ein Mittel findet, wodurch ich geheilt werde? Hier ist ein lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilter Verbrecher; auch er läßt sich noch nicht von aller Hoffnung; denn wer weiß es, sagt er, ob ich nicht durch irgend einen glücklichen Zufall meine Freiheit wieder erhalte? Könnte doch auch der Verdammte an der Ewigkeit seines Zustandes wenigstens zweifeln; könnte er zu sich selbst sagen: „Wer weiß es, ob ich nicht einmal aus dem Orte dieser Qual noch befreit werde," — so würde er selbst in dieser zweifelhaften, ja falschen Hoffnung einigen Trost haben. Aber nein, in der Hölle gibt es nicht einmal eine zweifelhafte oder falsche Hoffnung. Dort gibt es kein: „Wer weiß" — sondern ein: „Ich stelle dir es unter die Augen." Ps. 49, 21. Unausgesetzt erblickt der Elende sein Verdammungsurtheil vor seinen Augen; er weiß es mit

Gewißheit, daß es aus diesem Feuerpfuhl für ihn kein Entrinnen mehr gibt; er weiß es auf das bestimmteste, daß, wenn auch so viele Jahrtausende vergangen sind, als es Sandkörner auf Erden und Tropfen im Meere gibt, die Dauer seiner Qual nicht um das Mindeste kürzer geworden ist. Fragt auch ein Verdammter in seiner Verzweiflung: Wann werden denn einmal diese Flammen und diese Qualen aufhören? — so sagt das ewige Echo: Nimmer! Und fragt er wiederum: Wie lange werden sie denn also dauern? so sagt dieselbe Stimme: Immer.

O es ist ein entsetzlicher Gedanke, unglücklich zu seyn, und das Bewußtseyn zu haben, es ewig zu bleiben! Der geringste Schmerz, wenn er zu lange dauert, wird unerträglich. Ja selbst Dinge, die angenehm unterhalten, wenn man sie eine Zeit lang sieht oder hört, würden unerträglich, müßte man sie immer schauen oder hören. Denn wäre es nicht lästig, eine noch so angenehme Musik fortwährend hören zu müssen? Was wird es nicht erst um die Hölle seyn, wo immer und ewig ein furchtbares Einerlei ist, und dieses in Ertragung unbegreiflicher Schmerzen besteht?

Nichts fürchten die Sünder auf Erden mehr, als den Tod; aber in der Hölle würde es ihr sehnlichster Wunsch seyn, zu sterben. Die Menschen, sagt die heilige Schrift, werden begehren zu sterben, aber der Tod wird vor ihnen fliehen. Apok. 9, 6. In Beziehung auf die Verdammten ruft daher der heilige Hieronymus aus: O Tod, wie süß würdest du denen seyn, welchen du dereinst bitter warst! Die Verdammten rufen wohl den Tod an, er möge sie von ihren Qualen erlösen; aber der Tod spottet ihrer, denn sie sterben wohl stündlich, aber sie hören nicht auf zu leben. Der Tod, sagt der heilige Bernard, tödtet die Verdammten alle Augenblicke; aber er läßt ihnen dessenungeachtet das Leben, auf daß sie in alle Ewigkeit gequält würden. — Welche Thorheit, ja welcher Wahnsinn ist es also nicht, wegen der kurzen Genüsse dieses Erdenlebens jene ewigen Qualen sich zuzuziehen? Würde wohl Jemand so unsinnig seyn, sich dafür, daß er einen Tag hindurch vergnügt zubringt, verbrennen zu lassen? Und wie, um einer sinnlichen Lust willen, die oft nur einige Augenblicke dauert, setzt man sich der Gefahr aus, ewig in [illegible] zu brennen!

20. Die Verdammten in der Hölle leiden ohne Linderung.

Hier auf Erden erfreut sich der Mensch, wenn er auch noch so viel zu leiden hat, doch manchmal einiger Erleichterung und einiger Ruhe. So seufzet oft der arme Kranke den ganzen Tag auf seinem Schmerzenslager; aber wenn die Nacht hereinbricht, läßt manchmal doch der Schmerz etwas nach; es gibt auch gewisse betäubende Mittel, und so geschieht es, daß einiger Schlummer ihm zu Theil wird, während dessen er seine Leiden nicht fühlt. Aber für die Verdammten gibt es nie eine Ruhe; sie müssen unausgesetzt fortleiden; sie dulden furchtbare Qualen, ohne daß dieselben die ganze Ewigkeit hindurch nur einen Augenblick unterbrochen würden.

In diesem Leben gewöhnt man sich zuletzt an die Schmerzen; denn es ist gewiß, daß die Pein mit der Zeit geringer wird, als sie im Anfange war. Denn ein jeder Schmerz steigt bis zu einer gewissen Höhe, und hat er diese erreicht, so nimmt er von selbst wieder ab. Verhält es sich aber auch bezüglich der Leiden der Verdammten so? Nehmen ihre Qualen mit der Zeit ab? O nein; denn in der Hölle ist Alles unveränderlich, auch die Größe der Leiden. Sie sind nach Millionen Jahren, wenn man anders dieß auf die Ewigkeit anwenden darf, noch eben so scharf und einschneidend, als sie im Anfange waren. In der Hölle wird weder das Gefühl abgestumpft, noch die Kraft der Leiden selbst gebrochen; sie sind immer gleich schmerzlich.

Wenn Jemand hier auf Erden zu leiden hat, so wird er von seinen Freunden und Verwandten bemitleidet, und auch dieses gewährt einige Erleichterung. Ach, wie elend würde sich Einer fühlen, der die größten Schmerzen zu leiden hätte, und dabei nicht nur kein Mitleiden, sondern statt dessen vielmehr von allen Seiten Hohn und Verachtung fände; ja dem man, statt in seinen Qualen ihn zu trösten, seine Missethaten vorwerfen, den man, statt ihm hilfreich beizuspringen, mit Füßen treten und wenn er sich vor Schmerz windet, zurufen würde: Wüthe nur fort, und verzweifle; denn du hast Alles, was du leidest, selbst verdient. In dieser Lage befinden sich die Verdammten in der Hölle. Sie leiden die größten Qualen, leiden sie unausgesetzt, ohne alle Erleichterung,

und finden Niemanden, der Mitleiden mit ihnen hätte. Weder Gott, noch seine Heiligen, noch die Menschen haben Erbarmen mit ihnen, sondern stimmen vielmehr ein in das Urtheil des ewigen Weltenrichters, daß ihnen recht geschehen sei. Die Teufel aber weiden sich an den Qualen der ihnen anheim gefallenen Schlachtopfer, werfen ihnen zähneknirschend ihre Sünden vor und verhöhnen sie in ihrem Schmerze.

21. Von den Graden der Strafen in der Hölle.

Daß es in der Hölle auch Grade im Maaß der Strafen gebe, verlangt schon die Gerechtigkeit; denn diese, sowohl die strafende, als belohnende muß nach Verdienst vergelten. So wie aber zwischen Verdienst und Lohn ein Verhältniß stattfindet, so muß es auch zwischen Schuld und Strafe bestehen, woraus von selbst folgt, daß, wie die, welche ein größeres Maaß von Verdiensten sich sammelten, einen herrlichern Lohn erhalten, auch die, welche mehr sündigten, ärger bestraft werden.

Die heilige Schrift erklärt sich an mehreren Stellen für diese Behauptung. So sagt der heilige Paulus, daß Gott einem Jeden nach seinen Werken vergelte. Röm. 2, 5 u. 6. Und wiederum: daß ein Jeder von dem Richterstuhle Jesu Christi nach dem, was er gethan, davon trage. 2. Corinth. 2, 10. Jesus Christus selbst sagt: Tyrus und Sydon wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichtes, als euch.... Ich sage euch, daß es dem Lande der Sodomiter am Tage des Gerichtes erträglicher gehen werde, als dir (Kapharnaum). Matth. 11, 22 und 24. Wiederum sagt der Heiland: Jener Knecht, der den Willen seines Herrn gekannt, und sich nicht bereit gehalten, und nicht gethan hat, was er wollte, wird viele Streiche bekommen; der ihn aber nicht gekannt, und gethan hat, was Schläge verdient, wird weniger bekommen. Denn von einem Jeden, dem viel gegeben worden ist, wird viel gefordert werden, und wem viel anvertraut worden ist, von dem wird viel zurückgefordert werden. Luk. 12, 47—49. Hieher gehört auch, was Jesus von den Pharisäern sagt, daß nämlich ein schwereres Gericht über sie kommen wird. Matth. 23, 14.

Die heiligen Väter behaupten dasselbe, so z. B. Basilius,

Ephrem, Chrysostomus, Augustin und Andere. Das allgemeine Concilium von Florenz hat die Verschiedenheit der höllischen Strafen klar ausgesprochen.

Die Grade der Strafen scheinen sich vorzüglich auf die sogenannten poenae sensus zu beziehen, wiewohl auch die Strafe des Verlustes (poena damni) nicht allen Unterschied ausschließt; denn je größer die Erkenntniß des Verlustes ist, desto größer wird auch der Schmerz seyn. Wie es ferners bei den Auserwählten besondere Auszeichnungen der Herrlichkeit gibt, so werden auch den Verdammten gewisse Merkmale der Schande zur größern Strafe eingedrückt werden; vielleicht finden sich an den Leibern großer Sünder, wie bei denen, die den Glauben verleugneten, die widernatürliche Sünden gegen die Reinigkeit begingen u. s. w. besonders häßliche Zeichen. Auch zufällige Leiden wird es für die Verdammten geben, gleichwie es für die Seligen im Himmel zufällige Freuden gibt. Ein solch' zufälliges Leiden kann es für den Vater seyn, wenn er auch seinen Sohn in der Verdammniß erblickt, und er sich dabei sagen muß, daß die schlechte Erziehung und die schlimmen Beispiele, die er ihm gegeben, zunächst sein Unglück verursachten. Welche Qual wird dieses Gefühl für den Vater seyn!

22. Von dem Orte, wo die Hölle sich befindet und der Beschaffenheit dieses Ortes.

Die Offenbarung ertheilt hierüber keine Bestimmungen; dennoch hat diese Frage schon mehrfältig die Geister beschäftiget.

Der heilige Chrysostomus meint, daß sie außerhalb der Welt sei. Hom. 3. in epist. ad Roman. Dagegen wendet man ein, daß es außerhalb der Welt keine leiblichen Orte gebe; es sei aber gewiß, daß die Hölle ein leiblicher Ort sei.

Der heilige Gregor von Nyssa versetzt die Hölle in die finstere Luft dieser Welt, wo nach dem heiligen Paulus (Eph. 6, 12.) die bösen Geister ihren Aufenthalt haben. Allein dieses ist falsch; denn wenn Gott auch zuläßt, daß es in der Luft einige böse Geister gebe, die Menschen zu plagen, so ist dieß doch nicht ihr bleibender Aufenthaltsort. Diesen haben sie in der Hölle, wie der heilige Petrus sagt: Gott hat die Engel, die sich ver-

sündigten, nicht geschont, sondern sie mit Ketten der Hölle in den Abgrund gezogen.

Mehre Ungläubige, wie Beza, Brentius, u. s. w. lehrten, die Hölle sei überhaupts auf keinen Ort beschränkt, sondern befinde sich allenthalben, indem Gott von den Verworfenen den Einen hier, den Andern dort quälen lasse. Diese Meinung ist aber falsch, indem die Kirche unter der Hölle immer einen bestimmten Ort versteht.

Nach der gewöhnlichen Meinung der heiligen Väter ist die Hölle unter der Erde. Die heilige Schrift bezeichnet diesen Ort immer als einen nach Unten liegenden. So lesen wir: Die Erde zerriß unter ihren Füßen, und that ihren Mund auf, und verschlang sie mit ihren Zelten und all' ihrer Habe; und sie fuhren lebendig hinunter in die Hölle, und die Erde bedeckte sie. Num. 16, 31—34. In den Psalmen heißt es: Der Tod komme über sie, daß sie zur Hölle fahren lebendig. Ps. 54, 16. Das Wort „hinabfahren" deutet auf einen nach Unten gelegenen Ort. So auch noch andere Ausdrücke. Vom reichen Prasser heißt es: Er wurde in der Hölle begraben. Das Wort „begraben" weiset auf einen Ort unter der Erde. Wieder heißt die Hölle eine Grube (Ps. 29, 4.), und ein Feuerpfuhl Apok. 20, 3. Eine Grube und ein Pfuhl deuten aber einen niedrig gelegenen Ort an. — Wenn aber auch die Hölle unter der Erde sich befindet, so kann man doch nicht sagen, wo sie eigentlich sei. Auch über den Umfang der Hölle läßt sich nichts sagen. Ueberhaupts gelten hier die Worte des heiligen Chrysostomus: Laßt uns nicht forschen, wo die Hölle ist, sondern bemüht seyn, ihr zu entgehen.

Was die Beschaffenheit dieses Ortes betrifft, so bringt die natürliche Bestimmung desselben es mit sich, daß er alle Orte, die es nur immer gibt, an Abscheulichkeit übertrifft. Daher wird er Unterwelt genannt, weil er unreiner und unfläthiger ist, als jeder Koth und jede Kloake; es ist ein Ort der undurchdringlichsten Finsterniß, wo nichts als Verwirrung herrscht; ein Ort, wo Heulen und Zähneknirschen ist; ein unerträglicher Schwefel- und Feuerpfuhl, der von den gräulichsten Flüchen und Gotteslästerungen der Verdammten wiederhallet. Die Hölle ist ein Abgrund ohne Boden,

voll von unvergleichlicher Gluth und von grenzenloser Pein. Die Erde hat nichts so Gräuliches, das sich mit dem Zustande der Hölle vergleichen ließe. Denn wie das Vaterland der Seligen, der Himmel, eine unaussprechliche Schönheit und Lieblichkeit besitzt, so hat die Hölle eine unbegreifliche Häßlichkeit und Abscheulichkeit. Mögen dieses diejenigen bedenken, welche schöne und angenehme Wohnzimmer lieben, in weichen Betten schlafen und im Wohlleben sich gütlich thun. Wie wird es ihnen zu Muthe seyn, wenn sie in den höllischen Pfuhl geworfen werden und mit Schwefel und Feuer sich überdeckt sehen, sie, die hienieden oft nicht den geringsten Rauch in ihren Wohnungen ertragen konnten!

23. Einwendungen gegen die Hölle.

1) In der heiligen Schrift wird gar oft von Dingen, die ein Ende haben, so geredet, als hätten sie kein Ende. So sagt Isaias: Die Erde ist angefüllt mit Silber und Gold, und ihre Schätze nehmen kein Ende. Is. 2, 7. Und Job redet von unendlichen Missethaten. Job 22, 5. Man darf daher auch die Ausdrücke: „Unauslöschliches Feuer," und „Wurm, der nicht stirbt," nicht so nehmen, als wäre jedes Ende ausgeschlossen. — Allerdings ist in den letztern Stellen alles Ende ausgeschlossen, weil hier Gott selbst absolut spricht, und jedes Ende in Abrede stellt. In den angeführten Stellen des Isaias und Job aber ist nur relativ das Ende in Abrede gestellt, nämlich bezüglich der Menschen. Es leuchtet aber von selbst ein, daß das, was länger währt, als die Menschen, nämlich hier auf Erden, deßwegen noch nicht ewig ist.

2) Die Hölle ist nur eine menschliche Erfindung. — Es gibt wohl keine thörichtere Behauptung, als diese ist. Was für Gründe hätte denn die Menschheit dazu haben sollen, für sich einen Ort ewiger Qual zu erfinden? Wenn der Mensch überhaupts das Unendliche nicht erfindet, wie sollte er eine Ewigkeit von Strafen wieder sich erfinden? Und wer sollte denn der Urheber dieser sonderbaren Erfindung seyn? Vielleicht die Könige und Großen der Erde? Leset nur die heidnischen Dichter, und ihr werdet finden, daß fast alle die Verworfenen, welche dort ange-

zogen werden, Könige gewesen waren, wie Sisiphus, Tantalus, Irion u. s. w. Nicht sie können es also seyn, welche die Hölle für sich selbst erfunden haben. Würde die Hölle eine menschliche Erfindung seyn, so müßte sie von irgend einem Orte ausgegangen seyn; aber man würde den Glauben daran nicht gleichzeitig bei allen Völkern angetroffen haben. Von den äußersten Grenzen des Morgenlandes bis zu denen des Abendlandes ist der Zwischenraum unermeßlich; große und ungeheuere Meere trennen Ostindien von Westindien. Wie viele entfernte und unbekannte Insel gibt es aber nicht, die bei ihrer Entdeckung gezeigt haben, daß ihre Bewohner dieselbe Ueberzeugung theilen? Wie sollte sich diese Erfindung gleichsam von einem Ende der Welt zum andern ausgebreitet haben? Wie sollten sich die wildesten Völker, wie sollten sich jene thierischen Menschen gleich uns überzeugt haben, daß es ewige Strafen gibt! Sie wissen nichts von unsern Künsten, nichts von unsern Wissenschaften; warum sind sie denn gleich uns von der Furcht vor der Hölle durchdrungen?

3) Die Drohung einer ewigen Verdammniß ist nicht so genau zu nehmen; vielleicht droht Gott nach Art menschlicher Gesetzgeber blos mit so strengen Strafen, um seinen Gesetzen dadurch mehr Wirksamkeit zu verschaffen, obschon er nicht Willens ist, sie zu vollziehen. — Schon menschliche Gesetzgeber verfehlen ihren Zweck, wenn sie mit schärferen Strafen drohen, als sie verhängen wollen oder können; denn ein Jeder glaubt nun, daß es, wenn er auch sündiget, nicht so arg werden, und die furchtbare Drohung nicht in ihrer ganzen Strenge in Erfüllung gehen würde; im Gegentheil lehrt die Erfahrung, daß selbst gelindere Strafen mehr wirken, wenn sie unausbleiblich und ohne alle Rücksicht vollzogen werden. Viel Drohen aber, und wenig strafen ist nur ein Zeichen von Schwäche. Strafen sind ferners entweder gerecht und nothwendig, oder ungerecht und überflüssig. Letztere kann Gott unmöglich auch nur androhen; sind sie aber der erstern Art, so kann er vermöge seiner Gerechtigkeit nicht willkührlich davon wieder abgehen. Wie könnte denn die Wahrhaftigkeit Gottes bestehen, wie könnte man den Verheißungen und Drohungen Gottes ferner trauen, wenn es ungewiß wäre, ob er auch Wort halten werde? Sagt denn nicht Christus

selbst: Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. Richtig bemerkt der heilige Gregor: Wenn Gott Falsches angedroht hat, um dadurch von der Ungerechtigkeit abzuhalten, so hat er auch Falsches versprochen, um zur Gerechtigkeit zu rufen. l. 34. moral. c. 16.

4) Die Seligkeit der Auserwählten im Himmel müßte nothwendig geschwächt werden, wenn sie wüßten, daß so Manche ihrer Bekannten und Freunde ewig in der Hölle bleiben und entsetzliche Qual leiden müßten. — Die Auserwählten im Himmel haben keinen andern Willen als den göttlichen. Daher wollen sie auch mit Gott die ewige Qual der Verdammten, und statt darüber sich zu betrüben, freuen sie sich vielmehr über die Genugthuung, die dadurch der göttlichen Gerechtigkeit geschieht.

5) In der heiligen Schrift selbst ist die Rede von Zeiten, wo Alles wieder hergestellt wird. Apostelg. 3, 21. Also ist die Meinung von der Apokatastasis sogar in der Bibel begründet. — Die hier angeregte Wiederherstellung bezieht sich auf die zweite Ankunft Jesu auf Erden, wo er allerdings Alles wiederherstellen, auch die Natur erneuern wird; denn wir hoffen, wie der heilige Petrus sagt, einen neuen Himmel und eine neue Erde. Allein die Verdammten sind davon ausgeschlossen; für sie gibt es, wie aus vielen andern Schriftstellen erhellet, keine Erneuerung; denn sie werden eben an jenem Tage in das ewige Feuer geschickt.

6) Wenn auch das Feuer ewig brennt, so folgt daraus doch nicht nothwendig, daß die in die Hölle verwiesenen Seelen ewig in demselben leiden müssen. — Allerdings folgt dieses daraus; denn Gott hat dieses Feuer blos zur Bestrafung der Bösen erschaffen. Es wäre daher unnütz gewesen, ihm eine ewige Dauer zu geben, wenn es nicht in Ewigkeit ein Werkzeug der Strafe für die Sünde hätte seyn sollen.

7) Es streitet gegen die Güte und Gerechtigkeit Gottes, die oft in einem Augenblick begangenen Sünden mit einer ewigen Pein zu bestrafen. — Hierauf ist bereits geantwortet S. 28.

8) Das Wort ewig bedeutet in der heiligen Schrift

nicht immer eine Zeit ohne Ende, sondern es wird damit häufig auch nur eine lange Dauer bezeichnet. — Seiner Natur nach bedeutet das Wort ewig gewiß so viel, als ohne Ende. Nun ist es aber eine Hauptregel der Schriftausleger, daß man so lange bei dem buchstäblichen Sinne eines Wortes stehen bleiben muß, als man nicht zu einer andern Auslegung genöthigt wird. Diese Veranlassung ist aber hier durchaus nicht gegeben, woraus von selbst folgt, daß man den buchstäblichen Sinn beibehalten muß.

9) **In der heiligen Schrift selbst heißt es, daß die Hölle nicht ewig dauern wird; denn wir lesen: Der Herr ist gnädig und barmherzig, langmüthig und von großer Erbarmung. Er zürnet nicht immer, noch drohet er ewig.** — Diese und ähnliche Aussprüche gelten nur für jene, die sich reumüthig zu Gott bekehren, und da Solches in der andern Welt nicht mehr möglich ist, so hat die Stelle nur auf Solche Bezug, die hienieden leben; von der Hölle kann dabei durchaus keine Rede seyn.

10) **Da Gott die Menschen dazu erschaffen hat, um sie ewig selig zu machen, so geziemt es ihm nicht, sie gegen ihre Bestimmung ewig zu verdammen.** — Allerdings hat Gott die Menschen erschaffen, damit sie selig würden; aber unter der Voraussetzung, daß sie seine Gnade benützen und sich dadurch des ewigen Lebens würdig machen. Wer diesem nicht nachkömmt, geht durch seine Schuld zu Grunde, und erfüllt auch so den göttlichen Willen, weil derselbe Gott, der gewollt, daß die Frommen selig werden, auch will, daß die unbußfertigen Sünder zur Manifestation seiner Gerechtigkeit ewig bestraft werden.

11) **Die Strafen werden entweder zur Besserung der Schuldigen, oder zum abschreckenden Beispiele für Andere verhängt. Wozu dient es aber, die Verdammten in Ewigkeit zu peinigen, da doch keine Hoffnung für ihre Besserung mehr vorhanden ist, und sie auch nicht für Andere zum Beispiele dienen können?** — Es gibt allerdings sogenannte Medicinalstrafen zur Besserung der Schuldigen; aber es gibt auch Züchtigungsstrafen zum Sühnen der Schuld. Auch läßt sich diese Regel nur auf

menschliche Gerichte anwenden. Der menschliche Richter beabsichtet freilich bei seinen Strafen entweder die Besserung der Schuldigen oder das Beispiel für Andere; wenn aber Gott die Verdammten straft, so hat er nicht nur Besserung und Beispiel im Auge, sondern er will ganz besonders seine Vollkommenheit offenbaren, und deßhalb dienen die ewigen Peinen den Verdammten, wenn sie auch am Ende der Zeit weder für diese selbst, noch für Andere nützlich sind, dennoch dazu, die Gerechtigkeit Gottes hervorleuchten zu lassen.

24. Irrthümer bezüglich der Lehre von der Hölle.

Das Daseyn der Hölle leugnete, um von den Heiden zu schweigen, im sechszehnten Jahrhundert ein gewisser Herrman Riswich; er wärmte den Irrthum des Almarikus auf und behauptete, die Hölle sei kein eigener Ort, sondern der Böse habe sie in sich selbst. Daß die Naturalisten und neumodischen Ungläubigen keine Hölle zugeben, darf nicht Wunder nehmen, da sie überhaupts alle positiven Wahrheiten in Abrede stellen.

Die Ewigkeit der Strafen der Hölle hat ungleich mehre Gegner. Alle, welche der sogenannten Emanations-Lehre huldigen, müssen folgerecht die ewige Dauer der Hölle in Abrede stellen; deßgleichen auch die, welche von der Wiederherstellung aller Dinge fabeln; diesen Irrthum hegten nicht blos die Gnostiker, sondern selbst Origines verwickelte sich in denselben. Auch gab es zur Zeit des heiligen Augustin Menschen, die sich Brüder der Barmherzigkeit nannten, und welche der Meinung waren, daß nach einer gewissen Zeit zwar nicht die Teufel, aber wohl die verdammten Menschen aus der Hölle befreit werden. Im achten Jahrhunderte gab es Solche, welche dieses sogar auch auf die Teufel ausdehnten.

Im neunten Jahrhunderte lehrte die Wiederherstellung aller Dinge Skotus Erigena; im fünfzehnten Jahrhundert huldigten die sogenannten „homines intelligentiae“ dem Irrthum, daß die Verdammten einmal aus der Hölle befreit werden.

Im sechszehnten Jahrhundert erklärten sich die Wiedertäufer für die Wiederherstellung aller Dinge, wiewohl einige derselben wieder in anderer Weise das Daseyn der Hölle leugneten, indem sie eine Vernichtung der Seelen annahmen. Ueberhaupts gehen die Ansichten der Protestanten hierin sehr auseinander. Die

Augsburger Confession spricht zwar, wie die ewige Belohnung der Auserwählten, so auch die ewige Bestrafung der Verdammten klar aus. Spätere Theologen ihrer Partei verließen aber diesen Glauben mehr oder weniger, insbesonders alle, welche rationalistischer Richtung sind. Lavater, Grunner, Bahrt, Bassedow, Eberhard u. a. kennen keine Hölle. Der Tübinger Theologe Klemm bemerkt hierüber: „Ganze Bücher sind zu dem Ende geschrieben worden, daß sie beweisen sollen, der Teufel sei nur das personificirte Uebel in der Welt; man dürfe an keinen eigentlichen Teufel dabei denken. Wenn aber kein Teufel existirt, so gibt es auch kein Reich desselben, es gibt keine Hölle; folglich hätten auch die schlimmsten Menschen nach dem Tode nicht das Mindeste, am allerwenigsten eine ewige Strafe zu befürchten.“ — Andere protestantische Theologen äußern sich zweifelhaft über die Hölle, so Michaelis, Lessius u. a.; wieder Andere lassen eine Art Hölle unter gewissen Modifikationen bestehen, meistens entscheiden sie sich für die Wiederherstellung aller Dinge, z. B. Seiler, Schott ꝛc. Leider hat dieser Irrthum auch bei einigen sogenannten aufgeklärten Katholiken sich eingeschlichen.

25. Wie leicht man in die Hölle kommen kann.

Viele Menschen leben ganz gleichgiltig dahin, und lassen es sich gar nicht einfallen, daß sie in die Hölle kommen könnten. Sie meinen, in der Hölle gebe es nur Götzendiener, Mörder, Ehebrecher, Straßenräuber und sonst große Verbrecher. Weil sie nun derlei Laster an sich nicht entdecken, so glauben sie, für sich die Hölle nie fürchten zu dürfen. Schlagen wir aber das Evangelium auf, so finden wir, daß es unter der Menge der Verdammten nicht lauter solche Ungeheuer der Bosheit gibt; wir finden vielmehr unter ihnen Menschen, die kaum so viel Böses gethan haben, als wir selbst vollbringen. Denket dabei nur an den reichen Prasser. Dieser war ein Sohn Abrahams, also ein Diener und Anbeter des wahren Gottes. Welcher Vergehen hat er sich schuldig gemacht? Er aß täglich kostbare Speisen, kleidete sich prächtig, und war dabei hartherzig gegen die Armen; denn er ließ den armen Lazarus, der mit Geschwüren beladen vor seiner Thüre lag, verhungern. Dieß waren seine Vergehen, und in Folge davon wurde er in die Hölle begraben. Er war also keiner von jenen ungerechten Reichen,

die durch Betrug und Arglist fremdes Gut an sich bringen; er war keiner von jenen, die der Unschuld Schlingen legen, und sie unter Vorspieglung glänzender Verheißungen zum Falle bringen; er war auch keiner von jenen schändlichen Menschen, die um des schnöden Gewinnstes willen weder vor dem Meineide, noch vor einer andern Schlechtigkeit zurückschaudern. Dieß war er Alles nicht. Es ist aber auch nicht nöthig, daß man es sei, um verloren zu gehen. Die bloße Unterlassung des Guten, die Versäumniß christlicher Liebeswerke ist hinreichend, einem die Pforten der Hölle zu öffnen. Denn der reiche Prasser wird verdammt, nicht weil er seinen Leib zum Opfer schändlicher Leidenschaften gemacht, sondern weil er sein Fleisch zu zärtlich pflegte und darüber die Abtödtung versäumte; er wird verdammt, nicht weil er der Ungerechtigkeit sich ergab, sondern weil er träg im Guten war; er wird verdammt, nicht weil er sündhafte Freuden genossen, sondern weil er in den sonst erlaubten Vergnügungen das Maaß überschritt; er wird verdammt, nicht weil er auf Kosten anderer Leute schwelgte, sondern weil er in seinem Ueberflusse der Nothleidenden vergaß; mit einem Worte, er wird verdammt weniger wegen des Bösen, das er gethan, als vielmehr wegen des Guten, welches er unterlassen.

Kehren wir jetzt zu uns selbst zurück. Können wir sagen, unsere einzige Sünde sei, daß wir unser Fleisch zu sehr mästen, daß wir unsern Leib zu viel putzen oder daß wir zu wenig Almosen geben? Sind dieses unsere einzigen und größten Sünden? Wenn sie es auch wären, so würden sie schon hinreichen zu unserer Verdammniß. Was wird aber erst mit uns geschehen, da wir noch gar viele andere Vergehen auf uns haben? Und dennoch sollen wir keine Ursache haben, vor der Hölle zu zittern? Wenn der Heiland am Tage des Gerichtes jene verdammt, die ihn in den Armen nicht gespeiset haben, was wird denn mit uns geschehen, die wir ihn oft viel gröber beleidigen? Wenn er jenen Baum schon umhauen und in's Feuer werfen läßt, der keine Früchte trägt, was wird denn mit jenem Baum geschehen, der überdieß giftige Frucht getragen, wodurch viele andere, unsterbliche Seelen zu Grunde gegangen sind?

Manche, und auch ihrer ist eine gar große Menge, glauben die Hölle nicht zu fürchten zu haben, weil sie hie und da etwas Gutes thun. Aber seid überzeugt, daß es unter den Verdammten

gar Viele gibt, die noch mehr Gutes gethan haben, als ihr thut. Die Hölle wird voll seyn nicht blos von Lastern, sondern auch von Tugenden, nämlich von verlornen und falschen und eingebildeten Tugenden. Christus selbst spielt darauf an, wenn er sagt: Viele werden an jenem Tage sagen: Wir haben in deinem Namen Teufel ausgetrieben und Wunder gewirkt: warum verwirfst du uns also? Aber der Herr wird ihnen entgegen: Ich habe euch nie gekannt, d. h. euere Werke habt ihr nicht für mich, sondern eigentlich für euch gethan; ihr habt damit nicht meine, sondern euere eigene Ehre gesucht. Dieß hat die größten Heiligen mit Furcht erfüllt. Bei all meinen Werken, sagt der fromme Job, zittere ich, weil ich nicht weiß, ob sie in den Augen des Herrn bewährt gefunden werden. Ein heiliger Paulus, ein heiliger Xaverius, die so viele Völker bekehrten, fürchteten sich dennoch, sie möchten unter den Verworfenen seyn. Ein heiliger Arsenius, ein heiliger Hieronymus und Andere, die unter Abtödtungen grau geworden sind, fürchteten sich vor der Hölle. Und wir glauben bei einigen Werken der Nächstenliebe, bei einigen Bußthränen, die längst vertrocknet sind, von der Verdammniß nichts zu besorgen zu haben? Gesetzt aber auch, wir hätten uns bereits viele Verdienste gesammelt, so haben wir dennoch Ursache, uns zu fürchten, weil wir wissen, daß aus einem Tugendhelden gar leicht und bald ein verworfener Sünder werden kann. Denken wir an den verrätherischen Judas; er war bis zur Höhe des Apostolats emporgestiegen, und fiel dennoch zuletzt in den Abgrund der Hölle hinab. Wenn man ihn sieht, wie er in den ersten Jahren seines Apostolats an der Seite seines Herrn und Meisters Judäa durchwanderte, wie er so Viele zur Buße einlud, und diese selbst übte, wie er sogar Wunder wirkte: Wer hätte geglaubt, daß dieser noch eine Beute der Hölle werden würde? Und dennoch ist es geschehen. Wie, einer von den zwölf Aposteln hat seine Pflicht vergessen, und ist elend zu Grunde gegangen, und wir träge Diener Gottes sollten hoffen dürfen, wir hätten von unsern Schwachheiten nichts zu fürchten? Nein, es ist gar leicht, von dem rechten Wege sich zu verirren und in schauerliche Abgründe zu fallen. Darum wollen wir immer auf unserer Hut seyn und vor der Hölle uns fürchten. Sieh den Artikel „Furcht.“ B. 7. S. 320 ꝛc.

Artikel IC.

Hoffart.

(Hochmuth, Stolz, Prahlerei, Prunk= und Glanzsucht, Eitelkeit.)

1. Begriff und Eintheilung.

Die Hoffart oder der Stolz ist eine unordentliche Hochschätzung seiner selbst, welche macht, daß wir uns selbst zuschreiben, was Gottes ist, und dabei Andere verachten. Daher nennt der heilige Thomas von Aquin die Hoffart eine unordentliche Begierde, sich zu erheben. Ihren Namen hat die Hoffart eigentlich von „hoch" und „Fahrt," weil nämlich der hoffärtige Mensch über das, was er wirklich ist, in seinem Sinne hinausfahren und streben will. Daher sagt der heilige Isidor: Superbus est, quia super vult videri, quam est. Und wiederum: „Qui vult supergredi, quod est, superbus est."

Die Hoffart erscheint in verschiedenen Formen und Gestalten; sie ist nämlich

Anmassung oder vermessenes Streben nach Dingen, die über unsere Kräfte und Befugnisse hinaus sind;

Ehrgeiz, oder ausschweifende Begierde, Andern den Rang abzulaufen oder die Achtung streitig zu machen;

Ruhmsucht oder das kleinliche und niedrige Streben nach Menschenlob;

Prahlerei, oder das eitle Brüsten mit seinen wirklichen oder eingebildeten Vorzügen der Geburt, des Verstandes, des Reichthums u. s. w.

Gleißnerei, oder das Streben, seine Fehler zu verheimlichen, abzuleugnen, zu entschuldigen, und des Lobes wegen Tugend und besonders Demuth zu heucheln.

Eitelkeit, oder das lächerliche Wohlbehagen an sich selbst, an seinen Kenntnissen, an seiner Gestalt, das aufblähende Betrachten dieser Dinge u. s. w.

Der heilige Bernard unterscheidet

a) einen Stolz im Herzen, wenn man sich in seinen Augen groß erscheint, und also glaubt, etwas zu seyn.

b) Einen Stolz im Munde, wenn sich Einer nicht blos etwas Großes zu seyn dünkt, sondern davon auch spricht.

c) Einen Stolz im Werke, wenn der Mensch in seinen Handlungen sein hoffärtiges Streben kund gibt.

d) Einen Stolz im Anzug, wenn sich Einer kostbar kleidet, um etwas aus sich zu machen.

2. Schriftstellen.

Hoffart und Stolz, ein böses Leben und ein zweizüngiger Mund sind mir ein Gräuel. Sprichw. 8, 13.

Auf Stolz folgt Erniedrigung, aber Ehre erlangt, wer demüthigen Geistes ist. Ebendas. 29, 23.

Das Haus der Stolzen wird der Herr zerstören. Ebend. 15, 25.

Unter den Stolzen ist immer Hader. Ebend. 13, 10.

Der Anfang der Hoffart des Menschen ist Abfall von Gott .... Die Hoffart ist der Anfang aller Sünde; wer darin verharrt, wird mit Fluch überhäuft und zuletzt gestürzt. Ekkli. 10, 14, 15.

Die Hoffart ist vor Gott und den Menschen verhaßt. Ebend. 10, 7.

Laß die Hoffart niemals in deinem Sinne oder in deinem Willen herrschen; denn alles Verderben hat in derselben seinen Anfang genommen. Tob. 4, 14.

Zerstreue die Stolzen in deinem Grimm, schau dich um nach allen Hoffärtigen, und demüthige sie. Job 40, 6.

Wenn auch bis zum Himmel sein Stolz aufsteiget und sein Haupt an die Wolken reichet, — wie ein Misthaufe kommt er zuletzt um, und die ihn gesehen, sagen: Wo ist er? Job 20, 6. 7.

Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit, der Starke rühme sich nicht seiner Stärke, der Reiche rühme sich nicht seines Reichthums. Jerem. 9, 23.

Die stolzen Augen des Menschen werden sinken, und es wird gebeugt werden der Hochmuth der Leute. Is. 2, 11.

Ich will heimsuchen Alle, die stolz einherschreiten. Sophon. 1, 9.

Es schwöret Gott der Herr bei sich selbst und spricht: Ich verabscheue die Hoffart Jakobs. Amos 6, 8.

Ein Jeder, welcher sich erhöhet, wird gedemüthiget, und wer sich demüthiget, wird erhöhet werden. Matth. 23, 22.

Er übt Macht in seinem Arme, und zerstreut, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne. Luk. 1, 51.

Gott widerstehet den Hoffärtigen; den Demüthigen aber gibt er Gnade. 1. Petr. 5, 5.

3. Väterstellen.

Der Stolz konnte sich nicht einmal im Himmel erhalten. St. Cyprian.

Gott widersteht den Stolzen. Sieh, Bruder, was das für ein Uebel ist, wenn du Gott zum Gegner hast! St. Hieron. epist. 45. ad Anton.

Oft geschieht es, daß Einen, den kein anderes Laster lockt, den weder Wollust, noch Habsucht reizt, der Stolz zum Fall bringt. St. Ambros. l. 3. supr. Luc.

Der Stolz, meine Brüder, hat den Lucifer vom Himmel gestürzt; aber die Demuth hat den Sohn Gottes bewogen, Mensch zu werden. Der Stolz hat den Adam aus dem Paradies vertrieben; die Demuth aber den Schächer in das Paradies zurückgeführt. Der Stolz hat die Sprachen der Riesen getheilt und verwirrt; die Demuth aber alle Zerstreuten vereiniget. Der Stolz hat den Nabuchodonosor zum Vieh umgewandelt; die Demuth den Joseph zum Herrn Aegyptens und zum Fürsten Israels erhoben. Der Stolz hat den Pharao im Meere ersäuft; die Demuth aber den Moses erhöhet und herrlich gemacht. St. August. serm. 12. ad fratr.

Wer hat die Barmherzigkeit so nothwendig, als der Armselige, und wer ist der Barmherzigkeit so unwürdig, als ein Armseliger, der zugleich stolz ist? St. August. de libero arbitr. c. 10.

Je besser du wirst, desto mehr fliehe die Eitelkeit; die übrigen Laster wachsen durch Laster; die Eitelkeit wächst aber durch Tugenden. St. Eucherius Paraen. ad Valer.

Der Hochmuth ist eine teuflische Lust, ist der sicherste Beweis eines verdorbenen Herzens. St. Basil. c. 10. const. monast.

Andere Laster greifen blos jene Tugenden an, wodurch sie selbst vernichtet werden, so der Zorn die Geduld; die Gefräßigkeit die Enthaltsamkeit; die Wollust die Keuschheit. Der Stolz aber, den wir die Wurzel der Laster genannt haben, ist nicht zufrieden mit der Vertilgung einer Tugend; er erhebt sich gegen alle Glieder der Seele und verdirbt, gleichsam eine allgemeine Pestkrankheit, den ganzen Körper, so daß durch Alles, was durch ihn geschieht, wenn es auch den Schein von Tugend hat, nicht Gott, sondern nur dem eitlen Ruhme gedient wird. St. Gregor. Moral. 34, 23.

Wie der Stolz der Ursprung aller Laster ist, so ist er auch das Verderben aller Tugenden. St. Isidor.

Ich sehe, wie Einige, nachdem sie die Pracht der Welt verachtet haben, in der Schule der Demuth den Stolz mehr lernen und unter den Fittigen eines demüthigen Lehrers übermüthiger werden, als wenn sie in der Welt geblieben wären. St. Bernard.

Warum bist du stolz, Koth und Asche! Wenn Gott die stolzen Engel nicht schonte: um wie viel weniger wird er dich schonen, der du nur ein Wurm und Fäulniß bist. Derselbe.

(Einige ausführlichere Stellen vom heiligen Chrysostomus.)

Der Stolz ist ein großes Uebel; besser ein Thor, als ein Hochmüthiger. Denn bei jenem ist die Thorheit blos Abwesenheit der Vernunft; bei diesem aber ist sie schlimmer, es ist Thorheit mit Raserei. Der Geistesschwache schadet blos sich selbst; der Hochmüthige hingegen ist auch Andern zum Verderben; vom Unverstande wird diese Krankheit erzeugt. Man kann nicht voll stolzer Einbildung seyn, ohne ein Thor zu seyn; wer voll Thorheit ist, der ist auch hochmüthig... Der Stolze ist nothwendig ein Schmähsüchtiger, ein Schläger, zornmüthig, heftig und düster, und eher ein wildes Thier, als ein Mensch. Du bist stark und bildest dir deßwegen viel ein. Du solltest dich aber vielmehr deßwegen verdemüthigen. Denn warum bildest du dir viel ein wegen einer nichtigen Sache? Der Löwe ist ja kühner, als du, und der Eber stärker, und gegen diese bist du kaum eine Mücke. Auch Räuber

und Grabverletzer und Gladiatoren und vielleicht deine schlechtesten Sklaven sind stärker als du. Verdient das nun Lob? Vergehst du nicht vor Scham, daß du auf solche Dinge stolz bist? Aber du bist schön und von blühender Gestalt. Das ist der Ruhm von Krähen. Du bist nicht schöner als der Pfau, magst du seinen Glanz oder sein Gefieder betrachten. Das Gefieder eines Vogels besiegt dich an Feinheit und Glanz. Auch der Schwan und viele andere Vögel sind sehr schön; mit diesen verglichen verschwindest du ganz. Oft auch können gemeine Knaben und junge Mädchen, sogar schlechte Dirnen und Schandbuben diesen Ruhm sich beilegen. Ist das nun werth, daß du dich darüber brüstest? Oder du bist reich, aber was besitzest du? Gold, Silber, Edelsteine? Dessen können sich auch Räuber und Mörder rühmen und die in den Bergwerken arbeiten. Aber du bist schön geschmückt? Auch Pferde kann man sehen, die schön geschmückt sind, und bei den Persern gibt es reich geschmückte Kameele; unter den Menschen aber sind es alle Schauspieler auf der Bühne. Und du schämst dich nicht, mit etwas groß zu thun, das vernunftlose Thiere, Sklaven, Mörder, Weichlinge, Räuber und Grabverletzer mit dir gemein haben? Oder du bauest prachtvolle Häuser? Was ist das? Viele Dohlen wohnen glänzender und haben prachtvolleren Aufenthalt. Oder siehst du nicht, daß diejenigen, die mit ihrem Vermögen wahnsinnig auf dem Lande und an öden Plätzen Häuser bauen, Wohnungen für Dohlen errichten? Oder bist du stolz auf deine Stimme? Nimmermehr wirst du lieblicher zu singen vermögen, als der Schwan und die Nachtigall. Oder auf mancherlei Kunstfertigkeit? Und wer ist hierin weiser als die Biene? Welcher Färber, welcher Maler, welcher Baumeister kann die Werke derselben nachahmen? Oder du prunkest mit der Feinheit deines Kleides? Hierin übertreffen dich die Spinnen. Oder du prahlest mit deiner Schnellfüßigkeit? Aber es gehört hier der Vorzug den vernunftlosen Thieren, dem Hasen, dem Rehe; und auch wie viele Hausthiere werden an Schnelligkeit nicht erreicht? Oder du hast Reisen gemacht? Aber nicht mehr, als die Vögel; denn diese wandern weit bequemer, sie bedürfen keiner Wegzehrung, keiner Lastthiere, sondern ihre Flügel reichen zu Allem aus; diese sind ihr Schiff, ihr Lastthier, ihr Wagen, ihr Wind und Alles, was man will. Du hast ein scharfes Gesicht? Aber

nicht wie der Adler. Du hast ein feines Gehör? Aber der Esel noch feiner. Oder einen scharfen Geruch? Aber den Hund wirst du darin nicht übertreffen. Du verstehst es, Vorräthe aufzubewahren? Aber der Ameise stehst du darin nach. Du bist mit Gold bedeckt? Aber nicht so wie die indischen Ameisen. Du rühmest dich deiner Gesundheit? Aber viel besser sind die vernunftlosen Thiere daran in Bezug auf Gesundheit und Nahrung; sie fürchten keine Armuth. Siehst du also . . ., der, welcher mehr, als alle Sterbliche sich einbildet, der Stolze ist niedriger als die vernunftlosen Thiere erfunden worden. St. Chrysost. hom. 7. in epist. ad Philipp.

Der Anfang der Hoffart ist, den Herrn nicht kennen; daher ist die Hoffart die äußerste Thorheit. Ein solcher Thor war Nabal, welcher, obgleich nicht gegen Gott, doch gegen einen Menschen aus Uebermuth thöricht handelte. Zuletzt starb er vor Schrecken. Sobald einmal der Mensch das Maaß der Bescheidenheit überschritten hat, wird er furchtsam und frech zugleich, da seine Seele krank ist. Gleichwie der Körper, wenn er die gehörige Mischung der Säfte verloren hat und in Unordnung gerathen ist, allen Krankheiten preisgegeben ist, so wird auch die Seele, sobald sie ihren Adel, die Demuth, verloren und in eine Art von krankhaften Zustand gefallen ist, furchtsam, frech und thöricht, und kennt sich selber nicht mehr. Wer aber sich selbst nicht mehr kennt, wie mag der kennen, was über ihm ist? Wie der Wahnsinnige, da er sich selbst nicht mehr kennt, auch das nicht kennt, was ihm vor den Augen liegt, und wie das Auge, wenn es selbst erblindet ist, alle übrigen Glieder mit Finsterniß bedeckt; so geschieht es auch beim Hochmuthe. Daher sind solche Menschen beklagenswerther, als Rasende und von Natur aus Wahnsinnige. Denn gleich diesen erregen sie Gelächter, gleich diesen sind sie unartig und launig; aber sie erwecken nicht Mitleiden wie diese. Sie handeln zwar eben so wahnsinnig; aber man verzeiht ihnen nicht ebenso, sondern man haßt sie vielmehr. Die Fehler von beiden haben sie an sich; aber man erweist ihnen nicht gleiche Nachsicht, da sie nicht allein durch ihre Reden, sondern auch durch ihre Handlungen sich lächerlich machen. Denn sage mir, warum hebst du den Nacken empor? Warum trittst du auf den Zehen einher? Was ziehest du die Augenbraunen in die Höhe? Was brüstest du dich? Kein Haar kannst du an dir weiß oder

schwarz machen, und kömmst wie in den Lüften daher gegangen, als hättest du über Alles zu gebieten. Du möchtest dir vielleicht auch noch Flügel wünschen, um nicht auf der Erde gehen zu müssen; du wünschest wohl irgend ein geflügeltes Ungeheuer zu seyn? Hast du dich nicht schon wirklich zum Ungeheuer gemacht, da du, ein Mensch, zu fliegen versuchest? Oder besser zu sagen: Innerlich fliegst du und brennst von allen Seiten. Welchen Namen soll ich dir geben, deinen Stolz zu demüthigen? Soll ich dich Asche, Staub, Rauch und Koth nennen? Damit habe ich zwar das Niedrige ausgedrückt, aber noch keineswegs das passende Bild, das ich geben wollte; denn ich wollte den innern Brand und die Leerheit solcher Menschen ganz darstellen. Wie sollen wir nun ein Bild auffinden, das auf sie paßte? Mir erscheinen sie wie brennendes Werg. Denn dieses geht, wenn es entzündet ist, dem Scheine nach auf und dehnt sich auseinander. Berührt man es aber nur leise mit der Hand, so fällt Alles zusammen, und erscheint schlechter als Asche. So verhält es sich auch mit den Seelen jener Menschen. Denn schon die mindeste Berührung ist hinreichend, ihr leeres, aufgeblasenes Wesen niederzuschlagen und zu zerstören. Denn der Hochmüthige ist nothwendiger Weise schwach; jenes aufgedunsene Wesen hat keine Festigkeit, sondern zerplatzet leicht, wie Wasserblasen. Willst du mir nicht glauben, so bringe mir einen solchen Frechen, Aufgeblasenen her, und du wirst sehen, daß er eher darnieder liegt, als irgend einer, der zu Boden fällt. Denn gleichwie die Flamme, welche aus Gesträuch und Reisig in die Höhe steigt, sobald sie auflodert, auch schon in Asche verwandelt wird, hingegen festes Holz nicht so leicht Feuer fängt und es länger bewahrt; so gerathen auch starke und ausdauernde Seelen nicht leicht in Feuer, und ihr Feuer erlischt nicht so leicht; jene hochfahrenden Geister hingegen brennen und erlöschen in einem Augenblicke. St. Chrysost. hom. 20. in epist. ad Rom.

Wie kann man den Hochmuth ersticken? Durch die Erkenntniß Gottes; denn wenn derselbe aus der Unkenntniß Gottes entsteht, so muß er auch wieder weichen, sobald wir Gott kennen. Denke also an die Hölle, denke an diejenigen, welche viel besser sind, als du bist; bedenke, für wie viel Sünden dir noch Strafe bevorsteht; erwägst du dieses, so wirst du schnell dein Herz gedemüthigt und

gebeugt haben. Aber das kannst du nicht? Dafür bist du zu schwach? So denke nur an das Zeitliche, sieh dir nur den Menschen selbst an, wie er so gar nichts ist. Siehst du eine Leiche über den Markt tragen, Waisenkinder ihr folgen und Wittwen weheklagen, die Dienerschaft weinen, die Freunde seufzen, so mache den Schluß auf die Nichtigkeit der irdischen Dinge, wie sie sich durch Nichts vor Schatten und Träumen unterscheiden. Aber das willst du nicht? So denke an die Reichen, an diejenigen, welche haufenweise im Kriege umkommen; sieh dich um nach den Häusern der Großen und Gewaltigen, die jetzt dem Boden gleich sind. Betrachte die Größe ihrer ehemaligen Macht; jetzt denkt kein Mensch mehr an sie. Jeden Tag kannst du, wenn du willst, solche Erfahrungen machen: Sturz der Regenten, Aechtung der Reichen. Viele Tyrannen mußten auf den Boden sitzen. Einer aber trug die Krone davon, von dem es Niemand vermuthet hätte. Kommt dieß nicht alle Tage vor? Gleicht unser Leben nicht einem Rade? Studiere, wenn du willst, unsere eigene Geschichte, oder wenn diese deinem Stolze zu gemein ist, so studiere die Geschichte fremder Völker; denn auch diese ist voll von solchen Beispielen. Bewunderst du die Schriften der Philosophen, so befrage wenigstens diese; sie werden dich belehren, indem sie die Schicksale alter Völker erzählen; ebenso die Dichter, Rhetoren, Sophisten, kurz alle Schriftsteller. Allenthalben findest du, wenn du willst, Belege hiefür. Gehst du aber auf dieses Alles nicht ein, so sieh' dir die menschliche Natur selbst genau an, woraus sie gebildet ist, und wie leicht sie zerfällt. Was bist du, wenn du schläfst? Kann dich da nicht ein kleines Thierchen umbringen? Manchen hat oft ein kleines Insekt, das von der Decke herunterfiel, entweder um das Auge gebracht oder in sonst eine Gefahr gestürzt. Bist du also nicht schwächer als die Thiere? Doch du sagst, du beherrschest diese durch die Vernunft. Allein sieh, Vernunft hast du nicht; denn von deiner Unvernunft legt der Stolz Zeugniß ab. Worauf bildest du dir aber doch etwas besonders ein? Etwa auf deinen schönen Körperbau? Darin übertreffen dich die unvernünftigen Geschöpfe, und körperliche Vorzüge finden sich auch bei den Räubern und Mördern vor. Oder auf deine Klugheit? Aber der Hochmuth ist kein Zeichen von Klugheit, sondern gerade durch ihn machst du dir es unmöglich,

daß du einmal klug werdest. Laßt uns also unsern hochfahrenden Sinn demüthigen, laßt uns bescheiden, anspruchslos, sanft und milde werden; denn diese hat Christus selig gepriesen, indem er sprach: „Selig die Armen im Geiste" — und indem er ein anderes Mal ausrief: Lernet von mir: denn ich bin sanftmüthig nnd demüthig vom Herzen. Darum hat er auch den Jüngern die Füße gewaschen, um uns ein Beispiel in der Demuth zu geben. St. Chrysost. hom. 5. in epist. II. ad Thessal.

4. Geschichtliches.

David ließ aus Eitelkeit sein Volk zählen. Darüber erzürnte Gott so sehr, daß er drei Tage lang die Pest über die Israeliten schickte, so daß ihrer siebenzig tausend Mann hinweggerafft wurden. 2. Kön. 24.

Weil der König Ezechias den babylonischen Gesandten das Silber und Gold, welches er in seiner Schatzkammer hatte, zeigte, um sich dadurch bei ihnen in Ansehen zu setzen, ließ ihm Gott durch den Propheten Isaias die Drohung melden: Siehe, es werden Tage kommen, da Alles, was in deinem Hause ist und deine Väter gesammelt haben bis auf diesen Tag nach Babylon geführt wird; nichts wird übrig bleiben. Und auch von deinen Söhnen, welche hervorgehen werden aus dir, werden sie nehmen, und sie zu Kämmerer machen im Palaste des Königs von Babylon 4. Kön. 20.

Als einstens Herodes von seinem Throne an das versammelte Volk eine Rede hielt, rief dieses aus: Ein Gott, nicht ein Mensch spricht so. Dadurch fühlte sich Herodes geschmeichelt, und sein Stolz stieg auf den höchsten Grad. Sogleich aber schlug ihn ein Engel des Herrn, weil er Gott die Ehre nicht gegeben hatte, so daß er von Würmern gefressen, den Geist aufgab. Apostelg. 12, 23.

Der Hochmuth hat die Engel vom Himmel gestürzt (2. Petr. 2, 4.), und die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieben. (Gen. 3.)

Der König Pharao war so hochmüthig, daß er sprach: Wer ist Gott, daß ich auf ihn merken soll? Ich kenne keinen Gott und werde Israel nicht fortziehen lassen. Aber als er mit seinen Leuten im rothen Meere umkam, wurde sein Stolz gedemüthiget.

Der Stolz vieler heidnischer Kaiser war so groß, daß sie sich als Gottheiten verehren und anbeten ließen; aber meistens nahmen sie ein schlimmes Ende, wo sie nur zu sehr Gelegenheit hatten, einzusehen, daß sie schwache, armselige Sterbliche seien.

Zu welch' unsinnigen und verbrecherischen Thaten der Stolz und die Ruhmsucht verleite, beweist der Vorfall mit Herostrat. Dieser zündete den berühmten Tempel der Diana zu Ephesus an. Darüber eingezogen und von den Richtern gefragt, warum er Solches gethan, — gab er blos zur Antwort: Da ich im Guten nicht unsterblich werden konnte, wollte ich es im Bösen seyn.

In China ist es eine Schönheit, recht kleine Füße zu haben. Aus Eitelkeit zwängen nun die Mädchen ihre Füße von Jugend auf in die kleinsten, eisernen Schuhe, und leiden dabei nicht nur die größten Schmerzen, sondern verkrüppeln sich ihre Füße ganz und gar. Huldigen wir in den oft qualvollen und schädlichen Schnürleibern nicht einer ähnlichen Sitte? Was thut hier nicht oft die weibliche Eitelkeit, um sich einen schlanken Körper zu verschaffen!

Papst Gregor, der Große, gab dem heiligen Augustin, dem Apostel von England den Rath: Sei eingedenk aller Fehler, die du je einmal in deinem Leben begangen hast, so wird sich niemals in dein Herz die Eitelkeit einschleichen können.

Willigis, Erzbischof und Churfürst von Mainz, war der Sohn eines ärmlichen Wagners. Damit er stets seiner niedrigen Herkunft eingedenk wäre, und ihm nie ein Gedanke zur Eitelkeit käme, ließ er in seinem Wohnzimmer Räder und andere Instrumente seines väterlichen Gewerbes abmalen:

Als der König Philippus einstens einen recht anmassenden Brief an den von ihm besiegten Archidamus, den König der Lacedämonier, geschrieben hatte, schrieb ihm dieser zurück: Wenn du deinen Schatten missest, so wirst du finden, daß er nicht größer geworden ist, als er vor dem Siege war.

Als einstens Aesopus gefragt wurde, was Jupiter thue, gab er zur Antwort: Er erniedriget, was hoch ist, und erhebt, was niedrig ist.

Die Fabel erzählt von Ikarus, daß ihn sein Vater Dädalus das Fliegen lehrte. Weil er aber gegen die väterliche Warnung seinen Flug zu hoch nahm, so fingen in der Sonnenhitze seine

Flügel zu schmelzen an, und er fiel in das Meer herab und kam um. Wie oft geht deßwegen Einer zu Grund, weil er zu hoch fliegen, d. h. mehr aus sich machen will, als er ist.

5. Bilder und Gleichnisse.

Wie der Rauch, je höher er steigt, desto mehr sich verflüchtiget, so erscheinen die Stolzen, je höher sie erhoben werden, desto mehr in ihrem Nichts.

Wie der Wind das Licht ausbläst, so löscht der Stolz gar oft das Licht des Glaubens aus.

Wie es ein Zeichen ist, daß jene Aehre, die hoch emporragt, leer ist; so ist gewöhnlich auch im Kopf des Stolzen nicht viel Verstand.

Wie der Rost das Metall zerstört, so der Stolz die Tugend.

Wie die Henne durch ihr Geschrei die Eier, welche sie gelegt hat, verräth und dadurch verliert, so verliert auch der Stolze sein Gutes, indem er sich desselben rühmt.

6. Der Stolz ist ein Gräuel in den Augen Gottes.

Gott, sagt die heilige Schrift, widersteht den Stolzen. Es gibt in der That fast kein Laster, welches Gott mit größerm Unwillen erfüllt, als die Hoffart. Man darf sich darüber nicht wundern. denn was könnte Gott unerträglicher seyn, als sehen zu müssen, daß ein armer Erdenwurm die dem Allerhöchsten allein gebührende Ehre sich anmaßt? Was muß unerträglicher seyn für Gott, als zu sehen, daß der armselige Mensch, welchen er aus bloßer Liebe aus seinem Nichts herausgezogen hat, der auch jetzt ganz von seiner Gnade abhängt, und jeden Augenblick, wenn er die Hand von ihm abzöge, wieder zu Grunde gehen würde, es wagt, dem Allerhöchsten die Ehre zu rauben und sich beizulegen? Und dieses thut der Stolze. Denn er will, daß alle Ehre ihm erwiesen werde, und auf der höchsten Stufe kömmt er dahin, daß er Gott vom Throne stürzt, daß er sich selbst zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung aufstellt. Was ist dieses für ein Wagestück? Was würdet ihr von Einem sagen, der tiefest in den Schulden steckt; der Alles, was er hat, von Andern entlehnt; der das Tuch, welches er am Leibe trägt, — und die Schuhe, welche er an den

Füssen hat, und selbst das Brod, welches er ißt, schuldig ist: aber dennoch mit diesen fremden Gütern sich rühmen, und noch dazu diejenigen, von welchen er Alles geborgt hat, hochmüthig verachten und sich über sie erheben würde? Aber gerade so ist der Stolze beschaffen, so verfährt er gegen Gott. Er hat Alles, was er besitzt, von seinem Schöpfer empfangen. Darum fragt der Apostel: Was hast du, o Mensch, das du nicht empfangen hättest? 1. Corinth. 4, 7. Und zum Danke dafür verachtet er Gott und raubt ihm seine Ehre. Sollte daher die Hoffart nicht ein Gräuel in den Augen des Herrn seyn?

Gott spricht es nur zu oft in der heiligen Schrift aus, wie sehr er den Stolz hasse. Deßwegen werden unter den Dingen, die Gott verabscheuet, hohe Augen zuerst genannt. Sprüchw. 6, 16. Deßwegen lesen wir: Ein Gräuel vor dem Herrn ist ein jeder Hoffärtige. Sprüchw. 16, 5.; deßwegen wird über den, welcher in diesem Laster verharrt, der Fluch ausgesprochen, Sirach 10, 15.; deßwegen wird uns gesagt, daß der Herr stürzt die Throne stolzer Fürsten, daß er ausrottet stolze Völker bis auf die Wurzel. Ebend. 10, 16 und 17. — Es gibt kaum ein Blatt in der heiligen Schrift, sagt der heilige Augustin, aus welchem nicht die Stimme erschallet, daß Gott die Hoffart haßt. Darum hüten wir uns vor diesem Laster, welches uns bei Gott in so großes Mißfallen bringt; fliehen wir den Stolz, und eignen wir uns vielmehr die edelste der Tugenden, die Demuth an.

7. Wie empfindlich Gott die Stolzen straft.

Die Hoffart ist in den Augen Gottes eine ihm besonders verhaßte Sünde; er pflegt daher die Hoffärtigen auch empfindlich zu strafen. Daher sagt der heilige Jakobus: Gott widersteht den Hoffärtigen (Jak. 4, 6.), womit der besondere Unwille ausgedrückt ist, welchen Gott gegen solche Sünder hat. Wie der Blitz, sagt ein Schriftsteller, hohen Gebäuden, Thürmen und Eichen mehr als niedrigen Hütten und kleinen Gesträuchen zusetzt, so richtet auch Gott seine Schläge besonders gegen stolze Häupter, die sich über Andere erheben. Davon legt die Geschichte Zeugniß ab. Die gefallenen Engel sind das erste schreckliche Beispiel des unendlichen Hasses, womit Gott den Hochmuth züchtiget. Diese

unglückseligen Geister verleitete der Hochmuth, sich gegen Gott zu erheben; sie wollten ihm gleich werden. Der Herr aber hat sie in seinem Grimm aus dem Himmel vertrieben und in den Abgrund der Hölle hinabgestürzt. Auf gleiche Weise hat auch Adam um seines Stolzes willen das Paradies verloren. Und auch in den folgenden Zeiten hat die Hoffart Unheil und Verderben über die gebracht, welche sich ihr hingaben. Der Stolz war eines der mächtigsten Gewichte an jener Last, welche die Städte Sodoma und Gomorrha zu Boden drückte, und unter ihren Frevelthaten, die sie begangen hatten, steht der Stolz oben an. Denn also lesen wir bei Ezechiel: Stolz, Ueberfluß, Unmäßigkeit und Müssiggang, — dieß war die Missethat Sodoms. Ezech. 16, 49. Stolz war es auch, der den Pharao in's Verderben brachte; denn das Wort: „Wer ist denn Gott, daß ich seine Stimme hören und Israel ausziehen lassen soll? Ich weiß von keinem Herrn, und werde Israel nicht entlassen;" — dieses Wort hat sich an ihm gerächt, den übermüthigen König in den Fluthen des rothen Meeres gedemüthiget, und ihn sammt seinen Leuten ersäuft. Der babylonische König Nabuchodonosor verlor Reich und Krone und sank herab zum unvernünftigen Thiere seines unbändigen Stolzes wegen; denn sein Herz und sein Geist, sagt der Prophet Daniel, haben sich zur Hoffart erfrecht. Deßwegen ward er abgesetzt von dem Throne seines Reiches, und die Herrschaft wurde ihm genommen; er ward ausgestossen aus den Menschenkindern; er wurde den Thieren gleich und fraß Gras wie ein Ochs, und seinen Leib benetzte der Thau des Himmels, bis er erkannte, daß der Allerhöchste die Macht habe im Reiche der Menschen, und darüber zu setzen, welchen er will. Daniel 4. Um seines Stolzes willen wurde Aman an dem nämlichen Galgen aufgehängt, welchen er für den Juden Mardochäus bereitet hatte. Esth. 7. Zur gerechten Strafe für ihren Hochmuth ward die ruchlose Jezabel zum Fenster herabgestürzt, und ihr Leib von den Hufen der Rosse zerstampft und von hungrigen Hunden aufgefressen. 4. Kön. 9. Was soll ich noch von jenem stolzen Könige Antiochus sagen? Er glaubte in seinem Hochmuthe die Sterne des Himmels zu erreichen und die Berge abwägen zu können. Da brach Gott seinen Stolz, und gab ihm zu wissen, daß er ein elender Sterblicher sei; er entzündete einen

feurigen Schmerz in seinen Eingeweiden und bittere Qualen in seinem Innern; sein Fleisch fing an bei lebendigem Körper zu verfaulen, und unerträglicher Gestank ging von ihm aus. 2. Maccab. 9. So schrecklich hat Gott diesen hochmüthigen König gedemüthiget. Dieß ist immer das Loos der Stolzen: Gott straft sie auf eindringliche Weise häufig schon in diesem Leben; aber um so empfindlicher einstens in der Ewigkeit, wo einem Jeden genau nach seinen Werken vergolten wird. Dort wird der Antheil des Stolzen um so schrecklicher seyn, ein desto größerer Gräuel diese Sünde in den Augen des Herrn ist, und mit je größerem Haß er gegen den Hochmuth erfüllt ist.

8. Welch' schauerliche Verwüstungen der Stolz im Reiche der Gnade anrichtet.

Um die schändlichen und verderblichen Folgen des Stolzes kennen zu lernen, dürfen wir nur einen Blick auf die Verwüstungen werfen, welche durch ihn im Reiche Gottes schon verursacht worden sind. Wenn wir die vorzüglichste Ursache angeben wollen, welche die ersten Menschen zum Abfall von Gott verleitete, sie aus dem Zustand der Gnade hinausgeworfen und zu Sündern gemacht; welche sie aus dem Paradiese vertrieben, sie dem ewigen Tode unterworfen und namenlosem Unglücke Preis gegeben hatte; — wenn wir für die Sünde, die dieses Alles nach sich gezogen hat, die vorzüglichste Ursache angeben wollen, so müssen wir den Stolz nennen. Esset, sprach der Verführer zur Eva, und ihr werdet Gott gleich seyn. Diese lügenhafte Rede schmeichelte der Eitelkeit des Weibes, und riß sie mit Gewalt zur Sünde fort. Wäre die verbotene Frucht dem Auge auch noch so schön erschienen, wäre die Begierde nach ihrem Genusse noch so hoch in Eva gestiegen; hätte sie aber das Kleinod der Demuth in ihrem Herzen bewahrt, sie würde sich den Schlingen der Hölle entzogen haben. Aber weil es dem Teufel gelungen, den Brander des Stolzes in ihre Seele zu schleudern, so war sie verloren. Dem schwindelnden Gedanken, Gott gleich zu werden, konnte sie nimmermehr widerstehen, der riß sie mit Ungestüm zum Genuß der verbotenen Frucht fort, mit Ungestüm in die Sünde hinein. Durch Stolz hat also der Satan zuerst den Weg zum menschlichen Herzen gefunden; durch

Stolz hat er zuerst den Menschen in's Verderben gestürzt; durch Stolz hat er ihn zuerst in seine Schlinge gezogen. Und es ist wohl einleuchtend, daß der Satan bei Eroberung des ihm noch verschlossenen menschlichen Herzens vorzüglich das Giftgeschoß des Stolzes in Anwendung brachte. Vom Stolze versprach er sich den glücklichsten Erfolg; denn durch Hochmuth war er ja selbst gefallen. Wir wissen zwar nicht die näheren Umstände von der Sünde der aufrührerischen Engel gegen Gott; aber so viel sagt uns die heilige Schrift, daß sie in Folge ihres sündhaften Strebens, Gott gleich werden zu wollen, also in Folge des Hochmuthes gefallen, Himmel und Seligkeit verloren und zur Hölle hinabgeworfen worden sind. Denn also lesen wir bei Isaias: Wie bist du vom Himmel gefallen, Lucifer, welcher du früh aufgingst, wie bist du zur Erde gestürzt, der du die Völker schlugst, der du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel werde ich aufsteigen, über die Sterne Gottes setzen meinen Thron, ... dem Höchsten will ich gleich seyn. Ja zur Hölle fuhrst du hinab, zur tiefsten Grube. Is. 14, 12 2c. So ist also der Stolz die erste Sünde gewesen; der Stolz hat zuerst Zwietracht im Himmel gesäet; der Stolz, möchte ich sagen, hat die ersten Schwerter gegen Gott geschliffen, indem er zuerst die Abtrünnigen gegen Gott und seine Getreuen in den Kampf geführt; der Stolz hat auch zuerst die Erde verpestet und die Quelle zu allem Unheile geöffnet. Und wenn noch heut zu Tage die Hölle einen einzelnen Menschen verderben und ein ganzes Volk in ihre Schlinge locken will, so vergiftet sie ihnen zuerst die Luft mit dem Pesthauche des Stolzes. Durch Stolz wird der Satan am ehesten der Seele mächtig; denn der Hochmuth hindert alles Fortschreiten in der Tugend, macht alle Buße unmöglich, führt zur Verstockung und Verhärtung, ja ist die Thür zu allen Lastern und der geradeste Weg zur Verdammniß. Zergliedern wir diese Sätze in ihren Einzelnheiten. — Der Stolz sagte ich, hindere die Selbstvervollkommnung, und natürlich; denn in dem Maaße, als ich es schon bin, brauche ich's nicht erst zu werden; der Stolze aber meint schon alle Vorzüge im höchsten Grade zu besitzen; und wiederum in dem Maaße, in welchem ich über Andere weg sehe, kann ich Tadel und Lehre und Ermahnung von diesen Andern nur mit Abneigung empfangen. Der Stolze sieht aber mit Verachtung

über Andere hinweg, und kann die Verdemüthigung über sich selbst nicht gewinnen, sich zu sagen, daß er in die Reihe der übrigen Menschen gehöre, daß er außer sich etwas bedürfe, daß ein Anderer besser oder verständiger als er sei, und dieser ihm besser rathen könne, oder er überhaupts von einem Andern etwas annehmen soll. Wie soll nun ein Solcher im Guten wachsen? Wird er nicht vielmehr abnehmen? Sagt nicht schon das Sprichwort: Hoffart kömmt vor dem Falle. Und liegt eigentlich nicht im Hochmuthe selbst schon der tiefste Fall? Aber auch Andere kann der Hochmüthige nicht erbauen, sie nicht zum Guten anleiten, nicht in der Tugend fördern, weil ja, wie die Schrift sagt (Eccli. 10, 7.), und die tägliche Erfahrung es lehrt, der Hochmuth verhaßt macht, und sein Verhalten auf den Nächsten nicht wohlthätig einwirken kann. Ueberhaupts findet der Stolz nicht den rechten Weg zum Herzen, es fehlt ihm Milde, Langmuth, Geduld, Schonung, Bitte und Gebet; seine Finger sind eisern und spitzig; was er berührt, das quetscht und verwundet er. Und so ist der Stolze sich selbst und Andern in der Tugend hinderlich.

Der Stolz ist aber sogar ein Hinderniß zur Buße und Besserung; denn die erste Bedingniß zur Wiederaussöhnung mit Gott, wenn man ihn beleidiget hat, ist Selbstkenntniß. Du mußt deinen Seelenzustand einsehen; mußt deine Schuld, welche du dir aufgehäuft hast, genau erkennen; mußt fühlen die schreckliche Lage, in welche du durch die Sünden dich gesetzt hast, und mußt wie ein Jonas im Bauche des Wallfisches so aus der Tiefe deines Elendes zu Gott aufseufzen, und deine Sünden bejammern und dein Unrecht beweinen, und alle deine Sünden müssen dir klar vor deinen Augen vorüberziehen, — so erhältst du Verzeihung von Gott; aber wie kommt der Stolze zu dieser Selbsterkenntniß? Selbsterkenntniß ist ja durch Selbstprüfung bedingt. Nun meidet aber Niemand mehr die Untersuchung seines Lebens, als gerade der Hochmüthige, und natürlich; denn die Selbstprüfung würde den Hochmüthigen zur Einsicht führen, daß er nichts ist als Elend und Sünde und Nichtswürdigkeit. Sie würde ihn von seiner erträumten Größe hinabwerfen, und es ihm zu Gemüthe führen, welch' eine untergeordnete Stelle er in der Wirklichkeit einnimmt, — die Selbstprüfung würde mit einem Worte den Stolzen demüthigen. Um dieser Schmach

zu entgehen, meidet der Hochmüthige Alles, was ihm die Augen über seine Verblendung öffnen könnte. Dieß ist aber Selbstverblendung, unnatürlicher Haß gegen die Wahrheit und freiwilliges Verharren in der Unbußfertigkeit; dieß ist eine Sünde, von welcher geschrieben steht, daß sie nicht verziehen wird, weder in diesem noch in dem andern Leben. Und in einem solchen Zustande soll Tugend und Besserung möglich seyn? Um so natürlicher ist es, daß der Stolze keiner Tugend, also auch keiner Besserung fähig ist, weil der Hochmuth den göttlichen Gnadenstrom plötzlich vor ihm auftrocknet. Der Hochmuth ist hier einem scharf wehenden Winde zu vergleichen. Wie der Wind das Licht auslöscht und die Feuchtigkeit auftrocknet, und Staubwolken vor sich her treibt, so löscht der Stolz das Licht der Erkenntniß aus, trocknet auf den Thau der göttlichen Gnade und umgibt mit Staubwolken weltlicher Eitelkeit. Dem Hochmüthigen gibt also Gott keine Gnade; aber selbst im Falle, wenn Gott sie über ihn ausgöße, würde sie wirkungslos über ihn abfließen; der Hochmüthige ist gar nicht im Stande, die göttliche Gnade in sich aufzunehmen. Es sei mir erlaubt, in einem Gleichnisse zu reden. Auf den höchsten Bergesspitzen kann sich die Feuchtigkeit des Regens nicht halten, sie läuft schnell über sie ab, und läßt sie kahl und unbefeuchtet zurück, während sie sich im Thale unten sammelt und diesem Frische und Fruchtbarkeit verleihet. Der Stolze gleicht diesen kahlen, hochaufragenden Bergesspitzen: über ihn fließt der göttliche Gnadenstrom wirkungslos ab. Daher vergleicht auch der Prophet die Stolzen mit hohen Bergen und sagt: Ihr Berge Gelboe's, weder Thau noch Regen wird über euch kommen. Hingegen die Demüthigen, welche in ihrer Erniedrigung den sich neigenden Thälern gleichen, sammeln wie in einem Schooße die Ausflüsse des göttlichen Gnadenstromes, so daß sich erfüllet das Wort der Schrift: Jedes Thal wird ausgefüllet, und jeder Berg und jede Erhöhung wird erniedriget werden. Luc. 3, 5.

Und nicht bloß untauglich zum Fortschreiten in der Tugend macht der Stolz, sondern auch jedes bereits errungene Verdienst entzieht er uns wiederum. Wie der Stolz der Ursprung aller Laster ist, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, so ist er auch der Untergang aller Tugenden. Hätte einer noch so viele gute Werke vollbracht, hätte er noch so viele Tugenden ausgeübt, wenn er sich

aber darüber etwas einbildet, so ist er unter allen der Bedauerungswürdigste geworden und der Elendeste. Chrys. hom. 31. in Gen. Es gibt kein Laster, das so sehr alle Tugenden hinwegnimmt und den Menschen aller Heiligkeit beraubt und davon entblößt, als der Stolz, der da einer allgemeinen pestartigen Krankheit ähnlich ist; denn er ist nicht zufrieden, ein Glied oder einen Theil des Menschen zu schwächen, sondern den ganzen Körper verdirbt er, und auch die, welche schon auf den höchsten Stufen der Vollkommenheit stehen, strebt er durch einen schrecklichen Fall zu stürzen. Der Stolz, sagt der heilige Augustin, hat die übrigen Tugenden ohne Ursache, ja er hat sie gar nicht mehr, sondern scheint sie blos noch zu haben; denn der, welcher das hat, was Gott entgegen ist, wie kann er noch haben, was Gott gefällig ist? — So reden die heiligen Väter vom Stolze. So sind sich denn Tugend und Stolz zwei Entgegengesetzte, sich feindlich Gegenüberstehende. Jede Tugend kann nur durch Demuth errungen und auch nur in der Demuth bewahrt werden; wo aber der Stolz anfängt, da hört die Tugend auf. Denn der Stolz ist eine Krankheit, mit der Krankheit hört aber natürlich die Gesundheit auf, so auch mit dem Stolze die Tugend. Und der Stolz ist eine Krankheit in allen Theilen der Seele, also ein gänzliches Verschwindenmachen der Tugend und Frömmigkeit. Mische nur etwas Gift unter eine noch so große Menge heilsamer Speisen, und der Tod ist im ganzen Topf; so infizirt auch der Stolz in einer Seele alle Tugenden, und macht, daß sie für die Seele nicht mehr verdienstlich sind, und ihr todtbringend werden, umwandelt sie in Laster und Sünden. Und dieß ist dem Stolze wesentlich, daß er das Grab aller Tugenden ist. Andere Laster setzen sich nur in Kampf gegen jene Tugenden, wovon ihnen Zerstörung droht; so bekämpft der Zorn die Sanftmuth, die Unmäßigkeit ist eine Gegnerin der Enthaltsamkeit, die Wollust untergräbt den keuschen Sinn. Nicht so der Stolz, er ist nicht zufrieden mit Ausrottung einer Tugend, er ist wahrhaft teuflischen Ursprunges und löscht alle und jede Tugend aus. Alles, was der Mensch, welcher von diesem Dämon besessen ist, thut, ist, wenn es auch den Schein der Tugend hat, dennoch keine Tugend mehr; denn nicht Gottes Ehre, sondern nur die eigene Eitelkeit wird dadurch befördert. — Der Stolze hat also

keine Tugend, und hätte er scheinbar noch so viele ausgeübt: er mag vor der Welt, die sich täuschen läßt und nur Alles nach der Aeußerlichkeit beurtheilt, einen erborgten Schimmer von Tugenden haben, vor Gott aber hat er keine. Daher spricht der heilige Augustin den Heiden alle wahre Tugend ab, weil sie Alles nur aus eitler Rücksicht thaten; daher sagt Jesus Christus, daß die Pharisäer, welche ihre Almosen öffentlich gaben, um gesehen und gelobt zu werden, ihren Lohn schon empfangen haben, und darum will er von Christen, daß sie im Verborgenen ihre guten Werke thun, daß sie im einsamen Kämmerlein beten, daß sie von der Rechten das Almosen geben lassen, ohne daß es die Linke erfahre. Deßwegen flohen auch die Heiligen den Stolz als die ärgste Pest. Der heilige Ignatius pflegte zu sagen, er fürchte nichts mehr als den Stolz. Der heilige Franz Xaver pflegte fast keine Predigt und keinen christlichen Lehrvortrag zu halten, ohne von dem Stolze abzumahnen. Er war ein anderer Cato, wie dieser alle seine Reden mit den Worten schloß: Im Uebrigen glaube ich, müsse man Karthago zerstören; so war bei Xaver der Schluß aller Reden eine Abmahnung vom Stolze.

Der Stolz raubt nicht blos jede Tugend, er ist auch die offene Straße zu allen Lastern und Schandthaten. Unter den hauptsächlichsten Verführungen zur Sünde nennt der Apostel auch die Hoffart des Lebens. Und durch den Mund des frommen Tobias spricht der heilige Geist: Den Stolz laß weder in deinen Gedanken noch in deinen Reden herrschen; denn von ihm nimmt alles Verderben seinen Anfang. Und wieder lesen wir in der göttlichen Schrift: Der Anfang jeder Sünde ist der Stolz. Eccl. 16. Der Stolz führt einmal zum Abfalle vom Glauben, zur Verachtung und Hintansetzung der kirchlichen Autorität, zur Irrlehre, zum Unglauben. Der Glaube ist nämlich kein Nehmen von Seite des Menschen, sondern ein freiwilliges Sichselbstbringen Gottes. Die menschliche Wissenschaft gelangt nicht zum Glauben, sie entfernt sich nur zu oft, ihre Bestimmung vergessend und ihre Grenze überschreitend, von demselben. Eben so wenig wird man durch Spekulation und Forschung des Glaubens theilhaftig, als man in Höhlen und unterirdischen Klüften zur Anschauung des Sonnenlichtes gelangt. Gott muß sich unserer Schwäche und unsers

Elendes erbarmen und uns das Glaubenslicht aufzünden, wenn wir gläubig werden sollen. Der Glaube ist somit eine Gnade von Oben, und kein Finden von Unten. Gott bringt sich aber nur den Demüthigen; der Stolze erhält von ihm nichts, im Gegentheile, dem Stolzen widerstehet Gott. Der Stolze kann keinen Glauben haben; denn der Glaube ist seiner Natur nach eine Hingabe und Unterwürfigkeit seiner selbst an die Autorität, an die Kirche, an Gott; der Stolz aber kann sich nicht beugen, er will nicht unterwürfig, nicht hingegeben seyn. Der Stolze kann nicht glauben, denn es fehlt ihm die erste Bedingung zum Eintritt in das Reich Gottes — es fehlt ihm die Demuth, und der Herr sagt: Wenn ihr das Reich Gottes nicht aufnehmt mit der Einfalt und der Anspruchslosigkeit eines Kindes, so kommt es nicht zu euch. Dieser Umstand, der Mangel der kindlichen Einfalt, war auch der Grund, warum die Juden und die Pharisäer nicht zum Glauben an Jesum Christum gelangen konnten; dieß war der Grund, warum bei so vielen Heiden troß der geschehenen Wunder die Pforte des Reiches Gottes sich nicht aufthat. Ihr Stolz, ihr Hochmuth, ihr Eigendünkel hinderte sie zu glauben. Der Stolze kann keinen Glauben haben; denn der Glaube ist eine Annäherung zu Gott und je näher wir Gott zu kommen trachten, desto größer und lebendiger ist unser Glaube. Der Stolz ist aber eine Entfernung von Gott, wie geschrieben steht: Der Anfang der Hoffart des Menschen ist Abfall von Gott. Eccli. 10, 14. In dem Grade also, in welchem in unsern Herzen der Dämon des Hochmuthes erstarkt, wird der Glaube aus demselben hinausgeworfen, und geht die Erkenntniß Gottes verloren, und tritt Blindheit, Geistesverrücktheit, Schalkheit, Bosheit und Gottlosigkeit ein. Dieß ist auch der Weg, auf welchem der Teufel das Heidenthum und die Abgötterei und seine Gräuel in die Welt eingeschwärzt hat. Der Götzendienst, lesen wir im Buche der Weisheit (14, 13.), war nicht vom Anfange an in der Welt, durch die Eitelkeit der Menschen kam er in die Welt; und der heilige Paulus sagt von den Heiden: Sie wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Röm. 1, 21. Der Satan verpestete nämlich das Herz der Menschen, wie schon im Anfange, so auch in der nachfolgenden Zeit mit Stolz; er spie ihnen die verderblichen Gedanken in die Seele,

daß sie sich, obschon sie elend waren und aller Ehre entbehrten, dennoch erhoben und überschätzten; daß sie sich größer machten, als sie waren, und dieses bis dahin trieben, daß sie sich die Gott schuldige Ehre selbst zuwendeten. Und nun war der Götzendienst fertig. Nun war ihnen alle Erkenntniß Gottes, ja selbst aller gesunde Menschenverstand genommen; jetzt waren die, welche sich weise zu seyn däuchten, die vollendetsten Thoren und verfielen in fast unbegreiflichen Unsinn und gänzliche Verrücktheit. Der Stolz führt demnach wie zur Verfinsterung der Vernunft, so auch zur Erlöschung des Glaubenslichtes. So geschah es zu allen Zeiten; zu allen Zeiten war der Stolz Trennung von Gott, war das Grab des Glaubens. Und um die Grenze enger zu ziehen und von der christlichen Kirche zu reden, — ist je eine Ketzerei entstanden, welche nicht der Hochmuth ausgebrütet hätte? Ist je eine Neuerung eingeführt worden, woran der Stolz nicht großen Antheil gehabt? Ist je einer vom Glauben abgefallen, ohne zuvor die Demuth verloren zu haben? Hat es je einen Irrlehrer gegeben, welcher nicht nach übereinstimmenden Berichten als ein hochfahrender, anmassender, selbstsüchtiger, eitler und unbeugsamer Kopf bezeichnet wurde? Anders, sagt ein geistreicher Mann, ist die Ketzerei zwar in Afrika, anders ist sie im Morgenlande, anders in Aegypten, anders in Mesopotamien; verschieden ist sie an verschiedenen Orten; aber überall hat sie ein und derselbe Vater, der Stolz gezeugt. In der That ist es nicht Stolz und Hochmuth, Eigendünkel und Ueberschätzung seiner vermeintlichen Weisheit gewesen, wodurch Arius zum Irrlehrer und Glaubensverfälscher geworden ist? Lesen wir nicht vom Pelagius, daß er in der Ueberschätzung seiner Frömmigkeit sich zu rühmen pflegte, die böse Begierde habe über ihn keine Gewalt? Stieg die Anmaßung in dem Irrlehrer Eunomius nicht so hoch, daß er von sich behauptete, im Stande zu seyn, das große Geheimniß der Gottheit erfaßt zu haben? Und unsere heutigen Glaubensverfälscher und Glaubensläugner — ist ihnen nicht sämmtlich das Brandmal des Stolzes an die Stirne eingeätzt? Was anders als der Stolz gibt ihnen die Worte in den Mund, daß es schmählicher Geistesdruck und unerträgliche Knechtschaft wäre, sich den kirchlichen Aussprüchen zu fügen? Was anders als der Stolz hält sie ferne vom Eintritt in die Kirche Gottes? Oder zeigt mir einen Ungläubigen,

dem nur ein Funke Demuth eigen wäre, und ich habe nicht recht gehabt. So sehet es denn auch ein, daß in unsern Tagen deßwegen so Viele am Glauben Schiffbruch leiden, weil sie so großen Stolz besitzen. Aber du, hochmüthiger Erdenstaub, der du dich schämest, dir das Glaubensjoch auflegen zu lassen, sieh zu, daß du deines Stolzes wegen nicht noch in viel schmählichere Fesseln geschlagen werdest; daß du, der du durch deine Weisheit die Himmel durchdringen willst, nicht zuletzt durch deine Thorheit noch aller Welt zum Gespötte wirst; denn Gott pflegt solche Weisheit zur Thorheit zu machen.

Wie der Stolz zum Verlust des Glaubens führt, so bahnt er auch den Weg zu allen übrigen Lastern; denn die Hoffart ist der Anfang zu allen Sünden Eccl. 10, 15. So ging es schon anfangs. Denn nachdem die Menschen durch ihren eitlen Sinn den Glauben und die Erkenntniß Gottes verloren hatten, wird sogleich beigesetzt, daß sie voll von jeglicher Ungerechtigkeit wurden, voll von Bosheit, von Lüsternheit, von Habsucht, Schalkheit, Neid, Mord, Zank, Arglist, Bösartigkeit und Ohrenbläserei. Roem. c. 29. Daß der Hochmuth die Quelle aller dieser und auch aller übrigen Laster sei, ist natürlich; denn der Hochmüthige sucht ja in allen seinen Handlungen sich selbst; voll von Niederträchtigkeit scheuet er auch das schändlichste Mittel nicht, wenn es ihn nur zu seinem Zwecke führt; um sich zu erhöhen, ist er bereit, die Wahrheit zu verleugnen und Lügen zu schmieden, das Recht zu verletzen und die krummen Wege des Betrügers zu gehen, ein Heuchler zu seyn und Ehre zu erbetteln, — kurz Alles zu seyn. Wie sollte ein solch' charakterloser Mensch vor einer Sünde zurückbeben? Es ist natürlich, daß der Stolz den Weg zu allen Lastern bahne; denn der Hochmüthige hat keinen Glauben, und der Unglaube fürchtet kein Unrecht und scheuet keine Sünde; es ist natürlich, daß der Hochmuth die Thüre zu allen Sünden öffne; denn der Stolze hat keine Gottesfurcht, und der Gottlose schaudert vor keiner Frevelthat zurück. Aber zwei Verbrechen sind es, welche ich unter den übrigen Kindern des Stolzes noch besonders nennen will: Grobe Verletzung des größten und wichtigsten Gebotes im Christenthume, der Nächstenliebe nämlich, und Mangel alles Gehorsames und aller Unterwürfigkeit. Der Stolze schauet mit vornehmer Verachtung auf seine Brüder herab,

würdigt diese kaum eines flüchtigen Blickes, setzt sie tief unter sich hinab; er weiß nichts von einem sich selbst vergessenden Dienen, er mißbraucht vielmehr seine empfangenen Kräfte und Tüchtigkeiten nur dazu, seine Mitmenschen zu drücken, und unter ihnen den Großen zu spielen. In seinem despotischen Herzen wohnet also nicht ein Funke von christlicher Nächstenliebe, hingegen Feindschaft und Unversöhnlichkeit, Rachsucht, Härte und Verfolgung, Beleidigung, Schmähung und Verleumdung, das ist es, was bei ihm die Stelle der Nächstenliebe einnimmt. — Eben so fremd ist dem Stolzen der Gehorsam und die Unterwürfigkeit. Hugo v. St. Victor nennt den Ungehorsam eine Folge des Hochmuthes, und auch der heilige Paulus setzt den Ungehorsamen und Stolzen in Eine Reihe. Also Stolz verleitet zum Ungehorsam: und nun wissen wir, warum so viele Kinder ihren Eltern so geringe Achtung erweisen. Wir wissen, warum so viele Dienstboten nicht im gehörigen Verhältniße der Unterordnung zu ihrer Herrschaft stehen; noch mehr, wir wissen auch, warum so viele Unterthanen ihrer Obrigkeit den schuldigen Gehorsam versagen. Hier ist auf dieses Alles die Antwort gegeben. Der Stolz, der Eigendünkel, das falsche Selbstgefühl, und wie sie alle heißen mögen jene Giftpflanzen, impfen das Gift der Auflehnung, des Ungehorsams und eines zügellosen Freiheitsschwindels den Herzen ein. Der Stolz löset auch die Unterthanenbande, er ist Empörung. Und natürlich; denn der Stolze will Niemanden gehorchen; er hat Gott selbst den Gehorsam und die Unterthanenpflicht aufgekündiget, wie läßt sich erwarten, daß er einem Menschen noch unterworfen bleibe? Der Stolz wird daher in der heiligen Schrift geradezu eine Empörung genannt. Eine Seele, die aus Stolz etwas begangen hat, soll umkommen unter ihrem Volke, denn sie ist eine Rebellin gegen den Herrn geworden. Num. 15, 30. Der Stolz hat sich auch von jeher gegen die bestehende Ordnung aufgelehnt. Aus Stolz haben sich die Engel im Himmel gegen Gott empört; Stolz hat auch auf Erden die Menschen gegen Gottes Gesetz zu Aufrührern gemacht. Und wenn man die Reden der heutigen Freiheitsschwindler hört, womit sie zum Aufruhr reizen: „Er hält euch in schmählichen Banden; er ist ein Tyrann; zerreißet diese Knechtsketten, dann werdet ihr groß und frei und selbst lauter Herrscher seyn", — wenn man diese

Reden so vernimmt, ist es nicht, als ob man jene alte Schlange im Paradiese hörte, die da sagte: Ei, Gott hat euch den Genuß dieser Frucht nur aus Selbstsucht vorbehalten, auf daß er an euch nicht seines Gleichen bekomme, auf daß ihr immer in seiner Unterthanenpflicht verharret: esset nur davon, und scheuet nicht das Verbot des Tyrannen, dann werdet ihr seyn, wie er!!

Darum hüten wir uns vor dem größten Hindernisse unsers Heiles; fliehen wir den Stolz. Seien wir statt dessen vielmehr demüthig. Diese Tugend, die Demuth, ist das Kennzeichen der Kinder Gottes; der Stolz aber ist das Brandmal der Verdammniß.

9. Die Hoffart bringt Schande.

Die heilige Schrift sagt: Wo Hoffart ist, da wird auch Schmach seyn. Sprüchw. 11, 2. Dieses erfüllt sich auch gewöhnlich. Dem Stolz folgt Schande. Schon das Sprichwort sagt: Hochmuth kömmt vor dem Fall. Wie Viele haben die Wahrheit hievon an sich selbst erfahren! Die Hoffart, sagt Johannes Klimakus, ist schon oft für ihre Anhänger Ursache zu großer Beschämung gewesen; denn sie verleitet sie zu Handlungen, wodurch sie häufig in ihrer ganzen Eitelkeit entblößt dastehen, so daß sie ein jeder redliche und ehrliebende Mensch verachtet. Die Hoffart, bemerkt richtig der heilige Bonaventura, blendet den Menschen so sehr, daß er sich um so weniger erkennt, je größer sein Stolz ist. Dadurch geschieht es, daß der Hoffärtige Reden aus seinem Munde kommen läßt und Handlungen vollbringt, die er sich, wenn er nur einige Rücksicht, ich will nicht sagen auf Gott und die Tugend, sondern nur auf den gewöhnlichen Anstand nehmen wollte, nimmermehr erlauben würde. Wie oft geschieht es, daß Einer es empfindlich nimmt und sich beklagt, weil man bei einem gewissen Amte ihn übergangen hat; er meint, diese Zurücksetzung gereiche ihm zur Unehre; Manche würden Solches auffallend finden, und darüber ihre Bemerkungen machen. Aber unter diesem Vorwande trägt er seine Empfindlichkeit und Anmaßung zur Schau, und dadurch zieht er sich viel größere Verachtung zu.

Es wirken noch mehre Ursachen zusammen, welche den Hoffärtigen oft in Schand und Spott bringen. Er ist von einem unersättlichen Durst nach Ehre und Auszeichnung geplagt; immer

jagt er diesen Scheingütern nach. Aber trotz aller Anstrengung mißlingt es ihm gar oft, sich in den Besitz derselben zu bringen. Darüber wird er nicht blos selbst traurig, sondern Andere, die sein früheres Treiben kennen und sich oft dadurch verletzt fühlten, verachten ihn jetzt darüber. Der Stolz und die Eitelkeit veranlaßt Manchen einen größern Aufwand zu machen, als seine Einkünfte und übrigen Vermögensverhältnisse erlauben. Dadurch zerstört er seinen Wohlstand; er sinkt oft in kurzer Zeit in große Armuth herab. Dieß bringt ihm jetzt vor aller Welt um so größere Schande, je eitler er früher prunkte und in je unsinnigerer Prahlerei er sein Vermögen vergeudete.

Die heilige Schrift sagt uns: Wer sich erhöhet, wird erniedriget. Matth. 23, 12. Dieß erfahren die Hoffärtigen nur zu oft. Sie erreichen nicht nur nicht, wornach sie streben, sondern oft gerade das Gegentheil davon. Gar oft zieht sich der Stolze statt der Ehre, wornach er bei Andern strebt, Verachtung zu; statt des Lobes und des großen Namens, wornach er getrachtet, verliert er oft den guten Ruf, dessen er sich zuvor erfreute; statt des Ruhmes wird ihm Spott zu Theil.

10. Die Hoffart ist eine Art Narrheit.

Der heilige Chrysostomus führt den Beweis, daß die Hoffart den Menschen nicht blos böse, sondern auch zum Narren mache. Hiebei beruft der heilige Kirchenlehrer sich auf die Worte der Schrift: Der Narr wird Thörichtes reden. Is. 32, 6. Betrachtet man nur die Thorheiten, welche der Hoffärtige und Anmaßende spricht, so überzeugt man sich in der That, welch' ein Thor er ist. Welches ist die Rede des Ersten der Hoffärtigen, des Lucifer? Also prahlt er: In den Himmel will ich aufsteigen, über die Sterne Gottes will ich meinen Thron setzen, und sitzen auf dem Berge des Bundes, auf der Seite gegen Mitternacht. Ich will steigen über die höchsten Wolken, und dem Allerhöchsten gleich seyn. Is. 14, 13. Was kann es für eine größere Thorheit geben, als eine solche Sprache? Jener König von Assyrien aber prahlt also: Wie ein Vogelnest fand meine Hand die Stärke der Völker, und wie man Eier sammelt, die verlassen sind, also raffte ich alle Lande zusammen, und Niemand war, der eine Feder bewegte, oder den

Mund aufthat oder zischte. Js. 10, 14. Was läßt sich noch Thörichters denken, als eine solche Sprache? Ist es also nicht wahr, daß der Stolze in seiner Anmaßung närrisches Geschwätz daherredet? Wir können auch täglich wahrnehmen, daß die Hoffärtigen nicht weniger als die Narren sich lächerlich machen durch die anmassenden und lobsüchtigen Reden, die sie führen, durch die Geberden und den Prunk, womit sie auftreten, und durch die Art und Weise, wie sie überall sich selbst in den Vordergrund stellen und alle Ehre für sich in Anspruch nehmen. Der heilige Chrysostomus fügt noch bei, die Narrheit des Hoffärtigen sei schlimmer und verdiene mehr Tadel, als die angeborne Narrheit; denn diese führe keine Schuld mit sich, wohl aber jene. Daraus ergibt sich ein zweiter Unterschied, nämlich der, daß die gebornen Narren oder die es in Folge einer Krankheit geworden sind, Mitleiden erregen und Jedermann zur Bedauerung stimmen; daß aber die Narrheit der Hoffärtigen nur zum Lachen und Spott reizt. Hüten wir uns daher vor dem Stolze, der nicht selten den Menschen so sehr aller gesunden Vernunft beraubt, daß er wie ein Blinder handelt, und die tollsten Streiche begeht, wodurch er sich vor aller Welt lächerlich macht.

11. Die Hoffart ist keine wirkliche Größe, sondern nur eine Art Geschwulst.

Der heilige Augustin sagt richtig: Der Stolz ist keine Größe, sondern nur eine Geschwulst; was aber geschwollen ist, scheint zwar groß, ist aber nicht gesund. (Serm. 18 de temp.) Gleichwie ein Ding, wenn es stark aufgeschwollen ist, zwar groß erscheint, es aber in der That und seinem innern Werth nach nicht ist, eben so scheinen die Hoffärtigen, welche in der Welt sich oft großer Achtung erfreuen, zwar groß zu seyn; sie sind es aber nicht: denn das ist keine Größe, sondern nur Aufgeblasenheit. Es gibt gewisse Personen, die stark und wohlbeleibt zu seyn scheinen; aber es ist nur Geschwulst, und daher keine Gesundheit, sondern Krankheit, weil keine natürliche Stärke, sondern Aufgedunsenheit. Gerade so verhält es sich mit dem Stolz. Der Mensch wird dadurch zwar aufgeblasen, aber nicht wahrhaft groß. Allein wie es besser ist, gesund zu seyn, erscheint man dabei auch noch so mager, als ein

starkes Aussehen zu haben, aber krank zu seyn; so ist es auch viel besser, demüthig zu seyn, wenn man auch dabei verachtet wird, als durch Stolz und Hochmuth sich Ansehen zu verschaffen. Ein ehrwürdiger Kirchenlehrer vergleicht die Hoffärtigen, welche nach Ehre haschen, mit Kindern, die Schmetterlingen nachjagen. Jemand Anderer aber vergleicht sie (und dieß ist noch bezeichnender) mit Spinnen, welche ihre Eingeweide aufopfern, indem sie Gewebe aufhängen, um darin Fliegen zu fangen. So verzehrt sich auch der Hoffärtige, und setzt oft, wie man zu sagen pflegt, Leib und Leben daran, um ein wenig menschliches Lob zu erhaschen. Er meint, wie groß er dadurch wird; aber seine Größe ist nur eingebildet; sie ist nichts Gesundes, sondern eine abscheuliche Krankheit, weil blos eine Geschwulst.

12. Wie viel Unruhe und Geistesplage im Gefolge der Hoffart ist.

Groß ist die Qual und die Unruhe, welche die Hoffart mit sich bringt. Betrachtet nur den Aerger und Verdruß der Hoffärtigen, wenn man ihn nicht so achtet, wie er es wünscht, und ihm nicht jene glänzenden Aemter überträgt, nach welchen er verlangt. Und wenn man ihm auch die ersehnten Werke und Geschäfte zur Ausführung überträgt: wie wird er nicht auch jetzt wieder gequält, nämlich von der Furcht und Besorgniß, ob ihm die Sache gelingen, ob er Ehre davon tragen, oder am Ende gar sich nur Schmach holen werde. O wie erbärmlich und martervoll ist ein solcher Zustand!

Der heilige Augustin sagt: die Hoffart gebäre sogleich den Neid, wie ihren rechtmäßigen Sohn, und die schlimme Mutter sei nie ohne die Begleitung dieses bösen Kindes; durch diese zwei Uebel aber, durch die Hoffart und den Neid, werde der Teufel erst zum Teufel. De virginit. Hieraus läßt sich erkennen, was diese zwei Laster im Menschen wirken werden, da sie den Teufel erst wahrhaft zum Teufel machen. Wenn ein Mensch, der einerseits voll Hoffart ist, und von einem unersättlichen Verlangen nach Ehre geplagt wird; anderseits aber auch zugleich voll von Neid ist, weil dieser Sohn die Hoffart, seine Mutter, immer begleitet: — wenn ein solcher Mensch Andere geachtet, sich aber zurückgesetzt sieht, so muß

er ja offenbar mit Galle und Bitterkeit erfüllt werden, und in die größte Aufregung und Unruhe gerathen, so daß ihm aller Frieden des Herzens verloren geht.

Wie unglücklich der Stolz mitten im Schooße des Glückes mache, beweist uns die heilige Schrift an jenem stolzen Aman. Er war der Vertrauteste des Königs Ahasverus vor allen Fürsten und Großen des Reiches; er hatte Ueberfluß an Reichthümern und zeitlichen Gütern, und war von Allen geachtet und geehrt, so daß es auf Erden kein Gut mehr zu geben schien, welches er sich hätte wünschen können. Aber daß ein Jude, der an den Pforten des Palastes saß, mit Namen Mardochäus, sich nicht tief genug vor ihm beugte, dieses kränkte ihn so sehr, daß all' sein Glanz und seine Größe ihn nicht mehr erfreute. Er selbst legte das Bekenntniß ab: Obgleich ich Alles habe, so meine ich nichts zu besitzen, so lange ich noch den Juden Mardochäus vor den Thüren des Königs sitzen sehe. Daraus läßt sich abnehmen, wie groß die Unruhe und die Qual des Aman seyn mußte. Und sehet nur, welche Geringfügigkeit hinreichte, den hoffärtigen Aman aufzuregen und ihm das Leben zu verbittern! Weil Mardochäus nicht aufstund, wenn Aman vorüberging, und sich nicht vor ihm beugte, kannte sein Zorn keine Grenzen mehr. Aehnliches ereignet sich noch heut zu Tage bei manchen Weltmenschen, und gerade in den vornehmsten Ständen kömmt es am öftesten vor. Diese kleinen Ehrenpunkte sind für solche Leute eben so viele Spitzen, welche ihr Herz verwunden und durchstechen, und zwar so, daß ein Lanzenstich nicht empfindlicher schmerzen kann. Es wird den Hoffärtigen, sind sie auch noch so reich, angesehen und geachtet, etwas dergleichen nie mangeln. Deßwegen ist ihr Leben immer beunruhiget.

Hierin hat häufig die sogenannte Schwermuth oder Melancholie ihren Grund. So ist Mancher traurig, weil man ihn vergißt, ihn keiner Aufmerksamkeit würdiget, sondern ihn unbeachtet in seinem Winkel stehen läßt; er ist traurig, weil ihm das, was er auszuführen hatte, nicht gelungen ist, und er damit nicht nur keine Ehre errungen, sondern vielmehr Schmach eingeärntet hat. Hieher paßt, was der heilige Augustin aus der Zeit vor seiner Bekehrung von sich selbst erzählt. Als ich einstens, sagt er, eben beschäftiget war mit Ausarbeitung einer Lobrede auf den Kaiser, wodurch ich

Ruhm einzuärnten hoffte, und als ich in schwerem Kummer versunken, wie mir wohl dieses gelingen werde, und entflammt von der Hitze meiner Gedanken, die mein Inneres aufzehrten, herumging, traf es sich, daß ich durch die Straßen Mailands wandelnd, einen Bettler sah, welcher, nachdem er so eben gegessen und getrunken hatte, überaus heiter war, und scherzte und lachte. Da fing ich an, diesen armen Mann zu beneiden, weil ich einsah, daß er sich glücklicher und zufriedener fühle, als ich es war; ich erkannte, daß er eines Friedens sich erfreue, welchen mein Ehrgeiz nirgends findet. In dieses Geständniß des heiligen Augustin müssen wohl Alle einstimmen, die von eitlen, hochstrebenden Gedanken und Absichten sich leiten lassen; sie müssen, wenn sie aufrichtig sind, gestehen, daß der ärmste Bettler glücklicher sei, als sie selbst sich fühlen. Ihr hochfahrender Sinn ist wie ein Wurm, der immerwährend an ihrer Seele nagt; ihre Eitelkeit, die so oft verletzt wird, ist wie ein Stachel, der in die Seele dringt; und so geschieht es, daß sie nirgends Friede und Freude, sondern überall nur Geistesplage, Marter und Qual finden.

13. Durch die Hoffart macht man sich verhaßt.

Die heilige Schrift sagt: Hassenswerth vor Gott und den Menschen ist die Hoffart. Sprüchw. 6, 17. Und wiederum: Gleichwie die innerliche Fäulniß derer, welche einen stinkenden Athem haben, herausbricht; ebenso verhält es sich mit dem Herzen der Hoffärtigen. Ekkli. 10, 7. Menschen, die eine kranke Leber oder verdorbene Eingeweide haben und in Folge dessen einen übelriechenden Athem durch den Mund von sich geben, hat man ungerne in seiner Nähe; aber oft noch unerträglicher sind die Hoffärtigen. So gibt die Welt selbst den Hochmüthigen den ihnen gebührenden Lohn, und züchtiget sie in dem Nämlichen, was sie anmassend verlangten, indem sie gerade das Gegentheil von dem erlangen, wornach sie trachten. Sie wollen von Allen geehrt und geliebt werden; statt dessen wird ihnen allgemeiner Haß mit Verachtung zu Theil. Der Hoffärtige wird von Jedermann gehaßt: Von den Höhern, weil er sich ihnen gleich zu stellen sucht; von seines Gleichen, weil er über sie emporragen will; von den Niedrigen, weil er mehr anspricht, als ihm gebührt. Der Hoffärtige verletzt überall

durch seine Anmaßung; er läßt Niemanden etwas gelten; Keiner ist verständig, als nur er allein; Keiner weiß etwas, als nur er; Keiner soll daher auch geehrt werden, als nur er. Dieses selbstsüchtige Betragen, das auf Nichts weniger abzielt, als auf die völlige Vernichtung aller Uebrigen, beleidiget allgemein. Daher fühlt man sich in der Nähe des Hoffärtigen unheimlich; man möchte gerne seiner los seyn; seine Gesellschaft ist ungemein lästig. Deßwegen entzieht man sich demselben, wo es nur immer seyn kann, ja weicht dem Zusammentreffen mit ihm oft geflissentlich aus.

14. Wie wenig der Mensch Ursache hat, hoffärtig zu seyn.

Wer nichts hat, das sein ist, und alle Augenblicke gewärtig seyn muß, daß dasjenige, was ihm zur Aufbewahrung anvertraut worden ist, von seinem rechtmäßigen Herrn wieder zurückverlangt wird; ein Solcher hat doch wahrlich keine Ursache, sich etwas einzubilden. Nun sind wir Alle in dieser Lage. Wir besitzen nichts aus uns selbst, sondern Alles ist von Gott uns gegeben, selbst unser Daseyn gehört ihm. Denn wo waren die Meisten aus uns vor fünfzig Jahren? Da waren sie ein reines Nichts. Gottes Güte hat uns aus diesem Nichts hervorgezogen und in's Daseyn gerufen, und Alles, was wir jetzt dem Leibe und der Seele nach besitzen, ist ebenso ein Geschenk unsers gnädigen Gottes. Von ihm sind die natürlichen Gaben und Güter. Der Herr, lesen wir in der heiligen Schrift, macht arm und reich. 1. Kön. 2, 7. Er richtet den Geringen aus dem Staube auf, und erhöhet den Armen aus dem Kothe. Ps. 112, 7. Er stürzt die Gewaltigen von dem Throne. Luk. 1, 52. Auch diejenigen Güter, welche wir uns durch Mühe und Anstrengung erworben haben, verdanken wir Gott. In der heiligen Schrift lesen wir: Der Herr gab in die Hand des Nabuchodonosor den Joakim, den König von Juda, und einen Theil der Gefäße des Hauses Gottes. Dan. 1, 2. Und bei Moses wird von dem gelobten Lande, welches den Israeliten versprochen war, gemeldet: Wenn ihr gekommen seid in's Land Chanaan, das ich euch geben werde zum Besitze u. s. w. 3. Mos. 14, 34. Wenn Einer diese Aussprüche vernimmt, könnte er meinen, als ob Joakim dem Nabuchodonosor von einem Engel oder durch einen widrigen Zufall

übergeben worden wäre, ohne daß dieser etwas dabei gethan hätte, und als ob die Israeliten in das gelobte Land ohne alle Mühe und Anstrengung hätten einziehen können. Aber ganz anders; denn Nabuchodonosor zog mit einem mächtigen Kriegsheer in's Feld, belagerte die Stadt Jerusalem und nahm sie nach unendlicher Mühe und Anstrengung ein, und so wurde ihm der jüdische König gefänglich eingebracht. Die Israeliten mußten ebenfalls viel kämpfen und große Gewalt gebrauchen, bis sie in den Besitz des gelobten Landes kamen. Daraus können wir abnehmen, daß auch dasjenige, was wir durch unsere Mühe und durch unsern Fleiß uns erringen, ein Geschenk Gottes sei; denn unsere Arbeit wäre fruchtlos gewesen, wenn der höchste Herr sie nicht gesegnet hätte. Noch mehr sind unsere Verdienste und guten Werke so sehr eine Wirkung der Gnade Gottes, daß der heilige Augustin sagt: Seine eigenen Gaben sind es, welche Gott krönt, wenn er unsere Verdienste belohnt. Daher sagt auch die heilige Schrift: Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen, als das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen. Phil. 2, 13. Ja, was unser Unvermögen noch deutlicher beweiset, es steht nicht in unserer Gewalt, ohne die Hilfe Gottes auch nur einen guten Gedanken zu fassen. 2. Corinth. 3, 5. — So gehört Alles, was wir an Leib oder Seele etwa Gutes haben, Gott zu, und uns ist es nur geliehen. Dürfen wir nun, wenn wir in irgend einer Weise mehr besitzen als Andere, diese verachten, uns selbst aber erheben? Nein, nimmermehr; denn wir haben Alles nur aus Gnaden empfangen, Nichts aber besitzen wir aus uns selbst. Statt darauf stolz zu seyn, müssen wir vielmehr dafür Dank abstatten.

Bist du also reich, hast du viele Felder und Wiesen oder sonst große Schätze, du hast dennoch keine Ursache, dir darauf etwas einzubilden; denn du bist von Gott nur zum Verwalter seiner Schätze aufgestellt. Der Reichthum ist eigentlich nur ein Almosen, welches dir der gütige und barmherzige Gott gegeben. Du weißt auch nicht, wie lange du im Besitze deiner Reichthümer bleiben wirst. Wie bald kannst du wieder Alles verlieren! Warum rühmst du dich also dieser hinfälligen Güter und erhebst dich ihretwegen?

Stammst du von vornehmer Familie ab, stehst du in großem Ansehen, in hohen Würden: hast du darum eine Ursache zum

Stolze? Was hast du dazu beigetragen, daß du von solchen Vorfahren abstammst? Man soll auf Nichts weniger stolz seyn, als auf seine vornehme Abkunft; denn dazu wird von unserer Seite nicht das Mindeste beigetragen. Zur Erlernung der Künste und Wissenschaften wird Fleiß erfordert; um reich zu werden, muß man sich ebenfalls anstrengen: aber zu deiner vornehmen Geburt hast du nicht im Mindesten mitgewirkt. Warum willst du also darauf stolz seyn? Auch zur Ehre und zu Würden hättest du es ohne Gottes Beihilfe und gnädigen Willen nicht gebracht. Er hat dich empor gehoben und groß gemacht. Aber er kann dir die Ehre und das Ansehen auch wieder nehmen. Und wie oft thut er es! Wie oft stürzt er die Gewaltigen vom Throne! Gerade die Hoffart ist der Weg zum Verlust der Würden und Ehren. Denn die Hoffärtigen pflegt Gott zu erniedrigen. Statt also deiner Ehren und Aemter wegen stolz zu seyn, mußt du vielmehr demüthig dich erweisen, um dich in denselben desto sicherer zu erhalten. Nichts schändet den vornehmen Stand mehr, als gerade der Hochmuth; nichts aber gereicht ihm mehr zur Zierde, als Demuth und Bescheidenheit.

Du hast großen Verstand und glückliche Anlagen des Geistes; du wirst darum von Andern bewundert und gepriesen: aber darfst du dir darauf etwas einbilden? Ist nicht Gott es, der die Talente austheilt? Und wenn du fünf erhalten hast, während ein Anderer nur eines besitzt: darfst du dir darauf etwas einbilden? Muß dich nicht vielmehr die reichlichere Gnade deines Gottes zu größerm Danke gegen ihn verpflichten? Heißt es aber gegen Gott dankbar seyn, wenn man seinem ärmern Mitbruder verachtet?

Du bist glücklich in deinen Unternehmungen; was du beginnst, geht dir von Statten. Darfst du du dir aber darauf etwas einbilden, und dich für besser halten, als ein Anderer ist, dem nichts gelingen will? Nimmermehr; denn Gott ist es, der durch dich wirkt, und sich deiner als eines Werkzeuges bedient, um gewisse Absichten zu erreichen. Daß nun der allmächtige Herr und Schöpfer dich vor andern Menschen zur Vollbringung rühmlicherer Thaten gebraucht, dieß gereicht nicht so fast dir, als vielmehr ihm zum Ruhme. Er könnte auch durch die ungeschicktesten Hände dasselbe erreichen, was er durch dich vollbringt, wenn er anders wollte; denn auch

hier gilt das Wort der Schrift: Gott kann sich auch aus Steinen Kinder Abrahams machen.

Du bist schön und angenehm von Gestalt und ziehst darum alle Augen auf dich. Nun stehst du den halben Tag vor dem Spiegel und betrachtest mit eitlem Wohlgefallen deine schöne Gestalt; du lässest dich geflissentlich im reichsten Schmucke an allen Orten sehen, damit man dich allenthalben bewundere. Aber welch' eine erbärmliche Eitelkeit! Dein Betragen ist eben so thöricht, als wenn auf einem Gemälde ein Bild vor dem andern sich brüsten wollte, weil jenes mit hellern, dieses mit dunklern Farben gemalt ist, da doch beides vom Willen des Malers abhängt, und derselbe nur seinen Pinsel zur Hand zu nehmen braucht, um aus einem schönen Engel einen häßlichen Teufel zu machen. Und wie lange wird deine Schönheit dauern? Vielleicht wird sie bald von einer Krankheit in Häßlichkeit umgewandelt. Und wenn auch dieses nicht, so wird sie mit den zunehmenden Jahren von selbst vergehen. Was wird aber erst im Tode aus deiner schönen Gestalt werden? Sieh' jenen hohlen, kahlen Schädel, der dort auf dem Kirchhofe in einen Winkel hingeworfen liegt, auch er war einmal schön und reizend, und jetzt ist er ein Gegenstand des Abscheues. Dieses wird auch aus deiner Schönheit werden. Denke an dein Ober- und Unterbett im Grabe, sagt ein geistreicher Schriftsteller, so wird dir alle Eitelkeit vergehen. Das Lager unter dir, sagt nämlich der Prophet, sind Motten, und deine Decken sind Würmer. Is. 14, 11.

Du bist besser und schöner als Mehre deines Gleichens gekleidet, und darauf bildest du dir etwas ein. Welch' eine Thorheit! Ist das prächtigst geschmückte Thier, auf welchem ein Kaiser reitet, wegen der kostbaren Decke, womit es umhüllt ist, nicht mehr ein Thier wie alle übrigen seiner Gattung? Und bist du wegen deines schönen Anzuges besser als deine Mitmenschen sind? Wohnt etwa in den zerrissenen Kleidern, welche deinen Mitmenschen decken, nicht dieselbe, Gott ähnliche Seele, wie sie dir verliehen ist? O wenn der Werth des Menschen von der Kleidung abhängt, so wirst du mir zugeben müßen, daß eine Statue, die eine Königskrone auf dem Haupte trägt und einen goldenen Scepter in der Hand hält, ungleich höher zu schätzen ist, als du. Was gibt es daher Thörichteres, als um seines schönen Anzuges wegen stolz zu seyn?

Um zum größten und vorzüglichsten aller Güter zu kommen, bist du fromm und gottesfürchtig, hast du dir schon viele Verdienste gesammelt und vermehrst du dir täglich dieselben, so darf dir auch dieses keine Ursache werden, dich zu erheben, sondern es muß dir vielmehr ein mächtiger Beweggrund zur Demuth werden. Denn nur durch Gottes Gnade bist du, was du bist. Es gibt keine Sünde, sagt der heilige Augustin, die ein Anderer begeht, und die ich nicht auch begehen würde, wofern mir Gott nicht mit seiner Gnade beistünde. Und der heilige Franz von Assis pflegte zu sagen: Wenn ein Straßenräuber und Mörder von Gott so viel Gnade bekäme, als ich von ihm schon empfangen habe, so würde er viel frömmer werden, als ich es bin. Sieh, so war den Heiligen die größere Tugend nur eine Ursache, sich um so mehr zu verdemüthigen. Wie verkehrt wäre es von dir gehandelt, wenn dir die Verdienste, welche du etwa an dir hast, eine Veranlassung zur Hoffart seyn würden. Dieß wäre ein sicheres Zeichen, daß deine Tugend keine wahre, sondern nur Schein und Heuchelei ist, denn der wahrhaft Tugendhafte ist immer auch demüthig. Ja deine Verdienste dürfen dir um so weniger Veranlassung zum Stolze werden, da du sie jeden Augenblick wieder verlieren kannst. Darum sagt der Apostel: Wer steht, sehe zu, daß er nicht falle. Wie Viele fallen wirklich fast alle Tage vor unsern Augen! Wie oft geschieht es, daß Einer fast an der Schwelle des Himmels noch fällt, im Angesichte des Hafens noch Schiffbruch leidet? Wer versichert dich, daß nicht auch dir Aehnliches begegnet? Durch Nichts verliert der Mensch seine Tugenden leichter, als durch Stolz.

So hat also kein Mensch, mag er vor der Welt oder sogar auch vor Gott noch so groß seyn, eine Ursache sich zu erheben und stolz zu seyn. Darum laßt uns erkennen, wie wahr es ist, was der Apostel sagt: Wenn Jemand sich etwas zu seyn dünkt, da er doch nichts ist, so betrügt er sich selbst. Wollen wir dessen immer eingedenk seyn, stellen wir uns lebendig vor Augen, daß wir aus uns selbst Nichts sind, sondern daß wir Alles der Erbarmung Gottes verdanken, und es wird uns nicht einfallen, gewisser, aus Gnaden uns verliehener Vorzüge wegen uns zu erheben, und Andere, welche hierin uns zurückstehen, zu verachten.

15. Es ist nicht leicht zu erkennen, ob man hoffärtig sei.

Niemand, sagt der ehrwürdige Nepveu, ist ohne Hoffart; aber nur Wenige erkennen sie. So sehr weiß sich der Hochmuth zu verbergen und zu bemänteln, daß manchmal nur Gott, dem nichts verborgen bleiben kann, denselben wahrnimmt. Der Grund hievon liegt theils in der Natur dieses Lasters, theils aber auch in der Beschaffenheit der Menschen.

Wir sagten, es rühre diese auffallende Erscheinung von der Beschaffenheit der Hoffart her. Diese Sünde scheint nämlich nichts an sich zu haben, was dem Menschen Furcht und Besorgniß vor derselben einjagen könnte. Andere Laster, wie Diebstahl, Betrug, Unlauterkeit, Betrunkenheit, Verleumden, Lügen u. s. w. bemerkt man sogleich, wenn man eines derselben an sich hat. Diese Laster sind ihrer Natur nach abschreckend; denn mit ihrer Begehung sind immer auch Schande vor den Menschen verbunden. Nicht so verhält es sich mit der Hoffart. Sie will gerade dem entgehen, was Schande bringt; ihr Ziel ist die Ehre. Denn sie will vor den Menschen geachtet seyn, und strebt mit aller Anstrengung darnach. Alle übrigen Sünden verrathen auch ihr Daseyn eher; der Stolz aber sucht sich ganz und gar zu verbergen; er verkriecht sich in die innerste Tiefe des Herzens. Man weiß aber aus Erfahrung, daß etwas um so schwerer gefunden wird, je mehr es versteckt ist. Der Stolz geht noch weiter; er erweist sich als einen würdigen Sohn seines Vaters, welcher der Teufel ist. Denn wie der Satan gerade dadurch am meisten gewinnt, wenn er sich leugnet, und es ihm gelingt, den Menschen zu überreden, es gebe keinen Teufel und keine Hölle; so ahmt auch der Stolz diesen Kunstgriff nach: auch er leugnet sich, und sucht sich sogar in das Gegentheil umzuwandeln. Auch er nimmt die Gestalt eines Lichtengels an. Wie oft geschieht es nicht, daß der Stolz im Gewande der Demuth einherschreitet!

Im Menschen selbst liegt etwas, das die Erkenntniß, ob Hoffart vorhanden sei oder nicht, schwer macht. Es ist dieses die große Empfänglichkeit und Neigung, welche fast Alle, der Eine mehr, der Andere weniger, zu dieser Sünde haben. Eine gewisse Eitelkeit ist fast einem Jeden angeboren. Was nun so ganz all-

gemein ist, das fällt weniger mehr auf. Hiezu kömmt noch die Selbsttäuschung, in welcher die Meisten bezüglich ihrer Persönlichkeit befangen sind. Die Meisten sehen ihre Fehler und Mängel, durch deren unparteiische Betrachtung sie demüthig werden könnten, nur mit halb geöffnetem Auge; ihre Tugenden aber betrachten sie immer im Vergrößerungsglase. Was ist die Folge davon? Daß sie sich gewöhnlich viel besser erscheinen, als ihre Mitmenschen sind, womit aber die Hoffart schon gegeben ist. Allein man gibt nicht zu, daß man hoffärtig ist, sondern meint, daß es nur eine billige Anerkennung des eigenen Verdienstes ist. Ja, man weiß sich dabei noch den Anstrich von Bescheidenheit und Demuth zu geben; denn man meint, man dürfte viel mehr aus sich machen, als man wirklich thut, und es verrathe große Selbstverleugnung, daß man nicht nach weit höhern Dingen strebt.

Ist es unter solchen Umständen ein Wunder, wenn man die Hoffart weniger an sich selbst wahrnimmt, als jedes andere Laster? Die Hoffart wird nicht mit Unrecht oft eine Narrheit genannt. Wo wäre aber der Narr, der sich selbst als solchen erkennt? Will nicht gerade der Narr immer der weiseste und verständigste Mensch seyn? So verhält es sich auch mit dem Hoffärtigen: statt daß er sich als Solchen erkennt, meint er gerade umgekehrt, Niemand sei weniger stolz als er; er sei vielmehr voll Demuth und Bescheidenheit, und es gebe Niemanden, der bei so viel Kenntnissen und Verdiensten wie er beides besitzt, seiner Anspruchslosigkeit gleich kömmt.

16. Nähere Bezeichnung der Handlungsweise eines Hoffärtigen.

Der Hoffärtige hat zunächst eine zu große Meinung von sich selbst. Ganz eingenommen von sich selbst, vergrößert er seine wirklichen Vorzüge, und legt sich falscher Weise auch solche bei, die er gar nicht besitzt; Er entdeckt an sich Vollkommenheiten und Geschicklichkeiten, von denen Niemand etwas weiß, als nur er. Er pocht auf seinen Verstand, rühmt seine Kenntnisse, macht viel Wesen aus seinen Kräften, und glaubt, daß der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen nur von seiner Geschicklichkeit abhängt. Die Folge davon ist, daß er fast nie seine Zuflucht zum Gebete nimmt, um sich von Gott Gnade und Beistand zu erflehen. Da er nichts

Unvollkommenes an sich haben will, so glaubt er auch keine Sünde zu haben, ja seine Fehler erscheinen ihm sogar als Tugenden. Daher hat er auch Nichts zu bereuen, Nichts zu verbessern, Niemanden um Verzeihung zu bitten. Umgekehrt ist er immer der verletzte Theil, und ist ihm die halbe Welt Genugthuung schuldig. Ueberhaupts ist nur er groß; Niemand weiß etwas und versteht etwas, als er. Er sieht an den Andern nichts, als Tadelnswerthes; daher verachtet er auch alle Andern, und zieht sich ihnen bei einer jeden Gelegenheit vor.

Von dieser Eingenommenheit für das eigene Selbst kömmt der Hoffärtige zur Herrschsucht; er wird von einer gewaltigen Begierde angestachelt, sich über Andere zu erheben; wo immer ein Amt ist, sucht er es an sich zu bringen. Er frägt sich nicht, ob er dazu auch tauglich, ob er den Pflichten desselben gewachsen sei. Es ist ihm auch kein Mittel zu schlecht, wenn er meint, durch den Gebrauch desselben das erreichen zu können, wornach er strebt. Wird ihm aber dennoch ein Anderer vorgezogen, so kennt sein Unwillen keine Grenze; er klagt über ungerechte Zurücksetzung, über unerträgliche Kränkung, die man ihm angethan; er zürnt Allen, die nach seiner Meinung ihm etwa hindernd in den Weg getreten seyn mögen; insbesonders jener, welcher so glücklich war, und das Ziel erreichte, wornach er selbst strebte, muß seinen ganzen Zorn fühlen; er verkleinert ihn, bringt Alles Nachtheilige wider ihn vor und stellt ihn als den unfähigsten Menschen dar.

Es genügt dem Hoffärtigen nicht, daß er selbst eine große Meinung von sich hat, sondern er wünscht, daß auch Andere seine vermeintlichen Vorzüge anerkennen sollen. Daher verlangt er nach ihrem Lobe, und er wendet Alles an, um es dahin zu bringen, daß ihm Weihrauch gestreut werde. Je nachdem seine Verhältnisse sind, erkauft er sich sogar oft fremdes Lob. Er nimmt manche feile Seele förmlich in Dienst, und zahlt sie dafür reichlich, damit sie seine vermeintlichen Großthaten ausposaune. Dabei läßt es der Hoffärtige selbst an eigener Ruhmredigkeit nicht fehlen. Er spricht bei jeder Gelegenheit von dem, was er thut, und wie viel man ihm zu verdanken habe. Manchmal will er auf einem gerade entgegengesetzten Wege dasselbe erreichen; denn er nimmt die Miene an, als table er gewisse Dinge an sich. Allein er thut dieses aus

keiner andern Ursache, als um Andere zu veranlassen, daß sie ihn loben.

Dieß ist also das Betragen des Hoffärtigen! Wie erbärmlich und niederträchtig erscheint er nicht in all' seinem Thun und Lassen! Wer sollte daher diese Sünde nicht hassen und verabscheuen, da sie eines Menschen so unwürdig ist, und seine Würde so sehr herabsetzt? Seine übrigen Fehler, schreibt der ehrwürdige Nepveu, bekennt man; aber Niemand bekennt seine Hoffart, ja man verbirgt sie vor sich selbst, woraus offenbar erhellt, daß dieses Laster etwas Niedriges und Schändliches in sich faßt. Selten ist ein hoffärtiger Mensch billig und vernünftig: was ist aber wohl beschämender als dieses? Daher achten auch die weisesten Menschen den Hoffärtigen gleich einem Narren. Ist dieses nicht schmählich? Darum laßt uns sie fliehen, die Sünde der Hoffart, die vor Gott und den Menschen ein Gräuel ist, und laßt uns vielmehr wandeln die Wege der Demuth und der Bescheidenheit!

17. Kennzeichen der heimlichen Hoffart.

So sehr die Hoffart oft bemüht ist, sich zu verbergen, und ihr Daseyn geradezu zu leugnen, so verräth sie sich doch an gewissen Zeichen. Wir reden nämlich hier von jenen feinen, und daher oft nur um so gefährlichern Arten der Hoffart; denn der gröbere Stolz ist wohl leicht zu entdecken. Die feinere Hoffart nimmt aber oft die Gestalt der Demuth an. So gibt es Menschen, welche in Gesellschaften oft verschiedenerlei Fehler und Gebrechen von sich offenbaren und an sich beklagen, von denen aber Alle wissen, daß sie ihnen nicht ergeben sind. Hier schleicht offenbar die Hoffart im Gewande der Demuth einher. Denn Solche haben dabei keine andere Absicht, als die Anwesenden zu veranlassen, daß sie ihre Tugenden hervorziehen und ihnen darüber Lob spenden. Um wahrhaft demüthig zu seyn, ist es nicht nöthig, sich Mängel und Gebrechen zu erdichten, da man in der Wirklichkeit genug derselben an sich hat. Andere bekennen zwar Fehler von sich, die sie wirklich an sich haben. Wenn es aber Jemand wagt, sie darüber brüderlich zu recht zu weisen, so fahren sie auf, und werden im höchsten Grade ungehalten. Auch dieses ist ein Merkmal der Hoffart. Es gibt Solche, die zwar allen Ernstes einsehen, daß

sie sich in mancher Beziehung zu ändern, und daß Andere, welche sie dazu ermahnen, vollkommen Recht haben; aber gerade deßwegen können sie sich dazu nicht entschließen, damit sie nicht als der nachgebende und überwundene Theil erscheinen. Dieß ist ein sicheres Zeichen einer heimlichen Hoffart. Wieder fängt Mancher zuerst von seinen Fehlern zu reden an, weil er weiß, daß sie öffentlich bekannt sind; er will also durch sein Benehmen Andern nur zuvorkommen, und unter dem Schein der Demuth sich bei ihnen seine Schuld mildern, so daß sie ihn gelinder beurtheilen sollen. Dieß ist offenbar eine falsche, erheuchelte Demuth, welche die Demüthigung, die man von Andern befürchtet, abwenden will. — Hier gibt es Einen, der es zwar geduldig hinnimmt, wenn ihm ein Höherer, als er ist, widerspricht, der es aber nicht ertragen kann, wenn ihm dasselbe von seines Gleichen, oder gar von einem Niedrigern begegnet; dort ist ein Anderer, der zwar kein Lob und keine Ehre bei den Menschen sucht, indeß verdrießt es ihn doch, und er wird darüber mißmuthig, wenn seine Handlungen keine Anerkennung finden. In beiden Fällen ist heimlicher Stolz vorhanden. Es gibt Menschen, die ihre Geschäfte viel eifriger nnd aufmerksamer verrichten, wenn sie von gewissen Personen, insbesonders ihren Vorgesetzten beobachtet werden. Dieß ist ein deutliches Merkmal, daß in Solchen der Geist der Hoffart steckt; denn es ist ihnen offenbar nur um das Lob Anderer zu thun. Wer aber nur handelt, um gelobt zu werden, der ist ganz und gar von der Hoffart eingenommen. Nicht minder ist derjenige, welcher so gerne von Dingen erzählt, die ihm zur Ehre gereichen, hoffärtig. Daher warnen auch die Heiligen davor, Worte zu reden, welche uns zum Lobe gereichen könnten. Der heilige Geist selbst thut dasselbe, wenn er sagt: Laß den Stolz nicht in deinem Worte herrschen. Tob. 4, 14. Ebenso müssen wir die Entschuldigung der eigenen Fehler als eine Ausgeburt der Hoffart bezeichnen. Petrus Damianus vergleicht solche Menschen mit einem Igel. Wenn nämlich dieser merkt, daß man ihn anrühren will, so zieht er mit größter Schnelligkeit den Kopf und die Füße ein, wird ein Knäuel und waffnet sich ringsum mit ausgestreckten Stacheln, daß man ihn weder fassen noch berühren kann, ohne sich zu stechen. Gerade so sind Solche, die immer ihre Fehler entschuldigen. Willst du sie nämlich antasten

und ihnen einen Fehler vorhalten, den sie begangen haben, so setzen sie sich sogleich zur Vertheidigung und Gegenwehr, ähnlich dem Igel. Manchmal werden sie dich stechen, indem sie dir zu verstehen geben, du bedürfest wohl selbst einer Rüge und Mahnung; ein anderes Mal, indem sie dich erinnern, daß du kein Recht habest, ihnen ihre Fehler vorzuhalten; wieder ein anderes Mal, indem sie sagen: Andere begehen noch viel größere Fehler, und Niemand weise sie darüber zu recht. Es gibt sogar Solche, fährt der Genannte fort, die, wiewohl ihnen Niemand eine Veranlassung dazu gibt, den Andern mit ihren Entschuldigungen schon zuvorkommen, und Rechenschaft ablegen wollen über das, was man ihnen etwa einwenden könnte. Aber was sticht dich denn so, daß du damit vor der Zeit herausplatzest? Es ist der Stachel der Hoffart, den diese Menschen in ihrem Innern tragen; dieser sticht und treibt sie, mit solchen Dingen auch vor der Zeit herauszurücken. — Endlich ist jene Widerspenstigkeit, die sich wider Alles auflehnt, und in keine Ordnung sich fügen will; jene Rechthaberei, die sich überall für unfehlbar hält; jene Sucht, Alles zu tadeln, was man nicht selbst gethan hat; jenes Streben nach Vorrang und Ehre: diese und ähnliche Erscheinungen sind sichere Merkmale der vorhandenen Hoffart.

Vernehmen wir hierüber noch das Zeugniß des heiligen Prosper. Dieser sagt: Laßt uns sehen, an welchem Zeichen man den Stolz erkenne! Ich übergehe hier diejenigen, die schon ihr Anzug und Gang als Stolze zeigt, deren frech aufgerichteter Kopf, trotziger Blick und furchtbare Stimme nichts als Stolz verräth; die, von Herrschsucht hingerissen, Alle, bei denen sie es vermögen, gewaltsam sich unterwerfen, und dabei weder göttliche, noch menschliche Rechte achten. Diese Menschen übergehe ich hier also, in denen der Stolz so offenbar die Oberhand hat, daß er sich gar nicht mehr würdiget, sich zu verbergen; sondern von Andern soll die Rede seyn, die der Stolz heimlich gefangen hält. Werden nun Solche, die von der Seuche eines stolzen Sinnes ergriffen sind, ihrer Fehler wegen beredet, so lehnen sie sich trotzig auf oder murren dagegen. Sie streiten um den Vorrang und verlangen auf eine unverschämte Art, auch den Bessern vorgezogen zu werden. Sie verhöhnen die Einfalt ihrer christlichen Brüder, und wollen ihre Meinungen mit frechem

Trotze geltend machen. Bietet man ihnen seine Dienste an, so weisen sie dieselben mit Verachtung zurück; versagt man sie ihnen, so machen sie hartnäckigen Anspruch darauf. Auf Jüngere sehen sie mit Verachtung nieder. Sie glauben, daß kein Mensch mit ihnen zu vergleichen sei. Auch die Aeltern würdigen sie nicht einer Vergleichung mit sich, über die sich ihr schwulstiger Geist erhebt. Sie setzen im Dienste, den sie Andern zu erweisen haben, alle Ehrfurcht, in der Rede alle Bescheidenheit, im Betragen alle Zucht und allen Anstand auf die Seite. Eigensinn, Hartherzigkeit, Prahlerei zeichnen sie aus. Erniedrigen sie sich, so geschieht es aus falscher Tücke; scherzen sie, so sind sie auf eine beleidigende Art lästig; im Hasse sind sie unversöhnlich. Von Unterwerfung wollen sie nichts wissen; sie streben nur nach Macht, und machen sich so bei allen Rechtschaffenen verhaßt. Sie sind träge zu guten Werken, wild im Umgange, hartherzig zu Liebesdiensten, schnell im Reden, auch über Dinge, wo sie nichts wissen; bereit, Andere zu stürzen; menschenfeindlich in Allem, was die brüderliche Liebe unterhält; verwegen im Unternehmen, lärmend und schreiend im Vortrage, übermüthig im Lehren, unmäßig im Lachen, den Freunden lästig, feindselige Ruhestörer, undankbar gegen Wohlthäter, aufgeblasen durch das, was sie Andern erweisen, und hart gebieterisch gegen Untergebene. Dieses sind die Merkmale des herrschenden Stolzes, wodurch Gott beleidiget wird, der dann von den stolzen Herzen weicht und sie verläßt. — So schreibt der heilige Prosper über die Kennzeichen der Hoffart.

18. Verschiedene Arten, wie sich der Stolz äußert.

Der Stolz erscheint, je nachdem er einen höhern oder geringern Grad erreicht hat, in verschiedenen Weisen, nämlich:

1. Man trachtet unordentlich nach menschlichem Lobe und ergötzt sich daran. Davor warnt die heilige Schrift mit den Worten: Hütet euch, daß ihr euere guten Werke nicht vor den Menschen thut, um von ihnen gesehen zu werden. Matth. 6, 1.

2. Man lobt sich selbst und seine Werke aus Eitelkeit. Dagegen sagt der weise Salomon in seinen Sprüchwörtern: Ein fremder Mund soll dich loben, nicht dein eigener. Sprüchw. 27, 2.

3. Man strebt unordentlich nach Ehren und Würden, im

Gegensatze zu dem Ausspruche Christi: Wer unter euch der Größte seyn will, sei euer Diener. Matth. 20, 26.

4. Man heuchelt Heiligkeit und Gerechtigkeit, um Lob vor den Menschen zu erhaschen. Dagegen eifert Jesus, wenn er sagt: Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr übertünchten Gräbern gleichet, welche von Außen vor den Leuten zwar schön in die Augen fallen, inwendig aber mit Todtengebeinen und allem Unrathe angefüllt sind. Matth. 23, 27.

5. Man legt sich übermüthiger Weise zu, was einem nicht gebührt. Auf diese Weise sündigte der König von Assyrien, indem er ausrief: Durch die Kraft meiner Hand habe ich es gethan, und durch meine Weisheit bin ich klug gewesen. Js. 10, 13.

6. Man blähet sich in seinem Geiste eitler Weise auf. In dieser Hinsicht nennt der heilige Augustin den Stolz eine Geschwulst. Hieher paßt die Fabel vom Frosch, der, als er auf der Weide einen Ochsen sah, sich aus Begierde, die Größe desselben zu erreichen, immer mehr aufblies, bis er endlich zerplatzte.

7. Man strebt aus Stolz unkluger Weise nach höhern Dingen, als die Kräfte erlauben. Davor warnt der Apostel mit den Worten: Sei nicht hochstrebend, sondern fürchte dich. Röm. 11, 20.

8. Man verachtet aus Hochmuth Andere. So that jener Pharisäer, der sagte: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die Uebrigen. Luk. 18, 9.

9. Man beharrt mit Hartnäckigkeit auf seiner Meinung, weil man glaubt, allein weise zu sein; alle Uebrigen aber verstünden nichts. Dagegen schreibt der Apostel Paulus: Ich sage Allen, die unter euch sind, nicht höher von sich zu denken, als sich geziemt, sondern bescheiden von sich zu denken. Röm. 12, 3.

10. Man will sich Andern nicht unterwerfen, und ihnen nicht gehorchen. Daher sagt ein Kirchenlehrer, daß die Hoffart die Mutter des Ungehorsams sei.

11. Man verkleinert die empfangene Wohlthat und vergißt sie. Daher nennt der Apostel die Hoffärtigen zugleich auch undankbar. 2. Timoth. 3, 2.

19. **Von den vier vorzüglichsten Arten des Stolzes, und wie man ihnen begegnen soll.** (Nach dem ehrw. Ludwig de Ponte.)

Nach den heiligen Vätern gibt es vorzüglich vier Aeußerungen des Stolzes. Die erste ist, wenn du denkst, die Güter, die du hast, seien dein; Gott sei sie dir, deiner menschlichen Natur schuldig. Damit ist die zweite Art des Stolzes nahe verwandt, wenn du glaubest, du habest das, was du besitzest, eigentlich gar nicht von Gott erhalten, sondern es dir durch deinen Fleiß und deine Thätigkeit erworben. Dieß ist eine sehr gewöhnliche Art des Stolzes in unsern Tagen, wo man nichts mehr von Gott erhalten haben will, um ihm nicht zum Danke verpflichtet zu seyn, sondern wo man Alles der eigenen Geschicklichkeit und dem eigenen Fleiße zuschreibt. So sagt der Landmann: Es ist kein Wunder, daß ich eine reichliche Aernte heimführe; ich habe ja mein Feld auf das beste bestellt, habe es gut gedüngt und es auch an sonst Nichts fehlen lassen. Es ist leicht erklärlich, sagt der Handwerker, warum ich es vorwärts bringe; denn ich verstehe meine Sache und bin thätig früh und spät. Dieß ist die Sprache des stolzen Eigendünkels. Von dieser Art Stolz behauptet Job frei zu seyn, wenn er sagt: Habe ich geküßt meine Hand mit eigenem Munde? Was eine sehr große Missethat ist, und eine Verleugnung Gottes, des Allerhöchsten. Job 31, 27. Das Küssen der Hand ist nämlich die Anerkennung und das Bekenntniß, daß man von derselben Gutes empfangen hat. Der Stolze aber küßt, statt daß er die Hand Gottes küssen würde für die von ihm empfangenen Wohlthaten, vielmehr seine eigene Hand, indem er diese Wohlthaten der Kraft seiner Arme und seinen Verdiensten zuschreibt. Dieß ist eine große Ruchlosigkeit, indem man hier Gott abläugnet, was ganz allein ihm gebührt. Der Art war die Gottlosigkeit jenes stolzen Senacherib, der also prahlte: In der Kraft meines Armes habe ich es gethan, und in meiner Weisheit habe ich es eingesehen. Is. 10, 13. Ihm entgegen sprach aber Gott: Thor, wird wohl das Beil sich rühmen gegen den, der damit haut, oder wird die Säge sich erheben wider den, von welchem sie gezogen wird? Aehnlich verhält es sich auch mit

dem Menschen und seinen Werken. Denn obschon er freien Willen hat und mit Vernunft begabt ist, könnte er doch nicht das mindeste Gute ohne zuvorkommende und mitwirkende Hilfe Gottes vollbringen. Darum laß' ab von deinem Stolze und sprich in der Erniedrigung deines Herzens: Nicht meine Hände, o Herr! will ich küssen, sondern die deinen; denn ich habe Alles von dir empfangen! Ich bin nur dein Werkzeug; in deinen Händen liegt alle meine Kraft; ich wirke mit dir, und du wirkest mit mir durch deine Kräfte, die deine Gabe sind; dir werde ich immerdar den Ruhm geben von allen meinen Werken.

Die dritte Art des Stolzes besteht darin, daß der Hoffärtige zwar anerkennt, dasjenige, was er besitzt, sei eine Gabe Gottes; allein er hält es für weit vortrefflicher, als es in der That ist; er schreibt aus Unwissenheit oder Eitelkeit sich etwas zu, was er nicht hat, oder mehr, was er hat, und prahlt, als hätte er Alles. Dieser Art war der Stolz jenes Bischofs in der geheimen Offenbarung, zu dem Christus sprach: Du sagst, du seiest reich und begütert und bedürfest nichts, und weißt nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind bist. Apok. 3, 17. Wie magst du dir, o stolzer Mensch, so viel anmaßen, und nicht einsehen, wie viel dir noch fehlt! Was gibt es für eine größere Blindheit, als voll Elend und Armuth seyn, und sich dabei in einen Zustand des Glückes und Ueberflusses träumen? Blinder Mensch, sieh nicht auf das, was du von dir hältst, sondern als was dich Gott anerkennt. Wir haben gehört von dem Stolze Moabs, spricht der Herr. Moab ist sehr stolz und anmaßenden Herzens; ich kenne seine Prahlerei, und weiß, daß seine Kraft nicht also ist, wie er prahlt, und daß er nicht so viel zu thun unternahm, als er gekonnt hätte. Jerem. 48, 29. Er prahlt viel, aber er thut wenig. In dieser Lage befindest du dich, und wirst von hier aus zur vierten Art des Stolzes fortgerissen. Du ziehest dich nämlich Allen vor, hältst dich für geschickter, für besser als Alle sind, und meinst solchen Ueberfluß an Gütern aller Art zu haben, daß du nichts mehr bedürfest. Der Art war der Stolz einiger Korinther, zu denen Paulus spricht: Ihr seid schon satt, ihr seid schon reich! 1. Korinth. 4, 8. Auf dieser Stufe des Stolzes entspringt dann [illegible] Streben nach Ansehen und Ehrenstellen, Beneidung, Zorn

und Streit um den Vorrang. Verblendeter Mensch! wie magst du so thöricht seyn, und das dir bevorstehende Unheil nicht wahrnehmen? Denn gerade wenn du über Alle dich zu erheben verlangst, wirst du unter die Füße Aller geworfen. Denn so viel du dich selbst erhebst, wirst du von Gott gedemüthiget. Schlag daher den umgekehrten Weg ein. Willst du ausgezeichnet seyn, so geschehe es durch Austilgung der gefährlichen Sucht nach Auszeichnung, indem du dich Allen unterwirfst und nachsetzest, nicht bloß deinen Obern, sondern auch denen, die deines Gleichens sind, ja selbst denen, die unter dir sind. Besorge nicht, daß du dadurch etwas verlierst, im Gegentheil, du gewinnst; denn dieß ist der Weg zur wahren Größe und zur Erhöhung, wenn man sich freiwillig erniedriget.

20. Mittel gegen den Stolz überhaupts.

Wer sich vor Stolz bewahren will, oder wenn er bereits von ihm eingenommen ist, wieder davon sich befreien will, der erinnere sich

I. der Größe Gottes. Als Lucifer sich sammt den übrigen, aufrührerischen Engeln wider Gott empörte und ihm den Gehorsam verweigerte, stellte sich der heilige Michael an die Spitze der treugebliebenen Engel und trat den Aufrührern mit dem Rufe entgegen: Wer ist wie Gott? Das Nämliche müssen auch wir zu uns selbst sagen, wenn wir von der Hoffart versucht werden. Wer ist wie Gott? müssen wir gleichsam ausrufen, d. h. wir müssen zu uns selbst sagen: Wie sollte ich so rasend sein können, daß ich mich gegen Gott empöre und mich ihm widersetze? Kann er mich denn nicht augenblicklich vernichten und in den Abgrund der Hölle hinabwerfen? Wie, die Seraphim beben vor ihm, und ich wollte vor seinem Angesichte zum Hochmuthe mich vergessen? Wenn der Unterthan nur mit Furcht und Beben vor seinem Könige erscheint, weil seine Hoheit ihm Scheu einflößt: soll ich es wagen dürfen, mich vor der himmlischen Majestät zu erheben? Muß mir seine unendliche Größe nicht noch viel mehr Ehrfurcht einflössen, als der Glanz eines irdischen Gewalthabers? Wie kann ich daher dem Stolze in meinem Herzen einen Raum geben? — Das Andenken an die Erhabenheit Gottes ist ein sehr kräftiges Mittel, sich vor dem

Stolze zu bewahren, und die Wirkung davon wird um so größer, wenn man eingedenk ist

II. der eigenen Richtigkeit. Was ist doch der Mensch? Wie mag er sich erhöhen, da er so viele Ursachen hat, sich zu verdemüthigen! Von welcher Seite er sich immer betrachtet, — nirgends findet er etwas, das ihm Grund, sich zu erheben, geben könnte. Schaut er auf seinen Ursprung zurück, so findet er, daß er vor kurzer Zeit ein bloßes Nichts gewesen, und daß ihn nur die Liebe Gottes in das Daseyn gerufen. Sein Leib, der ihm jetzt so sehr gefällt, ist in seinem ersten Anfange eine Hand voll Staub gewesen; denn aus Erde hat Gott den Leib des ersten Menschen gebildet, von dem wir Alle abstammen. Und als dieser dein der Erde entnommene Leib noch im Mutterschooße lag: in welch' erbärmlichem Zustande befand er sich! Wie armselig und schwach war er in seiner Geburt! Welcher Pflege und Sorgfalt bedurfte er, bis er heranwuchs. Wohl bewohnt den Leib eine unsterbliche Seele. Aber sie ist ein Geschenk des gnädigen Gottes! Und welche Mühe war nothwendig, um sie für das Gute zu gewinnen, und welche Sorgfalt ist erforderlich, um sie, wenn sie die Bahn des Guten bereits beschritten hat, in derselben zu erhalten! — Schaut der Mensch auf die Gegenwart, so findet er wieder nichts als Armseligkeit. Sein Leben ist so voll von Drangsalen und Gefahren; seine Erkenntniß ist so unvollkommen und so oft dem Irrthume preisgegeben; sein Wille ist so schwach, und so häufig auf das Böse gerichtet; sein Herz ist oft so bekümmert, sein Gemüth so unruhig. Sein Leib ist gleichsam ein Sammelplatz alles Unflathes und eine Herberge der mannigfaltigsten Leiden und Schmerzen; denn wie vielen Krankheiten ist er ausgesetzt, wie vielen Schwachheiten unterworfen; wie viele Gefahren drohen ihm! Was soll ich erst von der Zukunft sagen? Die Erinnerung an den Tod und seine Umstände, jenes Grab, jene Würmer, jene Fäulniß, jene ewige Absonderung von Allem, was man in der Welt besaß: sind das nicht Ursachen genug, sich zu verdemüthigen? Und erst der Gedanke an das strenge Gericht, und die Möglichkeit, für ewig in die Hölle verstoßen zu werden: wie ist es möglich, daß bei solchen Erinnerungen der Stolz Eingang in unsere Herzen finden kann? Wie kann denn ein solch' armseliges Geschöpf, wie der Mensch bei

näherer Betrachtung erscheint, hoffärtig seyn? Wie mag sich denn der Staub erheben; wie der Unflath sich etwas einbilden?

Ein kräftiges Mittel wider die Hoffart ist ferner

III. die Erwägung der Schmach, welche der Hoffart allenthalben folgt, und der Qual, welche damit verbunden ist. Es gibt nichts Verächtlicheres, als einen hochmüthigen Menschen. Dieß weiß der, welcher mit diesem Laster behaftet ist, selbst. Darum sucht er seinen Stolz so gut, als es möglich ist, zu verbergen; er will selbst nicht als das erscheinen, was er ist. Wie sollte der Stolz nicht zur Schmach gereichen, da er in den Augen der vernünftigen Menschen als eine völlige Narrheit erscheint, wie wir an seinem Orte ausführlicher gezeigt haben? Was soll ich aber erst von der Qual sagen, welche der Stolz seinen Anhängern verursacht? Ueberall fühlt sich der Stolze verletzt, überall zurückgesetzt und beleidiget. Dieß sind aber lauter Dolche, womit man sein Herz verwundet. Daher ist sein Leben voll Unruhe und voll Bitterkeit. Wer soll ein Laster nicht fliehen, das so viel Qual mit sich bringt?

Mächtig muß es vom Stolze zurückziehen, wenn man endlich erwägt, daß diese Leidenschaft

IV. der Ruin jeder Tugend ist und von Gott schreckliche Strafen zu gewärtigen hat. Wir habın hievon bereits gesprochen, und fügen hier nur noch Einiges hinzu. Der heilige Bernard bemerkt bezüglich der traurigen Folgen des Stolzes: Dieses Laster ist die Wurzel aller Uebel. Stolz und Begierlichkeit sind so in einander verflochten, daß weder Stolz ohne Begierlichkeit, noch diese ohne jenen besteht. Glaube, mein Christ, daß all' dein Gebet, all' dein Almosengeben, all' dein Wachen und Entbehren für Nichts bei Gott gehalten wird, wenn es mit Stolz endiget. Breite also nicht die Federn des Stolzes aus, noch erhebe die Flügel des Hochmuthes. Ein anderer Geisteslehrer, der ehrwürdige Franz Nepveu sagt vom Stolze: Eine jede Sünde ist eine Wirkung der Hoffart, da sie ein Mangel an Unterwürfigkeit gegen Gott ist. Nimm die Hoffart aus der Welt hinweg, und du hast die meisten Sünden hinweggenommen. Die Hoffart scheint zwar nicht die größte Sünde zu sein; aber dennoch bringt keine Sünde unglückseligere Wirkungen hervor. Denn der Hoffart entspringen Ehr-

sucht, Vermessenheit, Heuchelei, Starrsinn, hartnäckiges Beharren auf seiner Meinung, und zwar in so hohem Grade, daß man sein Urtheil selbst dem der Kirche vorzieht. Daher jene furchtbaren Erbitterungen, jene giftigen Feindseligkeiten, jene grausame Rache, jene höllische Eifersucht, jene Empfindlichkeit über den Punkt der Ehre, die oft so schreckliche Folgen nach sich ziehen. Daher ferner jenes Murren, jene Empörung, jene Lästerungen gegen Gott. Daher entspringt auch die Begierde, sich über seine Verdienste zu erheben, und zwar oft auf den unrechtmäßigsten Wegen; daher jener Prachtaufwand; daher vorzüglich bei den Weibern jene Wuth zu gefallen, sich auszuzeichnen und gleich Götzen zu schmücken, jene Sucht, die Augen der Männer auf sich zu ziehen, die sie so tief erniedriget, daß sie dabei die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit vergessen, die der eigentliche Schmuck und Glanz ihres Geschlechtes sind. Die Hoffart, spricht der heilige Geist, ist ein Gräuel vor den Augen Gottes. Haßt aber Gott die Hoffart, so verdammt und bestraft er sie auch; denn wie sie die Quelle aller Sünden ist, so ist sie auch die Ursache aller Strafen. Die Hoffart stürzte eine zahllose Menge Engel in die Tiefe der Hölle; sie vertrieb den Adam aus dem Paradies und schloß seine Nachkommenschaft davon aus. Gott straft und verfolgt den Hoffärtigen; er beraubt ihn seiner Gnaden; er überläßt ihn seinen schändlichen Gelüsten und schmählichsten Leidenschaften. — Johannes Klimakus sagt von der Hoffart: Sie ist eine Verleugnung Gottes, eine Erfindung des Teufels, eine Verachtung der Menschen; sie ist die Thüre der Heuchelei und und die Pforte der Dämonen; sie weiß weder um Mitleiden, noch um Erbarmen etwas; sie ist der Untergang eines jeden Tugendschatzes; ein stolzer Mensch bedarf keines Dämons, er ist sich selbst Feind und Dämon, der sich quält. — Daher ruft der heilige Augustin aus: O Hoffart, du Mutter der Laster, du Feindin und Mörderin aller Tugenden, du Pforte der Hölle, du Haupt der Teufel, du Lehrerin der Irrthümer, du Anfang aller Sünden: was hast du zu schaffen unter den Menschen! — Wer wird sich nun nicht angetrieben fühlen, wenn er dieses Alles erwägt, gegen die Hoffart zu kämpfen? Wer wird ihr nicht widerstehen, wenn er betrachtet, wie unglücklich der Mensch durch sie wird?

21. Von der Eitelkeit.

Die Eitelkeit besteht darin, daß man irgend eine unwesentliche, oft ganz gleichgiltige Sache so in den Vordergrund stellt, als wäre sie wirklich von Bedeutung. Die Eitelkeit verräth daher einen kleinlichen Geist. Die Eitelkeit, sagt der heilige Prosper, ist die Neigung eines schwachen und aufgeblasenen Geistes zu mancherlei Liebhabereien. Sie strebt nach Ehren, und weiß doch keine zu erlangen. Leer an Vorzügen, will sie doch immer vorgezogen werden. Elend und schwach, wie sie an sich ist, beherrscht sie auch nur schwache Gemüther, und schmeichelt denen, die keinen Werth und kein Verdienst haben. Sie ist ein eitler Dunst, und nichts als Betrug. Wer sich aber einmal davon hat einnehmen lassen, wird Mühe haben, sich davon wieder loszumachen; denn sie weiß auch Tugenden zu heucheln, ist aber eine Freundin aller Laster, der Zunder zu fleischlichen Lüsten und die Pest der Sitten.

Dieß ist die Eitelkeit; sie frißt wie eine Motte im Verborgenen an jeder Tugend und vernichtet sie; zugleich bahnt sie den Weg zu allen Lastern. Sie dringt indeß in eine wahrhaft tugendhafte Seele nicht ein; sondern sie wagt sich an Menschen, bei denen sich keine gegründete Tugend findet, und bemächtiget sich der vom heimlichen Stolze Aufgeblasenen, gleichwie der Sturm ein leeres Schiff durch die tobenden Fluthen hin und hertreibt, und wie auf der Tenne der Wind die leichte Spreu mit sich fortreißt, die schweren Getreidkörner aber liegen läßt. Die Eitelkeit macht also eigentlich nicht erst lasterhaft, da man es zuvor schon ist; aber zu neuen Lastern reißt sie fort. Auch macht sie die Lasterhaften kenntlich, indem sie dieselben zum allgemeinen Ergötzen wie Spreu hin und hertreibt. — Die von der Eitelkeit Befallenen möchten auch immer geehrt seyn; sie wollen daher von Allen begrüßt werden; sie verlangen nach Schmeicheleien, und Menschen, die sich ihrer Schwäche anbequemen, vermögen Alles bei ihnen. Sie betrügen sich übrigens selbst und täuschen auch ihre Freunde. Sie versprechen leicht und viel, halten aber in der Hauptsache wenig, und wissen sich dabei immer auf ganz feine Art zu entschuldigen. Das Glück macht sie übermüthig, das Unglück aber niedergeschlagen. Erweist man ihnen einen Dienst, so geben sie sich, wenn sie denselben auch

annehmen, das Ansehen, als bedürften sie ihn nicht; auf Dank darf man von ihnen nicht zählen.

Die Eitelkeit dürstet immer nach dem Beifall Anderer. Um diesen zu erlangen, unterzieht sie sich Allem. Die Begierde nach Lob entflammt eitle Seelen so sehr, daß sie die beschwerlichsten Handlungen ohne Mühe zu unternehmen und auszuführen scheinen, wenn sie nur darüber bewundert werden. Daher geschieht es, daß Solche oft mit Vergnügen fasten, oder sonst sich Abbruch thun, die Kirchen fleißig besuchen, mit Kranken sich abgeben oder anderes Lästige vollbringen, in der Hoffnung, dadurch Lob sich zu verdienen.

Die Eitelkeit hat noch dies Besondere, daß die, welche damit behaftet sind, nie erkennen, daß sie daran leiden. Alle andern Fehler erkennt man leichter, als die Eitelkeit. Niemand will eitel seyn. Immer heißt es: Nein, diesen Fehler habe ich nicht an mir. Die Folge davon ist, daß man die Eitelkeit selten ablegt. Denn ein Mensch, der sich für gesund hält, ungeachtet er krank ist, wird nichts für die Heilung seines Uebels thun; so thut auch der Eitle, weil er nicht einmal fühlt, daß er an diesem Uebel leidet, nichts für seine Besserung; er bleibt in seinem Zustande.

Die Eitelkeit ist vorzüglich dem schwachen Geschlechte, den Frauen eigen; in unsern Tagen aber kann man kaum mehr unterscheiden, welcher Theil hierin schwächer ist, die Frauen oder die Männer. Die letztern wetteifern nicht blos mit den erstern, sondern gewinnen ihnen häufig den Vorrang ab. Denn welche Eitelkeit im Anzuge, welche Gespreiztheit im Umgange, welche Künstelei in der Rede, welch' ein affektirtes Wesen in den Gebärden, welche Lächerlichkeit im ganzen Betragen! Schämen wir uns doch dieses Kleinlichkeitssinnes, der nur eine Folge von der Verweichlichung unsers Geschlechtes ist! Der Mann soll sich durch Anstand und Ernst auszeichnen; er verleugnet aber seine Würde, wenn er auf solch' verächtliche Dinge, wie die Eitelkeit sie liebt, Zeit und Mühe verwendet, und in solche Tändeleien seine Ehre und seinen Vorzug setzt.

O laßt uns die Eitelkeit bekämpfen und ablegen, da sie des Menschen so unwürdig ist. Sie ist das sicherste Merkmal, daß es Einem am wahren Verdienste fehlt, weil er zu solchen Kleinigkeiten seine Zuflucht nehmen muß, um einigen Beifall zu erhaschen. Wer

sich eines Werthes bewußt ist und das Gefühl redlicher Pflichterfüllung in sich trägt: der weiß auch, daß er Ehre und Achtung verdient, und sucht sie daher nicht ängstlich dadurch, daß er unbedeutende Vorzüge, die oft nur erträumt sind, geltend macht. Nur wer keine Verdienste besitzt, und sich auch nicht geschickt findet, solche sich zu erwerben, aber dennoch in der menschlichen Gesellschaft etwas vorstellen und eine gewisse Rolle spielen, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und Achtung sich erzwingen will, muß freilich zu solch' Kleinlichkeiten seine Zuflucht nehmen, und sich bemühen durch seinen Pomp, seine Kleidung, seinen Schmuck, seine Gestalt, sein äußeres Betragen den Mangel seiner Verdienste zu ersetzen oder doch zu verbergen. Aber gerade dieser Umstand muß eine jede Seele, in der noch ein edler Gedanke ist, mächtig von der Eitelkeit zurückhalten, und sie mit Scham erfüllen, so oft ihr eine Versuchung zur Eitelkeit kömmt. Aber dieses ist noch nicht Alles, was uns Abscheu vor dieser Sünde einflössen soll. Die Eitelkeit ist eine geschworne Feindin der Wahrheit und des gesunden Menschenverstandes. Wo sie herrscht, da ist Alles lauter Täuschung; man lebt mehr in einer eingebildeten, als wirklichen Welt. Was nicht glänzt, wird verworfen, sollte es auch das Edelste seyn; nur das, was in die Augen fällt, wird verehrt, und sollte es auch nur Flittergold seyn. Wo die Eitelkeit herrscht, da wird die Weisheit in ihrem einfachen Gewande und die Tugend in ihrer ungeschminkten Schönheit verachtet; die Thorheit aber in ihrem schimmernden Kleide und das Laster in seinem geräuschvollen Aufzuge werden Beifall finden. Wo die Eitelkeit herrscht und den Ton angibt, da kümmert man sich nicht darum, wer der redlichste Bürger und der beste Christ, sondern wer der angenehmste Gesellschafter, der Mann nach dem feinsten Geschmack sei; da gibt nicht das wirkliche Verdienst, sondern nur überall der Schein den Ausschlag; da bestimmt überhaupts das Kleid den Werth des Mannes. Wo Eitelkeit herrscht, da herrschen ferners auch Neid, Eifersucht und üble Nachrede. Denn man will nicht nur glänzen, sondern allein glänzen, und Alles übertreffen; man will die schönste Gestalt, das niedlichste Kleid, das angenehmste Wesen, die artigsten Sitten und Manieren haben. Wie begierig sucht man daher nicht bei Andern, die dasselbe Ziel anstreben, Fehler auf! Wie gerne

vergrößert man sie nicht! Und erreicht man seine Absicht nicht, und gefallen Andere wirklich besser: welcher Neid, welche Eifersucht, welch' heimlicher Haß regt sich nicht in einem solchen Herzen? — Wer erkennt aus diesem Allen nicht, daß die Eitelkeit keineswegs ein so geringer Fehler ist, als man gewöhnlich meint, und daß man die wichtigsten Ursachen hat, einer jeden Regung derselben standhaft zu widerstehen?

22. Die Eitelkeit klebt gar häufig unsern guten Werken an.

Die Eitelkeit ist fast eine unzertrennliche Begleiterin der Menschen; auch da, wo man die übrigen Leidenschaften verleugnet, steht sie immer noch zur Seite. Sie mischt sich auch unsern guten Werken bei und schmälert das Verdienst derselben. Denn opfert man Gott in den Armen oder in der Kirche einige Gaben, so müssen prächtige Denkmale in Erz und Stein das Andenken an dieselben verewigen. Dies ist vorzüglich eine Schwachheit der Großen. Die Opfer, die in der Stille gebracht werden, gefallen uns nicht. Alles, was wir für den Himmel thun, muß von dem, was wir auf Erden sind, ein Merkmal haben. Man übet zwar die Werke der Barmherzigkeit aus, aber man will zuerst die Ehre davon genießen. Man läßt sich zu niedrigen Liebesdiensten herab; es geschieht aber mit einem gewissen äußern Gepränge, und man gibt auch bei dieser Erniedrigung zu erkennen, daß man groß sei, und es scheint, als wolle man sich nicht eher so weit herunterlassen, als bis man vorher überzeugt ist, daß man durch gewisse Lobeserhebungen dafür schadlos gehalten werde. Wenn Personen von höherm Stande, die durch Gottes Gnade gerührt, mit der Welt gebrochen, sich zurückziehen, so wollen sie gar häufig, daß man die Erinnerung an die Opfer, die sie um dieses Schrittes willen gebracht haben, beibehalte, und sie dafür lobe und erhebe; ja sie erheben sich deßwegen selbst, gleichsam als hätten sie Gott mehr als Andere gegeben. Bei den Werken der Barmherzigkeit hat man es gerne, von Andern gesehen zu werden, und man hält ein Verdienst, von dem nichts bekannt wird, fast für verloren. Verlangte man bei seinen Wohlthaten keinen andern Zeugen als das unsichtbare Auge des himmlischen Vaters: wozu hätte man so

viel Prahlerei nöthig? Befürchten wir etwa, der Herr möchte unsere Gaben vergessen?

23. Vom geistigen Stolze.

Es gibt zwei Arten von Stolz, einen fleischlichen oder weltlichen, und einen geistigen und dem Scheine nach religiösen. Der fleischliche Stolz ist ein verkehrtes Verlangen nach Auszeichnung in leiblichen und sichtbaren Dingen, und ist dem Weltmenschen eigen. Der geistige Stolz aber ist ein ungeordnetes Verlangen in geistigen Dingen, wie Tugenden und Wissenschaften sind. Dieser Stolz war eigentlich die Sünde der gefallenen Engel. Es war nämlich der Hoffart nicht genug, auf Erden das Reich der Gnade zu zerrütten, sondern sie ist bis zum Himmel emporgestiegen. Dort fiel sie den ersten Lichtengel und seine Genossen an, um sie durch die Reinheit ihrer Wissenschaften und Tugenden, womit sie begabt waren, aufzublasen. Als der Stolz diese von ihrem erhabenen Sitze herabgestürzt hatte, flog er hernieder in das irdische Paradies, und machte dort seine zweite Beute an Adam und Eva, die so hoch in himmlischen Dingen strebten, daß sie nichts weniger beabsichtigten, als Gott gleich zu werden. Der weltliche Stolz ist zwar gröber, indem er auf Unkenntniß des Werthes und der Bedeutung der zeitlichen Güter beruht, und so das für vortrefflich hält, was es in Wahrheit nicht ist; der geistige Stolz aber ist weit gefährlicher; denn die verkehrte Neigung betrifft hier viel wichtigere Dinge. Der geistige Stolz richtet eine Verwüstung in den Tugenden an, indem er sie wie eine Motte zernagt, und nichts mehr übrig läßt, außer der Rinde und dem äußern Schein.

Der geistige Stolz ist nichts Anders als die erbärmlichste Heuchelei; denn solche Menschen verstellen sich auf alle mögliche Weise. Sie nehmen äußerlich den Schein der Frömmigkeit an; haben aber das Herz voll Sünden und Laster. Daher vergleicht sie der Heiland mit übertünchten Gräbern, die wohl äußerlich schön für das Auge, innerlich aber voll Fäulniß und Modergeruch sind. Die Pharisäer waren solche Menschen, die an dieser Krankheit litten. Sie dünkten sich fromm zu seyn, und bildeten sich auf ihre Tugenden, die sie überall öffentlich zur Schau einhertrugen, unendlich viel

ein. Wir wissen aber, wie scharf sie der göttliche Heiland tadelte, und wie oft wiederholt er ihnen Wehe zugerufen hat.

Der geistige Stolz ist eben so ungerecht gegen Gott als lieblos gegen die Menschen. Das Erstere ist er; denn er legt sich das, was ihm Gott in Gnaden gegeben hat, als Eigenthum bei; er glaubt Alles aus sich selbst zu haben, und will Gott nichts verdanken. Die Gnaden, die ihm Gott gibt, sieht er so an, als ob sie ihm Gott schuldig wäre; ja ein solcher Mensch meint, es geschehe ihm immer Unrecht; er verdiene viel mehr, als ihm gegeben wird. Er ist daher für Nichts dankbar, sondern mit Trotz und Unwillen nimmt er hin, was der Himmel ihm gibt. Gegen seine Mitmenschen ist aber der geistig Stolze lieblos; denn er hält sich immer für besser, als sie sind. Er schaut mit Verachtung auf sie. Wie jener stolze Pharisäer im Tempel spricht er: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie der Zöllner dort. Wie könnte bei einer solchen Gesinnung eine Liebe bestehen?

Der geistige Stolz ist das Grab einer jeden Tugend. Wie nur der Demüthige Tugenden sich sammeln kann, so kann auch nur der Demüthige dieselben sich bewahren. Die Demuth ist die Wächterin einer jeden Tugend; wo jene fehlt, da geht diese verloren. Hat sich daher Jemand noch so viele Verdienste gesammelt, sobald er sich darauf etwas einbildet, verliert er Alles wieder. Daher nennen die heiligen Väter den geistigen Stolz einen Räuber. Wie es nämlich manchmal geschieht, daß sich einem Wanderer, der schwer mit Geld beladen ist, ein fremder Mensch beigesellt, der anfangs ganz freundlich mit ihm thut und sich das Ansehen gibt, als hätte er denselben Weg zu machen; dann aber den arglosen Wanderer plötzlich überfällt, und ihm all seine Schätze nimmt: so verfährt der geistige Stolz mit gar vielen Menschen. Er gesellt sich Solchen, die es in der Tugend schon ziemlich weit gebracht haben, in einer angenehmen Gestalt bei, gebärdet sich, als wäre er ihr Freund, der nur auf ihr Bestes denkt; aber plötzlich ändert er seine Miene, zeigt sich als das, was er wirklich ist, fällt sie an, und raubt ihnen all ihre Tugenden. Oft weiß er ihnen ihre Tugenden auf eine so heimliche, ja selbst so angenehme Weise zu rauben, daß sie den erlittenen Verlust gar nicht merken; ja sie bilden sich auf ihre vermeintlichen Verdienste noch etwas ein und

besitzen sie doch in der Wirklichkeit nicht mehr. Auf einen Solchen passen die Worte der heiligen Schrift: Du sagst, du seiest reich und wohlbegütert und bedürfest nichts, und weißt nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind und bloß bist. Apok. 3, 17. Eben deßwegen ist der geistige Stolz das größte Hinderniß zur Bekehrung. Ein Solcher hält sich ja für keinen Sünder; er meint vielmehr tugendhaft zu seyn. Wie könnte ihm also ein Gedanke zur Buße kommen? Wie könnte er ein Bedürfniß darnach haben.

Wer sieht aus diesem nicht, wie gefährlich der geistige Stolz ist! O wie viele tapfere Kämpfer und große Diener Gottes, ruft ein Heiliger aus, stürzte diese Art Hoffart nach Siegen vieler Jahre zu Boden, und wandelte sie in Leibeigene des Satans um! Darum sind wir auf unserer Hut; zittern wir selbst für unsere guten Werke und verbergen wir sie tief in der Demuth, daß jener gefährliche Räuber, der geistige Stolz, ihnen nichts anhaben kann.

24. Von der Prunk-, Glanz- und Gefallsucht.

Der Stolz äußert sich häufig als Prunk- und Glanzsucht. Dies geschieht vorzüglich:

I. durch reichliche Gastmähler. Manche Reiche suchen hierin ihre Ehre, glänzende Gastmähler zu geben und dazu zahlreiche Einladungen zu veranstalten. Zu diesen Gelagen werden Speisen und Getränke aus den fernsten Ländern zusammengeholt; man beruft Personen vom seltensten Geschmacke, damit sie Alles auf das Beste bereiten; man verwendet Hunderte, ja Tausende auf solche Tafeln; man sitzt ganze Tage und Nächte bei Tisch; man zwingt die Gäste zum Essen und Trinken, und sucht eine Ehre und ein Vergnügen darin, wenn man sie mit bis zum Zerbersten angefüllten Eingeweiden nach Hause schicken kann. Diese Art Stolz und Prahlerei ist eine schwere Sünde, die viele andere in ihrem Gefolge hat. Solche üppige Gastereien sind die nächste Gelegenheit zur Unmäßigkeit. Dadurch zerstört man aber seine Gesundheit, man nimmt den Keim verschiedener Krankheiten in sich auf; die Verdauungsorgane werden geschwächt, die Geisteskraft erschlafft; man wird unfähig, seinen Berufspflichten nachzukommen; oft muß man zu verschiedenen Arzneien greifen, man

muß Brech- oder Abführmittel gebrauchen, um die im Körper zurückgebliebenen Speisen wieder hinauszuschaffen. Daher kömmt es, daß Menschen, die an zu üppige Tafeln gewöhnt sind, des Arztes viel mehr bedürfen, als Andere, welche einfach zubereitete Speisen genießen. Es liegt in der Natur der Sache, und ist auch durch die Erfahrung bewiesen, schreibt Frint in seiner Religionswissenschaft, daß eine zu künstliche und nur auf den sinnlichen Reiz berechnete Zubereitung der Nahrungsmittel den Körper schwächt und die Gesundheit langsam zu Grunde richtet, da eine einfache, sich der Natur mehr nähernde Vorrichtung Gesundheit und Kräfte erhält. Dieses geschieht um so gewisser, da die Leckerhaftigkeit von der Unmäßigkeit fast immer unzertrennlich ist; denn wer blos des sinnlichen Reizes wegen die Nahrungsmittel wählt und genießt, der genießt auch von den ohnehin nicht gedeihlichen Dingen wegen des Reizes mehr, als sein Bedürfniß erheischt. Durch diesen Genuß werden die Empfindungswerkzeuge allmählig abgestumpft; um nun auf sie dennoch einzuwirken und den gewünschten Reiz zu erwecken, ist man genöthiget, die Zubereitung immer höher zu treiben, und reizende Dinge aus allen Welttheilen zusammen zu treiben, wodurch endlich die ohnehin geschwächte Maschine völlig zu Grunde gerichtet wird.

Wie viele zwecklose Ausgaben verursachen solche Gastereien! Manche würden nicht verarmt seyn, wenn sie weniger schwelgerisch gelebt, seltner Mahlzeiten gegeben und weniger dazu eingeladen hätten. Wenn aber auch Einer so reich ist, daß er solche Gastereien aushalten kann, so sündiget er doch, weil er von den Hunderten und Tausenden, die er verschwenderisch hinauswirft, einen viel bessern, und ihm selbst heilsamern Gebrauch machen könnte. Es gibt so viele Arme, die Hunger leiden, während du mit deinen Schmarotzern (Parasiten) schmausest und in Ueberfluß prassest. Ist dieses Nächstenliebe, ist es nicht vielmehr eine Nachahmung jenes reichen Prassers, der im Ueberfluß schwelgte, und den Armen nicht einmal die Brosamen zukommen ließ, die von seiner Tafel fielen? Gewöhnlich macht eine solche Verschwendung und Prunksucht in Gastereien geizig und hartherzig gegen die Armen. Der heilige Chrysostomus klagt schon darüber: „Wo du zum Dienste des Bauches, zur Trunkenheit und Schwelgerei Aufwand machest,

sprichst du nirgends von Armuth; wo du aber einem Dürftigen beispringen sollst, bist du ärmer, als irgend ein Bettler. Schmarotzer und Schmeichler nährst du an deiner Tafel so fröhlich, wie Einer, der aus unversiegbarem Borne schöpft; begegnet dir aber irgend ein Armer, dann befällt dich Furcht vor der Armuth." Hom. 19. in 2. Corinth. Man meint zwar durch solche Verschwendung und Gastereien sich einen Namen zu machen und Freunde zu gewinnen, die überall die Gastfreundlichkeit des Mahlgebers, seinen Geschmack, seinen Glanz und seinen Reichthum ausposaunen, und dadurch seinen Ruhm befördern; allein auch hierin täuscht man sich. Statt des Lobes ärnlet man oft nur Tadel ein; denn wer bescheiden ist, verübelt dir einen solchen Aufwand. Was soll man erst von der Freundschaft sagen, die bei üppigen Mahlzeiten geschlossen wird? Dies ist keine Freundschaft, wenn Einer so lange dem Andern schmeichelt und sein Lobredner ist, als er die süßen Bissen, die jener ihm darreicht, im Munde hat. Mit Recht sagt auch hierüber der heilige Chrysostomus: Nichts ist frostiger, als solche Menschen, die da Freunde werden, weil sie an deiner Tafel als Parasiten schmausten; nichts ist widriger, als eine Freundschaft, die daraus ihren Ursprung nimmt. Hom. 1. in epist. ad Coloss.

Es ist überhaupts sonderbar, daß man in üppiges Essen und Trinken eine Ehre setzt. Denk einmal darüber nach, sagt der heilige Chrysostomus, was aus den Speisen wird, worein sie sich verwandeln und übergehen. Wird es dir nicht schon übel, wenn du es nennen hörst? Was plagst du dich nun, um ja recht viel von diesem Stoffe anzuhäufen? Etwas Anders ist das üppige Essen nicht, als die Vermehrung des Mistes. Die Natur hat nämlich ihr bestimmtes Maaß, und was darüber geht, dient nicht mehr zur Nahrung, sondern mehrt nur den Abfall und Unrath. Je mehr wir schwelgen, desto mehr Gestank verbreiten wir um uns. Von einem solchen Leibe gehen allenthalben höllische Dünste aus. Wenn aber schon seine Umgebung von ihm so sehr belästiget wird, was mag erst das eigene Gehirn leiden, das unaufhörlich von den Dünsten angegriffen wird? Und was die Kanäle des rollenden Blutes, das sich in seinem Laufe gehemmt sieht? Was jene Gefäße, die Leber, die Milz, die Mastdärme? Hom. 13. in I. epist. ad Timoth.

Wenn Jemand Einladungen macht, so soll man lieber die

Armen als die Reichen zu seinen Gästen machen und man soll sich vielmehr geehrt fühlen, die Armen und Niedrigen, als die Reichen und Vornehmen zu seinen Tischgenossen zu haben. Hiezu bemerkt der heilige Chrysostomus: Vernimm, was Christus im Evangelium sagt: Lade weder deine Freunde, noch deine Nachbarn ein, wenn du ein Gastmahl bereiten lassest, sondern die Lahmen und die Gebrechlichen. Und mit Recht; denn um dieser willen erwirbt man sich großen Lohn. Aber du magst und kannst nicht mit Armen zu Tische sitzen, es fällt dir hart und lästig, und du weigerst dich, es zu thun? Das solltest du freilich nicht; allein es ist auch nicht nöthig. Wenn du sie nicht an deinen Tisch nehmen willst, so sende ihnen Speise von deinem Tische. Wer seine Freunde einladet, thut nichts Großes; er empfängt hienieden seinen Lohn; wer aber die Gebrechlichen und Armen einladet, der hat Gott zum Schuldner. Und was ist denn das für eine Vornehmthuerei, mit armen Leuten nicht essen zu können? Was sagst du? Er ist unrein und schmutzig. So wasche ihn und führe ihn dann an deinen Tisch. Er hat schmutzige Kleider. So laß' ihn dieselben wechseln und gib ihm ein reines Gewand. Siehst du nicht, wie groß der Gewinn ist? Durch ihn kommt Christus zu dir, und du benimmst dich gegen ihn so kleinlich? Du ladest den König an deinen Tisch, und du fürchtest dieser Armen wegen? Denken wir uns zwei Tische: der eine sei ganz mit solchen Leuten besetzt, und habe Blinde, Krumme, Lahme, an Hand und Fuß Verstümmelte, ohne Schuhe und nur mit einem, noch dazu zerrissenen Rocke Bekleidete; an dem andern sitzen große Herren: Heerführer, Statthalter und hohe Beamte, angethan mit kostbaren Gewanden und feiner Leinwand, umgürtet mit goldenen Gürteln. Ferner an dem Tische der Armen dort sei weder Silbergeräth, noch fließe der Wein in Fülle, sondern nur so, daß er erheitern könne; die Becher aber und die übrigen Geschirre seien blos vom Glas. Dagegen an der Tafel der Reichen seien alle Geschirre von Gold und Silber. Wenn nun beide Tische wohl eingerichtet und mit Speisen besetzt sind: laßt sehen, wohin ihr euch setzen werdet. Ich meines Theils begebe mich an jenen, wo die Blinden und Lahmen sitzen; die Meisten von euch möchten wohl den herrlichen und glänzenden Tisch der Feldherren vorziehen. Laßt uns aber sehen, welcher von beiden

das größere Vergnügen bietet. Das Zukünftige wollen wir noch nicht untersuchen; denn da hat der meine den Vorzug, weil hier Christus mit zu Tisch sitzt, dort aber nur Menschen; hier der Herr, dort Knechte. Doch davon noch nichts, sondern laßt uns sehen, welcher von beiden in der Gegenwart größeres Vergnügen bringe. Ich und die mit mir diesen Tisch erwählet haben, werden mit großer Freiheit und Lust Alles sagen und hören können; denn an unserm Tische herrscht Ungezwungenheit: ihr aber sitzet da voll Scheu vor euern strengen Gebietern, und es scheint, als wäret ihr nicht zu einem Gastmahle, sondern in eine Schule gekommen. Der Sclave (Niedrige) erscheint als solcher am meisten, wenn er mit seinem Herrn zu Tische sitzet. Was jene Herren auch immer sagen mögen, die Anwesenden müssen es entweder loben, oder sie stossen an; sie finden sich in gleicher Lage wie die Parasiten, ja noch in einer weit schlimmern. So ist es also keine Ehre, an den Tafeln der Vornehmen zu essen. Aber wollen wir auch die Natur der Speisen untersuchen. Dort ist Unmäßigkeit, hier aber Genügsamkeit; denn dort muß, wer auch nicht will, sich mit Wein überladen; hier aber gibt es keinen Zwang, zu essen oder zu trinken. Durch solche Ueberfüllung wird aber der Körper weit mehr zu Grunde gerichtet, als durch Hunger. Wer überdieß die Vornehmen einladet, trifft schon viele Tage vorher seine Einrichtungen, und muß sich Geschäften, Sorgen und Kümmernissen unterziehen; er ist in der Nacht ohne Schlaf, am Tage ohne Ruhe; er muß Allerlei bei sich überlegen, mit Köchen und Tafeldeckern sich besprechen. Und wann der Tag selbst herangekommen ist, so ist er voll Besorgniß, es möchte irgend etwas nicht in der Ordnung seyn. Wer aber die Armen einladet, ist frei von allen diesen Sorgen und Geschäften. Er rüstet selbst seine Tafel zu und braucht nicht lange vorher sich darum zu bekümmern. Nach dem Gastmahle hat der Eine bald seine Freude eingebüßt; der Andere aber hat Gott zum Schuldner und lebt in süßer Hoffnung und ergötzt sich jeden Tag an jenem Tische: denn die Speisen werden zwar verzehrt, nicht aber die Freude daran. Das Ende der Tafel selbst aber besteht dort in ausgelassener Freude, in wildem Gelächter, oft auch in Trunkenheit, allerlei Scherzen und unsittlichen Gesängen; hier aber bleibt man in Ruhe und Ordnung, und geht unter Danksagungen

auseinander. Hier hat die Menschenliebe den Tisch bereitet, dort die Ruhmsucht. Dort ärntet der Gastgeber statt des gewünschten Lobes oft nur bittern Tadel; hier aber sind Alle, auch die, welche keine Wohlthat von ihm empfangen haben, voll Anerkennung; sie ehren ihn als gemeinschaftlichen Vater. So verhält es sich in diesem Leben. Wenn aber einstens Christus kömmt, so wird der Wohlthätige mit großer Zuversicht vor ihm stehen, und vernehmen, daß er in den Armen den Herrn selbst gespeiset hat. Hom. 1. in epist. ad Coloss.

II. Durch zu köstlichen Hausrath. Es gibt Solche, die um so geehrter zu seyn meinen, je prunkvoller ihre Einrichtung ist, und je glänzender überhaupt das beschaffen ist, was sie besitzen. Sie bauen sich die herrlichsten Paläste mit einem ungeheuern Kostenaufwande; sie schaffen sich Prunksäle, die von Gold und Silber strotzen; die Einrichtung ist auf das ausgesuchteste und kostbarste. Manche haben außerdem noch besondere Lieblingsneigungen. Der Eine setzt seine Ehre darein, mehrere ausgewählte Pferde zu besitzen; Liebhaberei des Andern ist es, viele Arten von Hunden, Vögeln und andern Thieren zu haben. Zu all diesem und viel Anderm verleitet der Stolz und die Eitelkeit. Man bildet sich auf solche Besitzthümer viel ein; man rühmt sich derselben, und läßt sie von Andern rühmen. Man zeigt daher den Fremden gerne seinen Reichthum, und entwickelt vor ihnen all seinen Glanz. Dies ist eine gefährliche Art von Stolz; denn abgesehen davon, daß man dadurch große Summen verschwendet, von denen man einen viel bessern Gebrauch hätte machen können, bethört solcher Glanz und Prunk gar leicht das Herz. Man hängt diesen Gütern mit ganzer Seele an, gewinnt sie ungemein lieb, und vergißt darüber jener Schätze, die jenseits unser warten. Nicht selten werden solche Besitzthümer für manche Menschen wahre Götzen, an denen sie mit ganzer Seele hängen. Sie gestehen es selbst oft, wie theuer ihnen gewisse Dinge seien; denn sie sagen, sie würden sich derselben um keinen Preis entäußern. Hängt also ihr Herz nicht mit unordentlicher Liebe an solchen Besitzthümern? Legen sie nicht einen größeren Werth darauf als sie sollen? Wird ihnen das kein Hinderniß seyn in der Erreichung ihres ewigen Heiles? Und was hast du, o Mensch, nach kurzer Zeit von all deinen glänzenden

Besitzungen? Du glaubst deinen Ruhm begründet zu haben, weil du dir herrliche Paläste gebauet hast, deren Festigkeit und Gediegenheit ein Werk der Ewigkeit zu seyn scheinen. Aber welche Täuschung! Diese Prachtgebäude werden vielleicht eher, als du es ahnest, in Schutt sich verwandeln, und die Nachwelt wird staunend vor diesen Ruinen stehen bleiben, nicht aber um dich zu loben, sondern um dich zu tadeln. Denn sie wird nicht begreifen können, wie du auf eine Ruine so viele Tausende verwenden konntest, mit denen man der Menschheit durch eine andere Verwendung die größten Dienste hätte leisten und bleibenden Nutzen verschaffen können. Warum bist du also auf etwas stolz, was dir bei der Nachwelt zum Tadel seyn wird? Und was soll man von deinem übrigen Glanze sagen? Wie bald wird er erbleichen. Deine goldenen Rahmen: werden sie nicht täglich düsterer, indem sie Ruß und Staub allmälig verdunkelt? Deine kostbaren Tapeten und Teppiche: wie lange wird es währen, und sie sind von der Schabe und der Motte zerfressen? Mit deinen künstlich gearbeiteten Meubeln aber wird man einstens den Ofen heizen; deine prächtigen Spiegel wird ein Zufall zerschlagen; deine mit so viel Aufwand bemalten Wände wird man als nicht mehr zeitgemäß übertünchen, oder abkratzen und als Schutt auf die Straße hinauswerfen. Deine Prachtwägen und Kutschen wird man zerschlagen und als altes Eisen verkaufen. Deine herrlichen Rosse und übrigen Lieblingsthiere werden auf dem Schinderanger verfaulen. Sieh, dies ist das Ende deines Glanzes. Und darauf sollst du stolz sein können? Könnte manche Ruine, vor welcher du manchmal vorübergehest, reden, so würde sie dir sagen, daß in ihren Räumen einmal ein viel größerer Glanz geherrscht hat, als in deinen Palästen. Von all ihren ehemaligen Herrlichkeiten findet sich aber auch nicht einmal mehr ein Schatten vor. Ein solches Ende werden auch deine Paläste und der in ihnen herrschende Glanz nehmen. Und schau nur auf dich selbst und deine Hinfälligkeit! Bald wird man dich als eine Leiche aus deinen Prunksälen hinaustragen und dich in das finstere Grab legen. Was hilft dir jetzt all deine Pracht und dein ehemaliger Glanz? Geziemt es sich überhaupts, daß eine Hand voll Staub während seines irdischen Lebens so viel Pracht entwickelt und solchen Aufwand macht? O nimm die Summen, welche du

so oft aus Großthuerei zwecklos vergeudest, und trockne der Armuth die Thränen, so wirst du dadurch eines ewigen Ruhmes theilhaftig werden, und mit einem Glanz dich umgeben, der niemals mehr erbleicht.

III. Durch übertriebene Kleiderpracht und den Gebrauch gewisser Schönheitsmittel. — Als Gott die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb, bekleidete er sie mit Thierfellen. Dies ist der Anfang der Kleidung; Gott selbst gab sie den gefallenen Menschen. Aber diese Kleidung war ganz einfach; nicht aus Seide oder anderm kostbaren Stoffe war sie gefertiget, sondern aus Thierfellen bestand sie. Nur dem Bedürfniß sollte genügt, nicht aber die Eitelkeit geweckt werden. Die Kleidung hat also keinen andern Zweck, als den Körper anständig zu bedecken und ihn gegen die Einflüsse der Elemente zu schützen. Dazu sind weder kostbare Stoffe, noch künstlich ersonnene Moden nöthig. Aber man vergißt nur zu oft die Bestimmung der Kleidung, und bedient sich derselben als eines Mittels für seine Eitelkeit. Nichts ist allgemeiner als Kleiderpracht, und die Eitelkeit und der Stolz, der daraus entsteht. Insbesonders die Jugend, und davon vorzüglich wieder das weibliche Geschlecht verfällt dieser Art Hoffartssünde. Gerade in unsern Tagen hat der Luxus in den Kleidern eine schauerliche Höhe erreicht. Fast Alles kleidet sich über seinen Stand: die Magd will gleichen Staat machen wie ihre Frau; die einfache Bürgersfrau kennt man von den Standesdamen nicht mehr hinweg; der Handwerker, der Taglöhner, der Arbeiter verwenden all ihren Lohn auf den Anzug. Man wählt den kostbarsten Stoff zu seinen Kleidern. Mägde kleiden sich in Seide und Silber, und Taglöhner tragen oft Niederländertücher. Man erfindet stets neue Moden, insbesonders das Frauengeschlecht weiß kaum mehr, wie es sich anziehen soll, um nur die Blicke auf sich zu ziehen und zu gefallen. Selbst vom Theater entlehnen sie die Moden; sie geben den Augen ärgerliche Blößen, oder wenn sie solche auch bedecken, so geschieht es mit verführerischer Künstlichkeit. Die Kleider müssen so beschaffen seyn, daß der ganze Bau des Körpers sichtbar ist; die Schultern und die Brust bleiben unbedeckt, und der Kopf gleicht einem künstlichen Frühling. Wie ist es möglich, daß sich die Unschuld rein erhalte unter so vielen Fall-

stricken und so vielen Gefahren der Verführung! O ihr weltlichen Mädchen und Weiber, die ihr durch euern Anzug allen Gesetzen der Sittlichkeit und der Ehrbarkeit, deren Beobachtung euerm Geschlechte so schön ansteht und welche die köstlichste Zierde desselben seyn würde, Hohn sprechet, erkennet doch, wie strafbar euch euere Eitelkeit in Kleidern macht! Ihr seid gleichsam das Thor, durch welches der Teufel seinen Einzug in die Herzen hält. Ihr seid es, die ihr zuerst das Gesetz des Herrn übertretet, und dann Gefährten euerer Schuld sucht. Ihr seid es, die durch bösartige Künste, durch das anziehende Gift euers verführerischen Benehmens, durch das ungeheuere Aergerniß euers unehrbaren Putzes, dem größten Theil der Unbesonnenen, die ihre Blicke auf euch richten, den Tod gebt. Wahrlich, jene Gestalt, die ihr so wohlgefällig zur Schau stellet und so sorgfältig schmückt, führt den Tod in das Innerste des Menschenherzens, und so kann man euch mit Recht ein Schwert des Todes nennen.

Fassen wir das Verderben der übertriebenen Kleiderpracht noch von einer andern Seite in das Auge. Steckt einer Hausfrau die Pracht im Kopfe, welchen Kummer und Gram verursacht sie dann ihrem Manne? Ist ihr wohl irgend eine Ausgabe groß genug, ihren Ehrgeiz zu befriedigen? Zu welchen Kunstgriffen nimmt sie nicht ihre Zuflucht, um vor ihrem Manne die Verwendung des ihr anvertrauten Geldes zu verdecken und zu verheimlichen? Wird es nicht so weit mit ihr kommen, daß sie Schulden macht, die Kasse ihres Herrn bestiehlt und verschiedene Hausgeräthe heimlicher Weise verkauft? Wird sie nicht am Ende, da früher oder später über ihr betrügerisches und treuloses Verfahren Verdacht entstehen muß, diesen auf die Dienstboten oder andere unschuldige Personen wälzen? Und welch' unerschöpfliche Quelle der Eifersucht, des Zwiespalts, des Unfriedens und Aergernisses entsteht nicht, wenn der Mann über solch' strafbaren Luxus argwöhnisch zu werden anfängt? Sollen wir noch von der Hartherzigkeit reden, mit der man bei solcher Lage den Armen begegnet, die man ohne alle Gabe trotzig zurückweist, da man jeden Kreuzer für seine Eitelkeit nothwendig hat? Sollen wir ferners reden von dem Verfalle des Hauswesens, das die Wuth, alle Moden mitmachen zu wollen, in Unordnung bringt, oder wohl gar zu Grunde richtet? Welch' ein

schmerzlicher Anblick ist es, eine Mutter in vollem Putze unter ihrer Familie zu sehen, in der halbnackte Kinder vergebens um Brod schreien?

Bei allem dem bringt man Scheingründe vor, seine Kleiderpracht zu rechtfertigen. Es ist ja so die Mode, heißt es, und ich würde lächerlich werden, wenn ich davon abwiche. Allein darf denn der Christ auch ein allgemein gewordenes Aergerniß mitmachen? Und was kümmert dich der Spott und der Tadel der bösen Welt? Hat Christus nicht seinen Jüngern die Verachtung von Seite der Welt als ihren Antheil vorausgesagt? Und verfährt die lasterhafte Welt nicht mit einem Jeden so, der an ihrer Schlechtigkeit nicht Theil nimmt? Könnte die Pforte des Himmels wohl enge genannt werden, wenn es möglich wäre, durch sie einzugehen, ohne anders zu handeln, als der große Haufen? Würdest du also noch weit mehr verhöhnt, als du zu besorgen vorgibst, so solltest du dieses willig auf dich nehmen, und dich freuen, deinem mit dem schimpflichen Kreuzholz beladenen Jesus nachfolgen zu können? Sei übrigens überzeugt, daß nicht Alle dich tadeln werden; gar Manche werden wohlgefällig auf dich schauen, und sich vielleicht auch Mühe geben, in deine Fußstapfen zu treten. — Auch damit pflegt man sich oft zu entschuldigen, daß man sagt: Ich habe keine böse Absicht. Aber ist es auch wahr? Durchforsche einmal das Innerste deines Herzens genau und frage dich: Warum du dich so sehr schmückest, und so viel auf Kleidung verwendest. Die Antwort wird vielleicht anders ausfallen. Und auch gesetzt, deine Absicht sei nicht böse; gesetzt, du wollest mit deiner Kleiderpracht Niemand gefallen, und es sei dir die Tyrannei der Mode sogar lästig: bist du jetzt schon gerechtfertiget? Du hast keine Gewalt über die Augen eines Andern; willst du sie auch nicht auf dich ziehen, so kannst du doch auch nicht hindern, daß er sie freiwillig auf dich richte. Wenn ihm aber dazu deine Kleiderpracht Anlaß gibt: wer hat dann seine Sünde zunächst veranlaßt?

Hören wir noch, wie die heilige Schrift und die Kirchenlehrer gegen die Kleiderpracht eifern. Durch den Propheten Isaias sagt Gott: Darum, weil stolz sind die Töchter Sions und einhergehen mit emporgerecktem Halse und mit blinzenden Augen, und in die Hände klatschend mit Ziererei einhergehen und gesuchten Schrittes

wandeln, so wird der Herr den Scheitel der Töchter Sions kahl machen; der Herr wird ihr Haar entblößen. An diesem Tage wird der Herr hinwegnehmen den Schmuck der Schuhe und die kleinen Monde mit den Halsbändern, die Geschmeide, die Armspangen und die Hauben, die Haargewinde, die Fußkettchen, die Schnürlein, die Riechfläschchen und die Ohrenringe; die Fingerringe und die Edelsteine, die an der Stirne hängen; die Feierkleider, die Mäntel, die Linnenkleider und Haarnadeln; die Spiegel, die feinen Hemden, die Turbane und die Sommerkleider. Statt der Wohlgerüche wird es Gestank geben, statt des Gürtels einen Strick, statt des gekräuselten Haares eine Glatze, statt der Brustbinde das Trauerkleid. Is. 3, 16—25. Dazu bemerkt der heilige Chrysostomus: Siehst du, wie heftig der Zorn Gottes über diese Pracht ist. Siehst du, daß er sie mit den härtesten Strafen und selbst mit der Gefangenschaft heimsuchen will? Daraus kannst du die Größe dieser Sünde erkennen! Gott würde niemals eine so harte und strenge Strafe darauf gesetzt haben, wenn sie (die übertriebene Kleiderpracht) nicht eine so große und schwere Sünde wäre. Sind nun die hebräischen Frauen zu der damaligen Zeit wegen dieser Sünde so sehr bestraft worden, um wie viel größer muß das Verbrechen seyn, wenn es diejenigen begehen, welche in der Zeit der Gnade leben, deren Wandel nur im Himmel seyn sollte, und welche die Verbindlichkeit auf sich haben, den Engeln nachzuahmen? Welche Vergebung können sich diese versprechen? —

Der heilige Petrus schreibt: Der Frauen Schmuck sei nicht der äußere im Haargeflechte, in Goldgehängen oder im Anzuge von Kleidern, sondern der verborgene Herzensmensch in der Unvergänglichkeit eines stillen und sanften Geistes, der vor Gott hohen Werth hat. 1. Petr. 3, 4. Auf dieselbe Weise sagt der heilige Paulus: Die Weiber sollen sich in anständiger Kleidung mit Schamhaftigkeit und Sittsamkeit schmücken, nicht mit geflochtenen Haaren oder Gold oder Perlen oder kostbarem Gewande, sondern was sich geziemt für Weiber, die Gottesfurcht an den Tag geben, durch gute Werke. 1. Timoth. 2, 9. 10. So ermahnen die beiden Apostelfürsten zur Einfachheit und Sittsamkeit im Anzuge die Frauen, und was diesen gilt, geht auch die Männer an.

Wir kommen zu den Aussprüchen der heiligen Väter. Der

heilige Cyprian sagt, daß es nur Mädchen, die aller Schamhaftigkeit bereits entsagt haben, und nur Weibern von ganz verworfenen Sitten zukömmt, in zu gezierter Kleidung und in übertriebenem Putze zu prangen, und die Reize der Gestalt und die Form des Körpers zur Schau auszustellen; und er setzt bei, daß Personen, denen das Wichtigste der Anzug ist, gewöhnlich die Tugend nichts gilt.

Der heilige Hieronymus betheuert, daß Mädchen, welche ihr Haupt schmücken, das Angesicht mit Locken zieren, auf kunstreiche Weise sich zart erhalten, die Wangen mit Schminke belegen, enge Aermel, Kleider ohne Falten und mit Stickereien gezierte Schuhe tragen, daß solche Mädchen, da sie sich gleichsam zum Kaufe ausbieten, zu Grunde gehen, während man sie noch für Jungfrauen hält.

Der heilige Augustin sagt: Je mehr der äußere Mensch, d. i. der Körper des Menschen, gepflegt und geziert wird, desto mehr wird der innere Mensch vernachlässiget.

Tertullian hat eine eigene Schrift über den Anzug der Frauen geschrieben. Dieser Kirchenlehrer sagt: „Der Anzug des Weibes stellt sich auf zweierlei Art dar, als Putz und als Schmuck. Putz nennen wir, was man die weibliche Welt (Toilette) heißt; Schmuck das, was der weibliche Unflath genannt zu werden verdient. Jener besteht in Gold, Silber, Edelsteinen und Kleidern; dieser in der Pflege des Haares und der Haut und jener Theile des Körpers, welche die Augen anziehen." — Hierauf geißelt er in seiner sarkastischen Weise die gewöhnlichen Gegenstände des Schmuckes, nämlich Gold, Silber, Edelstein &c., indem er fortfährt: „Das Gold und Silber, die vorzüglichsten Bestandtheile des zeitlichen Putzes, müssen das seyn, woher sie sind, nämlich Erde, und gewiß um so ruhmwürdiger, als sie in jenen graulichen Gruben der verfluchten Bergwerke durch Strafarbeit mit Thränen hervorgebracht, im Feuer den Namen ablegt, und alsdann von der Pein zur Zierde, von der Strafe zur Ergötzung, von der Schmach zur Ehre, eine den Metallgruben Entlaufene, umgestaltet wird. . . . Und auch die Edelsteine, welche mit dem Golde die Hoffart verknüpfen, wie anders denn als Steine, als Kleinheiten der Erde bezeichne ich sie, und nur nothwendig zur Grundlegung, zu Mauern, zu Pfeilern,

zur Dachung. Man reibt sie anhaltend, damit sie schimmern, reiht sie absichtlich nach einer gewissen Ordnung, damit sie in's Auge fallen und durchlöchert sie, damit man sie anhängen kann, und sie dem Golde wieder einen Kuppeldienst erweisen. Auch aus dem brittischen und indischen Meere holt sich die Eitelkeit das Ihrige, nämlich die Perle, die eigentlich nichts ist, als eine runde verhärtete Warze, die sich im Innern der Muschel ansetzt. Dies Alles besitzen sie als Rarität, und aus der Fremde herbeigeschafft; denn innerhalb der vaterländischen Grenzen selbst gelten diese Sachen für Nichts, ja bei einigen barbarischen Völkern werden die Gefangenen, weil das Gold einheimisch und überflüssig ist, mit Ketten aus demselben gefesselt. Aber bei uns entflammt die Prunksucht den Werth dieser Dinge, und die Begierde nach ihrem Besitze wächst, je höher sie den Werth des Gewünschten hinaufschraubt. So geschieht es, daß man für das kleinste Schmuckkästchen ein großes Erbgut hingibt; an eine einzige Schnur reiht man zehnmal hunderttausend Sesterzien; Landgut und Palast trägt der zarte Nacken, den zierlichen Ohrläppchen sind die Jahresrenten eingehängt, und die linke Hand läßt an einem jeden Finger Gold spielen. — —

Nun wendet sich Tertullian im zweiten Buche vom Anzug der Weiber zu dem, was er den Unrath der Frauen nennt. Er sagt: „Man muß das, was die einfache Reinlichkeit verlangt, nicht überschreiten. Dagegen sündigen aber jene, welche die Haut salben, die Wangen schminken, die Augen mit Ruß schwärzen. Ohne Zweifel mißfällt ihnen die Bildung Gottes, an sich selbst überführen und tadeln sie den Werkmeister aller Dinge. Sie tadeln nämlich, da sie verbessern, da sie hinzufügen, und in Wahrheit entnehmen sie diese Zusätze nur von dem Widersacher des Werkmeisters, vom Teufel; denn er hat ohne Zweifel derlei Erfindungen veranlaßt. Wie sehr ist es aber euerer Zucht und euerm Bekenntnisse fremd, wie unwürdig ist es des christlichen Namens, das Angesicht zu fälschen, da euch durchaus die Einfalt anempfohlen ist; mit dem Gesichte zu lügen, da es euch mit der Zunge unerlaubt ist; zu begehren, was nicht gegeben ward, da ihr des fremden Eigenthums euch enthalten sollt. Manche sehe ich, die sich das Haar färben. Sie halten das, was besudelt, für Schmuck. Welche Schönheit, die in Unflath besteht! Und dazu noch welch' ein Schaden; denn

die Schärfe der Salbe bringt oft nur Verlust der Haare, so wie sie auch den Kopfnerven schädlich ist. Der Herr spricht: Wer aus euch kann ein einziges Haar weiß oder schwarz machen? Matth. 5, 36. Sie sind diejenigen, welche Gott widerlegen; denn sie sagen: Sehet, wir machen aus weißem oder schwarzem Haare blondes; die aber, welche bis zum hohen Alter leben, bemühen sich, aus weißem Haare schwarzes zu machen. Und was für ein Heil verschafft solche Last des Kopfputzes? Warum gebt ihr euern Haaren keine Ruhe, indem ihr sie bald aufbindet, bald herabfallen lasset, bald in die Höhe richtet, bald wieder zerstreut? Manche tragen sie in Locken, Andere lassen sie frei und ungezwungen wallen. Ueberdieß heftet ihr noch, ich weiß nicht, welche ungeheuere Haargeflechte an, gleichwie ein Kopffuteral und einen Scheiteldeckel. Wunderbar, daß man wider des Herrn Vorschrift anstreitet; denn es ist gesagt, daß Niemand seinem Maaße etwas beilegen kann. Ihr aber fügt zum Gewichte noch eigens den Kopfputz. Schämt ihr euch nun nicht der ungeheuern Form, so sollet ihr euch der Unreinlichkeit schämen, daß ihr einem heiligen und christlichen Kopfe die abgeschnittenen Haare eines Andern, vielleicht eines Kranken, eines Verbrechers und der Hölle Verfallenen anheftet.

Der heilige Chrysostomus kömmt in seinen Schriften öfters auf den eitlen Anzug und den Gebrauch sonstiger Schönheitsmittel zu reden. In der achten Homilie über den ersten Brief an Timotheus schreibt er: Was für eine Kleidung sollen die Frauen haben? Ein Gewand, das sie vollkommen, ehrbar und anständig bedeckt, ohne übermäßigen Aufwand. Bedenke doch einmal: Als eine Hilfsbedürftige trittst du (in der Kirche) vor Gott hin, und bist mit Goldwerk und Geflecht beladen? Bist du denn zum Tanz gekommen? Willst du eine Hochzeit feiern? Gedenkst du einem Aufzug beizuwohnen? Dort ist der Goldschmuck, dort ist das Flechtwerk, dort sind die Prachtgewänder am Platz; hier kann dies Alles zu Nichts dienen. Du bist gekommen, um zum Herrn zu flehen, ihn um Vergebung deiner Sünden anzurufen, von ihm Verzeihung der ihm zugefügten Beleidigungen zu erlangen, dir seine Gnade wieder zu gewinnen: wozu putzest du dich denn? Das ist nicht der Aufzug einer Beterin. Wie kannst du seufzen, wie kannst du weinen? Wie mit ausgespannten Armen beten in solch' einem Auf-

zuge? Magst du aber auch weinen, so wird ein Jeder über die Thränen lachen, die er an dir sieht; denn eine Weinende darf nicht mit Gold beladen seyn, sonst ist es ein Possenspiel und eitel Blendwerk. Was wäre es auch anders als Possenspiel, wenn sich aus demselben Herzen, von welchem dieser Pomp und diese Gefallsucht stammt, Thränen ergießen. Weg mit all diesem Blendwerk! Gott läßt seiner nicht spotten. Schauspielern und Tänzern, die auf der Bühne ihr Leben zubringen, steht das an; einem ehrbaren Weibe aber nimmermehr. Ahme also nicht die Buhldirnen nach. Durch solche Kleidung locken diese viele Liebhaber an sich. Eben dadurch haben sich schon Manche einen zweideutigen Ruf zugezogen, und ohne selbst von diesem Pomp einen Nutzen zu ziehen, Viele durch diesen Schein des Bösen in Schaden gebracht. Wenn aber der Apostel schon das verbietet, was ein bloßes Kennzeichen des Reichthums ist, Gold, Perlen, prachtvolle Gewänder: sollte das nicht um so mehr von allem unnatürlichen Putze gelten, von dem Schminken, von dem Bemalen der Augen, vom affektirten Gange, von der schmelzenden Stimme, von den schmachtenden, liebevollen Blicken, von der wohlberechneten Tracht des Mantels und Unterkleides, von dem verführerischen Gürtel, von den netten Schuhen? Aber auch eine schlichte Tracht kann noch weit verführerischer seyn, als alles Genannte. In geringer Kleidung kann sich oft ein Weib noch weit reizender machen, als die, so mit Gold behangen sind. Ist das Kleid auch von ganz dunkler Farbe, aber nach Art der Ballettänzerinen äußerst geschmackvoll (nach der Mode) gemacht, muß es da nicht noch weit verführerischer wirken, als alle seidenen Gewänder?.... Und was soll man von dem unaufhörlichen Herumwerfen der Augen nach allen Seiten hin sagen? Die Handschuhe legen sie wie Schauspieler so sorgfältig an, daß man fast meinen sollte, sie seien ihnen angewachsen. Was soll man endlich von ihrem Gange und ihren sonstigen Coquetterien sagen, welche mehr als alles Geschmeide dazu dienen, alle Blicke zu fesseln? Fürchtet ihr denn nicht, auch einmal zu hören, was der Prophet den hebräischen Weibern zugerufen hat, die so sehr auf den Schmuck des Leibes bedacht waren: Statt des Gürtels wirst du mit dem Strick gegürtet werden, und statt des Haarschmuckes wirst du einen geschorenen Kopf haben. Is. 3, 24.

Ueber den Gebrauch goldener Halsketten bemerkt Chrysostomus: Nicht dazu ist das Gold aufgefunden, daß wir damit das Ebenbild Gottes in Ketten schlagen, sondern daß wir die Ketten der Gefangenen lösen. Oder soll daraus keine Kette werden können, weil es Gold ist? Macht denn der Stoff die Kette aus? Sei es Gold, sei es Eisen, das bleibt sich gleich; ja die goldene Kette ist noch schwerer, als die eiserne. Was macht aber die Last so leicht? Die Eitelkeit, die Sucht von Allen in den Ketten gesehen zu werden, wessen man sich doch vielmehr schämen sollte. Daß dem aber so sei, umhange nur einen mit solchen Ketten, und schicke ihn in die Wüste, wo ihn Niemand sieht, und die Kette wird ihm eine drückende Last. Hom. 7. in I. epist. ad Timoth.

Bezüglich des Gebrauches wohlriechender Dinge schreibt derselbe: Was soll man zu den kostbaren Wohlgerüchen aus Indien, Arabien, Persien, zu den Kräutern und Oelen, zu den Salben und zu dem Räucherwerk sagen, welche alle einen großen und unnützen Aufwand erfordern? Was salbst du, o Weib, deinen Leib äußerlich, der innerlich voll Unreinigkeit ist? Was reibst du dich auf in der Sorge für diesen stinkenden Sack? Thust du nicht dasselbe, als wenn Jemand Salbe auf den Mist gösse oder Ziegelsteine mit Balsam bestriche? Du kannst, wenn du willst, eine Salbe und ein Duftöl haben, deine Seele zu salben; es kommt nicht aus Arabien, noch aus Aethiopien, noch aus Persien, sondern aus dem Himmel selbst herab; es ist nicht mit Gold zu kaufen, sondern mit einem guten Gewissen und ungeheucheltem Glauben. Diese Salbe kaufe dir, deren Geruch über die ganze Erde dringt. Davon dufteten die Apostel, von denen es heißt: Wir sind ein Wohlgeruch. Hom. 2. in epist. I. ad Timoth.

Die Männer sind selbst oft auf den Putz ihrer Frauen stolz. Hierüber sagt der heilige Chrysostomus: Es ist eine Schattenseite des weiblichen Geschlechts, daß es zu sehr den Putz liebt. Aber hierin thut ihr, Männer, es ihnen noch zuvor, indem ihr auf euere Frauen, wie auf den eigenen Schmuck stolz seid. Denn ich glaube nicht, daß ein Weib sich auf sein Goldgeschmeide so viel einbilde, als der Mann sich brüstet mit seinem Weibe. Nicht so viel Werth legt das Weib auf den goldgestickten Gürtel, als der Mann sich freuet, daß sein Weib im goldenen Schmucke prangt.

So tragt auch ihr hievon die Schuld, indem ihr den Funken anfacht und das Feuer schüret. Uebrigens ist die Sünde des Mannes größer, als die des Weibes; denn du bist da, um das Weib in Ordnung zu halten. Hom. 13. epist. ad Eph.

Um auch neuere Stimmen in dieser Sache zu hören, so sagt der heilige Franz von Sales: Sei reinlich und trage keine zerrissenen oder schlechtgewordenen Kleider. Es ist eine Geringschätzung derjenigen, mit denen man umgeht, wenn man vor ihnen in Kleidern erscheint, die ihren Widerwillen erregen. Hüte dich jedoch sorgfältig vor Eitelkeit, Ziererei, Prunksucht und albernen Moden; halte dich an die Vorschriften der Einfachheit und Bescheidenheit, die ganz gewiß die größten Zierden der Schönheit und die beste Entschuldigung der Häßlichkeit sind. Der heilige Petrus und der heilige Paulus verbieten jungen Frauenspersonen hauptsächlich alle ungewöhnlichen Verkünstelungen des Haarputzes. Die Männer, welche schwach genug sind, an dieser sinnlichen und eitlen Albernheit Gefallen zu tragen, werden ihres mehr weibischen als männlichen Charakters wegen überall verspottet, und die Weiber, die sich mit solchen Eitelkeiten befassen, hält man nicht für sehr stark in der Keuschheit. Man sagt zwar, daß man nichts Böses dabei beabsichtige; ich erwiedere aber, daß der Teufel immer Böses im Sinne habe.

Der geistreiche Quadrupani schreibt: Was machen sich nicht viele Personen für Mühe, um sich zu putzen! Eine Frau nach der Mode vor ihrem Spiegel kann man vergleichen mit einem Martyrer unter den Henkern. Um den Martyrer herum sieht man scharfe Kämme, glühende Eisenwerkzeuge. Fast dasselbe sieht man bei einer Frau, die sich ausgesucht putzt. Beide sind Martyrer: der Eine des Glaubens, die Andere der Eitelkeit. Der fromme Thomas Morus sagte einstens zu einem jungen Frauenzimmer, das ihre Gesundheit dadurch in Gefahr setzte, daß sie, um nur nach der Mode recht elegant zu erscheinen, die Kälte der Jahreszeit nicht achtete: Gott würde ihnen Unrecht thun, wenn er sie nicht in die Hölle schickte, da er sieht, wie muthig und unerschrocken sie so viele Ungelegenheiten ertragen, bloß um dem Teufel und seinen Anhängern gefällig zu seyn.

25. Von der Prahlerei.

Die Prahlerei sucht das, was man an sich Rühmliches wahrnimmt, Andern kund zu thun, weil man besorgt, sie möchten es sonst nicht genug bemerken und bewundern. Der prahlerische Mensch spricht daher immer von seinen Verdiensten, und gar oft erträumt und erdichtet er sich solche. Es ist dieses eine sehr gefährliche Art von Stolz, weil der Mensch in Folge desselben sich überschätzt; immer nur Gutes an sich entdeckt, ja selbst Vorzüge sich beilegt, die er nicht besitzt. Dadurch wird alle Selbstkenntniß gehindert, und gehen durch das Streben, bei den Menschen Lob und Beifall zu finden, auch die wirklichen Verdienste, die man etwa besitzt, verloren. Daher mahnen die Heiligen mit allem Nachdrucke vor dieser üblen Gewohnheit. Johannes Klimakus schreibt: Sage nie etwas, weßwegen man dich für gelehrt oder für fromm halten könnte; denn dieses ist ein gefährliches Ding. Magst du es immerhin mit Wahrheit sagen können, und mag es scheinen, es gereiche zur Erbauung: es ist dennoch besser zu schweigen; denn es ist einmal eine Sache, die dich betrifft, und dieses genügt, daß du sie nicht sagen sollst. Hierin mußt du immer sehr bescheiden und vorsichtig handeln, damit du das Gute, welches du etwa gethan hast, nicht verderbest oder gar verlierest. Der heilige Bonaventura sagt: Rede niemals ein Wort, das Andern zu verstehen gibt, du wissest Vieles, oder du besitzest Geschicklichkeit; rühme dich überhaupts in Nichts; denn all dieses Gerede ist nichts Anders, als ein Wind. — Man fällt durch solche Aufschneidereien dem Nächsten oft eben so lästig, als man sich selbst dabei lächerlich macht. Denn es ist unglaublich, wie albern ein solcher Mensch erscheint, der immer sich selbst und das Seinige lobt und preist. Nicht umsonst heißt es: Eigenlob stinkt. Ja wirklich, ein großer, höchst lästiger und widriger Gestank entsteigt dem Munde eines solchen Großsprechers. Häufig geschieht es auch, daß man ihn nur lächerlich macht, und mit ihm sein Gespött treibt. Hüte sich daher ein Jeder, sein eigener Lobredner zu werden. Ein Anderer, sagt die heilige Schrift, mag dich loben, und nicht dein Mund, ein Fremder, und nicht deine Lippen. Sprüchw. 27, 2. Unsere Vorsicht muß dabei um so größer sein, da uns der Trieb nach

Lob so natürlich ist und so tief gewurzelt in unserm Herzen steckt. Denn ohne daß wir es fühlen oder bemerken, setzt sich unsere Zunge in Bewegung und spricht Worte, die entweder mittelbar oder unmittelbar auf unser Lob abzielen.

Es ist übrigens nicht immer gerade das Gute, dessen man sich rühmt. Die Prahlerei hat keine andere Absicht, als Lob und Beifall einzuärnten. Sie rühmt sich daher jener Dinge, was eben auf Beifall Anspruch machen kann. In unserm verkehrten Zeitalter wird aber gar oft auch das Laster zur Ehre angerechnet. Daher geschieht es, daß man sich nicht selten sogar der fluchwürdigsten Handlungen rühmt. Was kann es unter Christen noch Schmählicheres geben, als seiner Sünden, statt ihrer sich zu schämen, sich vielmehr zu rühmen. Und wie häufig sind diese Aergernisse! Da ist Einer, der sich groß damit macht, daß er im Zanke seinem Nächsten die beleidigendsten Schimpfnamen in das Gesicht warf; dort ist ein Anderer, der mit seiner Unmäßigkeit, mit den vielen Räuschen, die er sich angetrunken, mit den Schlägereien und Raufereien, in die er sich schon eingelassen, prahlt; wieder Andere prahlen mit ihren Betrügereien, noch Andere mit ihren Ausschweifungen. O was sind dies für Reden! Welche Aergernisse für die Menschen, und welche Beleidigungen für Gott!

Oft sucht man durch seine Prahlereien nur seinen Nutzen. Dies geschieht, wenn man entweder seine persönliche Geschicklichkeit in gewissen künstlichen oder gewerblichen Verrichtungen oder die vortrefflichen Eigenschaften seiner Produkte und sonstigen Handlungsartikel ungebührend und auf Kosten der Wahrheit öffentlich anrühmt. Diese Marktschreierei ist ebenfalls eines Christen unwürdig. Oft geht dem Nächsten dadurch auch nicht unbedeutender Schaden zu; denn man entzieht ihm seine Kundschaften und erschwert ihm dadurch sein Fortkommen. Ist aber auch dieses nicht der Fall, so fühlt sich der andere Gewerbsgenosse doch wenigstens seiner Meinung nach in seinem Geschäfte beeinträchtiget, auch verletzt und kränkt ihn das rücksichtslose Auftreten und Gebärden des Zunftgenossen, wodurch oft der Grund zu Gehässigkeiten und bittern Feindschaften gelegt wird. Dies sind Ursachen genug, solcher marktschreienden Anpreisungen sich zu enthalten.

26. Von der Rechthaberei oder dem starren Bestehen auf seinem Urtheile.

Auch die sogenannte Rechthaberei ist ein Auswuchs des Stolzes; denn der Hoffärtige läßt sich seine Meinung nicht nehmen, er muß immer Recht haben. Abgesehen, daß dieses starre Festhalten der eigenen Meinung sehr oft den Nächsten verletzt, und den Frieden mit ihm stört, ist es auch gegen Gott eine große Sünde. Zu den Worten der heiligen Schrift: „Widerspenstigkeit ist wie die Sünde der Zauberei; und nicht gehorchen wollen wie das Laster der Abgötterei (1. Kön. 15, 23.)", — bemerkt der heilige Gregorius: Der rechthaberische Mensch macht seinen Eigensinn zu seinem Abgotte; denn wo er etwas unternehmen will, stellt er denselben als einen Götzen auf den Altar seines Herzens und seines Verstandes, und befragt ihn, wie einst die Götzenpriester ihre Götter, was er sagen, thun oder vornehmen soll; seinen eigenen Ausspruch betrachtet er wie ein Orakel, wie eine Stimme von Gott. Ein solcher Mensch kümmert sich daher nicht mehr um die Offenbarung, nicht mehr um die Lehre der Kirche, nicht mehr um die Aussprüche ihrer Vorsteher. Ist dieses nicht ein fluchwürdiges Vergehen? Ludwig de Ponte nennt das eigensinnige Verharren auf seinem Urtheile einen furchtbaren und grausamen Abgott. Und er fährt fort: Wo dieser Götze ist, da ist überall nur Zorn, Neid, Zwietracht und Rachgierde. Er erregt immer Streitigkeiten, Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den Höhern und Niedern; er verwirrt die ganze Kirche durch Sekten, er zertrennt das Gewand Christi durch Spaltungen, selbst die Ordensgenossenschaften und frommen Vereine durch Parteien; er verwirrt die Staaten durch Kriege, die Häuser und Familien durch Zänkereien und Haber und selbst das Gewissen durch große, innere Stürme. Und der heilige Bernard schreibt: Die, welche diesen Götzen anbeten, sind Zerstörer der Einigkeit, Feinde des Friedens, leer von heiliger Liebe, aufgeblasen von Eitelkeit, selbstgefällig, groß in ihren eigenen Augen und so anmaßend, daß sie, die wahre Gerechtigkeit Gottes nicht kennend, ihre eigene erheben. Ein anderer heiliger Lehrer, Johannes Klimakus, sagt: Wer seine, gleichwohl wahre Meinung und Ansicht hartnäckig vertheidiget, der wird gewiß vom Teufel dazu

angetrieben. Der Grund davon ist, weil man zu solchem beharrlichen Vertheidigen seiner Meinung durch nichts Anders bewogen wird, als durch ein allzugroßes Verlangen nach menschlichem Lobe. Man strebt mit allem Kraftaufwande, seine Ansicht geltend zu machen, um als weise und verständig zu erscheinen, um als Sieger zu verbleiben, oder doch, um nicht für geringer als Andere gehalten zu werden. Und so ist es eigentlich der Hoffartsteufel, der dazu antreibt. Die Heiligen haben sich daher sorgfältig gehütet, eigensinnig auf ihrer Meinung zu verharren. So ist vom heiligen Thomas von Aquin bekannt, daß er in seinen gelehrten Unterredungen mit Andern nie hartnäckig widersprochen habe, sondern daß er auch die Ansichten der Andern ruhig angehört und die Meinung eines Jeden geachtet habe.

Man meint oft, durch starres Festhalten seiner Meinung und fortgesetztes Vertheidigen derselben einen Beweis von Gelehrsamkeit zu liefern, und sich bei Andern Ansehen zu verschaffen. Es ist aber gerade das Gegentheil der Fall. Wer da, wo es erlaubt ist, sein Recht aufgibt, in dergleichen Streitigkeiten und Zänkereien sich überwinden läßt und sich zurückzieht, der ist der geehrte. Denn Ehre ist es, sagt die heilige Schrift, für den Menschen, vom Zanke sich abzusondern. Sprüchw. 20, 3. Wer hingegen zu unbeugsam Recht behalten will, der ärgert Andere, welche Solches hören, und wird zuletzt von ihnen als ein eigensinniger, widerspenstiger Kopf verachtet.

Der ehrwürdige Ludwig de Ponte zeigt noch umständlich in dem Vorfalle des Syrers Naaman, wie viel Schaden das Festhalten seines eigenen Urtheils im Heilsgeschäfte anrichtet. Naaman kam zum Propheten Elisäus, um vom Aussatze befreit zu werden. Der Prophet wollte aber nicht zu ihm hinausgehen und auch nicht mit ihm reden, sondern sandte seinen Diener Giezi zu ihm, und ließ ihm sagen: Gehe und wasche dich siebenmal im Jordan, und dein Fleisch wird wieder die Gesundheit erlangen. Erzürnt sprach der stolze Syrer: Ich dachte, daß er zu mir herausgehen und vor mir den Namen des Herrn seines Gottes anrufen und mit seiner Hand die Stelle des Aussatzes berühren und mich so heilen würde. Sind denn die Flüsse bei Damaskus, Abana und Pharphar, nicht besser als alles Wasser in Israel, daß ich in ihnen

mich waschen und heil werden könnte? Er wandte sich also um und ging unwillig davon. 2. Kön. 5, 9. Naaman wollte in seinem Eigensinne die Art und Weise selbst bestimmen, wie er geheilt werden soll, und meinte, Gott und der Prophet müßten sich nach seinem Urtheile fügen und das ihm verordnen, was er selbst verlangte. Gerade so verfährt gar oft der stolze Mensch in seinem Eigendünkel. Er will Gott die Wege vorschreiben, welche er ihn führen soll, um ihn zum Heile zu bringen. In meinem Stande, sagt er oft, kann ich nicht selig werden, ja, wenn ich in diesen oder jenen Verhältnissen wäre, könnte ich leicht tugendhaft werden. Ein anderes Mal hält er sich gegen gewisse Anstalten auf, die Jesus Christus zu unserm Heile getroffen, insbesonders die Beicht ist ihm am öftesten lästig. Warum soll ich beichten? fragt er. Gott weiß ohnehin meine Sünden, und kann mir sie auch ohne Beicht verzeihen. Allein eine solche Sprache kömmt von einer ganz aussätzigen Zunge, die in das Gift des Stolzes getaucht ist und rächt sich an dem selbst, der sie führt, am grausamsten; denn wie Naaman, hätte er sich auch siebentausendmal in den Flüssen seines Vaterlandes gewaschen, die Gesundheit nicht erlangt haben würde, so wirst auch du der Seele nach nicht gesund werden, so lange du auf deiner Meinung und deinem Urtheile starrsinnig stehen bleibst, ungeachtet Gott etwas Anders vorschreibt. Erst nachdem Naaman von seinem Eigensinne abgestanden und auf das Zureden seines Dieners dem nachgekommen war, was der Prophet ihm aufgetragen hatte, erlangte er die Gesundheit; und erst wenn du erkannt hast, daß die Wasser in Israel besser sind, als die deines Landes, d. h. wenn du zugibst, daß die Kirche Jesu besser weiß, was dir zum Heile dient, als dein eigenes Urtheil, und wenn du dieses dem Urtheil der Kirche unterordnest, und thust, was sie von dir verlangt, wird auch dir Gesundheit an der Seele zu Theil werden.

So sehen wir, daß das starre Bestehen auf dem eigenen Urtheile, oder die sogenannte Rechthaberei immer verderblich und schädlich ist, mag es sich dem Mitmenschen geltend machen, oder gar sich so weit vergessen, und gegen Gott selbst auftreten. Schneiden wir daher auch diesen wilden Sprößling des Stolzes von unserer Seele und lernen wir unser Urtheil der Ansicht Anderer,

die oft viel weiser und verständiger, als wir sind, unterordnen; wagen wir es insbesondere niemals, unsere vermeintliche Weisheit Gott und seiner Kirche gegenüber geltend zu machen. Der Demüthige gibt gerne nach; nur der Stolze ist voll Widerspruch und rechthaberisch bis zum Tode. Sieh auch den Artikel: Eigensinn B. 5. S. 351 u. s. w.

27. Von der Ruhmsucht, Ehrsucht und Herrschsucht.

Mit dem Stolze sind innigst verbunden die eitle Ruhmsucht, Ehrsucht und Herrschsucht. Wir wollen von jedem einzeln reden:

I. Die Ruhmsucht ist ein ungeordnetes Verlangen, welchem gemäß wir gelobt und von den Menschen für etwas Großes gehalten werden wollen um des Guten willen, welches wir thun oder an uns haben, es sei Leibliches oder Geistiges. Sie ist eine zügellose Begierde, den Menschen zu gefallen und ihnen lieb zu werden, damit sie uns wegen unserer Vorzüge loben. Die eitle Ehre ist bei allem dem sehr allgemein. Alle überfällt sie ohne Unterschied, den in Lumpen Gehüllten und den elegant Gekleideten, den Schweigenden und den Redenden, den Fastenden und den Essenden, selbst denjenigen, der wider sie loszieht auf der Kanzel, und denjenigen, der gegen sie schmäht im Umgange, oder der sich derselben anklagt im Beichtstuhl. Hat sie Einer besiegt, so weiß sie ihn darin zu fangen, daß sie ihm eine hohe Meinung von sich selbst um dieses Sieges willen beibringt. Daher vergleicht sie der heilige Johannes Klimakus mit einigen Vipern, die fünf Spitzen oder Dornen haben, so daß sie, wie man sie auch immer auf die Erde werfen mag, eine Spitze aufgerichtet halten, womit sie verwunden. Du magst dein Leben einrichten, wie du willst, immer wird die eitle Ehre im mindern oder höhern Grad sich bei dir einzuschleichen suchen, so daß es nur Wenige gibt, die nicht manchmal von dieser Krankheit angefallen werden und von ihr zu leiden haben.

Um diesen grausamen Feind zu bezwingen, so erinnere dich jenes Tages, der Alles an das Licht bringen, und wo auch alle Welt erkennen wird, daß dein Ruhm ein eitler, und dein Ruf ein falscher war, und auf den Schein der Tugenden sich gründete. O welche Beschämung dann für dich, wenn du in deiner wahren Gestalt dastehest, und selbst jene dich schmähen, wie du es verdienst,

die hienieden dir unermüdet Lob spenden! — Du brauchst aber nicht so weit zu gehen, und das Ziel deiner Beschämung so weit hinauszurücken, es ist oft viel näher. Denn deine Ehre vor der Welt, und dein großer Ruhm kann auf hunderterlei Weise zu Schanden werden. Die heute dich loben, können morgen dich schelten, weil du etwa eine Mackel in deinen Ruhm gebracht hast. Und wenn auch von dir selbst nichts geschieht, was deinen Ruhm befleckt, so wechseln gar oft die Menschen ihre Rolle; sie erdichten dir Fehler, wenn du sie auch nicht begangen hast, und werden aus Lobrednern oft später deine bittersten Tadler. Darum suche nicht deinen Ruhm bei den Menschen, sondern bei Gott. Suche nicht den Menschen zu gefallen, um von ihnen Lob einzuärnten, sondern bestrebe dich um das Wohlgefallen Gottes. Denn wenn du mit deinen Handlungen Ruhm bei den Menschen suchest, so hast du deinen Lohn schon empfangen. Daher warnt der heilige Bernard mit den Worten vor der Ruhmsucht: Sowohl bei unsern Werken als Reden müssen wir uns wohl hüten vor eitler Ruhmsucht. Haben wir Acht auf uns selbst, und maßen wir uns nichts an von Allem, was an uns ist, als die Sünde. Fliehen wir die Ruhmsucht und erheben wir uns nicht übermüthig; schreiben wir uns nichts Gutes zu, und rühmen wir uns nicht wegen unserer guten Werke, noch lassen wir uns anwehen von dem Winde des Beifalls. Die eitlen Ruhm lieben und nach ihm haschen, mögen auf ihre Nichtigkeit schauen; es möge sie betrüben, daß das gute Werk, welches sie, um menschliches Lob zu ärnten, gethan, seinen Werth verloren habe. Daher sagt auch der Herr im Evangelium: Wahrlich, ich sage euch, die haben ihren Lohn schon empfangen. Matth. 6, 2. Die Tugenden der Heiligen erliegen durch eitle Ruhmsucht der Herrschaft des Teufels, so wie Ezechias, der König, weil er prahlerisch den Chaldäern seine Reichthümer zeigte, vom Propheten ihren Untergang vernahm. Willst du alle deine Tugenden vermehren, so entziehe sie den Augen der Menschen. Verbirg ihnen deine guten Werke, damit ihr Lob sie nicht beflecke, und offenbare ihnen lieber deine Sünden, damit ihr Tadel sie heile. — Vieles, was wir B. 5. S. 181—214 von der eitlen Ehre sagten, paßt auch hieher.

II. Die Ehrsucht ist mit der Ruhmsucht nahe verwandt;

während sich indeß die Ruhmsucht mit gewissen äußern Zeichen, mit Lob und Beifall begnügt, und daher solche Thaten ausgeübt haben will, wodurch sie dieses Weihrauches theilhaftig wird, ist die Ehrsucht mit Lob und Beifall noch nicht zufrieden, sondern verlangt auch höhern Rang. Sie ist die Leidenschaft, sich immer höher zu schwingen. Der Ehrsüchtige ist nie mit seiner Stelle zufrieden. Mit Lucifer spricht er immer: Ich will emporsteigen. Er sieht nicht, was unter ihm ist; sein Blick ist nur dahin gerichtet, was höher steht, und dieses sieht er mit schwerem Herzen. Lucifer sah eine zahllose Menge Engel unter sich; aber Gott war höher, als er, und dieses machte ihn unzufrieden und betrübte ihn, und so weit trieb ihn die unbändige Ehrsucht, daß er sprach: Dem Allerhöchsten will ich gleich seyn. Welche Verkehrtheit!

Dem Ehrsüchtigen ist wenig an den Mitteln gelegen, durch welche er sich erheben will. Alles dünkt ihm rechtmäßig, mag es noch so ungerecht seyn, wenn nur seine Ehrsucht dadurch befördert wird. Alle Schritte, die ihm hinaufhelfen, scheinen ihm gerade zu seyn, sind sie gleichwohl noch so krumm. Er faßt nur das Ziel in das Auge, wohin er gehen will, und kümmert sich wenig um den Weg, auf welchem er schreitet; ob derselbe krumm oder gerade ist, das ist ihm gleichgiltig. Seine Ehrsucht ist der Götze, dem er das Recht, die Gesetze und Alles opfert. Vergeblich setzen die Vernunft, die Natur, die Freundschaft, die Dankbarkeit ihm ihre Gesetze entgegen; der Ehrsüchtige hört auf Nichts mehr. Wie viele Ehrsüchtige schritten über den Leib ihres ermordeten Vaters, indem er ihnen als Stufe dienen mußte, um zum Throne, zu Würden und Ehren zu gelangen!

Sollte dieses nicht hinreichen, um uns Abscheu vor dem wilden Auswuchse des Stolzes, vor der Ehrsucht, einzuflößen? Ehrsucht, ruft der heilige Bernard aus, wie kannst du denn gefallen, da du deine Sclaven so sehr peinigest? Ausführlicher ist hievon gehandelt B. 5. S. 186—214.

III. Die Herrschsucht. Diese Leidenschaft ist ein ungeordnetes Verlangen, über Andere zu herrschen und sie unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Der Herrschsucht ist keine Sünde zu schmählich, keine Grausamkeit zu fluchwürdig, keine List zu teuflisch, wenn sie nur dadurch ihr Ziel erreicht. Diese Leidenschaft ist viel

häufiger, als man glaubt, und setzt selbst den Frommen zu. Selbst unter die Apostel hat sie zur Zeit, als Christus noch in ihrer Mitte wandelte, und sie den heiligen Geist noch nicht empfangen hatten, manchmal Streit verursacht; denn es ist bekannt, daß sie sich um den Vorrang stritten. Ja, was sage ich, sogar in den Abendmahls-Saal hat sich die Herrschsucht eingeschlichen. Denn sie regte auch hier unter den Jüngern die Frage an, wer unter ihnen der Größte sei, und über den Andern herrschen würde. Aber was entgegnete Christus, der Herr? Er sprach: Die Könige der Völker herrschen über sie, und die über sie Gewalt üben, heißen Gnädige; ihr aber nicht also, sondern wer unter euch der Größte ist, werde wie der Kleinste und der Vorsteher werde wie der Diener. Luk. 22, 25. 26. Hier hat Christus den Unterschied zwischen den Heiden und Christen, d. h. zwischen denen, welche seine Schüler sind, und jenen, welche bei der Welt in die Schule gehen, angegeben. Das, was die Menschen dieser Welt auszeichnet und kennbar macht, ist nämlich, daß sie Auszeichnung und Herrschaft suchen, und den Vorrang über Andere haben wollen; das Auszeichnende an den Jüngern Jesu aber ist, daß sie dies Alles fliehen und als die Geringsten unter Allen erscheinen wollen. Dasselbe ist in jener Parabel, welche die heilige Schrift von den Bäumen erzählt, die sich einen König wählen wollten, angedeutet. Die Bäume sprachen zum Oelbaum: Sei unser König. Aber der Oelbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit lassen, die Gott und Menschen erfreuet, um befördert zu werden unter den Bäumen? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm du, und sei unser König. Aber der Feigenbaum entgegnete: Soll ich aufgeben meine Süßigkeit und meine so lieblichen Früchte, und hingehen, um befördert zu werden unter den übrigen Bäumen? Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm, und sei du unser König. Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich aufgeben meinen Wein, der Gott und die Menschen erfreut, und hingehen, um befördert zu werden unter den Bäumen? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm und sei du unser König. Und der Dornbusch sprach zu ihnen: Ist es wahr, daß ihr mich zum Könige machet über euch? So kommet und ruhet unter meinem Schatten. Richt. 9, 8—15. Was lehrt diese Parabel anders, als daß die wahren Jünger Jesu,

welche in den edlen Bäumen gesinnbildet sind, statt herrschsüchtig zu seyn, vielmehr die ihnen freiwillig angebotene Herrschaft ausschlagen, weil sie sich im Dienen glücklicher fühlen; daß aber die Kinder der Welt, die im Dornbusche angedeutet sind, mit größter Begierde alle Aemter annehmen, ja sich selbst zu denselben darbieten und in sie sich eindrängen. Es ist kein Wunder, daß die Frommen allen Würden und Ehrenämtern ausweichen; denn die Erfahrung lehrt sie, daß Solche, welche Aemter und Würden suchen und gerne annehmen, der Gefahr sich aussetzen, ihre guten Werke zu verlieren. Darum trachten auch nur Weltkinder darnach, die nichts Gutes an sich haben, und auch keiner Gefahr sich aussetzen, etwas dergleichen zu verlieren. Deßwegen fliehet die Herrschsucht; suchet nicht groß zu werden unter den Menschen, um nicht einstens klein vor Gott zu erscheinen; gebt die Süßigkeit des Feigenbaumes und den Saft des Weinstockes nicht hin für den erträumten Schatten, welchen der Dornbusch verheißt, das will sagen, vertauscht das selige Bewußtseyn, bei Gott in Gnaden und Wohlgefallen zu seyn nicht mit dem Scheinglück des Glanzes, der euch aus irdischen Würden zu Theil wird. Ja

Flieht Aemter und Würden;
denn sie sind nichts als glänzende Bürden.

Artikel C.

Hoffnung

(dann auch Vertrauen, und das Gegentheil, als: Mißtrauen, vermessenes Vertrauen, Verzweiflung).

1. Begriff und verschiedene Arten der Hoffnung, und von der christlichen Hoffnung insbesondere.

Hoffen heißt im Allgemeinen ein zukünftiges Gut, zu dessen Erlangung man wahrscheinliche Gründe hat, erwarten. So verschieden die Güter sind, zu deren Erwartung man wahrscheinliche Gründe hat, so verschieden ist auch die Hoffnung. Sind die Güter,

die man erwartet, natürliche, z. B. eine gute Aernte, ein reicher Gewinn u. s. w., so ist die Hoffnung selbst eine natürliche; betreffen aber die zu erwartenden Güter das Heil unserer Seele, so ist die Hoffnung eine übernatürliche.

Auch die übernatürliche Hoffnung ist wieder zweierlei, je nachdem sie sich nämlich auf die bloße Vernunft oder auf die Offenbarung, respektive Gnade stützt. Schon aus der Vernunft erkennt nämlich der Mensch, daß die Tugend Lohn und das Laster Strafe verdient. Da nun dieses im gegenwärtigen Leben selten der Fall ist, so hofft er, daß es jenseits geschehen werde. Der Mensch hat überdieß einen Trieb nach Glückseligkeit in sich; da diese hienieden nirgends zu finden ist, so hofft er sie im jenseitigen Leben. Diese Hoffnung ist bezüglich der Güter, die sie erwartet, zwar übernatürlich; aber sie stützt sich blos auf die Vernunft, sie ist noch nicht die christliche Hoffnung, noch nicht jene Tugend, von welcher die Erlangung der Seligkeit abhängt. Sie ist nur übernatürlich in ihrer Richtung, aber nicht in ihrem Fundamente; in diesem ist sie vielmehr natürlich, weil nur auf die Vernunft sich fußend. Die wahrhaft übernatürliche Hoffnung, welche eine von den drei Haupt-Tugenden des Christenthums, und zur Erlangung des ewigen Lebens nothwendig ist, ist noch viel mehr. Sie ist nicht blos übernatürlich in ihrer Richtung oder ihrem Gegenstande, sondern auch in ihrem Ursprunge und in ihrem Beweggrunde. Um es kurz zu sagen: Die christliche Hoffnung ist eine von Gott eingegossene Tugend, vermöge welcher der Christ von Gott mit Zuversicht Alles erwartet, was er versprochen hat, nämlich das ewige Leben und die nothwendigen Mittel, dasselbe wirklich erlangen zu können.

2. Schriftstellen.

a) **Was ist die Hoffnung?** — Durch die Hoffnung werden wir selig. Die Hoffnung aber, welche man sieht, ist keine Hoffnung; denn was Jemand sieht, wie hofft er mehr darauf? Wenn wir aber das hoffen, was wir nicht sehen, so erwarten wir es mit Geduld. Röm. 8, 24 u. 25.

b) **Die Hoffnung ist eine Gabe Gottes.** — Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit jeglicher Freude und mit Frieden

durch den Glauben, auf daß ihr überreich seid an Hoffnung durch die Kraft des heiligen Geistes. Röm. 15, 13.

c) Gegenstand der christlichen Hoffnung ist:

α) Verzeihung der Sünden. — Du gabst deinen Kindern die gute Hoffnung, daß du als Richter über die Sünden Buße wirken lassest. Weish. 12, 19. — Wende dich zu deinem Gott, Barmherzigkeit und Recht habe in Acht, und hoffe auf deinen Gott allzeit. Osee 12, 6. — Ich selbst bin es, der deine Missethaten tilget um meinetwillen, und deiner Sünden gedenke ich nicht. Is. 43, 25. — Gnädig werde ich seyn ihren Ungerechtigkeiten, und ihrer Sünden hinfüro nicht mehr gedenken. Hebr. 8, 12. — Wenn Jemand gesündiget hat, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, den Gerechten. Dieser ist die Versöhnung für unsere Sünden; doch nicht allein für die unserigen, sondern auch für die Sünden der ganzen Welt. 1. Joh. 2, 1 u. 2. Cf. Ps. 129, 7.; Is. 1, 16—19.; Jerem. 3, 11—15.; Joel 2, 12—15.; Zachar. 1, 3. u. s. w.

β) Gnade zum Guten. — Du (Jehovah!) wirst segnen den Gerechten. Herr, wie mit einem Schilde hast du mit deinem guten Willen (mit deiner Gnade) uns gekrönt. Ps. 5, 13. — Der Herr ist mein Licht und mein Heil: wen sollte ich fürchten? Der Herr ist der Beschirmer meines Lebens: vor wem soll ich zittern? Ps. 26, 1. — Gott ist getreu; er wird euch nicht über euere Kräfte versuchen lassen, sondern bei der Versuchung auch den Ausgang geben, daß ihr ausharren könnet. 1. Corinth. 10, 13. — Brüder, seid stark im Herrn und in der Macht seiner Kraft. Eph. 6, 10. — Gott ist getreu, der euch stärken und vor dem Bösen bewahren wird. 2. Thessal. 3, 3. — Wenn ihr, die ihr böse seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisset; um wie viel mehr wird der himmlische Vater denen, die ihn darum bitten, den heiligen Geist geben. Luk. 11, 13. — Gott aber sprach: Laß' dir meine Gnade genügen; denn die Kraft wird in der Schwachheit vollkommen. 2. Corinth. 12, 9. — Durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin, und seine Gnade ist in mir nicht unwirksam gewesen. 1. Corinth. 15, 10. — Ich danke meinem Gott allzeit euretwegen für die Gnade Gottes, die euch in Jesu Christo gegeben ist. 1. Corinth. 1, 4. — Gott ist es, der in euch

sowohl das Wollen als das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen. Philipp. 2, 13.

γ) Das ewige Leben. — Wir sind Kinder der Heiligen, und erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihren Glauben niemals von ihm abwenden. Tob. 2, 18. — Ich werde in meinem Fleische meinen Gott schauen; ich selbst werde ihn sehen, und meine Augen werden ihn anschauen, und kein Anderer: diese meine Hoffnung ruht in meinem Busen. Job 19, 26 u. 27. — In den Augen der Thoren scheinen die Gerechten zu sterben, ihr Hinscheiden wird für Betrübniß, ihr Abschied von uns für Untergang gehalten; sie aber sind im Frieden, und wenn sie von den Menschen Qualen erdulden, so ist doch ihre Hoffnung der Unsterblichkeit voll. Weish. 3, 2—5. — Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist. Joh. 11, 25. — Laßt uns rühmen der Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes. Röm. 5, 2. — Wenn wir nur in diesem Leben auf Christus hoffen, so sind wir elender, als alle Menschen. 1. Corinth. 15, 19. — Wir danken Gott . . . ., indem wir gehört haben von der Liebe, die ihr zu allen Heiligen habt wegen der Hoffnung, die euch im Himmel hinterlegt ist. Koloss. 1, 4. 5. — Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen, unbefleckten und unverwelklichen Erbe, welches euch im Himmel aufbewahrt wird. 1. Petr. 1, 3—5.

d) Unsere Hoffnung gründet sich auf Gottes Verheißung und unwandelbare Treue und die Verdienste Jesu Christi. — Gott ist nicht wie ein Mensch, daß er lüge, nicht wie eines Menschen Sohn, daß er sich ändere. Er hat es gesagt, und soll es nicht thun? gesprochen, und soll es nicht halten? 4. Mos. 23, 19. — Nicht ein einziges Wort, welches Gott unsern Vätern zu erfüllen verheißen hat, ward zu nichte, sondern Alles kam durch die That in Erfüllung. Josue 21, 43. — Durch Christus haben wir Vertrauen zu Gott. 2. Corinth. 3, 4. — Wir haben Hoffnung des ewigen Lebens, welches Gott, der nicht lügt, vor ewigen Zeiten verheißen hat. Tit. 1, 2. — Laßt uns un-

wandelbar festhalten am Bekenntniß unserer Hoffnung; denn getreu ist, der die Verheißung gethan hat. Hebr. 10, 23. — Setzt euere ganze Hoffnung auf die Gnade, die euch bei der Erscheinung Jesu Christi dargeboten wird. 1. Petr. 1, 13.

e) Ermunterung zum Vertrauen auf Gott. — Vertrau auf Gott, so wird er sich deiner annehmen; gehe den rechten Weg, und hoffe auf ihn. . . Die ihr den Herrn fürchtet, vertrauet auf ihn, so wird euere Belohnung nicht ausbleiben; die ihr den Herrn fürchtet, hoffet auf ihn. Sirach 2, 6—10. — Es hoffen auf dich, die deinen Namen kennen. Denn du verlassest nicht, die dich suchen, o Herr! Ps. 9, 11. Gesegnet der Mensch, der sein Vertrauen auf den Herrn setzt, und dessen Zuversicht der Herr ist. Jerem 17, 7. — Wenn unser Herz uns nicht bestraft, so haben wir Zuversicht zu Gott. 1. Joh. 3, 21. — Laßt uns mit Zuversicht hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir Hilfe nöthig haben. Hebr. 4, 16. —

f) Von den der Hoffnung entgegengesetzten Fehlern. — Wehe den verzagten Herzen, die auf Gott nicht vertrauen, und darum auch nicht geschirmt von ihm werden. Sirach 2, 16. — Warum bist du so traurig, meine Seele, und warum betrübest du dich? Hoffe auf Gott! Ps. 41, 12. — Meine Missethat ist größer, als daß ich Verzeihung verdiente. 1. Mos. 4, 13. — Wo ist euer Vertrauen? Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Matth. 8, 26. — Sprich nicht: Ich habe wohl gesündiget; aber was ist mir Leides widerfahren? Denn der Höchste ist ein langmüthiger Vergelter. Sirach 5, 4. — Wer seid ihr, daß ihr den Herrn versuchet? Judith 8, 11. — Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst. Ps. 126, 1. Vertrauet nicht auf Fürsten, auf Menschenkinder, die nicht helfen können. Ps. 145, 2. 3. —

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Um so fester wird die Hoffnung begründet, je Schwereres Jemand für Gott erduldet hat. Der heilige Gregor, der Große.

Unsere Hoffnung ist so gewiß, als wäre die Sache schon vollendet. Wir fürchten nichts wegen des gegebenen Versprechens;

denn die Wahrheit kann weder betrügen, noch betrogen werden. Der heilige Augustin.

Nimm die Hoffnung hinweg, und die ganze Menschheit verfällt in Kälte. Nimm die Hoffnung hinweg, und alle Künste und alle Tugenden hören auf. Warum soll sich der Schiffer dem Meere anvertrauen, wenn er keine Hoffnung auf Gewinn hat? Warum soll der Krieger in den Kampf gehen, wenn er keine Hoffnung auf den Sieg hat? Warum soll der Landmann den Saamen ausstreuen, wenn er keine Aernte hoffen darf? Warum soll der Christ an seinen Erlöser glauben, wenn er auf die ewige Glückseligkeit nicht hoffen darf? St. Zeno.

Die Hoffnung auf den Lohn ist der Trost in der Arbeit. St. Hieronymus.

Wer nicht hofft, daß er von seinen Thaten werde Rechenschaft geben müssen, der wird die Tugend gewiß verlassen, und aller Bosheit nachjagen. Chrysost. in 1. Thessal. 4, 12.

Mögen Andere auf Anderes vertrauen: der Eine vielleicht auf seine Kenntnisse, der Andere auf die List der Welt; dieser auf den Adel seiner Geburt, jener auf seine Würde, ein dritter auf irgend eine Eitelkeit. Wegen deiner, o Gott! habe ich Alles für Schaden gehalten, und ich erachte es für Koth, weil du, o Herr, meine Hoffnung bist. Es hoffe, wer will, auf die Ungewißheit irdischen Reichthumes; ich hoffe ohne dich, o Gott, nicht einmal auf den nöthigen Lebensunterhalt, indem ich vertraue auf dein Wort, in welchem ich Alles von mir geworfen: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses Alles zugegeben werden. Wenn mir Belohnungen versprochen werden, so hoffe ich darauf, wenn ich sie durch dich erhalten soll; wenn sich Kämpfe gegen mich erheben, wenn die Welt wüthet, wenn der Boshafte knirscht, wenn selbst das Fleisch gegen den Geist verlangt; ich werde auf dich hoffen. Brüder, dieses Wissen ist Leben aus dem Glauben, und kein Anderer kann aus Ueberzeugung sprechen: „Du, Herr, bist meine Hoffnung," — als wer im Innern überzeugt ist durch den Geist, daß, wie der Prophet ermahnt, er seine Gedanken auf den Herrn richte, wohl wissend, daß dieser ihn ernähren wird, nach den Worten des Apostels: All' euere Sorgen werfet auf ihn; denn er sorgt für euch. Wenn wir dieses wissen, warum zögern wir, abzuwerfen alle elenden, eiteln, unnützen, ver-

führerischen Hoffnungen, und dieser einzigen, so festen, so vollkommenen, so seligen Hoffnung mit ganzer Ergebung des Herzens, mit allem Feuer des Geistes anzuhängen? Wenn dem Herrn etwas unmöglich, wenn ihm etwas schwer ist, so suche dir einen Andern, auf welchen du hoffen kannst. S. Bernard. serm. 9. in psl. 90.

Fürchte so den Herrn, daß du auf seine Barmherzigkeit hoffest. S. Augustin. in Enarrat. in Psl. 146.

Was ist verzweifeln anders, als Gott sich vergleichen? Denn wer von Gott keine Verzeihung hofft, der merkt nicht, daß die Güte Gottes mehr vermöge, als seine Sünde. Denn würde er es fühlen, daß Gott mehr gut, als er böse ist, so würde er von dem bessern Gotte die Gerechtigkeit erwarten, die er in sich nicht findet. Er hat darum Mißtrauen, weil er nicht fühlt, daß die Güte des höchsten Gutes größer ist, als seine Bosheit; der habe aber Mißtrauen, welcher so große Sünden begehen kann, als Gottes Güte sich erstreckt. Da aber Niemand dieses kann, so hoffe auf den Bessern, wer für sich Böses fürchtet. Der heilige Augustin in dem ihm zugeschriebenen Buche: De vera et fals. poenit.

O überaus erbärmlicher Judas! Nachdem er das Verbrechen des Verrathes begangen, beging er das noch schwerere der Verzweiflung. St. Fulgent.

Gib deine Hoffnung nicht auf! Zitterst du vielleicht, weil irdische Reiche untergehen? O das sei ferne! Es ist dir ja ein himmlisches Reich verheißen, auf daß du mit den irdischen Reichen nicht untergehest. St. August. serm. 29. de verb. Domin.

Wie der Helm den vorzüglichsten Theil des Körpers, das Haupt, ringsum schützt und schirmt, so sichert die Hoffnung unsere Seele, damit die feindlichen Angriffe in dieselbe nicht einzudringen vermögen. St. Chrysost. hom. 9. in 2. Thessal.

Drei Dinge sind es, worauf meine Hoffnung sich stützet: Die Liebe dessen, der an Kindesstatt angenommen; die Wahrheit dessen, der die Verheißung gegeben; die Allmacht dessen, der die Belohnung verleihen will. St. Bernard.

4. Geschichtliches.

Von Abraham sagt die heilige Schrift, daß er wider die Hoffnung an die Hoffnung glaubte. Er zweifelte nicht an der

Verheißung Gottes aus Mißtrauen, sondern er war stark im Glauben, und gab Gott die Ehre, da er vollkommen überzeugt war, daß derselbe, was er immer versprochen, auch zu thun vermöge.

Als David mit dem Goliath in den Kampf ging, drückte er sein Vertrauen auf den Beistand Gottes in den Worten aus: Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heerschaaren, des Gottes der Schaaren Israels, die du verhöhnt hast heute. Der Herr wird dich in meine Hand geben; ich werde dich schlagen, und dein Haupt dir abhauen.

Als den Tobias seine Gemahlin und seine Verwandten in seiner Blindheit verspotteten und zu ihm sprachen: Wo ist jetzt deine Hoffnung, für welche du Almosen gabst und Todte begrubest; tadelte er sie und sagte: Redet doch nicht so; wir sind ja Kinder der Heiligen und erwarten jenes Leben, welches Gott denen geben will, die im Vertrauen zu ihm und im Glauben an ihn nicht wanken.

Die Mutter der Machabbäer, welche auf einmal ihrer sieben Söhne beraubt wurde, ertrug diesen Verlust standhaft wegen der Hoffnung, die sie auf Gott setzte. Sie ermunterte sogar ihre Söhne zur heldenmüthigen Hingabe ihres Lebens für Gott, und sprach besonders zu ihrem jüngsten Kinde: Fürchte dich nicht vor diesem Henker, sondern sei würdig deiner Brüder und nimm freudig den Tod an, damit ich dich in der Erbarmung, die wir erwarten, mit deinen Brüdern wieder finde.

Ludwig de Ponte hatte ein so kindliches Vertrauen zu Gott wie nur immer ein guter Sohn zu seinem lieben Vater haben konnte; daher zweifelte er nie an dem guten Ausgang seiner Unternehmungen; nie fürchtete er ein Uebel. Oft hörte man ihn sagen, daß gerade dasjenige, was Andere muthlos mache, wie die menschliche Schwachheit und unsere Sünden, ihm, wenn er auf die Güte Gottes hinblicke, der er sich und all das Seinige täglich empfehle, ein neuer Grund zum Vertrauen sei. Ja, rief er aus, glaubt es mir, je weniger man sich selbst trauen darf, desto größer muß unser Vertrauen zu Gott sein.

Als Wenzeslaus, König von Böhmen, völlig aufs Haupt geschlagen, und er selbst in Gefangenschaft gerathen war, fragte man ihn: welche Gedanken und Gefühle er wohl jetzt hätte. Der König

antwortete, er sei noch zu keiner Zeit ruhiger, und nie sei ihm besser zu Muthe gewesen, als eben jetzt; denn, fuhr er fort, so lange ich durch menschliche Hilfe gesichert war, hatte ich fast nicht Zeit an Gott zu denken; jetzt aber, da ich derselben beraubt bin, denke ich stets nur an ihn; ich setze auf ihn ganz allein mein Vertrauen, und hoffe, daß er mich auch nicht verlassen werde.

Arnulph, ein großer Staatsmann unter dem fränkischen Könige Klothar II. und später Bischof von Metz, beschäftigte sich einmal mit dem Gedanken, ob ihm Gott wohl die Sünden seiner Jugend völlig verziehen habe. Die Ungewißheit hierüber entzog seinem Herzen einige Zeit alle Ruhe und allen Frieden. Vertieft in diese ihn ängstigenden Gedanken ging er eines Tages zu Metz über die Mosel-Brücke, stand plötzlich stille, zog einen Ring vom Finger, und warf ihn in den Fluß mit den Worten: Wenn ich diesen Ring wieder erhalte, will ich glauben, daß mir meine Sünden verziehen sind. Es verging eine geraume Zeit, ohne daß Arnulph Erhörung gefunden zu haben schien; endlich fand sich der Ring im Bauche eines ihm gebrachten Fisches. So wunderbar erfüllte Gott dem Arnulph seine Hoffnung auf Verzeihung seiner Sünden.

Der heilige Karl von Borromäus pflegte zu sagen: Man muß zwar immer das Beßte hoffen, aber auch das Beßte thun; denn wer nicht für den Himmel arbeitet, der hofft ihn vergebens zu erlangen.

Als einstens der heilige Hadrianus noch als Heide dem gräßlichen Schauspiele gegenwärtig war, wie einige Christen gemartert wurden und ihre bewunderungswürdige Standhaftigkeit sah, fragte er: was diese Leute für ihre Qualen für einen Lohn erwarteten. Einer aus der Zahl der Schlachtopfer erwiederte ihm: Wir hoffen von Gott jene Seligkeit zu erlangen, die alle menschlichen Begriffe weit übersteigt, die er aber allen jenen zuversichtlich geben wird, die ihn lieben. Diese Worte machten auf Hadrian einen so tiefen Eindruck, daß er ungesäumt ein Christ wurde und für den Namen Jesus sein Blut vergoß.

5. Bilder und Gleichnisse.

Wie das Epheu einen Pfahl haben muß, an welchen es sich rankt, und daher in Ermanglung eines andern Haltpunktes selbst

an den Mauern hinaufkriecht; so bedarf der Mensch in den Mühseligkeiten dieses Lebens der Hoffnung als einer Stütze, um aufrecht sich zu erhalten.

Wie den Krieger die Hoffnung auf den Sieg zur Ertragung aller Strapazen anfeuert; so soll auch uns die Hoffnung und Aussicht auf den Triumph im ewigen Leben zum standhaften Ausharren in diesen irdischen Mühseligkeiten ermuntern.

Wie der Anker das Schiff festhält, daß es nicht von den Fluthen fortgerissen wird; so erhält auch die Hoffnung den christlichen Dulder in den Stürmen dieses Lebens aufrecht.

Wie diejenigen, welche auf Elephanten Jagd machen, die Bäume bis auf ein Kleines durchsägen, an welche sich diese Thiere anzulehnen pflegen, und sie dann, wenn sie sich an die durchsägten Bäume anlehnen, sammt diesen umfallen, und so gefangen werden; also pflegt es jenen Menschen zu ergehen, die auf irdische Dinge ihr Vertrauen setzen; die Hinfälligkeit derselben gereicht auch ihnen zum Verderben.

6. Grundsätze und Sprüche.

Wenn dem Kaiser Maximilian II. etwas Widriges gemeldet wurde, pflegte er bloß zu sagen: Ich vertraue auf Gott, er wird es schon recht machen.

Als Thales einstens gefragt wurde, was allen Menschen am meisten gemeinschaftlich sei, antwortete er: Die Hoffnung; denn diese hätten auch jene, die sonst nichts besäßen.

Als man den Bias fragte, was im menschlichen Leben der süßeste Trost sei, gab er zur Antwort: Die Hoffnung.

Man soll immer das Bessere hoffen; das Schlimme kommt von selbst.

Wenn die Hoffnung nicht wär', so lebte ich nicht mehr.

Dum spiro, spero, d. h.: Man muß hoffen, so lange man lebt.

Capta avis est pluris, quam mille in gramine ruris, d. h. Ein Vogel in der Hand ist besser, als tausend auf dem Dach.

Wer viel hofft (in irdischen Dingen), wird viel getäuscht.

Hoffen und Harren macht Manche zu Narren.

Der Dichter Ovidius läßt sich also über die Hoffnung vernehmen:

Haec Dea, cum fugerent sceleratas Numina terras,
  In Diis invisa sola remansit humo.

Haec facit, ut fossor vivat quoque compede vinctus
Liberaque a ferro crura futura putet.
Haec facit, ut, videat cum terras undique nudas,
Naufragus in mediis brachia jactet aquis.
Saepe aliquem solers medicorum cura relinquet
Nec spes huic vena deficiente cadit.
Carcere dicuntur clausi sperare salutem,
Atque aliquis pendens in cruce vota facit.

7. Nähere Erörterung und Bestimmung der christlichen Hoffnung.

Wir haben gesagt, die christliche Hoffnung sei eine von Gott eingegossene Tugend, vermöge welcher der Christ von Gott mit Zuversicht, um der Verdienste Jesu Willen, Alles erwarte, was er versprochen hat, nämlich die ewige Glückseligkeit, und die nothwendigen Güter, dahin gelangen zu können. Diese Begriffe sind näher zu entwickeln.

Die christliche Hoffnung wird eine Tugend genannt. Die Tugend ist überhaupts die Fertigkeit, etwas Gutes zu thun. Weil nun die Hoffnung eine Gemüthsstimmung ist, wobei man das Herz auf Gott gerichtet hat, und weil dann diese Gemüthsstimmung in sich durch verschiedene Uebungen, und vorzüglich durch einen beständigen Hinblick auf Gott erhalten werden muß, wenn man sie nicht wieder verlieren will, so heißt die Hoffnung eine Tugend.

Es kann sich aber der Mensch die christliche Hoffnung nicht selbst geben. Er hat ja überhaupts ohne die Gnade, aus sich selbst nichts Gutes; am allerwenigsten eine der Haupt-Tugenden, wie es die Hoffnung ist. Wie der Glaube, so ist auch die Hoffnung eine von Gott eingegossene Tugend, d. h. man hat die christliche Hoffnung nicht aus sich, sondern von Gott empfangen; daher sagt der heilige Petrus: Hochgelobt sei Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zur lebendigen Hoffnung. 1. Petr. 1, 3.

Vermöge der christlichen Hoffnung erwartet man von Gott u. s. w. Hoffen heißt also erwarten; man erwartet aber das, was man noch nicht hat, etwas Zukünftiges; denn mit dem Besitze hört die Hoffnung auf. Daher gibt es im Himmel keine Hoffnung

mehr. Der Christ erwartet aber gemäß seiner Hoffnung das, was er noch nicht hat, nicht von sich selbst, auch nicht von einem andern Menschen, sondern von Gott. Dadurch unterscheidet sich die christliche Hoffnung von einer menschlichen Erwartung.

Was erwartet indeß der Christ, oder was ist Gegenstand seiner Hoffnung? Die Erfüllung der Verheissungen Gottes. Vermöge dessen ist vorzüglicher Gegenstand der christlichen Hoffnung das ewige Leben; dieses hat uns Gott durch Jesus Christus verheissen, und um es uns geben zu können, hat er seinen eingebornen Sohn in die Welt geschickt. Nebst dem ewigen Leben ist aber Gegenstand der christlichen Hoffnung Alles, was zur Erlangung der ewigen Seligkeit nothwendig ist. Dem gemäß dürfen wir vermöge der christlichen Hoffnung erwarten Verzeihung unserer Sünden; denn diese schließen vom ewigen Leben aus; ferners auch die nothwendige Gnade; denn ohne dieselbe wäre es unmöglich, sein Heil zu wirken. Der Christ darf überdieß auch die zu seinem Heile dienlichen Mittel, in so ferne sie nämlich zur Erreichung des höchsten Gutes erforderlich sind, hoffen. Der gläubige Christ darf daher auch erwarten, Gott werde ihn den nöthigen Lebensunterhalt finden lassen, weil das Gegentheil ihn zur Verzweiflung, und daher zum Verluste des ewigen Lebens bringen könnte. Gott hat uns in der That auch die zeitlichen Güter, in so ferne sie uns unumgänglich nothwendig sind, verheissen. Wenn Einige sie dennoch nicht finden, so wird dadurch diese Verheissung Gottes ebenso wenig entkräftet, als jene andere Verheissung, vermöge welcher er uns das ewige Leben verspricht, dadurch, daß Viele nicht selig werden, zur Täuschung wird. Dieß muß man aber dabei festhalten, daß zeitliche Güter nur in so ferne, als sie zur Erreichung des ewigen Heiles erforderlich sind, gehofft werden dürfen.

Die angedeuteten Güter hofft der Christ von Gott nicht, weil er sie verdient, sondern um Christi willen. Allerdings werden gute Werke erfordert, wenn wir selig werden wollen; allein die christliche Hoffnung sieht nicht auf das, was der Mensch thut, sondern auf das, was Gott um unsers Heiles wegen gethan hat. Die Verdienste Jesu Christi und die Verheissungen Gottes, seine Treue, Güte und Allmacht sind der Grund, warum wir uns die

ewige Seligkeit zu hoffen getrauen, und eben dadurch wird die christliche Hoffnung wahrhaft übernatürlich.

Die christliche Hoffnung erwartet dieß Alles mit Zuversicht; d. h. sicher und gewiß, und schließt daher allen Zweifel und alles Bedenken aus. Eben deßwegen, weil sie sich auf die Verheissungen Gottes und die Verdienste Jesu Christi stützt, so zweifelt sie nicht: in ihrer göttlichen Grundlage besteht auch ihre Festigkeit. Freilich der einzelne Mensch weiß ohne besondere Offenbarung Gottes nicht, ob er selig werden wird; allein dieß benimmt der Gewißheit seiner Hoffnung nichts, weil nicht das eigene Verdienst, sondern Gott der Grund seiner Hoffnung ist. Daß Gott den Willen hat, ihn selig zu machen, darf und muß der Christ mit Gewißheit hoffen; freilich etwas Anderes ist es, ob er immer den Willen hat, das zu thun, was Gott von seiner Seite fordert, um ihm die Seligkeit wirklich zu geben. In dieser Beziehung schließt die Hoffnung die Furcht nicht aus. Aber die Gewißheit ist und bleibt auf Seite Gottes; die Furcht hingegen kömmt von uns.

8. Unterschied zwischen Glaube und Hoffnung.

Glaube und Hoffnung greifen sehr innig in einander, aber sie sind nicht ein und dasselbe. Der Glaube ist die Grundlage, auf welcher die Hoffnung ruhet. Der Glaube macht, daß wir die ewigen Güter zu erkennen anfangen; er zeigt uns ihre Gewißheit und ihren Werth; er überzeugt uns von der Allmacht und Güte desjenigen, der diese Güter verheißt; die Hoffnung hingegen erwartet diese Güter. Sie ist es, die mitten unter den Zerstreuungen und Verwirrungen dieses Lebens das Herz fortwährend zu diesen Gütern hinwendet, die der Glaube zeigt, und die es durch das heilige Verlangen, sie zu besitzen, zu denselben hinaufhebt.

Der Glaube, sagt der heilige Bernard, versichert uns, Gott bereite seinen treuen Dienern eine Seligkeit, die weit über all unsere Begriffe geht. Die Hoffnung spricht: Mir hat Gott diese Seligkeit bereitet. Der Glaube sagt: Gott kann mich selig machen, wenn er will. Die Hoffnung spricht: Er will es, und ich werde selig werden, wenn ich seine Gnaden benütze. Der Glaube zeigt mir Gott als getreu in seinen Verheißungen, voll Güte gegen diejenigen, welche auf ihn hoffen und ihn suchen. Die Hoffnung ermuntert

mich, ihn aus ganzem Herzen zu suchen, und mit festem Vertrauen die Wirkungen seiner Güte an mir und die Erfüllung seiner Verheissungen zu erwarten.

Die Hoffnung ist also gewissermassen die Anwendung des Glaubens auf sich selbst. Daher ist die Hoffnung ohne Glauben nicht denkbar. Schon unter Menschen findet dasselbe statt; denn wenn ich von irgend Jemand etwas hoffe, so muß ich zuvor an die Wahrhaftigkeit seines Versprechens glauben; wem ich aber keinen Glauben schenken kann, von dem werde ich auch nichts hoffen. Eben deßwegen ist der Glaube die Quelle, aus welcher die Hoffnung entsteht, und diese selbst wird um so zuversichtlicher sein, je fester jener ist; daraus ist von selbst klar, daß derjenige, welcher nichts glaubt, eigentlich auch nichts hoffen kann. Die Ungläubigen haben keine Hoffnung.

9. Worauf sich die Hoffnung gründet.

Unsere Hoffnung gründet sich auf Gott, nämlich auf seine Verheissungen, seine Treue, Güte und Allmacht, und dann auf die Verdienste Jesu Christi.

Die Güter, die wir hoffen, sind unendlich groß und erhaben, sie übersteigen alle menschlichen Begriffe; allein Gott hat sie verheissen, und nicht einmal, sondern unzählige Male; öfters sogar seine Verheissung mit einem Eide besiegelt. Daran, daß die Verheissungen gegeben worden, dürfen wir also nicht zweifeln; es frägt sich nur, ob wir auf Gottes Wort uns verlassen dürfen. Und warum soll man dieses nicht? Gott ist ja allmächtig; es fehlt ihm also nicht an Macht, sein Versprechen zu halten; er ist nicht in der Lage der Menschen, die wohl auch Manches versprechen, es aber darnach nicht geben können, wenn sie auch wollten, weil ihnen das Vermögen dazu fehlt. Gott kann Alles, was er will. Darum spricht er selbst beim Propheten: Wenn es dem Volke in seinen Augen schwer wird scheinen, sollte es dann auch in meinen Augen schwer sein? Zachar. 8. 6. Und zu Maria sprach der Engel: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich." Und der heilige Paulus ruft in der Betrachtung der Allmacht Gottes aus: Dem, der überschwenglich mehr thun kann, als wir bitten und verstehen, ihm sei Ehre. Eph. 3, 20. — Gott ist auch wahrhaftig,

er will geben, was er versprochen hat. Menschen versprechen etwas, was sie nachher nicht geben wollen, wenn sie auch könnten, weil es sie entweder später reuet, oder weil sie schon bei ihrem Versprechen nicht mit der Wahrheit umgehen, sondern betrügen. Gott ist nicht, lesen wir in der heiligen Schrift, wie ein Mensch, daß er lüge;.. er hat es gesagt, soll er es nicht thun? Er hat es geredet, soll er es nicht vollziehen? 4. Mos. 23, 19. Es ist die Hoffnung des ewigen Lebens, sagt der Apostel Paulus, welches Gott, der nicht lügt, vor ewigen Zeiten verheißen hat. Tit. 1, 2. Selbst der Undank und Unglaube vieler Menschen ist nicht im Stande, seine Verheissungen aufzuheben. Wenn wir auch nicht glauben, sagt der heilige Paulus, er bleibt sich getreu; denn er kann sich nicht selber verläugnen. 2. Timoth. 2, 13. Und wiederum: Wenn auch Einige nicht glauben, sollte ihr Unglaube Gottes Treue aufheben? Das sei ferne. Röm. 3, 3. So treu und wahrhaft ist Gott in seinen Verheissungen, so gewiß wird er geben, was er verspricht, daß er eher aus Steinen Menschen erschaffen würde, welche die Seligkeit erlangen, wenn sich die Menschen derselben unwürdig machten, als daß er seine Verheissungen nicht zum glorreichen Ende führte. Wohl versprechen die Menschen Manches, was sie geben können, und im Augenblicke, da sie es versprechen, sind sie auch Willens, es seiner Zeit zu geben; allein nachher werden sie anderer Gesinnung, und geben es nicht mehr. Gott ist nicht so veränderlich, denn er ist unwandelbar. Der heilige Paulus schreibt: Als Gott den Erben der Verheissung die Unwandelbarkeit seines Rathschlusses überschwenglich beweisen wollte, fügte er einen Eid hinzu, so daß wir durch zwei unwandelbare Dinge, wobei Gott unmöglich lügen kann, einen festen Trost haben. Heb. 6, 17. 18. Was läßt sich noch mehr sagen? Allerdings verdienen wir diese Güter nicht, und können sie auch nie verdienen. Aber sie werden uns nicht gegeben wegen unserer Verdienste, sondern in Folge der Güte Gottes, und damit Gott seine Güte an uns zeigen kann, hat er uns seinen eingebornen Sohn gesendet. Und hier haben wir den zweiten Grund, worauf sich unsere Hoffnung stützt, nämlich:

Die Verdienste Jesu Christi. Unser göttlicher Erlöser hat uns Gnade verdient; durch ihn kommen wir zum Vater. Durch ihn erhalten wir Alles, was wir begehren. Er ist unser Vermittle-

unser Fürsprecher beim Vater; er hat uns Macht gegeben, Kinder Gottes zu werden; Alles kömmt uns durch ihn; er ist unsere Gerechtigkeit, unsere Heiligung, unsere Rechtfertigung; er macht uns zu Gliedern seines Leibes. Wenn aber er, der Eingeborne des Vaters uns rechtfertiget: wer kann uns dann verdammen? Darum sagt der Apostel: „Wer wird die Auserwählten Gottes anklagen? Gott, der sie gerechtfertiget hat? Wer ist es, der sie verdammt? Christus Jesus, der gestorben ist, der auferstanden ist? der zur Rechten Gottes sitzt? der auch fürbittet für uns? Er, der seines eingebornen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns hingegeben hat, — wie sollte er uns nicht Alles mit ihm geschenkt haben?" — Jesus theilt uns den Werth seines Blutes und seiner Verdienste mit; so gering also unsere Werke an und für sich sein mögen, so bekommen sie in der Vereinigung mit den Verdiensten Jesu Christi gewissermassen einen himmlischen Adel und höhern Werth.

Im Hinblick auf diesen festen Grund unserer Hoffnung laßt uns jede Versuchung überwinden. Ahmen wir nach das Beispiel des heiligen Bernard. Als diesem einstens der böse Feind die Gedanken eingab: „Bernard, du hoffest den Himmel, du, ein so elendes Geschöpf? Wo sind denn deine Verdienste für eine so große Freude und Herrlichkeit?" — antwortete unser Heiliger: „Wahr ist es, daß ich des Himmels ganz und gar unwürdig bin; wahr ist es, daß ich ihn nie verdiene und nie verdienen werde: aber dessenungeachtet hoffe ich ihn, weil die Güte Gottes unendlich, die Liebe Gottes unendlich, die Barmherzigkeit Gottes unendlich ist; ich hoffe die ewige Herrlichkeit des himmlischen Reiches, weil es Jesus Christus für mich verdient hat." So wollen auch wir sprechen, wenn der Versucher unsere Hoffnung erschüttern, unser Vertrauen schwächen will. Cf. Maßl's christliche Tugendschule.

10. Ausführliche Erwägung, daß all unsere Hoffnung auf den Verdiensten Jesu Christi beruht.

Es ist in keinem Andern ein Heil, lesen wir in der heiligen Schrift, als in Jesus. All unser Heil beruht auf Jesus Christus; denn durch sein bitteres Leiden und Sterben hat er uns das Vater-Herz Gottes geöffnet, so daß wir jetzt von ihm alles Gute hoffen dürfen. Ohne die Verdienste Jesu hätten wir

keine Hoffnung, weil uns der Himmel verschlossen wäre; wir hätten keine Kraft zum Guten, weil uns eine jede Gnade fehlen würde. Nachdem aber Jesus unsere menschliche Natur auf sich genommen, hat er uns eine Kraft erlangt, die all unsere Schwachheit übersteigt. Darum sagt der heilige Paulus: Darin, worin er selbst gelitten hat, und versucht worden ist, kann er auch denen, die versucht werden, helfen. Hebr. 2, 18. Dadurch, daß Jesus selbst all unsere Schwächen auf sich genommen, ist er gleichsam geneigter worden, mit uns Mitleiden zu haben, und bereitwilliger, uns beizustehen in unsern Versuchungen. Dieß deutet der Apostel in den Worten an: Wir haben keinen Hohenpriester, der mit unsern Schwachheiten nicht Mitleiden haben könnte, sondern einen, der in allen Stücken, ähnlich wie wir, versucht worden; doch ohne Sünde war. Hebr. 4, 15. Darum ermahnt uns auch der Apostel, voll Vertrauen unsere Zuflucht zum Gnadenthrone zu nehmen, d. h. zu dem Gekreuzigten, der uns alle Gnaden erworben hat, damit wir Barmherzigkeit und Gnade erlangen. Ebendas. 4, 16. Jesus hat Angst und Traurigkeit gelitten, und uns dadurch den Muth erworben, kräftig allen denen zu widerstehen, welche uns unsere Tugend entreißen wollen; er hat uns Kraft verdient, um mit Freude die Trostlosigkeit zu erdulden, welche uns in den Widerwärtigkeiten befällt. Jesus ist im Oelgarten beim Anblick der ihm bevorstehenden Leiden so schwach geworden, daß er seinen himmlischen Vater um Abnahme des Leidenskelches anflehte, mit dem Beisatze: Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Matth. 26, 41. Dadurch hat er uns die Gnade erlangt, daß wir die Leiden dieser Welt voll Ergebenheit in Gottes heiligen Willen ertrügen; ja er hat dadurch den Martyrern und Bekennern die Gnade verdient, allen Verfolgungen und Peinen der Tyrannen zu widerstehen. Durch den Abscheu, welchen der Heiland vor unsern Sünden empfand, und der ihm im Oelgarten eine so bittere Todesangst verursachte, verdiente er uns Reue und Zerknirschung über unsere Sünden. Durch seine Verlassenheit am Kreuze hat er uns die Kraft erworben, daß wir in der Trostlosigkeit des Geistes den Muth nicht verlieren. Und als er am Kreuze sein Haupt neigte und seinen Geist aufgab, erlangte er uns alle Siege, welche wir über unsere Leidenschaften davontragen, und die Geduld und den

Muth in den Leiden dieses Lebens, vorzüglich aber in der Stunde des Todes. Mit Recht sagt der heilige Leo: Jesus hat unsere Angst und Krankheit auf sich genommen, um uns seine Kraft und Standhaftigkeit mitzutheilen. Daraus ist klar, wie all' unsere Hoffnung nur auf den Verdiensten Jesu beruht, und alle Gnaden, die wir erlangen, in denselben ihren Grund haben.

Insbesonders dürfen wir nur durch die Verdienste Jesu Christi Verzeihung unserer Sünden hoffen. Denn deßhalb ist er in die Welt gekommen, um uns die Verzeihung der Sünden zu erwerben. Darum nennt ihn auch der heilige Johannes das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Joh. 1, 29. Davon redet schon der Prophet, wenn er schreibt: Unser Aller Missethaten hat der Herr auf ihn gelegt. Is. 5, 36. Im neuen Bunde aber sagt der heilige Petrus: Jesus trug selbst unsere Sünden an seinem Leibe auf dem Holze, damit wir, abgestorben der Sünde, der Gerechtigkeit lebten, durch dessen Wunden ihr geheilt worden seid. Jesus hat sich also mit unsern Sünden beladen, er selbst trägt sie auf dem Kreuze, um durch seinen Tod unsere Schuld zu bezahlen, uns Verzeihung zu erlangen und dadurch uns, die wir schon gestorben waren, das Leben wieder zu erwerben. Um der Leiden und des Todes seines eingebornen Sohnes willen vergibt uns Gott unsere Schulden und nimmt uns wieder in seine Freundschaft auf. Dieß spricht der heilige Paulus in den Worten aus: Er hat uns begnadiget durch seinen geliebten Sohn, in welchem wir die Erlösung haben durch sein Blut, die Vergebung der Sünden nach dem Reichthume seiner Gnade, welche uns überschwänglich zu Theil geworden ist. Eph. 1, 6. 8. Nicht in Folge unsrer Reue und Bußwerke dürfen wir also Verzeihung hoffen, sondern durch die unendlichen Verdienste des Leidens und Sterbens Jesu Christi müssen wir sie erwarten. Zwar werden die genannten Werke von uns erfordert, weil Gott auch die Mitwirkung des Menschen verlangt; aber sie dürfen nicht der Grund unserer Hoffnung seyn, sondern diese muß sich auf Jesu Verdienste stützen; denn auch dieses, daß unsere Reue und Bußübungen und übrigen Werke Gott wohlgefällig sind, verdanken wir ebenfalls der Gnade des göttlichen Erlösers. Darum weiset auch der heilige Johannes die Gläubigen, wenn sie gesündiget haben,

nicht auf sich selbst an, sondern auf die Verdienste Jesu zeigt er ihnen hin, sprechend: Kindlein, dieß schreibe ich euch, damit ihr nicht sündiget; wenn aber Jemand gesündiget hat, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten.

Ferners die Beharrlichkeit im Guten dürfen wir nicht als eine Folge unserer guten Vorsätze und Versprechungen ansehen; auch hierin beruht alle unsere Hoffnung auf den Verdiensten Jesu Christi. Er hat uns durch sein Leiden und Sterben, wie eine jede Gnade, so insbesonders auch die der Beharrlichkeit verdient. Daher sagt der Apostel: Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die Hoheit nicht uns, sondern der Kraft Gottes beigemessen werde 2. Corinth. 4. 7., d. h. wir können jeden Augenblick die bisher erworbenen Verdienste wieder verlieren; wenn wir aber in denselben beharrlich bleiben, so geschieht es nicht durch unsere Kraft, sondern durch Gottes Gnade. Das Gebet aber ist, wie wir schon an einem andern Orte zeigten, ein besonders wirksames Mittel, die Gnade der Beharrlichkeit von Gott zu erlangen. Je eifriger Einer dem Gebete obliegt, desto zuversichtlicher darf er die nothwendige Gnade von Gott zu allen Werken seines Heiles erwarten. Der Herr sagt ja selbst: Bittet, und es wird euch gegeben. Nur darf man wieder nicht dem Gebete an und für sich die Kraft des Heiles zuschreiben. Die Gnade ist schon verdient und daher reichlich vorhanden; aber durch das Gebet wird gleichsam die geheimnißvolle Röhre gelegt, durch welche Gott die Gnade in das menschliche Herz überfließen läßt. So dürfen wir also nichts von uns selbst, sondern müssen Alles von Gott durch die Verdienste Jesu hoffen.

So beruht endlich auch unsere Hoffnung auf die ewige Seligkeit nicht auf unsern guten Werken, die wir etwa ausüben, sondern auf den Verdiensten Jesu. Würde Einer, wenn es möglich wäre, alle Tage seines Lebens einen mehrfachen Martertod sterben, so machte ihn dieses an und für sich noch nicht des ewigen Lebens würdig. Darum sagt der heilige Paulus: Durch die Hoffnung werden wir selig Röm. 8, 24., also nicht in Folge unserer Werke, sondern durch die Verdienste Jesu Christi. Es sind wohl, wie schon erwähnt worden ist, von unserer Seite gute Werke erforderlich, weil der Mensch auch das Seinige beitragen muß. Allein

ehe wir wahrhaft gute, d. h. Gott wohlgefällige und für das ewige Leben verdienstliche Werke ausüben können, müssen wir bereits innerlich erneuert und durch die Gnade wieder geboren seyn; zu einem jeden guten Akt bedürfen wir der besondern Gnade Gottes, und um die bereits gesammelten Verdienste nicht abermals zu verlieren, sondern bis an's Ende zu bewahren, ist uns wiederum die Gnade nothwendig. So hängt Alles, der Anfang, der Fortgang und das Ende von der Gnade ab. Diese aber ist uns durch Christus erworben und wird uns seiner Verdienste wegen durch die Barmherzigkeit Gottes gespendet. Darum müssen wir auch in jeder Beziehung all' unsere Hoffnung auf Jesus Christus setzen, in seinem Namen Alles vom Vater erbitten, und durch ihn und um seiner Verdienste willen Alles erwarten, vorzüglich hienieden, wie es angedeutet worden ist, Verzeihung der Sünden und die nothwendige Gnade zu einem frommen Wandel, dann aber auch so weit, als es zu unserm Heile erforderlich ist, Befriedigung der zeitlichen Bedürfnisse, jenseits aber das ewige Leben.

11. Nur die fromme Seele hat den Trost der christlichen Hoffnung.

Wenn sich der Mensch schon im Voraus eines fremden Landes freuet, welches er zu sehen; einer schönen Stadt, in die er zu kommen; eines berühmten Mannes, den er zu besuchen; eines biedern Freundes, welchen er wieder zu finden hofft: um wie viel größer müßte nicht unsere Freude seyn auf die ewige Glückseligkeit, die uns verheißen ist, — ein Gut, das alle menschlichen Begriffe weit übersteigt. Woher kömmt es nun, daß es dennoch nicht also ist? Die Ursache hievon ist leicht anzugeben, wir hängen zu sehr an der Welt und ihrer Lust, wir lieben Jesum nicht, und darum können wir auch an dem Gedanken, einstens zu ihm zu kommen, keine Freude haben. Wir vernehmen die Anklage unsers Gewissens wider uns; wir erinnern uns, wie oft wir Gottes Liebe und Gnade verachtet und mißbraucht, wie wenig wir ihm gedient haben. Darum denken wir an den Augenblick, wo wir vor ihm erscheinen werden, nicht mit freudigem Sehnen, sondern mit Schrecken und Bangen. Ach, welch' ein Zustand! Das Beseligendste ist uns zum Schrecken geworden; der Gedanke an den Anblick des Heilandes erfüllt uns

mit Grauen; der Gegenstand der süßesten Hoffnung hat sich für uns in eine Ursache des Schreckens verwandelt. Erkennet hieraus, was noth thut, wenn das Wort von der Hoffnung wohlthuend in unsere Seele eindringen soll. Nur das Kind, das von seinem bösen Gewissen angeklagt wird, freut sich nicht auf das Wiedersehen des Vaters. Nur der Freund, der sich gerechte Vorwürfe zugezogen, freut sich nicht auf das Wiedersehen des Freundes. Wir sind böse, haben die Treue gebrochen, das Herz an den Feind unsers besten Freundes verschenkt; wir lieben nur diese Welt und die Fleischeslust und die Lebenshoffart; wir haben Sünde auf Sünde gehäuft: — darum haben wir keine Hoffnung, sondern nur Schrecken; wir freuen uns nicht auf jenseits, sondern zittern davor. Nur den beseliget das Wort von der Hoffnung, der sich der Liebe desjenigen, welchen wir jenseits sehen und besitzen werden, würdig zu machen strebt; der Sünder aber hat keine Hoffnung. Darum berauben wir uns selbst nicht des süßesten Trostes! Es gibt nichts Armseligeres, als einen Menschen im Jammerthale dieses Lebens ohne Hoffnung. Weihen wir uns der Tugend; denn dadurch befestigen wir unsere Hoffnung, und je frömmer und tugendhafter wir leben, desto mehr wird sich auch unsere Hoffnung befestigen, desto zuversichtlicher wird sie. Und diese Hoffnung, welche der Gerechte hat, gibt ihm Trost in allen Leiden und Widerwärtigkeiten; sie richtet ihn auf in allen Stürmen dieses Lebens; sie macht, daß er fest stehet bei allen Verfolgungen, daß er in der Betrübniß lacht und im Schmerze sich freuet. Diese Hoffnung bewirkt, daß der Gerechte jetzt schon, während er noch auf Erden pilgert, seinem Herzen nach in den himmlischen Wohnungen weilt.

12. Von der Unvollkommenheit unserer Hoffnung.

Die heilige Schrift erzählt uns, daß jene zwei Jünger, die einige Tage nach dem Tode des göttlichen Erlösers nach Emaus gingen, ganz traurig in ihrer Unterredung über Jesus waren. Was machte sie aber traurig? Die Unvollkommenheit ihrer Hoffnung. Denn was hofften diese Männer? Nicht viel mehr als die übrigen Juden. Sie erwarteten, der Messias werde das zerfallene, irdische Reich Israel wieder aufrichten, und ihnen die ersten Stellen in demselben verleihen; er werde die Juden aus der Dienstbarkeit

der Römer befreien, die ganze Nation in den ehemaligen glänzenden Zustand zurückversetzen, und sie mit allen Gütern der Erde überhäufen. Ist dieses nicht eine irdische Hoffnung, da sie nur nach der Erde zielet, die ewigen Güter aber ganz auf die Seite setzt? Es ist dieses eine Hoffnung, die noch nach dem Judenthume roch, und nichts von dem angenehmen Geruch des Evangeliums in sich hatte; eine Hoffnung, welche sie von ihren fleischlichen Vätern ererbt hatten, denen der Allerhöchste, weil er ihrer Schwachheit nachgeben und ihrer Sinnlichkeit seine Verheißungen anbequemen wollte, nur immer fruchtbaren Regen, reiche Ernte, Ueberfluß des Getreides, Oeles und Weines, und große Siege über ihre Feinde versprach. Wie ganz andere Dinge hätten sie hoffen sollen! Es ist wahr, der Messias sollte sie erlösen; aber nicht von der Dienstbarkeit der Menschen, sondern von der Sklaverei des Teufels; er sollte ein neues Reich aufrichten, aber kein irdisches, sondern das Reich der Gnade; er sollte ihnen Güter im Ueberflusse verschaffen, aber nicht leibliche, sondern geistliche. Die Vergebung der Sünden, die Gnade Gottes zu einem neuen Wandel, einen glänzenden Sitz beim allgemeinen Gerichte, eine herrliche Wohnung im Himmel: dieses versprach Jesus seinen Jüngern, und dieses hätte auch der Gegenstand ihrer Hoffnung seyn sollen.

Machen wir die Anwendung auf uns. Geht es uns besser? Es ist wahr, wir hoffen auf Gott; aber wenn wir uns selbst erforschen, wenn wir die geheimen Regungen des Herzens mit einem scharfen Auge beschauen: sagt uns dann unser Gewissen nicht, daß wir häufig nur in Ansehung irdischer Güter auf Gott hoffen? Warum anders hört man denn so Viele freventlich wider Gott murren, als deßwegen, weil ihnen ihre irdische Hoffnung nicht in Erfüllung ging? Da spricht Einer: Weil ich schon lange Gott getreu diene, so hoffte ich auch, er würde besser auf mich denken, meine Gesundheit stärken, meine Einkünfte vermehren und mich von den Verfolgungen meiner Feinde befreien; aber es geschieht nicht. Ein Anderer sagt: Da ich in allen Stücken meine Zuflucht zu Gott nehme, so hoffte ich, er würde meine Bitten erhören, meine Wünsche erfüllen und meine Unternehmungen segnen. Aber ich erfahre nichts von dem Allen, sondern nach so vielen Seufzern und so vielen Bitten befinde ich mich noch immer in meinem elenden Zu-

stande. Ein Dritter läßt sich also vernehmen: Da ich immer mit dem Rechte und der Wahrheit es hielt, hoffte ich, Gott werde mir auch ein ruhiges, zufriedenes Leben verleihen; ich finde aber gerade das Gegentheil, denn ich muß immer in Unfrieden leben und alle widrigen Schicksale der Welt erfahren. Eine solche oder ähnliche Sprache hört man allenthalben. Und wollte Gott, es bliebe bei solchen Reden; allein wie Viele gibt es nicht, welche bei der Vereitlung ihrer irdischen Hoffnungen kleinmüthig werden, in ihrem bisherigen Eifer erkalten, ihre gewohnten Andachtsübungen unterlassen, ja von Gott völlig abweichen und die schwersten Sünden begehen: nicht anders, als wollten sie sich dadurch an ihm rächen, weil er ihre weltlichen Wünsche nicht erfüllte!

Wie ganz anders lautet ein Ausspruch des heiligen Augustin. Niemand, sagt er, verspreche sich darum, weil er ein eifriger Christ ist, eine zeitliche Glückseligkeit. Unter dieser Bedingung hat uns Jesus nicht zu seinen Schülern angenommen. Wir sollen streiten und kämpfen unter seiner Fahne, und dürfen daher so lange, als der Kampf währt, nichts Angenehmes erwarten. Wir müssen unser Kreuz willig auf uns nehmen und damit unserm Herrn und Heilande nachfolgen. Deßwegen dürfen wir nicht muthlos werden, und die Hoffnung nicht aufgeben, wenn uns in diesem Leben verschiedene Widerwärtigkeiten zustoßen. Dieses muß vielmehr unsere Hoffnung befestigen. Denn wir sehen dadurch die Verheißung des Herrn bereits theilweise erfüllet, indem er ja seinen Jüngern voraussagte, daß hienieden Leiden und Trübsale ihrer warten. Die Erfüllung der einen Voraussagung läßt auch das Eintreffen der andern Verheißung erwarten, nämlich daß denjenigen, die muthig ausharren bis an das Ende, die Krone der ewigen Herrlichkeit zu Theil wird.

Die Hoffnung jener zwei Jünger, die nach Emaus gingen, litt noch an einem andern Gebrechen. Sie erinnerten sich nämlich an die Verheißung ihres göttlichen Meisters, daß er am dritten Tage von den Todten auferstehe. Nun war dieser dritte Tag kaum angebrochen, so fingen sie schon an, unruhig und ungeduldig zu werden, weil sie Jesum noch nicht sahen. Es läßt sich leicht denken, wie ihre Unruhe und Muthlosigkeit noch zugenommen haben wird bis zum Abende, wo sie sich erst von der Auferstehung

des Herrn überzeugten. Es ist heute schon der dritte Tag, sprachen sie voll Angst, daß diese Dinge geschehen sind. Welch eine schwache Hoffnung! Konnte Jesus gemäß seiner Verheißung nicht auferstanden seyn, ohne daß sie ihn bisher gesehen? Ueberdies hatten ihnen am frühen Morgen desselben Tages fromme Frauen, die beim Grabe gewesen, die Nachricht gebracht, daß sein Leichnam dort nicht mehr gefunden, sondern ein Engel ihnen gesagt, daß Christus auferstanden sei. Die beiden Jünger erzählten dieses selbst unter Wegs ihrem unbekannten Begleiter, und setzten sogar hinzu, es wären auch einige von den Jüngern zum Grabe hinausgegangen, und hätten die Nachricht der Frauen wahr gefunden. Alles dies hätte ihre Hoffnung stärken sollen. Aber umgekehrt nahmen sie davon Gelegenheit, kleinmüthig zu werden. Anstatt mit ruhiger Gelassenheit und fester Zuversicht die Zeit zu erwarten, wo es dem Herrn belieben würde, seine Verheißung zu erfüllen, fingen sie an, kleinmüthig zu werden und an der Wahrhaftigkeit derselben zu zweifeln.

Gerade so ist aber auch unsere Hoffnung beschaffen. Denn erwarten wir mit Ruhe und Vertrauen die Gewährung unserer Bitten? O wir haben kaum unsere Bitten dargebracht, und schon wollen wir auch erhört seyn. Wir werden müde, öfters und länger zu bitten, und der mindeste Verzug schlägt uns nieder. Aber was sind wir denn, daß wir Gott den Tag und die Stunde bestimmen wollen, wann er uns erhören soll? Würden wir hierin doch wenigstens Gott nachahmen, und uns gegen ihn so verhalten, wie er sich selbst gegen uns benimmt! Wie lange wartet er oft auf unsere Buße! Sieh seine Langmüthigkeit, mit welcher er dich überträgt! Er hört nicht auf, dir in das Herz hineinzureden, dich zu ermahnen und anzuspornen, wenn es auch scheint, daß du ihm kein Gehör schenkest. Und deine Geduld ist so schnell erschöpft, deine Hoffnung verwandelt sich so bald in Kleinmuth, wenn du nicht unverweilt erhältst, was du verlangst. O schämen wir uns dieses Betragens, welches eines Christen so unwürdig ist, der weiß, daß Gott sein gnädiger Vater ist. Darum vertrauen wir seiner göttlichen Vorsehung, und schreiben wir ihm keine Zeit vor, wann er Hilfe gewähren soll. Lassen wir den Muth nicht sinken, wenn die Hilfe auch länger ausbleibt, als wir erwartet hätten. Ver-

lassen wir uns nur fest auf ihn, so wird unser Vertrauen nicht zu Schanden werden!

13. Die Hoffnung ist ein Weg durch Traurigkeit zur Freude.

Kurze Zeit zuvor, ehe sich Jesus von seinen Jüngern trennte, sagte er zu ihnen: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Ueber diese Rede wunderten sich die Jünger und sie konnten den Sinn davon nicht fassen. Allein es ist überhaupts dem Menschen eigen, daß er beim Hören noch zu erwartender, trauriger Begegnisse nicht gerne versteht, und sich selbst täuschen möchte über das, was er gehört hat. Jesus hat deutlich genug von der bevorstehenden Trennung von seinen Jüngern gesprochen. Er will sie nur noch auf das aufmerksam machen, was sie nach seiner Heimkehr zum Vater in Ansehung ihrer selbst zu erwarten und zu hoffen hätten. Trauriges und Freudiges verkündet er ihnen, und zwar in solcher Aufeinanderfolge, daß das Traurige dem Freudigen vorhergehen werde; denn er sagt: Ihr werdet traurig seyn, aber euere Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. . . . Ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und euere Freude wird Niemand von euch nehmen. Jesus verhehlt seinen Lieben nicht, daß viele Mühsale und Betrübnisse ihrer in dieser Zeit warten würden; er warnt sie vor der Vermuthung, daß es ihnen auf dieser Erde gut gehen werde. Im Gegentheile verkündigt er ihnen große Betrübniß; aber nach dieser Traurigkeit ewige Freude. So lautete für die Jünger das Wort von der Hoffnung: Durch Traurigkeit führt der Weg zur Freude.

Dasselbe gilt auch uns und Allen, die an Jesus glauben. Zunächst steht uns Trauriges bevor. Denn das Leben mit der Menge seiner Versuchungen und Mühseligkeiten, mit seinen Gefahren und Bedrängnissen ist ein beschwerlicher Kriegsdienst. Kaum glauben wir einmal überwunden zu haben, so werden wir schon von Neuem auf die Probe gestellt; kaum haben wir den Feind auf einer Seite zurückgeschlagen, so hat er schon auf der andern die Waffen wider uns ergriffen; kaum meinen wir uns vom Boden

wieder aufgerafft zu haben, so liegen wir schon von Neuem darnieder; kaum haben wir einen bittern Leidenskelch getrunken, so wird uns ein anderer eingeschenkt, der den erstern oft noch an Wermuth übertrifft. Dieses dauert gewöhnlich das ganze Leben hindurch. Dieß ist die kleine Weile der Trauer, die zuerst kömmt, und wo uns Jesus verlassen zu haben scheint. Aber in all' diesen Widerwärtigkeiten hält uns die Hoffnung aufrecht, daß nach den Tagen der Betrübniß die Freude folgen werde. So gehet der Weg der Hoffnung auch für uns durch Leiden zu Freuden; jene kommen also zuvor. Aber die Aussicht und die Hoffnung auf diese versüßt uns auch schon die Tage der Bitterkeit. Im Hinblicke auf den künftigen Lohn vergißt die gläubige Seele die gegenwärtige Trübsal; je mehr sie jetzt mit Mühseligkeiten zu kämpfen hat, desto versicherter ist sie, daß sie auf dem rechten Wege begriffen ist, weil sie ja weiß, daß die Leiden zuvor kommen. Cf. Homilien von Dinkel.

14. Pflicht und Nothwendigkeit der Hoffnung.

Glaube, Hoffnung und Liebe sind die drei Haupttugenden des Christenthums. Wie es nun Pflicht ist, an Gott zu glauben und ihn zu lieben, so auch auf ihn zu hoffen. Ja, der Glaube an Gottes Allmacht, Güte, Wahrhaftigkeit und Treue in seinen Verheißungen wäre unfruchtbar, wenn nicht die Hoffnung aus ihm hervorginge. So groß die Pflicht ist, an diese Eigenschaften Gottes und seine Verheißungen zu glauben, so groß ist auch die Pflicht, auf ihn zu hoffen. Ein Christ seyn, und christlich glauben und leben wollen, aber nicht christlich hoffen, wäre der offenbarste Widerspruch und der größte Unsinn. Ohne Hoffnung hört man auf, ein Christ zu seyn. Denn was hilft mir der Glaube, daß Christus zur Erlösung der Menschen am Kreuze gestorben, wenn ich nicht hoffe, daß dadurch auch mir das Heil zu erlangen ermöglichet ist.

Das Christenthum legt uns viele Tugenden auf, welche wir ohne Hoffnung nicht ausüben können. Ohne sie ist kein ächtes Gebet möglich. Wer kann, wer wird beten, suchen und anklopfen, wenn er keine Hoffnung auf Hilfe hat? Sie ist ebenso zur Buße unumgänglich nöthig. Denn wer wird Gottes Barmherzigkeit suchen, wenn er nicht die gläubige Zuversicht in sich hegt, Gott

werde ihm vergeben? Sie ist nöthig zur Erfüllung unserer Berufspflichten, zur Ertragung der Beschwerden und Lasten des Lebens, zur Geduld im Leiden, zur eifrigen Beobachtung der göttlichen Gebote überhaupts; denn sie treibt mächtig dazu an. Wie nämlich der Glaube an ein zukünftiges, strenges Gericht zur heilsamen Furcht anregt, und dadurch vor der Sünde zurückschreckt; so soll auf der andern Seite die Hoffnung der ewigen Belohnung zum Guten anspornen.

Durch die christliche Hoffnung erweisen wir auch Gott und seinem Eingebornen die schuldige Ehre. Denn je fester wir auf Gott hoffen und vertrauen, desto mehr ehren wir ihn; denn in der Hoffnung erprobt sich unsere Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit und Treue der göttlichen Verheißung. Je fester wir hoffen, desto mehr bekennen wir die Allmacht, Güte, Wahrhaftigkeit Gottes, desto mehr ehren wir also auch Gott, sowie umgekehrt ein Mangel an Hoffnung und Vertrauen eine Beleidigung Gottes ist.

Auch die heilige Schrift macht uns die Hoffnung auf Gott zur ausdrücklichen Pflicht. So enthalten die Psalme viele Ermahnungen zur Hoffnung. Ps. 30, 20; 45, 2—5; 56, 2; 144, 14 u. s. w. Die Propheten muntern das Volk Israel zur Zeit der Noth immer durch die Hoffnung auf. So Is. 30, 19; Jerem. 17, 7; Daniel 3, 40 u. s. w. Im neuen Bunde sucht Jesus bei seinen Anhängern unter Andern insbesonders auch festes Vertrauen auf Gott zu erwecken. Matth. 6, 25. 26. Joh. 14, 13. Auch die Apostel ermahnen in ihrem Sendschreiben die Gläubigen zur Hoffnung, und tadeln Zaghaftigkeit und Mißtrauen. Gal. 1, 5. 1. Petr. 1, 13. Hebr. 6, 18. 1. Corinth. 10, 13 u. s. w.

Gott hat auch zu allen Zeiten die Menschen zur Hoffnung erweckt und sie in derselben gestärkt. So im alten Bunde durch die trostvolle Verheißung eines kommenden Erlösers. Schon den ersten Menschen wurde, wenn auch noch dunkel, sogleich nach der Sünde die frohe Aussicht auf einen Erlöser, welcher der Schlange den Kopf zertreten würde, eröffnet. Diese Verheißung erneuerte Gott dem Abraham und bestätigte sie seiner Nachkommenschaft. Die Propheten weisen das Volk immer auf den Messias hin und trösten es mit der Hoffnung auf seine Ankunft. So war der alte Bund gleichsam die Zeit des Harrens und des Hoffens. Im neuen

Bunde aber begründete uns Jesus Christus durch anderweitige Wahrheiten in der Hoffnung. Er gab uns die Versicherung, daß sein himmlischer Vater uns durch besondere, von ihm angeordnete Gnadenmittel nicht bloß entsündige, sondern auch zu einer übernatürlichen Bestimmung tauglich mache; daß er, wenn wir unserseits thun, was wir vermögen, und die angebotenen Heilsmittel gebrauchen, unser Unvermögen ergänzen, und uns, wenn wir ausgeharrt haben mit seiner Gnade bis an's Ende, einer unaussprechlichen Glückseligkeit theilhaft machen werde. So sucht auch das Evangelium überall den Geist der Hoffnung zu nähren. Darum laßt uns fest in der Hoffnung wurzeln, und nie das Vertrauen verlieren; laßt uns fest bauen und trauen auf die Verheißungen des Herrn, bis sie sich an uns selbst erfüllen, und wir zum Besitze dessen gelangen, was wir jetzt erst hoffen können.

15. Wann soll man die Tugend der Hoffnung vorzüglich üben?

Man soll die Tugend der Hoffnung recht oft üben, insbesonders aber in gewissen Vorfällen, die im Nachstehenden angegeben werden:

Zunächst muß man die Hoffnung üben, sobald man zum Gebrauch der Vernunft gekommen ist; denn sobald man fähig ist, Gott zu erkennen, ist man auch schuldig, sich nach seinem Besitze zu sehnen. In der frühesten Jugend soll man also schon anfangen, sich die ewigen Güter, die Gott verheißen hat, lebendig vorzustellen und ein inniges Verlangen darnach zu erwecken. Die Jugend wird am meisten von den Reizen der Welt angelockt, so daß sie an die ewigen Güter wenig denkt und geringes Verlangen darnach hat. Sie muß daher darauf bedacht seyn, daß sie von dem Vergänglichen nicht geblendet werde. Sie muß ihre Augen frühzeitig auf jene Güter richten, die uns Gott im Himmel zu geben verheißen hat; sie muß die Erbschaft des ewigen Lebens für unendlich mehr ansehen, als die Güter, welche die Welt darbietet, und fortwährend ihre Blicke nach Oben richten, um nicht von dem, was unten ist, gefangen zu werden.

Die Hoffnung soll man vorzüglich üben in Stunden der Versuchung. Da, wo es zu kämpfen und zu streiten gibt, stelle dir

recht lebendig die Güter des Himmels vor, blick auf zu ihnen, und sprich: Was hilft es mir, wenn ich die ganze Welt gewinne, aber an meiner Seele Schaden leide? In solchen Stunden, wo die Welt ihre Herrlichkeiten und Reize entfaltet und dich zum Genusse einladet, sollst du mit Daniel sprechen: Wisse, daß wir deine Götter nicht verehren, und die goldene Bildsäule, welche du errichtet hast, nicht anbeten. Da sollst du mit dem ägyptischen Joseph sagen: Wie könnte ich Gott vergessen und vor seinen Augen ein so großes Uebel thun? Da, wenn dich ein Gewinn zeitlicher Güter anzieht, den du nicht anders, als durch Ungerechtigkeit machen kannst, oder wenn dich der Besitz eines zeitlichen Gutes reizt, welches du nicht anders als durch Verletzung deiner Pflicht erlangen kannst, sprich entschlossen zu dir selbst: O es gibt noch viel höhere Güter, und ich will sie um der zeitlichen willen nicht verlieren. Da, wenn dich Ehre und Ansehen reizt, oder die Zierde und Pracht eitler Kleider, und wenn dich das Wohlleben der Reichen anzieht, und du Einer aus ihnen seyn möchtest, ja wenn du dich sogar aus deiner Niedrigkeit erheben könntest, aber Unschuld und Tugend dafür hingeben müßtest: — da erwecke in dir die Tugend der Hoffnung, welche dir in der Kindschaft Gottes die höchste Ehre zeigt, und dich einen Thron sehen läßt im ewigen Leben, schöner als alle Fürstenthrone der Erde, und dir statt irdischer Perlen und vergänglichen Glanzes die unverwelkliche Krone des ewigen Lebens und das Kleid der Gerechtigkeit zeigt, und alsdann sprich: Ich will keine andere Ehre, als daß ich ein Kind Gottes und ein Erbe des Himmels sei. O erwecke ein Jeder in Stunden der Versuchung recht lebendig die Tugend der Hoffnung, und er wird nicht leicht der Sünde erliegen.

Die Hoffnung muß man erwecken in allen Leiden und Trübsalen. Du hast ein Anliegen, welches kein Mensch kennt, und das du keinem offenbaren willst. Komm zu dem Herrn, vertraue dich ihm an, hoffe auf ihn. Erhebe dein Herz zu ihm, entferne jede Kleinmuth, jede Zaghaftigkeit, erwecke die Hoffnung und sprich: Noch lebt Gott; er ist der Helfer in aller Noth; er wird auch mich nicht verlassen. — Du wirst von einer Krankheit befallen, sie ist schmerzlich und langwierig; da erwecke in dir die Hoffnung und sprich zu dir: Sei es zum Leben oder zum Tode, ich überlasse

mich dem, der Alles weise anordnet; sprich zu dir: Es ist nur eine kurze, vorübergehende Trübsal, es sind nur Augenblicke des Kampfes, die Krone aber ist unverwelklich; es ist nur eine geringe Schmach, dafür aber unsterbliche Ehre; es sind nur wenige Zähren, dafür aber ein Meer von Freuden.

Die Hoffnung müßen wir insbesonders auch beim Empfange der heiligen Sakramente und beim Gebet erwecken. Es ist nicht genug, bloß den Glauben an die heiligen Geheimnisse zu haben, d. h. nur zu glauben, daß die Sakramente diese oder jene Gnade wirken, wie die Buße Nachlassung der Sünden u. s. w., sondern wir müßen auch hoffen, daß diese Wirkungen uns zu Theil werden, und diese Gnaden auf uns übergehen. Daher sagt der Apostel: Laßt uns mit Vertrauen zum Gnadenthrone hinzutreten. Hebr. 4, 16. — Daß uns beim Gebete die Hoffnung und das Vertrauen nicht fehlen dürfe, ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen; denn wo das Vertrauen fehlt, findet das Gebet keine Erhörung.

Endlich müßen wir die Hoffnung vorzüglich noch erwecken in der Todesstunde, da, wo uns Alles verläßt, und auch wir Alles verlassen, wo die Aengsten zunehmen, weil das Gericht nahe ist; wo der Satan Alles anwendet, uns verzagt zu machen; wo wir unsere ganze Schwäche und Armseligkeit fühlen: da laßt uns festhalten am Anker der Hoffnung und ausrufen: Auf dich, o Herr, habe ich gehofft, und ich werde ewig nicht zu Schanden werden. Cf. Tugendschule v. Maßl. B. 1.

16. Was befördert die christliche Hoffnung?

Eine jede Tugend wird durch Uebung befördert; so auch die Hoffnung. Um sich aber in der Hoffnung zu üben, und dadurch sich in derselben zu befestigen, soll man

a) öfters die Gründe erwägen, auf welchen unsere Hoffnung und unser Vertrauen zu Gott beruht. Man soll daher nachdenken über die Macht, Güte, Treue und Wahrhaftigkeit Gottes; man soll beherzigen seine durch die Offenbarung uns gegebenen Verheißungen, von denen schon viele und wichtige in Erfüllung gegangen sind. Man sei aufmerksam auf die göttliche Weltregierung, welche für die Bedürfnisse aller Geschöpfe sorgt, wovon in den Psalmen

die rührendsten Beschreibungen vorkommen, und worauf auch Jesus seine Schüler aufmerksam macht. Matth. 6, 26. Man soll nachdenken über das, was Jesus zu unserm Wohle schon wirklich gethan hat, woraus wir mit Recht schließen können, daß er auch alles Uebrige zur Beförderung unsers höchsten Gutes thun werde, was er so oft und feierlich verheißen hat. Wer öfters hierüber Betrachtungen und Erwägungen anstellt, der wird in seiner Hoffnung wie in seinem Vertrauen auf Gott wunderbar befestiget werden.

b) Ein fleißiges Studium der Geschichte überhaupts, und der Heiligen insbesondere und selbst des eigenen Lebens ist geeignet, in der Hoffnung zu befestigen. Denn man findet darin die schönsten Beispiele, wie oft genau die göttlichen Verheißungen in Erfüllung gegangen sind, selbst dann, wo natürlicher Weise gerade das Gegentheil zu erwarten gewesen wäre. Man bemerkt die weisesten Fügungen Gottes, der Alles zur vollkommensten Erreichung seiner Absichten zu gebrauchen weiß. In der Geschichte überzeugt man sich recht augenscheinlich von der Wahrheit, daß den Frommen Alles zum Besten gereicht. Röm. 8, 28.

c) Das Gebet ist ein vorzügliches Mittel, sich in der Hoffnung zu stärken; denn dadurch wird der Muth geweckt, und das Vertrauen befestiget. Das Gebet selbst ist schon ein Akt der Hoffnung; denn man wird dabei an Gott, seine Eigenschaften und seine Verheißungen erinnert. Gott gibt aber auch gerne das, um was wir ihn anrufen; er wird also auf unser Bitten uns auch die Hoffnung vermehren. Dazu ermahnt der heilige Jakobus durch die Worte: Ist Jemand unter euch muthlos, so bete er. Jak. 5, 13.

d) Die Hoffnung wird sich befestigen, wenn man Alles von Gott erwartet und in allen Vorfällen auf ihn sein Vertrauen setzt. Darum sagt der Apostel: „Werfet all' euere Sorgen auf den Herrn." Wir sollen einem Kinde ähnlich seyn, das im Schooße seines Vaters liegt; es kümmert sich um Nichts, es sorgt für Nichts, sondern wenn es Bedürfnisse hat, so entdeckt es diese dem Vater. Es ist damit nicht gesagt, als ob nicht auch von unserer Seite das Nothwendige geschehen müßte. Dieses allerdings; aber wie es geschehen ist, so soll man Alles Gott anheim stellen, und Alles ihm überlassen. Daher soll man auch in Allem seine Fügung erkennen, insbesonders auch in widerwärtigen Ereignissen. Gerade

die Leiden und Trübsale sind ein wirksames Mittel zur Uebung der Hoffnung. Denn in solchen Stunden wird man von selbst von dem Irdischen losgerissen, und auf das Ewige hingezogen; man erinnert sich um so lebendiger des Lohnes, welcher jenseits denen bereitet ist, die ausharren bis an das Ende. So sehen wir es bei allen Heiligen. Tobias tröstete sich in seiner Armuth und Blindheit mit den Worten: Wir erwarten ein anderes Leben, welches Gott denen geben wird, die ihm treu bleiben. So blickte auch der heilige Paulus in seinen Drangsalen auf die Krone, welche ihm am Ziele seiner Laufbahn hinterlegt war. Auf ähnliche Weise sollen auch uns die Widerwärtigkeiten Veranlassung seyn, unsere Hoffnung und Aussicht auf die ewigen Güter zu üben.

e) Nichts befestiget mehr in der Hoffnung und im Vertrauen auf Gott, als ein tugendhafter Wandel. Der Fromme hat überhaupts einen richtigern Blick, er schließt sich enger an Gott, denkt ihn mit Innigkeit als seinen Vater, von dem er ruhig Alles erwartet, was seiner Bestimmung und seiner Wohlfahrt zuträglich ist. Daher sagt auch der heilige Johannes: Meine Lieben, wenn uns unser Gewissen keine Vorwürfe macht, so haben wir Zutrauen zu Gott, und werden Alles, um was wir ihn bitten, von ihm empfangen. 1. Joh. 3, 21.

17. Wie muß die christliche Hoffnung beschaffen seyn?

Die christliche Hoffnung muß folgende Eigenschaften haben. Sie muß:

1) fest und unerschütterlich seyn. Dieß verlangt der heilige Paulus, indem er sagt: Lasset uns in dem Bekenntnisse unserer Hoffnung unbeweglich verharren. Hebr. 10, 23. Die christliche Hoffnung darf keine schwankende und ungewisse Erwartung auf die Erfüllung der göttlichen Verheißungen seyn, wie z. B. Jemand hat, welcher in die Lotterie gesetzt hat, und nun einen Gewinn erwartet, oder wie der, welcher ein versprochenes Geschenk von einem Menschen erwartet, dessen Verheißungen keine Sicherheit haben. Nein, die christliche Hoffnung ist ein festes Vertrauen, das allen Zweifel ausschließt; denn sie stützt sich auf das Wort desjenigen, der die Wahrheit selber ist. Wir dürfen also nicht zweifeln, ob uns Gott geben könne, was er verheißen hat. Dieß wäre

gegen seine Allmacht. Wir dürfen auch kein Bedenken tragen, ob uns Gott geben will, was er verheißen hat; denn dieses wäre gegen seine Güte. Wir dürfen nicht ängstlich seyn, als werde uns Gott nicht verleihen, was er verheißen hat; dieß wäre gegen seine Treue. Darum sagt der Apostel: Wir halten die Hoffnung fest als einen sichern und festen Anker unserer Seele, der bis in das Innere des Vorhanges hineingeht. Hebr. 6, 18. 19. Was sollte aber auch deine Hoffnung erschüttern? Was sollte dich zweifelhaft machen, ob du ein Kind der Seligkeit werden wirst? Deine Sünden? Ich setze voraus, daß du sie durch die Buße gesühnt hast: nun hoffe aber auch unerschütterlich fest, daß sie dir verziehen sind. Drei Dinge sagt der heilige Bernard, sind es, worin die Festigkeit meiner Hoffnung besteht: Die Liebe dessen, der an Kindesstatt angenommen, die Wahrheit seiner Verheißungen, und seine Macht im Vergelten. Mag nun immerhin mein Bewußtseyn mir zurufen: Wer bist du, Armseliger? Wo sind deine Verdienste? Mag es die Welt mir vorwerfen, ich sei einst ihr Diener gewesen; mag der Satan mir meine Schuld vor Augen halten und mich beunruhigen: ich weiß, an wen ich glaube; ich bin gewiß, Gott hat mich in Liebe an Kindesstatt angenommen; ich hoffe, daß er verzeiht; ich erwarte Gnade und das ewige Leben von ihm. Sieh, so fest muß auch deine Hoffnung seyn. — Was sollte deine Hoffnung erschüttern? Vielleicht deine Schwäche, oder die mancherlei Fehler, in welche du fallest, oder die Versuchungen, denen du ausgesetzt bist? Weißt du denn aber nicht, daß derjenige, welcher zum heiligen Paulus gesagt hat: Meine Gnade genüge dir! — auch dir seine Gnade verheißen hat, welche deiner Schwachheit zu Hilfe kommen wird. Und ladet er dich nicht ein, in deinen Mühseligkeiten deine Zuflucht zu ihm zu nehmen, und wird nicht derjenige, der dem Petrus aufgetragen hat, seinem Mitbruder siebenzigmal siebenmal zu vergeben, auch dir verzeihen, wenn du dich reumüthig zu ihm wendest. Daran erinnert uns der Apostel in den Worten: Da wir einen so großen Hohenpriester haben, der die Himmel durchdrungen, Jesum, den Sohn Gottes, so lasset uns festhalten an dem Bekenntnisse unserer Hoffnung; denn wir haben an ihm keinen Hohenpriester, der nicht Mitleiden haben könnte, sondern einen, der in allen Stücken, wie wir versucht worden, doch ohne Sünde.

Darum lasset uns mit Vertrauen hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir Hilfe nöthig haben. Selbst in zeitlichen Bedürfnissen, in Drangsalen und Leiden, in Gefahren und Anliegen, die uns in Sorge und Kummer versetzen, muß die Hoffnung eine feste seyn. Denn was sollte dein Vertrauen erschüttern? Die Sorge, in der du dich wegen deines Unterhaltes und Fortkommens befindest? Aber thue nur das Deinige und vertraue; Gott wird das Seinige thun; er, der die Vögel in der Luft speiset und die Lilien auf dem Felde kleidet: wie sollte er deiner vergessen? Wenn du dich in andern Drangsalen befindest, hoffe nur fest auf den Herrn. Wenn es auf das Aeußerste kömmt, sagt der heilige Chrysostomus, dann hoffe erst recht fest; denn dann wird Gott seine Macht zeigen, dann ist ja die Zeit der göttlichen Hilfe. Mein Herz, sagt David, ist in Sorgen und Kummer niedergebeugt, ich bin ohne Kraft, und es ist Niemand, der mir beistünde: ich habe aber zu Gott gerufen, da ich schwere Anliegen hatte, und er hat mich von meinen Bedrängnissen befreit. Ps. 106. — Du wirst von Feinden verfolgt, Gefahren drohen dir; verschiedene Hindernisse werfen sich dir in den Weg: hoffe nur fest und unerschütterlich. Stünde auch ein feindliches Heerlager wider mich auf, sagt David, ich hoffe auf Gott. So sprich auch du, mein Christ. Verzage nicht, überlaß dich der Kleinmuth nicht. Wenn mich Gott auch zu Staub zermalmt, sagt Job, so werde ich doch auf ihn hoffen; er wird mein Retter seyn. So muß auch der Christ in Allem auf Gott sein Vertrauen setzen, und darf nicht wanken.

Die christliche Hoffnung muß

2) Von einer heilsamen Furcht begleitet seyn. — So fest und unerschütterlich auch die Hoffnung seyn soll, so muß sie doch auch von einer gewissen Furcht begleitet seyn. Denn bei aller Gewißheit dessen, was Gott verheißen hat, bleibt doch immer eine Art Besorglichkeit von unserer Seite. Die Hoffnung bezieht sich niemals auf das, was unfehlbar geschehen wird; sie hängt von gewissen Bedingnissen ab, und wenn diese nicht eintreten, so wird sich das Gehoffte selbst nicht erfüllen. So ist z. B. die Allmacht Gottes nicht Gegenstand der Hoffnung, sondern des Glaubens, weil sie unter allen Verhältnissen absolut gewiß ist, und nie

anders seyn kann. Unter der Voraussetzung, daß der Christ thut, was Gott von ihm verlangt, ist freilich auch seine Hoffnung auf die Seligkeit ganz gewiß; allein gerade dieses, ob er den Willen Gottes immer getreulich erfüllen wird, ist ungewiß, und muß ihm daher Besorgniß machen. Es läßt sich auch sagen: Etwas Anders ist der Anspruch auf eine Sache, und etwas Anders die wirkliche Erlangung derselben. Der Anspruch auf den Himmel ist unbedingt, weil ihn uns Jesus Christus verdient hat; die wirkliche Erreichung desselben aber hängt von Bedingnissen ab, die wir zu erfüllen haben. Weil wir keine Gewißheit haben, ob wir diese Bedingnisse getreulich erfüllen, und in der Erfüllung derselben bis zum Ende verharren, so müßen wir des Himmels wegen in Furcht seyn; wir müßen also zwar hoffen, aber auch zugleich fürchten. Darum sagt der heilige Paulus: Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber deßwegen bin ich noch nicht gerechtfertiget. 1. Corinth. 4, 4. Die heiligen Väter geben überhaupts viele Gründe an, warum unsere Hoffnung mit Furcht gepaart seyn müsse. Wir weisen auf den Artikel „Furcht" zurück, wo dieses ausführlicher besprochen ist.

Wir dürfen also bei der Hoffnung, die wir haben, nie die Furcht bei Seite setzen, wir möchten das, was wir hoffen dürfen, aus eigener Schuld nicht erreichen. Darum werden wir ermahnt, unser Heil mit Furcht und Zittern zu wirken. Phil. 2, 12. Auch der Psalmist ruft uns zu: „Dienet dem Herrn mit Furcht." So dienten auch die Heiligen ihrem Gotte. Sie setzten ihr ganzes Vertrauen auf Gott; aber sie verbanden damit auch eine heilsame Furcht. Der heilige Andreas Avellinus, voll von Verdiensten und von den heldenmüthigsten Tugenden, zitterte so sehr wegen seines Seelenheiles, daß er oft aus seiner Zelle herausging, und bald diesen, bald jenen Bruder fragte, ob er selig werden würde. Aehnliches wissen wir von andern Heiligen.

Freilich könnte man fragen: Wie kann denn die Hoffnung mit der Furcht bestehen? Sehr gut; denn es ist hier von jener heiligen Furcht die Rede, die besorgt, Gott zu mißfallen. Eine solche Furcht muß die Hoffnung begleiten; denn durch diese heilige Furcht werden die Versuchungen zur Trägheit überwunden; diese heilige Furcht gibt einen beständigen Antrieb zur Tugend und flößt die größte Wachsamkeit ein gegen alle Gefahren des Heiles. Nur

fürchten allein und nicht hoffen, macht ängstlich, zaghaft und verwirrt, ja es könnte zur Verzweiflung führen. Die heilige Furcht aber, welche mit der Hoffnung verbunden ist, ist höchst wohlthätig; denn sie bewirkt, daß wir nicht übermüthig werden, sondern demüthig bleiben und eifrig im Guten verharren.

Der Mensch muß also von sich selbst, von seiner Schwachheit, von seinem Hange zum Bösen, von seinem Hochmuthe, von seiner Untreue Alles befürchten. Er muß aber von der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes Alles hoffen. Er muß fürchten, wenn er bedenkt, daß er in Betreff seines ewigen Schicksals nichts Gewisses wisse, und daß es geschehen könne, daß er seinen bösen Neigungen überlassen werde, weil er dieses verdient zu haben wohl empfindet. Er muß aber ein standhaftes Vertrauen haben, daß ihm dieses Unglück nicht begegnen, und daß er mittelst der Gnade Gottes, deren er sich zwar als unwürdig erkennt, die ihm aber Gott selbst zu hoffen befiehlt, bis an's Ende ausharren werde. Wer daher zur übernatürlichen Hoffnung sich aufschwingen will, der muß bei der Furcht beginnen; denn die Furcht ist der Anfang der Weisheit. Er muß sich selbst, sein Elend, sein Verderben erkennen, und muß empfinden, daß er nichts ist und nichts kann aus sich selbst. Alsdann muß er sich aber, ungeachtet ihn sein Elend und sein Verderben immer herunterzieht und nicht empor schwingen lassen will, dennoch erheben; er muß sich durch Christus, auf dessen Verdienste er sich stützt, Gott nahen, Gott bei seinem Worte nehmen und fest halten, und von seiner Güte, Treue und Allmacht Alles hoffen und erwarten, und darin sich durch Nichts hindern oder schwächen lassen. So wird durch die Hoffnung die Furcht gemäßiget, ja überwunden, und wenn die Liebe noch hinzutritt, so treibt sie die Furcht hinaus, nicht als wenn wir in diesem Leben zu fürchten aufhören dürften, sondern weil die Liebe uns von uns abzieht, über uns erhebt und mit Gott vereinigt.

Die christliche Hoffnung muß endlich

3) Von Vermessenheit eben so weit als von Verzweiflung entfernt seyn. — Vermessenheit ist es, den Himmel hoffen, und nichts dafür thun wollen. Christus sagt: Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Matth. 19, 17. Der Mensch erlangt also ohne sein Hinzuthun den Himmel nicht. Der

uns ohne unser Zuthun berufen hat, sagt der heilige Augustin, macht uns ohne unser Zuthun nicht selig; wir müßen seine Gebote halten, müßen seine Gnaden getreu anwenden; wir müßen kämpfen und streiten, uns selbst verleugnen und abtödten, und von Tugend zu Tugend fortschreiten. Darum sagt auch der Psalmist: Hoffe auf den Herrn und thu' Gutes. Ps. 36, 3. Als Vermessenheit muß es daher bezeichnet werden, von Gott das ewige Leben hoffen und in den Sünden verharren, oder seine Bekehrung von Tag zu Tag hinausschieben. Leider ist die Zahl solcher Christen überaus groß, welche sich einbilden, es werde ihnen am Ende dennoch nicht fehlen, wenn sie auch jetzt ihren Begierden nachleben. Solche schauen nur immer auf Gottes Barmherzigkeit, nicht aber auf seine Gerechtigkeit. Was thust du, o Mensch, wenn du in deinen Sünden verharrest, und dennoch selig zu werden hoffest? Du schreibest Gott Gesetze vor, und bestimmst ihm, wie lange er dich leben lassen soll, und wann es dir gefällig ist, seine Gnade anzunehmen. Gott soll sich also nach deiner Willkühr richten? Von einer solchen Hoffnung sagt der heilige Geist: Die Hoffnung des Gottlosen ist wie Blüthenstaub, den der Wind hinwegführt, wie dünner Schaum, den der Sturm zerstreut, und wie Rauch, den der Wind zertheilt. Weish. 5, 15. Soll also deine Hoffnung gegründet seyn, so mußt du dich ohne Aufschub bekehren. — Vermessenheit ist auch, den Himmel einzig und allein deßwegen hoffen, weil man gewissen Andachten obliegt oder gewissen religiösen Vereinen oder Bruderschaften einverleibt ist. Es ist allerdings löblich und nützlich, in Bruderschaften sich einverleiben zu lassen, Wallfahrten zu machen und andern frommen Uebungen der Kirche zu obliegen; allein wenn Einer meinte, schon deßwegen, daß er gewisse fromme Gebräuche mitmache, sei er vor aller Verdammniß gesichert und sei der Himmel ihm gewiß, so wäre seine Hoffnung Vermessenheit. Denn alle solche fromme Vereine und Bruderschaften, und alle Wallfahrten und sonstige religiöse Gebräuche sind nur ein Mittel zur Tugend, aber keineswegs diese selbst schon. Ueberhaupts darf der Christ, wenn er auch Alles thut, dennoch nicht auf seine Werke sich verlassen, sondern muß alles Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes setzen; denn Christus, der Herr, sagt selbst: Wenn ihr auch Alles gethan habt, so seid ihr dennoch unnütze Knechte. Luk. 17, 10.

Auch von der Verzweiflung muß die Hoffnung frei seyn. Nie darf der Sünder sagen: Meine Missethaten sind größer und zahlreicher, als daß sie mir könnten verziehen werden. Dieß ist die Sprache des Kain und des Judas, die zur Verdammniß führt. Wir aber wissen, daß Gott zum Verzeihen bereit ist, und nichts ihn daran hindert, als ein beharrlich auf die Sünde gerichteter Wille. Setze daher Keiner ein Mißtrauen auf Gott; widerstehe er den Einflüsterungen des bösen Feindes! Der Satan versucht zuerst mit der vermessenen Hoffnung. Sündige nur, spricht er, und zweifle nicht; Gott ist ja barmherzig, und nimmt dich jeder Zeit auf, wenn du zu ihm zurückkehrest. Wenn aber die Sünde vollbracht ist, dann will der Teufel dich durch die Verzweiflung zu Grunde richten; denn jetzt sagt er: Es hilft dich nichts mehr, Gott verzeiht dir nicht mehr; du kannst dich nicht mehr bessern. Dieß ist also der Kunstgriff des Satans: Er schlägt dem Menschen die Brücke zur Sünde; hat er sich bethören lassen, und ist er über die Brücke hinübergegangen, so bricht er sie hinter ihm ab, um ihm die Rückkehr zu Gott unmöglich zu machen. Darum widerstehen wir in jeder Weise den Einflüsterungen des Teufels. Lassen wir uns zu keiner Sünde von ihm verleiten; wenn uns aber auch das Unglück begegnet ist, und wir gesündiget haben, so wollen wir nicht verzweifeln, sondern vertrauungsvoll zur Barmherzigkeit Gottes zurückkehren und auf die Verdienste Jesu Christi unsere ganze Hoffnung setzen.

18. Was ist Gegenstand der christlichen Hoffnung?

Der Christ darf von Gott Alles hoffen, was er den Menschen verheißen hat. Dahin gehört namentlich, wie bereits oben angedeutet worden ist, die ewige Seligkeit und die Mittel, sie zu erreichen. Daraus folgt, daß der Christ hoffen dürfe:

a) Nachlassung der Sünden. Diese Hoffnung wurde schon im alten Bunde erwartet. Isaias sagt: Er, der Erlöser, trägt unsere Krankheiten, und ladet auf sich unsere Schmerzen. Er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden wegen u. s. w. Is. 53, 4. 5. Hier ist deutlich ausgesprochen, daß Jesus unsere Sünden auf sich genommen, und wir also durch ihn Vergebung derselben hoffen dürfen. Im neuen Bunde

lesen wir: Ihr wisset, daß Jesus erschienen ist, damit er unsere Sünden hinwegnehme. 1. Joh. 3, 5. Und wiederum: Laßt uns mit Vertrauen hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden. Heb. 4. cf. Ezech. 18, 21—23. Durch seinen Tod hat Jesus für unsere Sünden Genugthuung geleistet; daher dürfen wir mit Zuversicht Verzeihung hoffen. Auch gibt der neue Bund die von Jesus angeordneten Heilsmittel an, durch welche wir der durch ihn geleisteten Genugthuung theilhaftig und entsündiget werden. So sagt der heilige Petrus: Ein Jeder von euch lasse sich taufen zur Vergebung euerer Sünden. Apostelgesch. 2, 38. Und Christus selbst gibt seinen Aposteln die Gewalt, Sünden vergeben zu können, sprechend: Empfanget den heiligen Geist, welchen ihr die Sünden vergebet, denen sollen sie vergeben seyn. Joh. 20, 22. Der Christ darf also mit Zuversicht Verzeihung seiner Sünden hoffen, weil es Gott oft und vielmals verheißen hat. Die Menge der Sünden darf ihn in diesem Vertrauen nicht erschüttern. Wenn euere Sünden wie Scharlach wären, spricht Gott durch seinen Propheten, sollen sie weiß werden wie Schnee, und wenn sie roth wie Purpur wären, sollen sie weiß werden wie Wolle. Is. 1, 18. Der heilige Basilius schreibt: Es ist kein Grund da zu verzweifeln, aber Ursache genug, Gottes Barmherzigkeit anzuerkennen und die begangenen Sünden zu verabscheuen. Sage mir, o Mensch, der du auf die Menge der Sünden schauest, warum schauest du nicht auf die Macht des himmlischen Arztes? Da Gott sich erbarmen will, weil er gut ist, und sich erbarmen kann, weil er allmächtig ist, so verschließt sich derjenige, welcher meint, Gott wolle oder könne sich nicht erbarmen, selbst die Thüre zur göttlichen Güte. — Niemand darf also seiner Sünden wegen verzweifeln; er soll nur das thun, und jene Mittel gebrauchen, woran Gott die Verzeihung gebunden hat, und darf mit Zuversicht erwarten, daß ihm Gott wirklich verzeihen werde.

b) Gnade zum Guten. Gott will, daß wir in der Tugend täglich zunehmen sollen; er ladet uns sogar ein, vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist. Dieses können wir aber nicht aus uns selbst; wir bedürfen dazu des besondern göttlichen Beistandes. Diesen Beistand dürfen wir zuversichtlich von Gott hoffen. Auch dieses hat der Herr verheißen. Schon

im Buche der Weisheit lesen wir, daß Gott sich Aller erbarme. Weish. 11, 24.; womit angedeutet ist, daß er auch uns schwachen Menschen die nothwendige Hilfe verleihe, um unser Heil wirken zu können; denn versagte er uns diese, so würde er sich ja unserer Nöthen nicht erbarmen. Bei Isaias lesen wir: Die auf den Herrn hoffen, erneuern ihre Kraft, befiedern sich wie Adler, laufen und werden nicht müde, gehen und werden nicht matt. Is. 40, 31. Dieses kann nur von der Gnade verstanden werden, welche Gott den Seinigen gibt. Wie bereitwillig er denen seine Gnade verleiht, die ihn darum bitten, beweisen seine eigenen Worte: Wenn ihr, die ihr doch böse seid, euern Kindern gute Gaben zu geben wisset: um wie viel mehr wird euer Vater im Himmel den guten Geist denen geben, die ihn darum bitten. Luk. 11, 13. Er ladet uns auch ein, zu ihm zu kommen und Gnaden von ihm zu empfangen. „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und betrübt seid, und ich will euch erquicken." Dem heiligen Paulus, der in Versuchungen rang, rief der Herr zu: „Laß dir meine Gnade genügen." Daß Gott insbesonders im Kampf gegen die Sünde uns beistehet, bezeugt der Apostel, wenn er sagt: Gott ist getreu, und wird nicht zugeben, daß ihr über euere Kräfte versucht werdet, sondern bei der Versuchung auch den Ausgang geben, daß ihr ausharren könnet. 1. Corinth. 10, 13. Um die fortwährende Mittheilung seiner Gnaden zu sinnbilden, vergleicht sich Christus mit einem Weinstocke und nennt die Gläubigen die Reben. Joh. 15, 5. So lange die Reben grünen, gehet ihnen fortwährend Saft vom Weinstocke zu, und so lange wir mit Christus vereint sind, erhalten wir von ihm unausgesetzt Gnade und Kraft zum Guten. Im Hinblick auf die Gnade, welche uns Gott verheißen hat, ruft uns der heilige Petrus zu: Setzet euere ganze Hoffnung auf die Gnade, die euch bei der Erscheinung Jesu Christi dargeboten wird. 1. Petr. 1, 13. Der Christ darf daher nie zaghaft werden. Was sollte der Christ auch fürchten? fragt der heilige Augustin; er wird ermahnt, zu beten, zu vertrauen, zu rufen: Der Herr ist meine Hilfe. Damit kann er seine Feinde verachten. Ja er kann mit dem Psalmisten sagen: Meine Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat. Ps. 123, 61. Mit Judith darf er zuversichtlich ausrufen: „Du wirst die nicht verlassen, o Herr, welche auf

dich ihr Vertrauen setzen." Dieses erwägend sagt der heilige Bernhard: Wenn gegen mich auch ganze Heerlager aufstehen, und mich meine Feinde umringen; wenn mich das Fleisch reizt, wenn der Teufel wüthet, so bist du meine Zuflucht, o Herr! Der heilige Augustin aber schreibt: Wenn dir ein Sterblicher seine Hilfe verspricht, freuest du dich, und da dir der Unsterbliche seinen Beistand verheißt, sollst du traurig seyn und verzagen? Der Christ darf auch nie zweifeln an der Möglichkeit der Tugend. Der Gerechte, sagt die heilige Schrift, wird wie eine Palme blühen, wie eine Ceder Libanons wird er zunehmen. Ps. 91, 13. Die Palme und die Ceder brauchen lange Zeit, bis sie zu ihrer vollen Höhe und zu ihrem Umfange kommen, bemerkt hiezu der heilige Theodoret; dasselbe, fährt er fort, ist der Fall bei der Gerechtigkeit; sie bedarf vieler Mühe und langer Zeit, bis sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt; aber wer ausharret, wird zuletzt mit Gottes Gnade sein Ziel erreichen. Darum lasse Niemand den Muth sinken; ein Jeder vertraue und hoffe auf den göttlichen Beistand. Vergl. den Artikel „Gnade."

c) Die ewige Seligkeit selbst. Gott will, daß alle Menschen selig werden sollen. Dazu hat er sie erschaffen, und dieses ist ihre Bestimmung. Zu diesem Zwecke hat er auch seinen eingebornen Sohn in die Welt gesendet. Er sollte suchen, was verloren, und heilen, was krank war. Er hat es gethan, und uns durch sein Leiden und Sterben die Hoffnung auf die Seligkeit wieder hergestellt. Jetzt dürfen wir, wenn wir anders seine treuen Schüler sind, den Himmel hoffen. Die ewige Wahrheit hat es uns selbst verheißen. Dieses, sagt der Heiland, ist der Wille meines Vaters, der mich gesandt hat, daß ein Jeder, welcher den Sohn sieht und an ihn glaubt, das ewige Leben habe, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Joh. 6, 40. Und der heilige Paulus schreibt: Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben. 1. Corinth. 2, 9. Diese Hoffnung hat auch alle frommen Diener Gottes beseelt und ihnen Muth und Kraft verliehen, in allen Mühseligkeiten des Lebens standhaft auszuharren und das Schwerste geduldig zu ertragen. So ruft der heilige Paulus mitten in seinen Kämpfen aus: Im Uebrigen ist mir die

Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage gegeben wird der Herr, der gerechte Richter, aber nicht allein mir, sondern auch Allen, die seine Wiederkunft lieb haben. 2. Timoth. 4, 8. — Weil also Gott uns den Himmel verheißen, und Jesus Christus durch seinen Tod ihn uns verdient hat, so dürfen wir ihn auch zuversichtlich hoffen, wenn anders von unserer Seite geschieht, was zur Erlangung desselben nöthig ist. Denn Gott ist nicht wie ein Mensch, daß er lüge; . . er hat es gesagt, soll er es nicht thun? Er hat es geredet, soll er es nicht vollziehen? 4. Mos. 23, 19. Er ist treu in allen seinen Verheißungen. Ps. 144, 13. Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß er sein Wort erfüllen werde. Aber freilich eine Vermessenheit darf unsere Hoffnung hier nicht werden. Wie schon gesagt, dürfen wir uns nur dann eine Hoffnung auf den Himmel machen, wenn wir es von unserer Seite an Nichts mangeln lassen, was die Erlangung desselben bedingt. Wenn unser Herz, sagt der heilige Johannes, uns nicht anklagt, dann dürfen wir Vertrauen auf Gott haben. 1. Joh. 3. Aber eine völlige Gewißheit bezüglich seines Heiles hat auch der Gerechteste nicht. Dieses ist auch nicht nöthig. Dadurch würde unsere Hoffnung nicht gewinnen, sondern in Vermessenheit ausarten. Papst Gregor, der Große, antwortete daher mit Recht einer Dienerin Gottes, die ihn fragte, ob sie zuverläßig selig werde: Du begehrst von mir eine Sache, die eben so schwierig als nutzlos ist; schwierig, weil ich einer besondern Offenbarung unwürdig bin; nutzlos, weil du des Gnadenzustandes wegen nie ohne Sorgen seyn darfst, bis du am Ziele angekommen bist. Paulus war bis in den dritten Himmel verzückt, und doch sagte er zitternd: Ich züchtige meinen Leib, und bringe ihn unter die Herrschaft, damit ich nicht verworfen werde. Sieh, der fürchtet noch, welcher bis in den dritten Himmel geführt wird, und du willst nicht fürchten, die du noch auf der Erde weilest? Betrachte, meine Tochter, daß die Sicherheit die Mutter der Nachlässigkeit ist. Du darfst also in diesem Leben keine Sicherheit haben, weil sie dich nur nachlässig machen würde. Cf. B. VII. S. 341—363.

19. Die Hoffnung legt uns die Pflicht auf, nach den himmlischen Gütern zu verlangen.

Die wahrhaft christliche, lebendige Hoffnung ist nicht ein gleichgiltiges Zuwarten, bis dieß oder jenes sich erfüllt, sondern ein Verlangen, ein inniges Sehnen nach dem, was man erwartet. Nun zielt aber die christliche Hoffnung auf die ewigen Güter; daher heißt christlich hoffen auch nach diesen Gütern, nämlich nach dem Himmlischen und der Vereinigung mit Gott verlangen. Diesem himmlischen Verlangen ist aber jene Gesinnung entgegen, vermöge welcher man nur nach Irdischem trachtet, sein Herz an diese zeitlichen Güter hängt und dabei wünscht, ewig hienieden bleiben zu können. Diesem Verlangen ist ferners entgegen der Wunsch, vernichtet zu werden, um für Jenseits nichts fürchten zu müssen; oder nie geboren, oder doch nicht als Mensch erschaffen worden zu seyn, um ungescheuet nach den wilden Trieben seiner Natur leben zu können. Eine solche Gesinnung ist eine schwere Sünde wider die Hoffnung; sie ist eine Verachtung Gottes, und macht jenen Gästen im Evangelium ähnlich, die zwar zur Hochzeit geladen waren, aber die Einladung nicht annahmen, sondern ihren Geschäften nach der Neigung ihres Herzens nachgingen. Auch das ist wider die christliche Hoffnung, wenn man sich vom Himmel nur eine fleischliche Vorstellung macht. Dieß heißt die Erde sammt ihren Gütern mit sich in den Himmel nehmen wollen. Solche gleichen dem Judenvolke, das zwar auch nach dem verheißenen Lande verlangte, aber eigentlich nur nach dem Ueberflusse an Oel, Honig und übrigen Früchten. Eine solch jüdische Hoffnung haben gar Viele; sie wollen einen Himmel, der ihren irdischen Neigungen zusagt, um dort das fortzusetzen, was sie hienieden begonnen.

Je geringer das Verlangen nach den himmlischen Gütern ist, desto mehr wächst die Begierde nach zeitlichen Dingen, weil der Mensch ohne Liebe und Verlangen eigentlich nicht seyn kann. Daraus folgt von selbst die Pflicht, daß man der Begierde nach irdischen Gütern Abbruch thun soll, um das Verlangen nach dem Himmlischen immer mehr zu beleben.

Es genügt aber eigentlich noch nicht, nach himmlischen Gütern überhaupts zu verlangen, sondern man soll sich nach der Vereinigung mit dem höchsten Gute, mit Gott sehnen. Man muß

nach dem Himmel verlangen, weil man daselbst Gott besitzt und genießt. Wer außer Gott noch etwas Anders im Himmel verlangt, der hat keine Vorstellung von dem, was der Himmel ist. Was habe ich ohne dich, o Gott, im Himmel, fragt der Psalmist, und was auf Erden? Damit will er nichts Anders sagen, als: Wäre Gott nicht im Himmel, fände ich ihn daselbst nicht und würde ich ihn dort nicht genießen, so wäre mir der Himmel wie die Erde eine gleichgiltige Sache, wornach ich kein Verlangen trüge. Wer daher unter den himmlischen Gütern, wornach er verlangt, sich etwas Anderes vorstellt, als den Besitz Gottes, oder Gott gar davon ausschließt, der hat nicht die rechte Hoffnung. Gott muß der vorzüglichste Gegenstand unserer Hoffnung seyn, weil er auch der Inbegriff unserer Seligkeit ist. Dieses Verlangen muß übrigens mit dem Gegenstande desselben im gewissen Verhältnisse stehen. Da Gott das höchste Gut ist, so muß man auch das größte Verlangen nach ihm haben; man darf zu keinem andern Gute, wessen Art es immer sein mag, ein größeres oder auch nur ein gleich großes Verlangen haben. Man muß dieses Verlangen auch immer zu erhalten suchen; man darf es nicht schwach werden lassen, sondern man muß es immer mehr zu beleben suchen, wodurch die Hoffnung selbst immer zunimmt und fester wird.

20. Darf man auch zeitliche Güter von Gott hoffen, oder soll hierin unser Vertrauen zunächst auf die Menschen gehen?

Die geistigen Güter sind zunächst der Gegenstand der christlichen Hoffnung. Indeß haben wir hienieden auch einen Leib, der ebenfalls seine Bedürfnisse hat, und zu deren Befriedigung die zeitlichen Güter dienen. So weit daher diese zur Befriedigung unserer und der Unsrigen Bedürfnisse nothwendig sind, dürfen sie allerdings auch ein Gegenstand unserer Hoffnung werden. Im hohen Liede sagt die bräutliche Seele zu dem Herrn: Seine Linke wird er unter mein Haupt halten und seine Rechte wird mich umfangen. Hohel. 2, 6. Unter der rechten Hand, womit er uns umfängt, verstehen Origines und Ambrosius die ewigen Güter, die uns der Herr für das Heil der Seele gibt; unter der Linken aber, die er unter unser Haupt hält, die zeitlichen Güter, die er uns zur

Erhaltung des Leibes gewährt, und womit er für unsere zeitlichen Bedürfnisse sorgt. Es darf daher ein Jeder auch das Zeitliche von Gott hoffen, so weit es zu seinem Seelenheile nothwendig ist. Nur darf man die Ordnung nicht verkehren, und das Unterste nicht zu Oberst stellen. Das Oberste sind immer die geistlichen Güter; das Unterste aber die zeitlichen Bedürfnisse. Deßhalb sagt auch Jesus: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird euch beigelegt werden.

Weil der Christ auch in zeitlichen Dingen auf Gott hoffen darf, so darf er Hilfe und Beistand von ihm erwarten, um die Pflichten seines Berufes erfüllen zu können. Daher sagt schon ein Sprüchwort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Es muß aber Gott das Amt gegeben haben, d. h. man muß mit seinem Willen einen Beruf gewählt haben. Wer gegen Gottes Willen und Absicht seine Lebensverhältnisse sich wählte und einen Stand antrat, wozu er keinen Beruf hatte, kann sich keine Hoffnung auf Gottes Beistand machen. Dieß zeigt uns die heilige Schrift an Joseph und Azarias, zwei angesehenen Männern zur Zeit der Machabäer. Als sie von den glänzenden Thaten des Judas, des Machabäers hörten, sprachen sie: Auch wir wollen uns einen Namen machen, hinziehen und streiten wider die Heiden. Sie zogen hin, wurden aber geschlagen und verloren Ehre und Leben. Warum? Sie waren, sagt die heilige Schrift, nicht vom Geschlechte jener Männer, durch welche Rettung in Israel bewirkt werden soll. 1. Makkab. 5, 62. Sie hatten keinen Beruf zum Kriegführen; darum mangelte ihnen auch der göttliche Beistand dazu. Kannst du dir aber das Zeugniß geben, daß du mit redlichen Absichten in deinen Stand getreten bist, und deinen Beruf nach Ueberlegung und Anrufung der göttlichen Erleuchtung gewählt hast, dann habe Vertrauen zu Gott, und erwarte mit Zuversicht seine Hilfe. Cf. den Artikel „Beruf.“ B. 2. S. 401. u. f.

Weil der Christ in zeitlichen Dingen auf Gott hoffen kann, so darf er auch in Nöthen und Drangsalen auf die Hilfe Gottes vertrauen. Sagt ja schon das Sprüchwort: Wo die Noth am größten, da ist Gott am nächsten. Wenn die Sache auf's Aeußerste gekommen ist, sagt der heilige Chrysostomus, so hoffe auch am stärksten; denn da zeigt Gott vorzugsweise seine Macht: das ist

die Zeit der göttlichen Hilfe. Es ist für die Allmacht Gottes am rühmlichsten, dann mit seiner Hilfe hervorzutreten, wenn es mit den menschlichen Kräften zu Ende ist. Da ist auch die Hoffnung am vollkommensten, weil sie, von allem Vertrauen auf die Geschöpfe frei, auf Gott allein sich stützt. Eine solche Hoffnung hatte Abraham, von dem es heißt, daß er gegen alle Hoffnung auf die Verheißung Gottes hoffte. Röm. 4. O wie reich ist die Geschichte vieler Menschen von augenscheinlicher Hilfe Gottes in höchsten Nöthen! Wenn wir unsere eigenen Lebensverhältnisse durchforschen, so werden wir viele solche Fälle finden, in denen wir Gottes Hilfe um so näher erfahren haben, je tiefer wir in der Noth waren, und wir werden bekennen müssen: Unser Herz ist gedemüthiget worden, und Niemand half uns; wir riefen zum Herrn in unserer Trübsal, und er hat uns errettet aus unsern Nöthen. Ps. 106, 12. 13.

Weil der Christ auch in zeitlichen Dingen auf Gott hoffen darf, so kann er erwarten, daß er ihm Speise und Trank und die übrigen Lebensbedürfnisse, so weit, als er sie nöthig hat, geben werde. Er soll daher nicht kleinmüthig werden und ängstlich fragen: Was werde ich essen, womit werde ich mich bekleiden? Sorget nicht ängstlich, sagt Jesus, für euer Leben, was ihr essen werdet, noch für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist denn nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung? Gott, will der Heiland sagen, der euch das Größere, das Leben gegeben hat, wird euch auch das Geringere, den Lebensunterhalt, nicht versagen. Und Jesus fährt fort: Sehet an die Vögel des Himmels, sie säen nicht aus, schneiden nicht ein und sammeln keinen Vorrath in die Scheuern, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater; seid ihr denn nicht mehr als sie? Sehet die Lilien auf dem Felde: sie nähen nicht, sie spinnen nicht, und doch ist Salomon in all seiner Pracht nicht so schön gekleidet, wie eine aus ihnen. Matth. 6, 26. 28. Der Heiland will sagen: Betrachtet die Vögel des Himmels und die Lilien auf dem Felde. Sie sind unvernünftige und theils sogar leblose Geschöpfe; sie stehen in keinem solchen Verhältnisse zu Gott, wie ihr. Ihnen gegenüber ist Gott nur ihr Schöpfer, und doch ernährt und kleidet er sie, ohne daß sie etwas dazu beitragen. Ihr steht aber Gott ungleich näher: denn ihr seid nicht bloß seine Geschöpfe, sondern auch seine Kinder, de-

nen er sein Reich als Erbe verheißen hat; ihr säet obendrein und traget die Mühe der Aernte, ihr nähet und spinnet und arbeitet: um wie viel mehr wird Gott für euch sorgen und euere Arbeit segnen, daß ihr euern zeitlichen Unterhalt findet! Aus mehrfachem Grunde dürft ihr erwarten, daß Gott für euer zeitliches Fortkommen sorge: denn Gott ist euer Schöpfer, als solcher wird er euch das Nothwendige geben; er ist euer Vater, als solcher wird er euch auch das Nützliche und Angenehme geben; und da ihr überdieß selbst arbeitet, so habt ihr einen dritten Grund, euere Hoffnung auf Gott zu setzen, und zu erwarten, daß er es euch an den zeitlichen Bedürfnissen nicht mangeln lassen werde.

Aus diesem folgt, daß man in Allem sich auf Gott, und nicht auf die Menschen verlassen soll. Daher sagt auch der heilige Geist: Wollet nicht vertrauen auf die Großen dieser Erde, noch auf die Menschenkinder; denn von diesen kommt das Heil nicht. Ps. 145. Denn wir wissen es aus Erfahrung: die Einen wollen nicht helfen, und die Andern können nicht helfen. Thöricht sind deßwegen Alle, die ihr Heil nicht von Gott, sondern von Menschen erwarten: sie stützen sich auf einen schwachen Stab, der leicht zerbricht, und den Fall derer nach sich zieht, die darauf sich stützten. Es ist damit nicht gesagt, als dürfe man gar nie zu den Menschen seine Zuflucht nehmen, und als müsse man ihre Hilfe geradezu ausschlagen. Nimmermehr; denn Gott bedient sich ja selbst gar oft der Menschen als der Werkzeuge zu diesem oder jenem Werke unsers leiblichen oder geistigen Wohles. Aber dieses sage ich, daß überall unser Vertrauen zunächst und vor Allem auf Gott gehen müsse. Immer müssen wir sagen: Gott ist mein Heil, Gott ist es, der mir hilft; auf Gott hoffe ich daher, und ich werde nicht zu Schanden werden. Sieh den Artikel „Gott" unter dem Absatze „Vorsehung."

21. Von den wohlthätigen Wirkungen der christlichen Hoffnung.

Die christliche Hoffnung ist von den wohlthätigsten Folgen, sie zieht viele andere Tugenden nach sich; denn

1) die Hoffnung unterstützt in Versuchungen. Unser Leben auf Erden ist ein Kriegsstand. Wir haben äußere und innere Feinde. Die Welt, d. h. die bösen Menschen und der Satan fallen uns

von Außen an; unsere bösen Lüste aber bekriegen uns von Innen. Diese Feinde greifen zu allen Mitteln, um ihr Ziel zu erreichen; sie gehen mit List, mit Betrug und Schmeicheleien um; sie wenden Verheißungen und Drohungen an. Bald vereinigen sie sich, bald kommen sie einzeln. Der Satan insbesonders nimmt bald die Gestalt eines Lichtengels an; bald schleicht er wie eine Schlange einher; bald erscheint er wie ein brüllender Löwe; bald streuet er den Saamen des Unkrauts aus, während die Menschen schlafen. Ueberall sind uns Netze und Fallstricke gelegt; und dennoch sind wir schwach und armselig, und vermögen aus uns selbst nicht das Mindeste. Was vermag uns in so vielen und großen Gefahren aufzurichten, daß wir nicht verzweifeln? Die Hoffnung ist es; sie hält uns, wie ein Anker das Schiff, mitten im Sturme fest und sicher: denn sie zeigt uns, wodurch wir siegen und aus allen Gefahren gerettet werden. Die Gnade ist es, die uns stark und unsere Feinde überwinden macht, und die Hoffnung sagt uns, daß auch uns Gnade gegeben wird. In der Aussicht auf den Beistand von Oben fürchten wir keinen Feind und scheuen keine Gefahr; jetzt sind wir stark und kräftig; wir zittern nicht, wir fürchten nichts; denn die Gnade hilft uns Alles überwinden.

2) Die Hoffnung tröstet in Leiden und Verfolgungen und macht, daß wir alle Widerwärtigkeiten nicht nur geduldig ertragen, sondern auch mit Freuden auf uns nehmen. In dieser Beziehung sagt Jesus Christus: Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen, und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen; freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Matth. 5, 11. Wirklich freuten sich die Apostel, daß sie gewürdiget wurden, für den Namen Jesu Schmach auszustehen. Apostelg. 5, 41. Mit Freuden litten auch die ersten Christen, welchen der Apostel selbst dieses Zeugniß gibt: Erinnert euch der vorigen Tage, in welchen ihr nach euerer Erleuchtung einen schweren Kampf der Leiden bestandet, indem ihr einerseits durch Schmach und Trübsale zum Schauspiele geworden, anderseits Theilnehmer derer wurdet, die solches Schicksal hatten; denn ihr hattet Mitleiden mit den Gefangenen, und ertruget mit Freuden den Raub euerer Güter, wohl wissend, daß ihr ein besseres und bleibendes Gut habet. Hebr. 10, 32—35. Der Apostel sagt von

sich selbst: Allenthalben leiden wir Trübsale, aber wir werden nicht beängstiget; wir gerathen in Noth, aber wir kommen nicht um; wir leiden Verfolgung, werden aber nicht verlassen; wir werden niedergeworfen, aber wir gehen nicht zu Grunde . . .; denn wir wissen, daß derselbe, der Jesum auferweckt hat, auch uns auferwecken wird u. s. w. 2. Corinth. 4. Und wiederum: Festen Vertrauens sind wir immer, und haben guten Muth: denn wir wissen, daß, wenn dieses irdische Haus aufgelöset wird, wir ein Gebäude von Gott empfangen. 2. Corinth. 5, 1. So tröstet der Apostel sich selbst und auch die Gläubigen in seinem und ihren Leiden durch die Hoffnung und die Aussicht auf den jenseitigen Lohn. So that auch Job, so thaten die makkabäischen Brüder und ihre Mutter, so thaten alle Heilige. So müßen auch wir thun; durch die Hoffnung müßen wir uns die Leiden versüßen, und zur geduldigen, ja freudigen Ertragung derselben ermuntern. Die Hoffnung hat die Martyrer gekrönt, den Jungfrauen die Palme gereicht, den Bekennern Muth bis an das Ende verliehen. Die Hoffnung wird auch uns in allen Trübsalen mit Zuversicht erfüllen und zum glückseligen Ziele uns verhelfen, sind auch der Stürme noch so viele.

3) Die Hoffnung befreiet von irdischen Sorgen und Unruhen. Die Heiden, sagt Jesus Christus, sind ängstlich wegen ihrer zeitlichen Bedürfnisse besorgt. Matth. 6, 32. Dieses aber deßwegen, weil sie keine Hoffnung, kein Vertrauen auf Gott haben. Wer aber auf Gott hofft, der lebt ruhig und getrost; er unterwirft sich vertrauensvoll den Anordnungen der Vorsehung. Die Hoffnung flößt ihm die Zuversicht ein, daß, da uns Gott wie seine Kinder liebt, er auch auf unsere Bedürfnisse ein wachsames Auge haben wird; daß er Alles zu unserm Beßten anordne, und daß auch dasjenige, was dem Scheine nach ein Uebel ist, in der That etwas Gutes für uns sei. Dieser Gedanke erhält ihn aufrecht bei allen Vorfällen und erhält ihn ruhig in allen Zeitverhältnissen. Er thut seine Pflicht, er arbeitet so viel er kann; im Uebrigen aber vertraut er auf Gott. Er frägt nicht ängstlich, was er und die Seinigen essen werden. Von demjenigen, der die Vögel in der Luft nähret, erwartet er mit Zuversicht, daß er auch ihn den nothwendigen Lebensunterhalt finden lassen werde. Der Gedanke an

die göttliche Vorsehung und das kindliche Vertrauen auf sie läßt ihn in keiner Noth muthlos werden.

4) Die Hoffnung nährt in uns den himmlischen Sinn. Der Christ weiß es, daß die Erde nur unser zeitlicher Wohnort ist, in welchem wir wie in einem Erziehungshause für ein besseres Leben heranreifen sollen. Auf dieses ewige Heimathsland weist ihn die Hoffnung fortwährend hin. Die Folge ist, daß er Alles, was er unternimmt, mit einem beständigen Hinblick auf seine ewige Bestimmung verrichtet. Daher erlaubt er sich um eines irdischen Vortheiles oder um eines Vergnügens willen nie eine Handlung, welche ihn des Beifalles Gottes oder des ewigen Lebens unwürdig machte. Er vergißt der großen Wahrheit nicht: Was nützt es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet. Matth. 16, 26. Wer hingegen die christliche Hoffnung nicht hat, ist von selbst an das Irdische gewiesen; er verliert sich in das Zeitliche und sucht im Besitze desselben sein Glück. Daher finden wir auch, daß die Menschen um so mehr an der Erde hängen, je weniger sie von göttlichen Dingen wissen und je geringer ihr Verlangen nach dem Himmel ist. Die Hoffnung aber erstickt in uns den irdischen Sinn. Denn was für eine Neigung zu diesem Leben kann wohl der haben, dessen Herz nach dem Himmel seufzet, und der sich um der Festigkeit seiner Hoffnung willen schon während seines Wandels auf Erden als Bürger des Himmels ansieht? Schon im alten Testamente sehnten sich die Erzväter nach dem Lande der Lebendigen und den unsichtbaren Gütern, und sahen sich hienieden nur für Pilgrime und Fremdlinge an. Wie sehr aber der Christ den Gegenstand seiner Hoffnung immer vor Augen haben soll, bezeugt der heilige Paulus mit den Worten: Wir seufzen und sehnen uns darnach, mit unserer himmlischen Wohnung überkleidet zu werden. 2. Corinth. 5, 2. Dadurch wird unsere Gesinnung veredelt, und gleichsam himmlisch gemacht, und dieses bewirkt die Hoffnung.

5) Die Hoffnung ermuntert zur Tugend und zu guten Werken; denn nichts erscheint demjenigen schwer, der durch die Hoffnung auf das ewige Leben unterstützt wird. Jakob diente um die Rachel vierzehn Jahre, und achtete im Hinblick auf dieselbe keine Mühseligkeit. Wem soll der Dienst lästig fallen, wenn er das Glück

erwägt, daß er Gott selbst zum überaus großen Lohn erhalten wird? Welcher Taglöhner läßt sich die Mühe verdrießen, die Sonnenhitze und die Last der Arbeit freudig zu übertragen, wenn er auf den Lohn schaut, der ihm bestimmt ist? Arbeiten euere Dienstboten und ihr selbst des Lohnes wegen unverdrossen: warum sollte die sichere Hoffnung des ewigen Lohnes nicht auch euch zur Tugend und Frömmigkeit anspornen? Der Lohn ist überaus groß, Alles, auch das Geringste wird hundertfältig belohnt. Welch' eine Ermunterung zum Guten! Ich habe, sagt David zu Gott, mein Herz gelenkt, deine Satzungen ewig zu vollziehen um der Belohnungen willen. Auch von Moses heißt es: Für größern Reichthum als die Schätze Aegyptens hielt er die Schmach Christi; denn er sah auf die Vergeltung. Hebr. 11, 26. Und was that nicht der heilige Paulus im Hinblick auf den künftigen Lohn, er, der um Alle zu gewinnen, sich zu Jedermanns Knecht gemacht hat? 1. Cor. 9, 19.

Ist die christliche Hoffnung die kräftigste Ermunterung zur Frömmigkeit überhaupts, so pflanzt sie insbesondere gewisse Tugenden ein, die schon im bürgerlichen Leben höchst wünschenswerth sind und dasselbe angenehm machen. Die christliche Hoffnung macht nämlich genügsam, worunter jene Stimmung des Gemüthes zu verstehen ist, vermöge welcher wir unsere Wünsche, besonders in irdischer Hinsicht, in den Schranken der Vernunftmäßigkeit halten, und nicht mehr erwarten und wünschen, als wir nach dem Laufe der Natur und dem Plane der weisen Weltregierung erlangen können und zur Erreichung unserer Bestimmung nöthig haben. Diese Tugend macht, daß der Christ seine ewige Bestimmung als den höchsten Gegenstand seiner Wünsche und seiner Bemühungen betrachtet, und alles Uebrige verlangt und will er nur in so ferne, als es ein Mittel zur Erreichung dieses Gutes ist. Er folgt daher genau dem Beispiele Jesu und sagt mit ihm: Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Luk. 22, 42. Diese Gemüthsstimmung erhält ihm immer die Ruhe des Herzens und den Frieden der Seele; denn er wird nie in seinen Erwartungen getäuscht: er will ja nur, daß das geschehe, was dem Plane Gottes gemäß ist, und dieß geschieht in der That jedes Mal. Wo aber die Genügsamkeit mangelt, stellt sich nur zu oft Unzufriedenheit ein: denn je mehr Einer seine Erwartungen überspannt, desto öfter wird

er getäuscht. Dieß macht ihn unruhig und verdrießlich. Auch zu mancherlei Verbrechen, wie zum Betrug, zur Ungerechtigkeit u. s. w. verleitet die Ungenügsamkeit.

Eben so bewirkt die Hoffnung Geduld im Leiden. Allerdings wird der Mensch schon an der Hand der Vernunft zur geduldigen Ertragung der Leiden geführt; denn was hilft ihm aller Unwille; er macht sich dadurch nichts leichter, sondern vermehrt sich noch die Uebel. Allein in der Hoffnung hat der Christ noch einen viel stärkern Beweggrund zur Geduld. Die Hoffnung zeigt ihm den Lohn, welchen er sich dadurch bei Gott verdient. Und nun ist ihm nichts zu schwer. Die Hoffnung weist ihn auch hin auf die ausdrückliche Verheißung der göttlichen Hilfe; er wird sich bewußt, daß Gott ihm seine Hilfe angedeihen läßt, daß er sein Gebet um Beistand erhört. Dieß flößt ihm auch in den schwersten Prüfungen Muth ein; denn er hat das Vertrauen, daß ihn Gott nicht verlassen werde. Daher harrt er vertrauungsvoll aus, und erwartet mit Geduld die göttliche Hilfe.

Eine wichtige Wirkung der christlichen Hoffnung und des Vertrauens auf Gott ist ferners die Zufriedenheit mit Gott, mit seinen Anordnungen und unserm eigenen Schicksale. Wenn nämlich der Christ genügsam ist, wenn er seine Wünsche nach den Vorschriften der Vernunft und der Offenbarung mäßiget; wenn er Geduld besitzt und die ihn treffenden Widerwärtigkeiten als Schickungen des allweisen Gottes betrachtet: wenn dieses der Fall ist, so wünscht er keine Veränderung in der göttlichen Weltregierung und in der Leitung seiner eigenen Schicksale; er billiget Alles, was Gott anordnet; er ist überzeugt, daß Gott ihm hienieden so viele Güter zutheilt, als er zur Erreichung seiner ewigen Bestimmung unumgänglich nothwendig hat; er weiß auch, daß ihm weder mehre, noch größere Leiden aufgelegt werden, als er zu tragen im Stande ist. Diese Zufriedenheit mit den Anordnungen Gottes ist die Hauptstütze unsers irdischen Glückes; sie macht uns die Freuden des Lebens, die wir so reichlich aus der Hand Gottes empfangen, erst recht bemerklich, welche der Unzufriedene größtentheils übersieht, weil er seine Aufmerksamkeit nur auf die Leiden richtet, die ihn drücken. Sie verhütet, daß wir unsere Drangsale nicht zu unserer eigenen Marter übertreiben, sondern sie für das

ansehen, was sie wirklich sind, nämlich für Mittel zur Beförderung unsers höchsten Gutes. Daraus entsteht eine wahre Heiterkeit des Geistes, die Welt gewinnt, ungeachtet der mannigfaltigen Leiden, ein freundliches Ansehen, in welchem man ruhig und unbesorgt seiner Bestimmung nachlebt, während der Unzufriedene gegen die Anordnungen der Vorsehung murrt, mit unfruchtbaren Wünschen sich martert, das Gute, welches ihm zugetheilt wird, nicht merkt; die Leiden, welche ihn treffen, durch seine Einbildungskraft zu seiner eigenen Qual vergrößert; seine Kräfte und seinen Muth schwächt, mürrisch ist, im Umgange unerträglich und zuletzt seines Lebens überdrüßig wird.

So ist ersichtlich, welche wohlthätigen Wirkungen die Hoffnung nach sich zieht, und welche reiche Quelle des Segens und des Heiles sie ist.

22. Von den Sünden und Fehlern gegen die Hoffnung.

Man versündiget sich auf verschiedene Weise gegen die christliche Hoffnung, dieses geschieht vorzüglich:

I. Durch Aengstlichkeit und Furchtsamkeit, sowohl in Hinsicht auf die zeitliche als die ewige Wohlfahrt. Eine solche ängstliche, übertriebene Sorge für irdische Güter wendet die Seele vom Streben nach dem Himmlischen ab, macht auf die eigentliche Bestimmung vergessen und verleitet zu mancherlei Sünden. Jesus Christus erklärt eine solch' übertriebene Aengstlichkeit und Sorgfalt für das Irdische als eine Sache der Heiden, die Gott nicht kennen. Matth. 6, 19—33. Dem Christen geziemt diese Aengstlichkeit nicht. Wer eine Vorsehung glaubt und ihr vertraut, wird diese überflüßige Sorge ablegen, und je fester seine Hoffnung und je zuversichtlicher sein Vertrauen ist, desto weniger wird er, wenn er thut, was seine Pflicht erheischt, seines zeitlichen Fortkommens wegen in Sorge seyn. Vergl. den Artikel „Güter, zeitliche;" dann auch den Artikel „Gott" unter den Absätzen „Vorsehung."

Auch bezüglich seines ewigen Heiles soll man sich nicht von zu großer Furcht ängstigen lassen. Da quälen sich gar Manche, indem sie sagen: Ich weiß wohl, daß Gott gütig ist; ich kenne aber auch seine Gerechtigkeit, und weiß, daß er die Sünder schrecklich straft. Andere ängstigen sich unter dem Vorgeben, weil der

Mensch nicht wisse, ob er der Gnade oder des Hasses würdig sei; weil man sich leicht für besser halten kann, als man in der That ist, und weil man, wenn man auch gegenwärtig im Zustand der Gnade sich befindet, nicht wissen kann, ob man nicht noch am Ende seines Lebens aus demselben falle und dadurch jämmerlich zu Grunde gehen könne. Aber man soll diese ängstlichen Gedanken beseitigen; denn eine solche Gesinnung schlägt den Muth nieder, macht zuletzt träge zum Guten und verleitet zu mancherlei Albernheiten. Man soll allerdings seiner Sünden wegen in Furcht seyn, man soll sie beweinen und über sie trauern; aber diese Traurigkeit soll nicht in Muthlosigkeit ausarten, sondern aufrichtige Reue und wahre Sinnesänderung bewirken. Man soll überhaupts sein Heil in Furcht wirken, so verlangt es auch der Apostel. Allein diese Furcht darf zu keiner Kleinmuth werden. Der Furcht muß immer die Hoffnung zur Seite stehen. Vergl. den Artikel „Furcht“ B. 7. namentlich S. 359—365; dann S. 370—376. Sieh auch den Artikel: „Gott“ in den Absätzen „Barmherzigkeit“ und „Güte“ rc.

II. Durch Mißtrauen auf Gott und seine Hilfe. Diese Sünde geschieht, wenn man Schaden von Dingen fürchtet, die entweder gar nicht existiren, oder unter Gottes Leitung stehen und uns nicht mehr schaden können, als er es zuläßt; der erstern Art sind die Gespenster, der letztern die bösen Geister. Eben so verfällt man in diese Sünde, wenn man sein Vertrauen nicht auf Gott, sondern auf sich selbst, auf seine Klugheit, Stärke, Reichthümer, dann auch auf Menschen oder andere Geschöpfe setzt. Dieß ist ein schweres Unrecht wider Gott und fügt ihm die größte Unbild zu; es kömmt, je nachdem das Mißtrauen einen höhern oder geringern Grad erreicht hat, dem Frevel der Abgötterei gleich. Denn Alles, was der Mensch höher achtet als Gott, und worauf er mehr vertraut, als auf ihn, ist gewissermassen sein Abgott geworden. Verlassen wir uns selbst also auf uns oder auf Andere mehr, als auf Gott, so haben wir uns oder Andere gleichsam zu unserer Gottheit gemacht. Wir entziehen dadurch Gott die schuldige Ehre, und wenden sie dem Gegenstande unsers Vertrauens zu. Ist dieses nicht Abgötterei? — Gott verbietet auch ausdrücklich eine solche Gesinnung; denn er sagt durch seinen Propheten: Der Weise rühme sich nicht seiner Weisheit und der Starke nicht seiner Stärke, und

der Reiche nicht seines Reichthums, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich, daß er mich kenne, und wisse, daß ich der Herr bin. Jerem. 9, 23. 24. Und noch schärfer: Verflucht sei der Mensch, der sein Vertrauen auf Menschen setzt. Jerem. 17, 5. Auch durch Salomon sagt der heilige Geist: Hab Vertrauen auf den Herrn aus deinem ganzen Herzen, und verlaß dich nicht auf deine Klugheit. Sprüchw. 3, 5. Ein solches Vertrauen auf Menschen oder andere Geschöpfe nützt auch nichts; es bringt keine Hilfe, sondern läßt zu Grunde gehen. Denn weil Gott durch das ihm entzogene Vertrauen beleidiget wird, so sendet er Solchen auch keine Hilfe, um es augenscheinlich zu zeigen, daß nur er helfen kann. Darauf deutet die Schrift hin, wenn es heißt: Wo sind ihre Götter, darauf sie ihr Vertrauen hatten? Sie mögen aufstehen, und euch helfen und in der Noth euch beschirmen. Deuter. 32, 37. Dasselbe spricht auch der Prophet aus: Wehe denen, die hinabziehen nach Aegypten um Hilfe, auf Rosse hoffend, auf Wagen vertrauend, weil ihrer viel, auf Reiter, weil sie sehr stark sind; die nicht vertrauen auf den Heiligen in Israel, und sich nicht wenden an den Herrn. Js. 31, 1. Deßwegen warnt auch der Psalmist vor einem solchen Vertrauen. Setzt euere Hoffnung, spricht er, nicht auf die Fürsten, nicht auf die Großen der Welt, nicht auf die Menschenkinder. Ps. 145, 2. Und warum nicht? Die Antwort folgt sogleich darauf. „Weil in ihnen kein Heil ist.“ Zu wem soll man also seine Zuflucht nehmen? Auch diese Frage beantwortet uns der königliche Psalmist, indem er sagt: Glückselig der Mann, der seine Hoffnung auf den Namen des Herrn setzt. Ps. 39, 5. So laßt uns denn auf Gott unser ganzes Vertrauen setzen, und von ihm allein Hilfe erwarten. Vergl. den Artikel „Gott“ bei den Absätzen: „Allmächtig“ — und besonders „Vorsehung.“

III. Durch Verzweiflung. — Die Verzweiflung ist das Aufgeben aller Hoffnung. Es läßt sich aber die Verzweiflung unter einem mehrfachen Gesichtspunkte auffassen, nämlich:

a) in Rücksicht auf den, welcher hoffen soll. Der Mensch hat in sich allerdings keine Kraft, sein Heil zu wirken. Seine ganze Kraft ist nicht in ihm, sondern außer ihm, in Gott, in den Verdiensten Jesu Christi, in der Gnade. Eben deßwegen

darf er auch auf sich selbst keine Hoffnung setzen. Wenn daher der Christ denkt: Aus mir selbst kann ich nichts Gutes vollbringen, ja nicht einmal wollen oder denken; keine Versuchung überwinden, nichts Böses meiden, die ewige Glückseligkeit nicht erreichen, und meinem Verderben nicht entgehen; — so ist dieses keine Verzweiflung, sondern ein Akt der christlichen Demuth, und daher etwas Gott Wohlgefälliges. Allein der Mensch soll bei seiner Schwäche nicht stehen bleiben, sondern auf die Gnade hinblicken. Denn da Jesus Christus Allen Gnade im Ueberflusse verdient hat; da Gott die Menschen selig haben will und zur Erreichung dieses Zieles Allen auch die hinreichende Gnade verleiht, so darf jetzt Niemand mehr daran zweifeln, daß er selig werden könne. Er kann es allerdings werden, zwar nicht aus sich selbst, aber wohl mit Hilfe der Gnade. Er darf dieselbe nur annehmen und sie benützen. Freilich ob er dieses thun werde, kann ihm, vorzüglich wenn er auf sein bisheriges Leben zurückschaut, allerdings Besorgniß einflößen. Diese Furcht ist nicht verwerflich, sondern vielmehr heilsam. Wenn aber Einer mit völliger Gewißheit behauptete, alle Gnade werde ihm nichts mehr nützen; keine werde ihn mehr rühren und keine ihm zum Heile verhelfen, weil er mit keiner mehr mitwirken werde, so wäre dieses Verzweiflung. Auch die Beharrlichkeit kann Ursache des Zweifels und selbst der Verzweiflung werden. Es ist nämlich auch hier wieder zu unterscheiden: Wenn man im Gefühle seiner eigenen Schwachheit denkt, man dürfe sich selbst nicht das mindeste Gute zutrauen und nicht die geringste Treue versprechen, und man werde im letzten Kampfe, wo die Anfälle des Feindes um so gewaltiger und grimmiger sind, ohne besondern Beistand Gottes um so weniger überwinden und beharrlich bleiben bis an das Ende, da man jetzt häufig in den geringsten Versuchungen unterliegt; und wenn diese Erwägungen Einem Veranlassung werden, Gott zu bitten, er wolle vollenden, was er in uns angefangen hat und uns beharrlich in seiner Gnade machen, so ist dieses keine Verzweiflung, sondern eine löbliche Stimmung des Herzens. Nur muß die Hoffnung die Furcht überwiegen, weil sonst der Mensch leicht kleinmüthig werden könnte. Wer hingegen geradehin es in Abrede stellte, daß er im Guten verharren werde, und immer mit dem Gedanken sich quälte, er werde, wenn auch nicht eher, noch am Ende seines

Lebens von der rechten Bahn abweichen, und könne so unmöglich selig werden; — ein Solcher verfällt in die Sünde der Verzweiflung.

b) Rücksichtlich dessen, was man hoffen soll. Gegenstand der christlichen Hoffnung ist, wie wir an seinem Orte hörten, die ewige Glückseligkeit, die Vergebung der Sünden und die Gnade oder die Mittel zur Seligkeit. Eines oder das andere dieser Güter nicht hoffen, ist Verzweiflung. Wer aus was immer für einem Grund die Hoffnung aufgibt, daß er selig werde, verzweifelt. Es wäre die Sünde der Verzweiflung, wenn man die Größe dieses Gutes mit der Armseligkeit des Menschen vergleichen, und, aus dem so großen Abstande zurückgeschreckt, sich die Erlangung desselben nicht mehr zu hoffen getraute. Denn wir dürfen bei der Hoffnung nicht bei uns stehen bleiben, sondern müssen auf Gott, seine Güte, seine Verheißungen und den Mittlertod Jesu Christi sehen. Auch ist es Verzweiflung, wenn man sich die ewige Glückseligkeit nicht zu hoffen getraut wegen des großen Abstandes unsers Wandels von dem Leben der Heiligen, und wenn man in Folge dessen verzagt wird, und weil man nicht Aehnliches aufzuweisen hat, die Hoffnung verliert. Man soll dabei bedenken, daß der Hausvater im Evangelium auch jenen, die nur Eine Stunde in seinem Weinberge arbeiteten, denselben Lohn gegeben, wie jenen, welche die Hitze des ganzen Tages getragen hatten. Man muß den Himmel nicht um seiner Werke, sondern der Güte Gottes wegen erwarten; denn die Seligkeit ist nicht bloß ein Lohn, sondern auch ein Geschenk. Man darf zwar nichts unterlassen, was berechtigen kann, diesen Lohn zu hoffen; wenn wir aber auch nicht so viel, als Andere gethan haben, dürfen wir doch auch nicht verzweifeln, ja selbst dann nicht, wenn wir bisher noch nichts für den Himmel gethan hätten, sondern wir sollen wenigstens die letzten Stunden noch benützen. Sagen: „Es ist zu spät“ — da doch die Seele noch im Leibe ist, heißt verzweifeln.

Um seiner Sünden willen verzweifelt, wer sich die Vergebung derselben nicht zu hoffen getrauet. So gibt es Manche, die da meinen, ihre Sünden sind zu groß und zu viel, als daß sie ihnen Gott vergeben könne oder wolle. Aber kann denn die Größe der Sünden Gottes Macht, kann ihre Menge Gottes Güte und Treue aufheben? Freilich wer die von Jesus Christus eingesetzten Gnaden-

mittel verschmäht, da er sie doch gebrauchen könnte, hat keine Hoffnung zur Erlangung der Verzeihung. Wer aber Alles in der rechten Weise thut, was Christus und die Kirche den Sündern vorschreiben, und auch dann sich noch keine Verzeihung zu hoffen getraut, der verzweifelt, und seine Sünde ist hiebei um so größer, da er nicht bloß die Treue Gottes, sondern auch die Kraft der Verdienste Jesu Christi läugnet. Es ist dabei nicht nöthig, daß er seine Gesinnung mit Worten erklärt und sagt, er hoffe keine Verzeihung mehr; sondern es ist schon Verzweiflung, wenn er innerlich die Hoffnung aufgibt.

Die Verzweiflung bezüglich der Gnade oder der Mittel zur Seligkeit kann sich auf verschiedene Weise äußern. In diese Sünde verfallen jene, welche die angeordneten Gnadenmittel nicht gebrauchen, daher nicht mehr beichten wollen, unter dem Vorgeben, weil es ihnen nicht mehr nütze und sie schon verloren seien. Auch Solche gehören hieher, die nicht mehr zur Kirche kommen, ja nicht einmal mehr beten wollen, unter dem Vorwande, es helfe ihnen das Gebet nichts, weil Gott die Sünder nicht erhört. Allein kann der Mensch gleichwohl im Zustand der Sünde nichts Verdienstliches für das ewige Leben thun, und daher auch nicht auf eine Gott wahrhaft wohlgefällige Weise beten, so darf er doch deßwegen das Gebet nicht aufgeben, und nicht an aller Kraft desselben für sich verzweifeln. Es ist auch dem Sünder gut und heilsam zu beten, weil ihm Gott in Folge seines Gebetes gar oft die Gnade der Bekehrung verleiht. Dieses nicht glauben und nicht hoffen wollen, heißt sich gegen den Glauben und die Hoffnung zugleich versündigen.

In die Sünde der Verzweiflung verfallen jene, welche wegen der Schwierigkeiten, womit die Besserung und Tugend verbunden ist, oder wegen der vielen Gefahren, Versuchungen und Gelegenheiten zur Sünde sich einbilden, sie werden doch nie obsiegen, oder wenn auch einige Zeit, doch wieder rückfällig werden, und deßwegen an ihrer Besserung verzweifeln, daher auch nie Hand an das Werk derselben legen. Bei solchen Gedanken vergißt man ganz und gar auf die Gnade, als hätte man von ihr keine Kraft und Stärke zu erwarten, oder ließe Gott uns über unsere Kräfte versucht werden.

Endlich kann man verzweifeln

c) rücksichtlich dessen, von welchem man hoffen soll. In diese Verzweiflung fällt Einer, wenn er von Gott nichts mehr erwarten zu dürfen meint, gleichsam als mangelte ihm die Macht zur Hilfe und zur Rettung. Wer da immer denkt, Gott könne ihm seine Sünden nicht mehr verzeihen; er könne nicht mehr zurecht gebracht werden; man solle sich nur keine Mühe mehr mit ihm geben, es sei um ihn schon geschehen: ein Solcher verzweifelt an der Allmacht Gottes. Er sündiget nicht bloß wider die Hoffnung, sondern greift Gott in seiner Wesenheit an, indem er ihn nicht mehr als den Allmächtigen erkennt, sondern ihm Schranken setzt, über welche hinaus er nichts mehr wirken kann. — Auch auf die Güte Gottes kann sich die Verzweiflung erstrecken, wenn man nämlich bestreitet, daß Gott den Willen zum Verzeihen habe. — Auch ein Solcher greift Gott in seiner Wesenheit an, weil er jene Eigenschaft in Zweifel zieht, ja in Abrede stellt, wodurch Gott, wie er selbst sagt, am meisten seine Größe offenbart, nämlich seine Güte und Barmherzigkeit. Hat Gott nicht den Willen zu verzeihen, ist er also nicht mehr der Allgütige, so ist er auch nicht mehr das vollkommenste Wesen, nicht mehr Gott, weil seiner Vollkommenheit etwas mangelt, nämlich der unendlich gnädige Wille. — Endlich kann die Verzweiflung auf die Treue Gottes gehen, wenn man nämlich besorgt, Gott werde sein Wort brechen und seine Verheißungen nicht erfüllen; er werde uns nicht selig machen; er kümmere sich überhaupts nicht um den Menschen; er merke auch nicht auf unser Gebet, und gewähre uns in unsern Nöthen und Gefahren und im Kampfe mit unsern Feinden keine Hilfe. Würde man Solches gleichwohl auch nicht aussprechen, aber sich so betragen, daß es deutlich ist, man hoffe und erwarte von Gott nichts, so wäre auch dieses schon eine thatsächliche Lästerung Gottes und mehr oder weniger Verzweiflung an der Wahrhaftigkeit seiner Verheißungen. Und wenn man auf so viele Menschen sieht, die ihre Tage in Wohlleben und Müssiggang hinbringen, die nur den irdischen Genüssen nachjagen und keinen seligern Wunsch kennen, als hienieden im Ueberfluße aller Güter zu sitzen, um ein jedes Vergnügen sich gewähren zu können, dabei aber kaum kaltsinnig an Gott und den Himmel denken: heißt das nicht seine Hoffnung aufgeben, heißt es nicht die Wahrhaftigkeit der Verheißungen Gottes in Zweifel

ziehen, heißt es am Ende nicht selbst an seiner Treue verzweifeln? Spricht man es denn nicht bei jeder Gelegenheit aus: man müße das Gegenwärtige genießen; das Zukünftige sei ja ungewiß, und es sei möglich, daß mit diesem Leben Alles zu Ende gehe. Es ist gewiß ein hoher Grad des Mißtrauens, wenn man sich schon vorhinein bezahlen läßt, und nicht borgen will: so ist es auch das größte Mißtrauen in die Verheißungen Gottes, wenn man schon hienieden seinen Lohn verlangt, und die Anweisung auf jenseits nicht annehmen will. Ist dieses auch noch keine wirkliche Verzweiflung, so ist es doch in den meisten Fällen der sichere Weg dazu.

Noch ein Wort über die Folgen der Verzweiflung. Diese sind höchst traurig. Verzweifelt Einer an der Möglichkeit der Besserung, so wird er sich nicht nur keine Mühe mehr geben, seine bösen Gewohnheiten zu bekämpfen, sondern vielmehr gleichgiltig von einer Sünde in die andere fallen; verzweifelt aber Einer an der Möglichkeit der Sündenvergebung, so treibt ihn dieses Gefühl nicht selten zum Selbstmorde, wie wir es bei Judas sehen.

IV. Durch Vermessenheit. Diese besteht darin, daß man Dinge von Gott erwartet, ohne die, von der Vernunft oder der Offenbarung vorgeschriebenen Mittel zu gebrauchen, ja ungeachtet man oft das Gegentheil davon thut. So verfällt derjenige in diese Sünde, welcher durch Ausschweifungen auf seine Gesundheit losstürmt, aber dennoch die Erhaltung derselben hofft; deßgleichen derjenige, der bei einem fortgesetzten sündhaften Wandel den Himmel hofft. Man erwartet dabei gleichsam ein Gottes unwürdiges Wunder, und dieses heißt Gott versuchen. In die Sünde der Vermessenheit fallen insbesonders jene, welche ihre Buße bis an das Ende ihres Lebens verschieben, und jene, welche in der Hoffnung, daß sie wieder beichten können, immer in ihre alten Sünden zurückfallen. Wie gefährlich das Erstere ist, davon haben wir beim Artikel „Buße“ B. III. S. 230—266 gehandelt. Nicht minder gefährlich ist es, in der Hoffnung auf die Beicht zu sündigen. Heißt dieses nicht ein Gnadenmittel, welches Gott aus Liebe zu unserm Heile eingesetzt hat, sich selbst zum Verderben umwandeln? Denn einmal nimmt in Folge der wiederholten Rückfälle, wodurch man zuletzt gar nicht mehr beunruhiget wird, die Neigung zum Bösen immer zu, und wird zuletzt zur Gewohnheit. Es geht hier

stufenweise, wie es schon die heilige Schrift andeutet, indem sie sagt: Sequitur eam quasi bos, d. h. anfangs geht der Mensch langsam und gleichsam mit Widerwillen, wie ein schwerfälliges Lastthier, das langsam einherschreitet; dann aber: „Quasi agnus lasciviens“, d. h. nachher sündiget der Mensch schon bereitwilliger, mit Freude und Zuneigung, gleich einem muntern Lamm, welches auf der Weide herumspringt; endlich aber: Velut si avis festinet ad laqueum, d. h. zuletzt fliegt er gleich einem Vogel den ihm gelegten Schlingen zu. Was das Betrübendste dabei ist, so setzt der heilige Geist hinzu: Et nescit, quod de periculo animae illius agitur, (Sprüchw. 7, 22. 23.), d. h. der unglückliche Sünder weiß es nicht, daß es sich dabei um die Gefahr seiner Seele handelt. Wenn daher die Beicht ein jedes Mal sogar giltig abgelegt würde, so wäre ein solcher Mensch dennoch schlimm daran. Denn wenn die Beicht auch die Sünde austilgt, so wird doch die bereits vorhandene Fertigkeit zur Sünde und die böse Gewohnheit nicht hinweggenommen. Es betrügt sich also der Sünder selbst, wenn er glaubt, es sei einerlei, ob er eine oder zehn Sünden begehe, weil er eben so leicht zehn als eine in der Beicht entdecke; denn er bedenkt nicht, daß durch die Anhäufung nicht nur die Buße vermehrt wird, sondern sein ganzer Zustand sich verschlimmert, weil sein Verstand immer mehr verblendet, sein Herz immer mehr verhärtet, die Gewohnheit zum Bösen und daher auch der Hang zur Sünde immer größer wird. Aber man kann nicht einmal zugeben, daß Solche, welche in der Hoffnung auf die Beicht sündigen, eine wahrhaft giltige Beicht ablegen. Zur giltigen Beicht gehört ja immer auch der Vorsatz, oder der ernstliche und kräftige Wille, sich zu bessern. Wie kann denn da von einem Vorsatze die Rede seyn, wo immer der Wille zur Sünde vorhanden ist? Sei daher in dieser wichtigen Sache Keiner vermessen, sondern wenn der Versucher mit der Hoffnung auf die Beicht verführen will, so sage ein Solcher zu sich selbst: Wer weiß es, ob ich recht und giltig beichten werde! Wie hart wird es seyn, das, wornach ich jetzt so sehr verlange, dann vom Grund der Seele zu verabscheuen? Kann ich hoffen, daß sich mein Herz auf einmal so sehr verändern werde? Weiß ich, ob mir Gott die Gnade wahrer Zerknirschung geben wird? So vielen vermessenen Sündern hat er sie nicht gegeben:

was berechtiget mich zur Hoffnung, daß er sie mir verleihen werde? Meine so oftmaligen und muthwilligen Rückfälle, würden sie mir auch jedes Mal vergeben, verstärken doch die böse Gewohnheit; wie sehr muß ich besorgen, daß diese Gewohnheit am Ende zur Unbußfertigkeit werde!

Man sündiget wider die Hoffnung noch

V. durch ein blindes, abergläubisches und lästerndes Vertrauen. Blind ist das Vertrauen, wenn man von Gott etwas erwartet, ohne einen vernünftigen Grund zu haben, ja nur zu wissen, warum. Sehr nahe grenzt dieses Vertrauen an Vermessenheit, wenn man einen gewissen Erfolg ohne Gebrauch der zur Erreichung desselben vorhandenen Mittel hofft. So ist Einer ernstlich krank: er ruft keinen Arzt, gebraucht keine Mittel, und sagt dabei: „Ich werde doch schon wieder gesund“ — ungeachtet sich sein Zustand fast stündlich verschlimmert. Dem blinden Vertrauen liegt etwas, dem Glauben an ein Fatum oder blindes Ohngefähr Aehnliches zu Grunde. Hierin liegt auch vorzüglich das Sündhafte desselben.

Das abergläubische Vertrauen erwartet von Gott gewisse Dinge durch solche Mittel, welche dazu nicht angeordnet sind. Es wäre ein abergläubisches Vertrauen, wenn Jemand in einer ernstlichen Krankheit den Gebrauch aller Arzneimittel unter dem Vorwande verweigerte, er wolle gewisse Gebete verrichten, und werde in Folge davon schon gesund werden. Wir verweisen hier auf den Artikel „Aberglauben“ zurück.

Das lästernde Vertrauen besteht darin, daß man zur Ausführung unmoralischer Werke den Beistand Gottes hofft, oder sich denselben dazu erbittet. In diese Sünde verfällt man, wenn man z. B. zu einer Betrügerei, zu einem Diebstahl u. s. w. die göttliche Hilfe sich erfleht.

Artikel CI.

Jesus Christus

(Erlöser, Heiland: — seine Gottheit; seine Menschwerdung; — sein Leiden und Sterben am Kreuze; — seine Himmelfahrt u. s. w.).

1. Wer ist Jesus Christus?

Jesus Christus ist von Ewigkeit der eingeborne Sohn Gottes, in der Zeit aber hat er, um uns zu erlösen, im Schooße der seligsten Jungfrau Maria Fleisch angenommen, und ist wahrer Mensch geworden; er ist daher Gott und Mensch zugleich. Als Solcher hat er für uns auf Erden gelebt, gelehrt und gewirkt, auch gelitten, und ist als Solcher am Kreuze für uns gestorben. — Hiemit ist zugleich angedeutet, was in diesem inhaltsreichen Artikel zur Abhandlung kommen wird; wir haben nämlich zu reden:

1) Von der Menschwerdung des Sohnes Gottes, und was sich geschichtlich daran reiht;

2) wir haben ihn zu betrachten in seiner Wesenheit, und zu beweisen, daß er Gott und Mensch zugleich ist, daher zwei Naturen hat und Eine Person ist;

3) wir haben auseinander zu setzen, was er für unser Heil auf Erden gethan, daher auch von seinem Leiden und Sterben zu reden, und was darauf folgte, und im Geiste ihn zu begleiten, nicht bloß bis er zur Rechten seines Vaters im Himmel den Thron seiner Herrlichkeit einnimmt, sondern selbst bis zum großen Tage, wo er wieder kömmt mit Majestät, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Dieß der gedrängte Inhalt des vorliegenden Artikels.

2. Schriftstellen.

Ich und der Vater sind Eines... Thue ich die Werke meines Vaters nicht, so möget ihr mir nicht glauben; thue ich sie aber,

so glaubet den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollet, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist, und ich in dem Vater bin. Joh. 10, 30. 37 u. 38.

Ihr sucht mich zu tödten, als einen Menschen, der ich euch die Wahrheit gesagt habe. Joh. 8, 40.

Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus. 1. Timoth. 2, 5.

Es geziemte uns, daß wir einen solchen Hohenpriester hätten, der da wäre heilig, schuldlos, unbefleckt, ausgeschieden von den Sündern und höher als die Himmel geworden; der nicht jeden Tag nöthig hat, wie die Hohenpriester zuerst für seine eigenen Sünden Opfer darzubringen, dann für die des Volkes; denn dieses hat er einmal gethan, da er sich selbst aufopferte; denn das Gesetz stellt Menschen zu Hohenpriestern auf, die Schwachheiten haben; das Wort des Eides aber, das nach dem Gesetze gekommen ist, den Sohn, den Vollkommenen in Ewigkeit. Hebr. 7, 26—28.

Wahrhaft und aller Annahme werth ist das Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in diese Welt, die Sünder selig zu machen. 1. Timoth. 1, 15.

Ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß, wie ich euch gethan habe, so auch ihr thun sollet. Joh. 13, 15.

Auch andern Staaten muß ich das Evangelium vom Reiche Gottes predigen, weil ich dazu geschickt bin. Luk. 4, 43.

Ich gebe euch ein neues Gesetz, daß ihr euch gegenseitig liebet, wie ich euch geliebt habe. Joh. 13, 34.

Christus ist einmal für unsere Sünden gestorben, der Gerechte für die Ungerechten, um uns mit Gott zu versöhnen. 1. Petr. 3, 18.

Christus erlöste uns von dem Fluch des Gesetzes, indem er selbst für uns zum Fluch geworden ist. Gal. 3, 13.

Der Menschensohn kam nicht, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen, und sein Leben zur Erlösung Vieler hinzugeben. Matth. 20, 28.

Meine Kindlein, dieses schreibe ich euch, damit ihr nicht sündiget; wenn aber Einer gesündiget, so haben wir einen Fürbitter beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten. 1. Joh. 2, 1.

Alles hat er seinen Füßen unterworfen, und ihn selbst ge-

geben als Haupt über seine ganze Kirche, welche ist sein Leib. Eph. 1, 22.

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Die Menschwerdung ist das größte Wunder der Allmacht Gottes. — Nicht die Größe der Himmelskörper, nicht der Glanz der Gestirne, nicht der Schmuck des Universums, nicht die immerwährende Regierung der Welt beweist die Vortrefflichkeit der göttlichen Kraft und Allmacht so sehr, als jenes Herabsteigen Gottes zur Schwachheit unserer Natur. Gregor. Nyss. — Die Menschwerdung ist das größte Wunder; denn es vereinigte sich, was sich sonst nicht vereinigen kann, nämlich nicht bloß Gott mit der zeitlichen Geburt, und mit der Zeit das, was außer aller Zeit ist, und mit dem Raum, was nicht umfaßt werden kann; sondern auch die Mutterschaft mit der Jungfräulichkeit, die Schmach mit dem, was vortrefflicher ist, als alle Ehre; mit dem Leiden das Leidensunfähige; mit der Vergänglichkeit das Unsterbliche und Unvergängliche. Gregor. Naz. orat. 39.

In Christus sind zwei Naturen, aber nur Eine Person. — Durch Vereinigung und Verbindung sind Eines das Wort Gottes und das Fleisch, ohne alle Vermischung und Untergang der Naturen, sondern durch eine gewisse, unaussprechliche und unerklärliche Vereinigung. St. Basil. in ps. 45. — Wie in der Einheit der Person die Seele mit dem Leibe sich vereiniget, damit der Mensch wird, so wird in der Einheit der Person Gott mit dem Menschen vereint, damit Christus sei. In jener Person ist also eine Verbindung der Seele mit dem Leibe, in dieser Person eine Verbindung Gottes mit dem Menschen, ... die Person des Menschen ist also eine Verbindung der Seele mit dem Leibe, die Person Christi aber eine Verbindung Gottes mit dem Menschen. St. August. ep. 3. — Der Sohn Gottes hat im Schooße der heiligen Jungfrau durch eine unaussprechliche Vergesellschaftung und Verbindung so Fleisch angenommen, daß das Wort Mensch, und der Mensch Gott, und der nämliche Einer ohne Veränderung der Eigenheiten der Naturen wurde. Vigil. libr. I. contr. Eutych.

Obschon in Christus zwei Naturen sind, so ist er doch nur Eine Person. — Das Wort ist wahrhaft Mensch

geworden, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob zwei Christus wären, sondern derselbe (Christus) ist Gott und Mensch. Epiphan. haer. 77. — Das, was Christus nicht war, hat er angenommen, nicht indem er zwei geworden, sondern indem er aus Zweien Eines werden wollte; denn Beides, das, was annahm, und das, was angenommen ward, ist Gott, indem zwei Naturen sich in Einem verbanden, nicht aber zwei Söhne. Gregor v. Naz. orat. 31. — Der Menschensohn hat eine Seele und einen Leib; der Sohn Gottes, welcher ist das Wort Gottes, hat den Menschen, wie die Seele den Leib. Wie aber die Seele, indem sie einen Leib hat, nicht zwei Personen ausmacht, sondern nur Einen Menschen; so macht das Wort, indem es Mensch geworden, nicht zwei Personen, sondern den Einen Christus. St. Augustin. tract. 20. in Joan.

Christus ist unser Arzt.

Jesus heißt in der hebräischen Sprache so viel, als Heiland oder Arzt. Epiphan. haeres. 29. — Jesus heilt die Kranken, und den Geheilten gibt er nichts Geringeres, als sich selbst. Der Heiland ist die Hilfe des Kranken; er ist auch der Lohn des Geheilten. Daher sollen zu ihm Alle kommen, die geheilt werden wollen. St. August. serm. 3. de ver. Apost.

Christus ist unser Muster und Beispiel. — Wer unterrichtet, lehrt nicht bloß mit dem Worte, sondern auch mit dem Werke; denn dieses ist die beste Art zu lehren. Auch der Steuermann läßt seinen Schüler zu sich hinsetzen und zeigt ihm, wie er den Schiffskiel leiten soll, und fügt zur Rede das Werk hinzu. Auch der Baumeister unterrichtet den, welchem er eine Wand bauen lernen will, sowohl im Werke, als in der Rede. So machen es auch der Weber, der Gold- und der Eisenschmied, so ein Jeder in seiner Kunst: sie lehren mit Worten und mit Thaten; weil nun auch Christus deßwegen kam, uns in jeder Tugend zu unterrichten, so lehrte er das, was wir thun müssen, sowohl mit Worten, als in der That. St. Chrysost. — Jesus führte unser Leben, auf daß er dir zeigen konnte, wie sehr jenes Leben zu verachten sei, welches du liebtest. St. Augustin. in Ps. 147. — Dem Menschen, welchen man sah, durfte man (vor Christus) nicht nachfolgen. Damit dem Menschen derjenige, welchem er folgen sollte, sichtbar dargestellt würde, ist Gott Mensch geworden. Derselbe. —

Laß uns mit ganzem Herzen bemüht seyn, die Beispiele unsers Erlösers nachzuahmen, denn Alles that und ertrug er zu unserm Heile, auf daß die Tugend, welche das Haupt besitzt, auch dem Leibe eigen werde. Der heilige Leo.

Christus erlöste uns von dem Tode.

Nachdem das Leben zu uns gekommen ist, wurde die Herrschaft des Todes zernichtet; und nachdem uns das Licht aufgegangen ist, gibt es keine Finsterniß mehr. Ewig bleibt jetzt in uns das Leben, und der Tod kann es nicht mehr überwinden. St. Chrysost. hom. 5. in Joan. — Das Wort Gottes nahm sich aus der sterblichen Natur des Adam selbst einen Leib, um den Tod aus unserer Mitte hinwegnehmen zu können. Theoph. — Eine solche Gnade erwies Gott dem Glauben, daß der Tod, der bekanntlich dem Leben entgegen ist, das Werkzeug wurde, wodurch man zum Leben überging. St. August. de civit. Dei lib. 13. c. 4.

Um die Gerechtigkeit seines himmlischen Vaters zu verherrlichen, wollte Christus in Menschengestalt dem Teufel seine Beute wieder entreißen. — Der Stolz jenes alten Feindes hat sich nicht mit Unrecht über alle Menschen ein tyrannisches Recht angemaßt, und nicht wider Gebühr hielt er diejenigen in seiner Botmäßigkeit, welche er mit freier Zustimmung vom Gebote Gottes abtrünnig und seinem Willen unterwürfig gemacht hatte. Er würde daher nicht nach Gerechtigkeit die Herrschaft über das ihm ursprünglich unterworfene Geschlecht verloren haben, wenn er nicht bezüglich dessen, was er sich unterworfen hatte, besiegt worden wäre. In diesem für uns eingegangenen großen und bewunderungswürdigen Kampfe ist nach dem Rechte der Billigkeit gekämpft worden, indem der allmächtige Herr den so grausamen Feind nicht in seiner Majestät, sondern in unserer Schwachheit angriff; er trat ihm entgegen in der nämlichen Gestalt und in der nämlichen Natur, (in welcher der Satan früher die Eva überlistete,) in der Natur, sage ich, die theilhaftig war unserer Sterblichkeit, aber frei von aller Sünde war. Leo pap. serm. 1. u. 2. de nativ.

Christus wurde Mensch, um uns zu erlösen.

Deßwegen stieg Christus in den Schooß der Jungfrau herab und nahm Knechtsgestalt an, um für das Wohl der Geliebten leiden und sterben zu können. Der heilige Ambrosius.

Christus hat uns von der Herrschaft des Teufels befreit, und statt dessen uns Gewalt über die bösen Geister gegeben. — Die Menschwerdung des göttlichen Wortes geschah deßwegen, um in der nämlichen Natur, welche gefallen und verdorben war, jenen Tyrannen zu besiegen, von dem sie betrogen worden war, und um sie auf diese Weise vom Verderben zu befreien. Damascen. libr. 3. c. 12. — Durch das Geheimniß der Menschwerdung erhielten wir Gewalt über den Satan, der durch die Krankheit des Stolzes geblendet, sich für kein Geschöpf mehr hielt, sondern sich dem Schöpfer gleich machen wollte. Der heilige Ambrosius.

Christus machte uns zu Kindern Gottes. — Wegen seiner unendlichen Liebe ist der Sohn Gottes geworden, was wir sind, damit er uns zu dem machen konnte, was er selbst ist. Der heilige Irenäus. — Der Sohn Gottes wurde geschickt, und wollte der Sohn des Menschen seyn, damit er uns zu Kindern Gottes machen konnte. Cypr. de oper. et eleemos. — Der der Natur nach eingeborne Sohn Gottes ist wegen uns aus Barmherzigkeit Menschensohn geworden, daß wir, die der Natur nach Menschenkinder sind, durch seine Gnade Kinder Gottes würden. St. August. de civit. Dei 21, 15. — Deßwegen nennt sich Jesus den Sohn des Menschen, damit die Menschen Gott ihren himmlischen Vater nennen sollen. St. Athanas. de hum. nat. suscept.

Christus ist unser Mittler. — Als Mittler zwischen Gott und den Menschen mußte Christus wegen seiner Verwandtschaft mit beiden Naturen beide zur Freundschaft und Einheit zurückführen, und machen, daß Gott den Menschen aufnahm, und daß der Mensch sich Gott ergab. St. Iren. libr. 3. c. 20. — Dadurch ist Christus Mittler, wodurch er auch Mensch ist. St. August. de civit. Dei lib. 11. c. 2.

Christus ist unser Lehrer. Gott schickte seinen eingebornen Sohn, jenen Schöpfer der Dinge und Rathgeber, darum vom Himmel herab, damit er die heilige Religion Gottes an die Völker brächte, d. h. zu denen, welche Gott nicht mehr kannten, und daß er Gerechtigkeit lehrte, welche das treulose Volk von sich geworfen hatte. Lactant. l. 4. c. 11. — Weil das Wort selbst vom Himmel zu uns herabstieg, haben wir nicht nöthig, um

menschlichen Unterricht uns zu kümmern, und brauchen weder Athen und das übrige Griechenland, noch Italien sorgfältig zu durchforschen. Clem. Alex. — Christus kam, und wollte die Menschen eine jede Tugend lehren. St. Chrysost.

4. Ueber die Namen, welche Jesus hat.

Jesus Christus ist Gott und Mensch zugleich; einige der Namen, welche er trägt, beziehen sich daher mehr auf seine göttliche, andere mehr auf seine menschliche Natur. Bezüglich der Namen auf seine Gottheit haben wir B. 4. S. 407 u. f. gehandelt.

In Hinsicht auf seine menschliche Natur wird er Sohn des Menschen genannt. So heißt sich der Heiland selbst öfters, z. B. Matth. 8, 20. Die Juden waren nämlich gewohnt, sich nach dem Namen des Vaters zu nennen. Dieser Sitte gemäß hätte sich Jesus Sohn Josephs nennen müssen, da er aber als Mensch keinen Vater hatte, so konnte er sich eigentlich auch nicht Sohn Josephs nennen. Er nannte sich daher Sohn des Menschen. Dieses konnte er, weil er von Maria wahrhaft als Mensch empfangen und geboren worden ist. Es liegt aber zugleich in dem Namen: „Sohn des Menschen“ — eine gewisse Auszeichnung; denn Jesus führt diesen Namen, in so ferne er der vorzüglichste aller Menschen ist.

Er heißt der zweite Adam im Gegensatze zum ersten Adam, in so ferne er das vom ersten Adam stammende Verderben wieder gut machte.

Der Name Christus bedeutet so viel, als der Gesalbte, und gleiche Bedeutung hat der hebräische Name Messias. Er heißt aber Gesalbter in Hinsicht auf seine Hohepriester-, Propheten- und Königswürde.

Der gewöhnlichste Name ist Jesus, was so viel, als Heiland Retter, Befreier, Erlöser bedeutet. Davon werden wir unten noch eigens handeln.

5. Jesus Christus ist wahrer Gott.

Die Gottheit Jesu Christi beweisen wir

I. Aus der heiligen Schrift.

A. Aus dem alten Testamente. Das alte Testament enthält nicht bloß eine Menge Weissagungen und Vorbilder des

kommenden Messias, sondern bezeugt auch in mehreren Stellen, daß er der Sohn Gottes sei. Ein klares Zeugniß hiefür ist Ps. 109, 1 — 3., wo es heißt: Es sprach der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Das Scepter deiner Macht wird der Herr ausgehen lassen aus deiner Herrschaft in Mitte deiner Feinde. Bei dir ist die Herrschaft am Tage deiner Kraft, im Glanze der Heiligen; aus dem Innern erzeugtich dich vor dem Morgensterne. — Wenn David in der höchsten Stufe seiner Größe Jemanden seinen Herrn nennt, so kann er damit nur den Messias verstehen. Diesen bezeichnet er hier aber deutlich als Gott; denn im Vordersatze: „Der Herr sprach" — ist das Wort „Herr" offenbar gleichbedeutend mit dem Ausdrucke: „Gott." Eben deßwegen muß es aber auch in dem unmittelbar darauf folgenden: „Zu meinem Herrn" — dieselbe Bedeutung haben und statt Gott stehen; denn ein und dasselbe Wort kann im nämlichen Satze nicht verschiedene Bedeutung haben. Bezeugen aber die Worte, welche Gott selbst zum Messias spricht: „Aus dem Innern erzeugt ich dich vor dem Morgensterne" — nicht klar die ewige Zeugung des Sohnes aus der Wesenheit des Vaters? Und wenn dieses der Fall ist, muß der Messias nicht Gott seyn? — Jesus Christus selbst wendet diese Stelle auf sich an, und beweiset daraus den Juden seine übermenschliche Natur. Matth. 22, 43.

Bei Isaias lesen wir: Sieh, die Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, und seinen Namen wird man Emanuel nennen. Is. 7, 14. Emanuel heißt nichts Anderes, als Gott mit uns. Matth. 1, 23. Ist aber in diesem Kinde Gott mit uns, so muß es selbst Gott seyn. — Dasselbe ist gesagt Is. 9, 6. Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schulter Herrschaft ruht, und man nennt seinen Namen: „Wunderbar, Rathgeber, Gott, starker Held, Vater der Zukunft, Friedensfürst." — Und wiederum: „Dein Schöpfer wird dein Gebieter, Herr der Heerschaaren ist sein Name, dein Erlöser wird der Heilige Israels, Gott der ganzen Erde heißt er." Is. 54, 5. Auf wen paßten diese Worte, wenn nicht auf Gott?

Bei Ezechiel sagt Gott ausdrücklich, daß er selbst zu seinen Schafen kommen wolle; denn es heißt: Sieh, ich selbst will nach

meinen Schafen sehen, und sie heimsuchen, und ich selbst will meine Heerde weiden; ich selbst will sie lagern lassen, spricht Gott, der Herr. Ezech. 34, 11. 15. Wenn Jesus Christus nicht der Sohn Gottes ist, so läßt sich nicht einsehen, wie Gott selbst zu den Menschen gekommen ist.

B. Aus dem neuen Testamente.

Fast unzählbar sind die Stellen des neuen Testamentes, welche die Gottheit Jesu Christi bezeugen. Wir wollen uns diese in Classen eintheilen, indem wir sagen:

a) Jesus Christus bekennt sich selbst als Gott; denn er sagt: Alles ist mir von meinem Vater übergeben, und Niemand kennt den Sohn, als der Vater, so wie Niemand den Vater kennt als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Matth. 11, 27. Hier nennt sich Jesus den eigentlichen Sohn Gottes, dem nach Art der Erstgebornen Alles vom Vater übergeben ist; indem er sagt: Niemand kennt den Sohn, als der Vater, redet er von seinem übernatürlichen Verhältnisse zum Vater; indem er ferners sagt: Niemand kennt den Vater, als der Sohn, drückt er dasselbe aus.

Seine Wesenseinheit spricht Jesus mit Gott dem Vater aus, wenn er sagt: „Ich und der Vater sind Eins;" Joh. 10, 30.; deßgleichen: „Wer mich sieht, sieht auch den Vater." Joh. 14, 9. Und wiederum: „Alles, was nur immer der Vater hat, ist mein. Joh. 16, 15. Deßgleichen Joh. 5., wo der Heiland von sich sagt: „Der Vater hat das ganze Gericht dem Sohne übergeben, damit Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren; wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt auch den Vater nicht, der ihn gesendet u. s. w. Ausführlicher ist auf diese Stellen eingegangen B. 4. S. 398 — 401.

Jesus nennt sich den eingebornen Sohn Gottes. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingab, damit ein Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe." Joh. 3, 16.

Der Hohepriester fordert Jesum auf, zu bekennen, ob er Gott sei. „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seiest Christus, der Sohn Gottes". Darauf erwiderte Jesus mit Ja; denn er sprach: Du hast es gesagt. Matth. 26, 63 u. 64. Jesus bestätiget also feierlich und öffentlich, daß er Gottes Sohn sei, und beruft sich zum Zeichen dessen auf seine künftige

Herrlichkeit, sprechend: „Von nun an werdet ihr den Sohn des Menschen zur Rechten des Allerhöchsten sitzen, und auf den Wolken des Himmels kommen sehen.“ — Auch bei Lukas 22, 70. fragten ihn alle Gegenwärtige, ob er der Sohn Gottes sei, und er bejaht es; denn er antwortet: Ihr sagt es, ich bin es.

Es ist also klar, daß Jesus bei verschiedenen Gelegenheiten sich als Gott bekannt hat. Daraus folgt, daß er es auch seyn muß; denn sonst hätte er die Unwahrheit gesagt. Wie läßt sich aber damit die Heiligkeit seines Wandels vereinigen, ja noch mehr, wie läßt sich dann seine Wundergabe erklären?

b) Gott, der himmlische Vater, gibt Jesum das Zeugniß, daß er der Sohn Gottes sei. Dieses geschah zweimal; denn nach der Taufe Jesu erscholl über ihn die Stimme vom Himmel: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Matth. 3, 17. — Dasselbe geschah bei seiner Verklärung auf Thabor, wobei die Stimme aus den Wolken vernommen wurde: Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; ihn höret. Mark. 9, 6.

c) Die Evangelisten bezeugen Jesum als Sohn Gottes. Unter diesen steht der heilige Johannes oben an, da er ja sein Evangelium verfaßt hat, um die Gottheit Jesu zu beweisen. Gleich in den ersten Zeilen seines Evangeliums spricht er es klar aus, daß Jesus Gott sei; denn er beginnt: Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Alles ist durch dasselbe gemacht worden, und ohne dasselbe wurde nichts gemacht, was gemacht ist; Joh. 1, 1 — 4. vergl. B. 4. S. 397 u. 398. — Bei Matthäus lesen wir: Er vertraute auf Gott; er befreie ihn nun, wenn er ihn will; er sagte ja: Ich bin der Sohn Gottes. Kap. 27, 43. Und wieder: Wahrhaftig, dieser war der Sohn Gottes. Kap. 27, 54.

d) Die Apostel bekennen Jesum als Sohn Gottes. Ein solches Zeugniß legt der heilige Petrus ab; denn als Jesus die Frage an seine Jünger stellte: „Für wen haltet ihr mich?“ — nahm Petrus das Wort und sprach: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Der Heiland nahm dieses Bekenntniß nicht bloß an, sondern pries den Petrus auch darüber selig, nannte es

eine ihm von Gott verliehene Eingebung und verlieh seinem glaubensfesten Apostel bei dieser Gelegenheit den Primat. Matth. 16.

Der heilige Thomas rief, als ihm Jesus nach seiner Auferstehung seine Wunden wies, und ihm befahl, seine Finger in dieselben zu legen, aus: Mein Herr und mein Gott! Joh. 20, 28. — Auch dieses Bekenntniß bezog Christus auf sich; denn er antwortete: Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt; aber selig die, welche nicht sehen, und dennoch glauben.

Der heilige Paulus bekennt Jesum vielfältig in seinen Briefen als Gott. So sagt er: „Aus welchen (Israeliten) Christus dem Fleische nach stammt, der da ist über Alles, Gott, hochgelobt in Ewigkeit. „Röm. 9, 5. Es ist lächerlich, wenn man diese Stelle dadurch zu entkräften glaubt, daß man vor Gott ein Punktum setzt, und die nachfolgenden Worte: „Gott, hochgelobt in Ewigkeit" aus der Verbindung mit Christus reißt; denn ist Christus „über Alles," so ist er eben deßwegen auch Gott, und das Nachfolgende: „Gott, hochgelobt in Ewigkeit," — ist nur eine deutlichere Erklärung des Ausdruckes: „Ueber Alles".

Andere Stellen, in welchen der heilige Paulus Christum als Gott bekennt, sind: Der, da er in der Gestalt Gottes war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu seyn; aber sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich, und im Aeußern wie ein Mensch erfunden ward. Phil. 2, 6 — 8. — Ihm wohnt wesentlich ein alle Fülle der Gottheit. Coloss. 2, 9. — Welcher ist das Ebenbild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborne vor allen Geschöpfen; denn durch ihn ist Alles erschaffen, was im Himmel und was auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare, seien es Thronen oder Herrschaften, oder Oberherrschaften, oder Mächte, Alles ist durch ihn und in ihm erschaffen, und er ist vor Allem, und Alles besteht in ihm. Coloss. 1, 15 — 18. — Er hat in diesen Tagen zu uns durch seinen Sohn geredet, welchen er zum Erben über Alles gesetzt, durch den er auch die Welt gemacht hat, welcher, da er der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens ist, durch das Wort seiner Kraft Alles trägt, und nachdem er uns gereiniget hat, sitzet zur Rechten der Majestät in der Höhe, der um so viel besser als die Engel geworden, je vorzüglicher der Name ist, den er von ihnen ererbt hat; denn zu welchem

der Engel sprach Gott je: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt? Und wiederum: Ich werde ihm Vater, und er wird mir Sohn seyn. Und wenn er den Erstgebornen abermals in die Welt einführt, spricht er: Es sollen ihn anbeten alle Engel Gottes. In Hinsicht auf die Engel sagt er zwar: Er macht seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuerflammen; aber zum Sohne spricht er: Dein Thron, o Gott, steht immer und ewig, ein Scepter der Gerechtigkeit ist das Scepter deines Reiches u. s. w. Heb. 1, 2 — 9.

All diese Stellen zeugen deutlich für die Gottheit Jesu Christi.

e) Seine Gegner, ja selbst die Dämonen bekennen Jesum als Gott. — Wenn du der Sohn Gottes bist, so steige vom Kreuze herab. Luk. 23, 35. — Wahrhaftig, dieser war der Sohn Gottes. Matth. 27, 54. — Was haben wir mit dir, Jesus, dem Sohne Gottes, zu schaffen? Matth. 8, 29. — Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, du Sohn Gottes, des Allerhöchsten? Ich beschwöre dich bei Gott, quäle mich nicht. Mark. 5, 7. — Es fuhren von Vielen Teufel aus, die da riefen: Du bist der Sohn Gottes. Luk. 4, 41.

II. Aus der Lehre der Kirche.

Die heiligen Väter bekennen einmüthig die Gottheit Jesu Christi. Der heilige Ignatius schreibt: Ich preise Jesum Christum als Gott. Epist. ad Smyrn. Und wiederum: Einer ist der leibliche und geistige Arzt, gemacht und nicht gemacht, im Menschen Gott, im Tode das wahre Leben, sowohl aus Maria, als auch aus Gott. Epist. ad Eph. — Der heilige Clemens von Rom: Brüder, so müssen wir von Jesus Christus denken, als von unserm Gott, dem Richter der Lebendigen und der Todten. Epist. ad Corinth. — Irenäus: Es würden ihn (Jesum) weder der Herr (der Vater), noch der heilige Geist unbedingt Gott genannt haben, wenn er nicht wahrer Gott wäre. Libr. 3 advers. haeres. c. 6. — Justin, der Martyrer: Jesus Christus ist einzig und allein und eigenthümlich der Sohn Gottes und als solcher gezeugt; er ist seine Weisheit, sein Wort, sein Erstgeborner, seine Kraft. Da er nun das Wort und der Erstgeborne Gottes ist, so ist er auch Gott. Dialog. cum Tr[illegible]mens von Alexandrien: Der Vater und der Sohn sind

Ein Gott, durch welchen die Ewigkeit ist. Paedag. libr. 1. — Athenagoras: Da der Vater und der Sohn Eines sind, und der Sohn im Vater, und der Vater im Sohne ist durch die Einheit und Macht des Geistes, so ist die Intelligenz und das Wort des Vaters der Sohn Gottes. In Apolog. — Origenes: Sie sollen wissen, daß wir von diesem Jesus schon von Alters her geglaubt, daß er Gott und der Sohn Gottes sei. Contr. Cels. l. 3. — Cyprian: Gott vereiniget sich mit dem Menschen. De idol. vanit. — Tertullian: Wir haben gelernt, daß dieser aus Gott hervorgegangen, und in diesem Hervorgehen gezeugt, und deßhalb der Sohn Gottes ist, und daß er Gott genannt wird, wegen der Einheit der Substanz. Ebenso kömmt der Geist vom Geiste und ist Gott, weil er von Gott kommt, gleichwie das Licht vom Lichte. Apolog. c. 21. — Hilarius: Dieser (Jesus) ist wahrer und eigentlicher Sohn Gottes, nach dem Ursprunge, nicht nach der Annahme an Kindesstatt, in Wahrheit, nicht nach der Benennung; in natürlicher Zeugung, nicht durch Schöpfung. De Trinitat. l. 3. — Athanasius: Gerade dieses war es, warum die Juden selber Zeit unwillig wurden, weil der Herr verkündete, er sei Gottes Sohn, und Gott sein Vater. Contr. Arian. orat. 3. — Cyrillus von Jerusalem: Wenn du den Sohn hörst, so halte ihn nicht für einen, der an Kindesstatt angenommen ist, sondern natürlichen Sohn, für den eingebornen Sohn; er wird der Eingeborne genannt, weil er in der Würde der Gottheit und in der Zeugung aus dem Vater keinen Bruder hat. Catech. 11.

Damit stimmen die Aussprüche der Concilien überein, wie die Symbole der katholischen Kirche beweisen; denn im nizänischen Symbolum heißt es: Wir glauben an Einen Herrn Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes, geboren aus dem Vater, Gott aus Gott, Licht aus Licht; wahrer Gott aus wahrem Gotte; Einer Wesenheit mit dem Vater, von dem Alles gemacht ist. — Dieselbe Glaubenslehre wiederholen die spätern allgemeinen Concilien, namentlich jenes von Constantinopel, jenes im Lateran u. s. w. Wer dieser Lehre widersprach, wurde immer von der Kirche als Ketzer verdammt, wie Paul von Samosat, Arius rc. Sieh unten: Häresien, welche gegen das verstoßen, was der Glaube von Christus lehrt.

III. Aus seinen Wundern und Weissagungen.

Jesus Christus hat viele Wunder gewirkt; denn schlagen wir die heilige Schrift auf, so finden wir, daß er, ohne irgend ein Mittel der Kunst anzuwenden, oft durch ein einziges Wort, dessen Wirkungen eben so schnell als vollkommen waren, die veraltetsten und die unheilbarsten Krankheiten heilte; daß er Menschen, die stumm und taub zur Welt gekommen waren, mit Gehör und Sprache begabte, vielen Blinden das Gesicht ertheilte, die bösen Geister durch sein Machtwort aus den Leibern der Besessenen vertrieb, auf den Fluthen des Meeres wandelte; die Stürme dadurch besänftigte, daß er mit gebieterischer Stimme dem Meere zu schweigen befahl und den Winden zu brausen verbot; daß er Wasser in Wein verwandelte; mehrere tausend Menschen mit wenigen Broden speiste, so zwar, daß, nachdem alle gesättiget waren, zuletzt viel mehr übrig blieb, als anfangs vorhanden gewesen; wir finden endlich, daß er sogar Todte wieder zum Leben erweckte, und unter diesen selbst einen, der bereits vier Tage im Grabe gelegen und schon einen bösartigen Modergeruch um sich verbreitete. Cf. 1. Joh. 2.; Matth. 8.; Mark. 9.; Mark. 4. u. 5. Luk. 7.; Joh. 11. u. s. w.

All diese Wunder hat Christus in der That gewirkt; denn nicht bloß die Evangelisten und Apostel bezeugen sie, sondern auch die Feinde Jesu geben sie zu. Der Herr hat sie ja öffentlich vor allen Augen gewirkt. Niemand konnte sie leugnen. Auch hat sie Niemand von den Zeitgenossen Jesu in Abrede gestellt, weder die Juden, noch die Heiden. Die Ersteren bestätigen sie vielmehr selbst; denn sie rufen aus: „Dieser Mensch thut viele Wunder: was wollen wir machen? Zuletzt läuft ihm noch Alles nach."

Viele dieser Wunder sind wahre Schöpfungswerke. So die Vermehrung der Brode, die unter den Händen der sie austheilenden Apostel fortwährend erschaffen wurden. Ferners die Auferweckung der Todten, besonders die des Lazarus, dessen bereits in Fäulniß übergehendem Fleische Christus die vorige Frische und Lebendigkeit wieder gab.

Wer kann solche Werke zu Stande bringen? Niemand als Gott; denn sie sind Werke der Allmacht Gottes; folglich muß der, welcher sie wirkt, entweder selbst Gott seyn, oder die Macht dazu

von Gott erhalten. Dieses vorausgesetzt muß Christus Gott gewesen seyn. Denn wäre er es nicht gewesen, da er sich doch für denselben ausgab, so hätte offenbar Gott selbst durch die Verleihung der Wundergabe seinen Betrügereien Vorschub geleistet. Wäre Christus nicht Gott gewesen, so würde er, da er sich immer als Gottes Sohn ausgab, und als solcher sich huldigen ließ, der abscheulichste Betrüger gewesen seyn, der die Altäre der alten Götzen nur umriß, um sich selbst als Gott anbeten zu lassen. Er hätte die Gräuel des Götzendienstes nicht ausgerottet, sondern sie in der Welt erst wahrhaft unaustilgbar gemacht. Die Christen würden ebenso wenig den wahren Gott kennen und ihm huldigen, als die Heiden. Das Christenthum wäre nur eine andere Erscheinung des Götzendienstes. Und wie, einem solchen Menschen, dessen Ehrgeiz kein Maaß, dessen Betrügerei keine Grenze kannte, hätte Gott die Wundergabe verliehen? Da hätte ja Gott selbst den Betrügereien die größten Dienste geleistet, und die Menschen verführen helfen. Denn Christus hat seine Wunder deßwegen gewirkt, um bei den Menschen Glauben zu finden. Er beruft sich selbst darauf und sagt: Wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so glaubet meinen Werken. Ja, Christus hat seine Wunder gewirkt, um sich als Gott zu beweisen. Wir wissen aus dem Evangelium, daß die Juden Christum verfolgten, weil er am Sabbathe Wunder wirkte. Um sich zu rechtfertigen, sprach Christus: Mein Vater wirkt bis zu jetziger Stunde, und auch ich wirke. Darum strebten die Juden noch weit mehr darnach, ihn zu tödten, weil er nicht nur den Sabbath brach, sondern auch, weil er sagte: Gott wäre sein Vater, und er sich Gott gleich machte. Darum antwortete Jesus und sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, der Sohn kann von sich selbst nichts thun, außer was er den Vater thun sieht, denn Alles, was der Vater thut, das thut auf gleiche Weise auch der Sohn; denn gleichwie der Vater die Todten auferweckt und lebendig macht, also macht auch der Sohn lebendig, welche er will, auf daß Alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Joh. 5. Deutlich spricht hier Christus aus, er thue seine Wunder mit Gott, seinem Vater, und Gott, sein Vater, thue sie mit ihm kraft einer und derselben untheilbaren Wirkung; Gott, sein Vater, thue Wunder mit ihm, den Menschen zu zeigen, daß sie den Sohn ehren

sollen, wie sie den Vater ehren. Spricht er dadurch nicht klar aus, seine Wunder beweisen, daß er Gott sei? — Als die Juden einstens um Christus versammelt waren, sprachen sie zu ihm: Wie lange noch hältst du unsere Seelen hin? Bist du Christus, so sage es uns öffentlich. Jesus antwortete ihnen: Ich sage es euch, und ihr glaubt es nicht. Die Werke aber, die ich im Namen meines Vaters thue, geben Zeugniß von mir.... Meine Schafe hören meine Stimme; ich kenne sie, und sie folgen mir. Ich gebe ihnen das ewige Leben, und Niemand wird sie rauben aus meiner Hand. Ich und der Vater sind Eines. Joh. 10. Wer sieht nicht auch hier, daß Jesus mit seinen Wundern beweiset, er sei der von Gott gesandte Messias, und gleicher Gott mit demjenigen, der ihn gesendet hat? Um so deutlicher wird dieses, wenn man jene bereits angeführten Worte noch beifügt: „Der Vater, der in mir wohnet, thut die Werke. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater, und daß der Vater in mir ist, so glaubet es wenigstens um der Werke willen." Diese letzte Stelle beweiset unbestreitbar, daß Christus seine Wunder wirkte, um sich als Gottes Sohn zu beweisen.

Wir kommen zu den Weissagungen. Christus hat mehrere zukünftige Dinge vorher gesagt zu einer Zeit, wo nach der Vernunft gerade das Eintreffen des Gegentheiles wahrscheinlich war. Dahin gehören die Weissagungen von seinem Tode, von seiner Auferstehung, von der Sendung des heiligen Geistes, von der Ausbreitung und ewigen Dauer seiner Kirche, von der Zerstörung Jerusalems und seines Tempels, von der Zerstreuung der Juden in alle Länder der Welt. Diese Weissagungen haben sich alle erfüllt, und Jesus Christus ist in Folge dessen ein wahrer Prophet. Gott muß also auch diese Dinge durch ihn voraus verkündet haben. Wenn er aber nicht Gottes Sohn ist, so ist er der schändlichste Betrüger, wenn er sich für Gott ausgab, und als solcher sich huldigen ließ. Wie wäre es aber möglich, daß Gott mit einem Betrüger in so ein inniges Verhältniß getreten wäre, und ihm Dinge geoffenbart hätte, von denen selbst den Engeln des Himmels noch manche verborgen waren? Wenn Jesus nicht der Sohn Gottes ist, so mußte dem wahren Gotte Alles daran gelegen seyn, daß seine Weissagungen nicht in Erfüllung gingen; denn durch Nichts wäre sein Betrug mehr an den Tag gekommen, als wenn er hier als Lügner sich erwiesen

hätte; hingegen konnte seine Aussage, daß er wahrer Gott sei, in allen künftigen Jahrhunderten durch Nichts mehr bekräftiget werden, als wenn jene von ihm prophezeiten, wunderbaren Ereignisse wirklich sich erfüllten. Wenn Jesus nicht der wahre Sohn Gottes ist, so wäre es Gott seiner Ehre sowohl, als dem Heile der Menschen schuldig gewesen, keine der von ihm gemachten Prophezeiungen eintreffen zu lassen. Nun aber ist gerade Alles so in Erfüllung gegangen, wie es Jesus Christus vorausgesagt hat. Dadurch hat Gott selbst, der ja die Zukunft in seinen Händen hat, und sie nach seinem Wohlgefallen leitet, der Sache Jesu Christi Zeugniß gegeben; eine jede solche in Erfüllung gegangene Weissagung ist gleichsam ein gewaltiger Herold, der unaufhörlich es in die Welt ausposaunt, daß Jesus der wahre Sohn Gottes sei.

IV. Aus der Heiligkeit seines Wandels.

Jesus Christus ist das Ideal der Heiligkeit. Nie gab es auf Erden eine größere Vollkommenheit, als er sie darstellte. Selbst seine Todfeinde konnten ihm nichts vorwerfen; denn nicht bloß Judas, der Verräther, betheuerte seine Unschuld, sondern auch Pilatus, sein Richter, erklärte ihn als unschuldiges Blut. Nun dieser vollkommene Mann, der in seinem ganzen Leben so anspruchslos und demuthsvoll war, sollte auf der andern Seite in der Anmaßung so weit gegangen seyn, daß er nach göttlicher Ehre verlangte! Dieser Held der Wahrheit soll sich mit der gräulichsten Lüge so sehr befleckt haben, daß er sich für Gott ausgab, ohne es zu seyn? Wie läßt sich die Heiligkeit mit der Lüge vereinigen? Wie kann die Vollkommenheit mit dem fluchwürdigsten Laster, mit der Abgötterei sich vertragen? Nein, diese Widersprüche sind nicht möglich. Wer zugibt, daß Jesus Christus heilig gewesen, ja wer ihn nur als einen rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Mann gelten läßt: der muß auch zugeben, daß er Gott ist. Denn, wenn Christus heilig ist, so muß in seinem Munde Wahrheit seyn, und wahr muß es daher auch seyn, wenn er sagt, daß er der eingeborne Sohn Gottes sei.

V. Aus seinem Tode und seiner Auferstehung.

Das Sterbebett ist nicht der Ort, wo der Mensch in seiner Größe erscheint; hier ist vielmehr auch der Gewaltige ganz ohn-

mächtig. Für Jesus Christus gibt es eine Ausnahme; er ist auch im Tode groß. Denn in jener Stunde, wo er der Auswurf der Menschheit ist und am Holz der Schmach hängt, zeigt er eine Macht, wie sie die ganze Welt nicht besitzt. Denn was geschieht beim Tode Jesu? Die Sonne wird verfinstert, die Gräber öffnen sich, und die Todten kehren in's Leben zurück; die ganze Schöpfung befindet sich in einer solchen Aufregung, daß ein heidnischer Weltweiser ausruft: Entweder geht jetzt die Welt aus ihren Angeln, oder es leidet ein Gott. Und in der That, Gott hat nicht bloß gelitten, sondern er ist auch gestorben, und darum trauert für ihn die Natur; denn ein solches Schauspiel hat sie noch nie gesehen. Beim Tode des Königs trauert das ganze Land; dieß ist eine heilige Pflicht. Beim Tode Jesu hat aber gleichsam die ganze Schöpfung ihren Herrn und König verloren. Darum war es Pflicht für sie zu trauern, und dieß geschah durch jene wunderbaren Ereignisse, die sich beim Tode Jesu zugetragen; dadurch bekannte die ganze Natur, daß Jesus ihr Herr und Schöpfer, ihr Gott sei.

Was soll ich noch von seiner glorreichen Auferstehung sagen? Wenn Jesus schon im Tode als Gott erschienen ist: erweiset er sich nicht noch vielmehr durch seine Auferstehung als solchen? Sterben kann wohl der Mensch, und ein jeder Mensch stirbt in der That; aber wo ist derjenige, welcher, wenn er gestorben ist, wieder von den Todten auferstehen kann? Dieses vermag nur derjenige, welcher Herr über Leben und Tod ist; dieß aber ist nur Gott. Daher sagen wir: Wer aus eigener Macht sich von dem Tode wiedererweckt, muß Gott seyn. Diese Behauptung stellt Niemand in Abrede, weder die Juden, noch die Heiden, noch die Ungläubigen unserer Tage. Ein Widerspruch ist hier so lange nicht möglich, als im Menschen noch eine gesunde Vernunft wohnt. Nun ist Christus aus eigener Macht von den Todten auferstanden. Diese Thatsache steht so fest, als die Sonne am Firmament. Die Auferstehung Jesu Christi ist, so zu sagen, unter allen Wundern, die der Heiland gewirkt hat, das erwiesenste und unleugbarste. Ausführlich ist davon gehandelt B. 2. S. 17—30. Was anders folgt aber aus dem Wunder der Auferstehung Jesu von den Todten, als daß er Gott sei?

VI. Aus dem Zeugnisse der christlichen Welt und dem Tode der Martyrer.

Wenn Christus nicht wahrer Gott ist, so ist seine Lehre, wie wir schon öfters behauptet haben, die schaudervollste Lüge. Aber dann ist es unbegreiflich, wie die ganze civilisirte Welt sich zu derselben bekennen konnte: es läßt sich nicht erklären, wie die Weisesten und Frömmsten unter den Menschen das Evangelium für eine unerschöpfliche Fundgrube der tiefsten Weisheit und für den Lehrmeister aller Tugenden ausgeben können. Es läßt sich nicht einsehen, wie an diesem Wahne die Welt seit so vielen Jahrhunderten so unabbringbar festhält und dasselbe durch keine Gewalt sich nehmen läßt; wie alle frommen Seelen in demselben ihre Glückseligkeit finden und Alles dafür hinzuopfern bereit sind.

Welch' ein mächtiges Zeugniß ist ferners für die Gottheit Jesu Christi der heldenmüthige Tod so vieler unzähliger Martyrer! „Christus ist unser Gott!" — Dieß ist das Bekenntniß, welches zur Zeit der Christenverfolgungen in allen Welttheilen von allen Blutgerüsten herab vernommen wird. Drei volle Jahrhunderte hindurch hat das Heidenthum alle Macht aufgeboten, um diese Stimme zu unterdrücken; aber sie vermochte es nicht, und zuletzt haben die Verfolger selbst in diesen Ruf eingestimmt, und den als Gott angebetet, welchen sie selbst oder ihre Vorgänger als den größten Missethäter geächtet hatten. Setzen wir nun den Fall, Christus sei nicht Gott gewesen, dann waren jene heldenmüthigen Martyrer weiter nichts, als Schwärmer und Rasende, die zum Zeugniß für die gräulichste Gotteslästerung ihr Blut vergossen haben; man darf ihnen dann keine Ehre erweisen, sondern muß sie mit Fluch beladen. Ist Jesus Christus nicht der Sohn Gottes, dann verdient die Grausamkeit der heidnischen Kaiser unsere volle Anerkennung; denn sie haben sich der Sache Gottes angenommen. Gott selbst hätte sie unterstützen, und ihnen zum Siege verhelfen sollen, weil sie nur Eiferer für seine Ehre waren. Da sie aber dennoch ihre Absicht nicht erreichten, so hat entweder Gott seine Pflicht nicht gethan, weil er denen nicht half, die seine Ehre vertheidigten; oder er ist ein schwacher Gott, und seine Schmach ist um so größer, weil er

nicht einmal im Bunde mit den Mächtigen über die Schwachen den Sieg erlangte.

VII. Aus dem Erfolge der christlichen Lehre.

Daß das Christenthum auch in irdischer Beziehung eine Quelle des reichsten Segens ist und die Völker wahrhaft glücklich macht, bedarf keines Beweises mehr; denn wir haben bereits ausführlich davon gehandelt beim Artikel Christenthum B. 3. S. 267 u. f. Wenn aber Jesus nicht der Sohn Gottes ist, so ist das Evangelium eine gräuliche Gotteslästerung und eine fluchwürdige Lehre. Wie läßt sich nun erklären, daß eine Lehre, die in sich selbst fluchwürdig ist, dennoch die Quelle alles Segens für die Völker werden kann? — Welche Widersprüche auf allen Seiten, wenn Christus nicht Gott ist!

VIII. Aus der Nichtigkeit der Einwendungen, die man wider die Gottheit Jesu vorbringt.

Völlig grundlos sind die Einwendungen, womit man die Gottheit Jesu Christi bekämpft. Man sagt nämlich:

1) In der heiligen Schrift kommen viele Stellen vor, wo Christus selbst sagt, daß er nicht Gott sei; denn er nennt den Vater größer, als sich; er spricht sich die Allwissenheit ab, indem er sagt, daß den Gerichtstag der Vater allein wisse u. s. w. — Diese und ähnliche Aeußerungen aus dem Munde Christi sind an sich klar, wenn man erwägt, daß in Christus zwei Naturen sind, die göttliche und die menschliche, und daß also der Herr in all' jenen Stellen, wo er sich für minder bezeichnet, als der Vater ist, nur von seiner Menschheit redet. Dabei ist nicht zu übersehen, daß Jesus an vielen andern Stellen seine Wesensgleichheit mit dem Vater ausspricht, so wenn er sagt: Ich und der Vater sind Eines.

2) Die Gegner berufen sich noch auf einige andere Schriftstellen zur Begründung ihrer Behauptung, daß Jesus nicht der Sohn Gottes sei, aber mit eben so geringem Erfolge. Sie sagen nämlich:

a) Der heilige Paulus nennt ihn den Erstgebornen vor allen Geschöpfen. Coloss. 1, 15. Daraus folgt, daß Jesus, wenn er auch noch so hoch steht, dennoch

ein Geschöpf ist. — Allein „der Erstgeborne vor allen Geschöpfen" bedeutet hier nicht eine Gleichheit Jesu mit den Geschöpfen, sondern sagt nur aus, daß er vor allen Geschöpfen war, und diese erst durch ihn geworden sind. Statt gegen seine Gottheit zeugt daher die Stelle eher für dieselbe.

b) Johannes sagt von Christus: Der nach mir kommen wird, ist vor mir gemacht. Joh. 1, 15. Mit dem Ausdruck: „Gemacht" — bezeichnet Johannes Christum deutlich als Geschöpf. — Keineswegs; denn Johannes wollte hier nichts Anders sagen, als daß Christus ihn an Würde weit übertreffe. So bezeugt auch diese Stelle vielmehr das Gegentheil.

c) Der Apostel Paulus sagt: Es ist Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus. 1. Timoth. 2, 5. Hier ist Christus offenbar als Mensch bezeichnet. — Keineswegs; denn durch das Wort: „Ein Gott" — wird die Gottheit Jesu nicht ausgeschlossen. Die heiligen Väter behaupten vielmehr, daß sich der Ausdruck: „Ein Gott" — auf Jesus bezieht, und seine Gottheit hier behauptet wird.

6. Jesus Christus, der Sohn Gottes, ist wahrhaft Mensch geworden, daher ist er auch wahrer Mensch.

Auch der Glaube, daß Jesus Christus wahrhaft ein Mensch sei, ist ungemein wichtig; denn mit ihm fällt oder steht das Geheimniß der Erlösung. Daher haben jene, welche leugneten, daß Jesus ein wahrer Mensch gewesen, das Christenthum in seiner Wurzel angegriffen. Allein Christus ist wahrhaft Mensch geworden, und daher ein wahrer Mensch. Dieses beweisen wir:

I. Aus der heiligen Schrift:

In der heiligen Schrift wird Christus der Name „Mensch" beigelegt. So lesen wir: Ihr sucht mich zu tödten, als einen Menschen, der euch die Wahrheit gesagt hat. Joh. 8, 40. — Ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus. 1. Timoth. 2, 5.

Die heilige Schrift legt Christo einen Leib zu, und dann auch

Theile desselben. So heißt es: Er trug unsere Sünden an seinem Leibe. 1. Petr. 2, 24. Ferners: Sie kam, meinen Leib zu salben. Mark. 14, 8. — Auch einzelne Theile des Leibes werden Christo zugeschrieben; denn wir lesen: Er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite. Joh. 20, 20. Sehet meine Hände und meine Füße... Berühret mich, und sehet; denn ein Geist hat kein Fleisch und kein Gebein, wie ihr seht, daß ich es habe. Luk. 24, 39.

Auf gleiche Weise legt die heilige Schrift dem Herrn menschliche Attribute bei, so das Wachsen: „Der Knabe wuchs und nahm zu" Luk. 2, 40.; — das Hungern: „Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, so hungerte ihn" Matth. 4.; das Essen: „Der Menschensohn kam und aß und trank" Matth. 11, 19.; das Ermüden: „Jesus, der von der Reise ermüdet war, setzte sich neben den Brunnen nieder" Joh. 4, 6.; das Weinen: „Als Jesus die Stadt ansah, weinte er über sie." Luk. 19, 41.

Christus hat nach der heiligen Schrift auch eine menschliche Seele und Kräfte derselben; denn es heißt von ihm: „Meine Seele ist betrübt" Matth. 26, 38.; „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist" Luk. 23, 46.; „Jesus nahm zu an Weisheit und an Alter" Luk. 2, 52.; „als der Herr sie sah, wurde er vom Mitleiden gerührt, und sagte: Weine nicht!" Luk. 7, 13.; „ich verlangte dieses Pascha mit euch zu essen, ehe ich leide" Luk. 22, 15.; „ich freue mich euertwegen, weil ihr glaubet, daß ich nicht dort war" Joh. 11, 15.; „in jener Stunde frohlockte er im heiligen Geiste und sprach: Ich danke dir Vater" u. s. w. Matth. 26, 37.

II. Aus der Lehre der Kirche.

Alle heiligen Väter bezeugen, daß Jesus Christus wirklich Mensch geworden ist. Hören wir einige Zeugnisse! Der heilige Polykarp sagt: Ein Jeder, der nicht bekennt, daß Jesus Christus im Fleische erschienen sei, ist ein Antichrist. — Justin der Martyrer: Der Sohn ist das Wort, und ist durch die Inkarnation Mensch geworden. Apol. 1. — Ambrosius: Wenn Christus nicht Mensch war, so starb er nicht, ist nicht gekreuziget worden, und nicht auferstanden. — Epiphanius: Das Wort nahm Fleisch an, und ward als Mensch befunden, er wurde von den Schriftgelehrten ergriffen und reichte seinen Nacken den Geißelhieben dar. —

Der heilige Augustin: Wir glauben, daß unser Herr Jesus Christus keinen eingebildeten oder aus bloßer Form zusammengesetzten, sondern einen festen Körper angenommen habe, und daß dieser Hunger und Schmerz ertragen, und geweint und alle Beschwerden des Fleisches empfunden habe. Serm. 3. de temp.

Hiemit stimmen die Concilien ein. So sagt das erste allgemeine Concilium von Nicäa: „Der wegen uns Menschen und wegen unsers Heiles herabstieg, Fleisch annahm und Mensch geworden ist.“ Auf dieselbe Weise spricht sich das erste allgemeine Concilium von Konstantinopel aus. — Das allgemeine Concilium von Ephesus im Jahre 431 erklärt: Wir behaupten, daß die Natur Gottes Fleisch annahm, und mit einer vernünftigen Seele sich verband, und das Wort wirklich auf eine unaussprechliche Weise Mensch geworden und auch der Menschensohn genannt worden ist. — Das Concilium von Chalcedo im Jahre 451 sagt: Wir werden gelehrt, daß ein und derselbe Christus vollkommen sei in der Gottheit und vollkommen in der Menschheit, daß er wahrer Gott und wahrer Mensch sei, daß er aus einer vernünftigen Seele und einem Leibe bestehe; daß er der Gottheit nach mit dem Vater, und der Menschheit nach mit uns von gleicher Wesenheit sei.

III. Vernunftgründe.

Christus mußte wahrer Mensch seyn, wenn er das Werk vollenden wollte, um dessen willen ihn der Vater in die Welt gesendet. Nur in unserer Natur konnte er uns erlösen. Wenn daher Jesus Christus nicht wahrhaft Mensch geworden, so hat er uns nicht erlöset; denn als Gott konnte er weder leiden noch sterben. Es ist dann überhaupts Alles, was von ihm erzählt wird, die größte Täuschung und Einbildung; das ganze Leben Jesu wäre nur ein Traum. Es würde, wenn man Jesu die menschliche Natur abspricht, da er sich doch selbst dieselbe beilegte, und auch als Mensch erschien, alle historische Gewißheit vernichtet, und ein heilloser Pyrrhonismus eingeführt.

Die Einwendungen, welche man gegen die Menschwerdung, und also dagegen macht, daß Christus auch wahrer Mensch ist, sind völlig unstichhaltig. Man bringt nämlich vor:

a) Gott hätte sich geändert; denn er wäre etwas

Martin I. sagt: Si quis non una adoratione Deum Verbum incarnatum cum ejus carne adorat, juxta quod sanatae Dei ecclesiae ab initio traditum est, talis anathema sit. Aehnlich erklärt sich die fünfte allgemeine Synode.

Gewiß, die menschliche Natur Christi ist von der göttlichen Person unzertrennbar. Da nun die göttliche Person Christi anzubeten ist, so ist Christus auch als Mensch anzubeten.

9. In Christus gibt es nur Eine Person.

Die Eutychianer behaupteten, wenn man in Christus nicht Eine Natur, sondern zwei annehme, so müsse man auch zwei Personen zugeben. Wirklich lehrte dieses Nestorius; denn die hypostatische Verbindung der Person des göttlichen Wortes mit der menschlichen Natur leugnend, mußte er in Christus zwei Personen annehmen, nämlich jene des Wortes, das in der Menschheit gleichwie in einem Tempel wohnt, und jene des Menschen, die eine rein menschliche Person ist, und welche die Menschheit in sich schließt. Dem ist aber nicht so, sondern in Christus ist nur Eine Person. Dieses beweisen wir

1. Aus der heiligen Schrift.

Daß Christus wahrer Gott und zugleich auch wahrer Mensch sei, ist klar in der heiligen Schrift ausgesprochen, wie auch an seinem Orte gezeigt ist. Ebenso deutlich ist aber auch gesagt, daß nur Ein Christus sei. So heißt es: Ein Gott ist und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus. 1. Timoth. 2, 5. Daraus folgt nothwendig, daß die zwei Naturen in Christus zu Einer Person vereiniget sind.

Für die Eine Person in Christus und zwei Naturen zeugt Phil. 2, 6 — 8. Nimmermehr ließe sich sagen, daß Jesus, obgleich Gott, dennoch Mensch geworden sei und sich erniedriget habe, wenn nicht beide Naturen in Einer Person vereinigt wären. Ebenso alle jene Stellen, die da sagen, daß der Sohn Gottes Mensch geworden, daß er uns erlöset, daß er für uns am Kreuze gestorben, wie Joh. 1, 14.; Joh. 1, 16.; 1. Corinth. 2, 8. Mit Unrecht würde man dieses Alles von Gott sagen, wenn derselbe bloß zufällig wie in einem Tempel, oder moralisch durch seine Neigungen, nicht aber in Einheit der Person in Jesus gewohnt hätte; denn

mit demselben Rechte könnte man auch sagen, Gott sei bei der Steinigung des Stephanus, oder bei der Enthauptung des Paulus gestorben; auch mit diesen war ja Gott mittelst seiner Gnade moralisch vereiniget, und wohnte ihnen ein, wie dieses überhaupt von allen Gerechten gilt. Bei Christus muß sich also der Logos auf eine andere Weise mit dem Menschen vereiniget haben, nämlich wie die heiligen Väter sagen, hypostatisch; daher ist in ihm auch nur Eine Person.

Dasselbe bezeugen alle jene Stellen, in welchen der Mensch Jesus genannt wird: Gott, eingeborner Sohn Gottes u. s. w., wie Röm. 9, 5.; Matth. 16, 13 — 16.; Joh. 1, 18. u. s. w. Unmöglich kann ja ein bloßer Mensch Gott genannt werden, wenn nicht die Person, welche die menschliche Natur umschließt, wahrhaft Gott ist. Wenn aber dieselbe Person in Christus Gott und Mensch zugleich ist, so ist in ihm nur Eine Person.

Jesus Christus sagt selbst von sich: Ich und der Vater sind Eins. Joh. 10, 30. Wie könnte Christus dieses von sich sagen, wenn er als Mensch eine ganz andere Person gewesen wäre?

II. Aus der Lehre der Kirche.

Die heiligen Väter sprechen einmüthig die Einheit der Person in Christus aus. Ignatius, der Martyrer, schreibt: Kommet Alle überein in Einem Glauben und in Einem Jesus Christus, dem Fleische nach aus dem Geschlechte Davids, dem Sohne des Menschen und dem Sohne Gottes. Epist. ad Eph. Ignatius nennt den Einen Jesus den Sohn Gottes und den Sohn des Menschen, und kann also nur Eine Person verstehen. — Irenäus schreibt: Eins und dasselbe ist das Wort Gottes, und dieses ist der Eingeborne, und dieser ist Mensch geworden für unser Heil, Jesus Christus, libr. 3. c. 18. Hier ist die Einheit der Person klar ausgesprochen. — Athanasius: Wie der Mensch Eine Person ist, und ein aus Geist und Fleisch zusammengesetztes Wesen, so muß man es auch verstehen, daß Christus Einer sei, und nicht zwei Personen. Libr. de incarnat. — Der heilige Hieronymus: Die Seele und das Fleisch Christi bilden mit dem Worte Gottes Eine Person und Einen Christus. Tract. 49. in Joan. — Augustin: Wie ein jeder Mensch Eine Person ist, nämlich vernünftige

Seele und Fleisch; so ist Christus Eine Person, Wort und Mensch. In Enchirid. c. 36.

Diesen Glauben an die Einheit der Person in Christus spricht die Kirche in ihren Bekenntnissen und auf ihren Concilien aus. Denn sowohl im apostolischen, als im Nizäno- konstantinopolitanischen Symbolum wird bekannt, daß Jesus Christus der eingeborne Sohn Gottes, unser Herr, empfangen sei vom heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau, gelitten habe und gestorben sei. All dieses könnte nicht behauptet werden, wenn die göttliche Person eine andere, als die menschliche wäre; denn in diesem Falle wäre nur der Mensch, und nicht Gott geboren und gestorben. — Das dem heiligen Athanasius zugeschriebene Symbolum sagt: Unser Herr Jesus Christus ist Gott und Mensch, seiner Gottheit nach dem Vater gleich, seiner Menschheit nach weniger als der Vater; denn obgleich er Gott und Mensch ist, so sind doch nicht zwei, sondern Ein Christus, — durchaus Einer ohne alle Mischung der Substanz, sondern in Einheit der Person.

Das Concilium von Ephesus im Jahre 431 hat überdieß die Irrthümer des Nestorius verdammt, der in Christus zwei Personen annahm, und die von Cyrillus von Alexandrien verfaßten Anathematismen, worin klar die Lehre von Einer Person in Christus ausgesprochen ist, angenommen. Dieselbe Lehre bekräftigte das Concilium von Chalcedon; denn nachdem es die beiden Naturen in Christus ausgesprochen, sagt es, daß diese beiden Naturen sich in Christus „zu Einer Person vereinigen." Cf. unten das Geschichtliche.

III. Aus rationellen Gründen.

Wenn der Sohn Gottes wirklich Mensch geworden ist, und als Gottmensch gelebt, gewirkt hat und gestorben ist, so kann in Christus auch nur Eine Person seyn. Mit der Annahme von zwei Personen wäre das große Mysterium von der Menschwerdung und Erlösung aufgehoben; denn so wäre nur ein Mensch geboren, und ein Mensch gestorben.

Wenn in Christus zwei Personen sind, so ist das Wesen Christi aufgehoben, weil keine wahre Verbindung zwischen der Gottheit und der Menschheit möglich ist. In der Zweiheit der Personen liegt vielmehr der Begriff der Trennung als der Vereinigung. Nur

in der Einheit der Person läßt sich die Vereinigung beider Naturen denken.

Mit der Annahme von zwei Personen muß man auch zwei Christus annehmen, was ein Unsinn ist. Ferners, wenn in Christus zwei Personen sind, so sind auch zwei in den Himmel aufgefahren und sitzen zur rechten Hand Gottes; aber dann gibt es in der Dreifaltigkeit nicht mehr drei, sondern vier Personen.

Wie lächerlich übrigens die Behauptung des Nestorius ist, der Logos habe im Menschen Jesus gleichsam nur wie in einem Tempel gewohnt, hat schon der heilige Cyrillus ausgesprochen, indem er sagt: Durch ein Einwohnen wurde der Logos nicht Fleisch, sondern nur der Inwohner des Menschen; er ist dadurch eben so wenig Mensch geworden, als er deßwegen, weil er in der Stadt Nazareth wohnte, selbst Nazareth geworden, sondern man nannte ihn nur den Nazarener, d. h. den dort Wohnenden. So hätte man ihn also auch nicht Mensch heißen können, sondern bloß den im Menschen Wohnenden.

Wir müssen noch den Einwendungen begegnen; denn man sagt:

1) **Eine jede Natur muß ihr eigenes Subsistenz oder Suppositum haben, worin sie besteht, und dieses kann für die menschliche Natur nur die menschliche Person seyn; wenn daher in Christus keine menschliche Person ist, so war er auch kein wahrer Mensch.** — Hierauf antwortet der heilige Liguori: Es ist nicht nothwendig, daß eine jede Natur ihr eigenes Subsistenz hat, wenn nur ein höheres Suppositum da ist, welches die Stelle des eigenen vertritt und auf eminente Weise die Natur in sich schließt. So ist es in Christus; denn der Logos schließt beide Naturen in sich. Wenn also in Christus auch keine menschliche, sondern nur eine göttliche Person ist, so ist er dennoch wahrer Mensch, weil die menschliche Natur ihr Subsistenz im Logos hat, welcher sie angenommen und mit sich verbunden hält.

2) **Die Menschheit Christi besaß Leib und Seele, und war also vollkommen; daher darf ihr auch die menschliche Person nicht fehlen.** — Allerdings war die Menschheit Christi der Natur nach vollkommen, indem sie Leib und Seele hatte; allein die menschliche Person fehlte ihr. Dadurch

wurde aber die Menschheit selbst nicht unvollkommen, weil ihr in der That nichts genommen, sondern vielmehr durch ihre Vereinigung mit der göttlichen Natur zu Einer Person ein unendlicher Vorzug gegeben wurde, dessen sich kein Geschöpf rühmen kann.

3) Jesus Christus sagt selbst, daß seine Gottheit in seinem Leibe nur wie in einem Tempel wohne; denn Joh. 2, 19. 21. lesen wir von ihm die Worte: Zerstöret diesen Tempel, und in drei Tagen will ich ihn wieder aufbauen. Er redete aber von dem Tempel seines Leibes. — Christus hat hier die Vereinigung seiner göttlichen Natur mit der menschlichen zu Einer Person eben so wenig leugnen wollen, als der Apostel durch die Worte: „Wenn unser irdisches Wohnhaus (der Leib) aufgelöset wird, so empfangen wir ein Gebäude von Gott" — 2. Corinth. 5, 1., — die persönliche Vereinigung der Seele mit dem Leibe in Abrede stellen will.

10. Ueber die Persönlichkeit in Christus.

In Christus ist nur Eine Person. Diese Person aber besteht aus der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur. Daher kann man sagen, die Persönlichkeit Christi sei zusammengesetzt, freilich nicht in materiellem Sinne, aber innerlich aus der Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur. Daher sagt Johannes Damascenus: Christi Naturen sind hypostatisch verbunden, eine einzige, zusammengesetzte Person habend. De fid. lib. 3. c. 3. Auch Maximus sagt: Dicimus, ex duabus naturis unitionem esse factam, eam vero unam ex ipsis constituere hypostasim Christi compositam. Und Ephräm, Patriarch von Antiochien, sagt bei Photius: In unitione, quae est secundum hypostasim, merito compositionem pia fides confitetur. At compositam essentiam nemo dicere est ausus, praeter Apollinarem. Dominus ostendit, hypostasim suam esse compositam, non autem naturam. In dieser letztern Stelle ist klar ausgesprochen, wie das Wort: „composita" zu verstehen ist.

Die Vereinigung beider Naturen in Christus zu Einer Person darf man sich nicht so denken, als habe sich im Schooße der seligsten Jungfrau zuvor der Mensch gebildet, und sei dann vom

Logos zu Einer Person mit sich angenommen worden. Die menschliche Natur, sagt der heilige Augustin, wurde nicht zuerst erschaffen, und dann angenommen, sondern in der Annahme selbst erschaffen. Sie war also auch vom ersten Augenblicke an nicht für sich bestehend, sondern zu Einer Persönlichkeit mit dem Logos vereiniget. Widrigen Falles könnte man nicht sagen: daß Gott empfangen worden ist. Klee drückt sich hierüber also aus: „Die menschliche Natur wurde bei ihrer Aufnahme in die Einheit der göttlichen Persönlichkeit nicht ihrer eigenen menschlichen Persönlichkeit entnommen, indem sie vor ihrer Vereinigung kein Daseyn hatte."

In der Menschwerdung wurde also die Person des Logos auch die Person der menschlichen Natur. Daher sagt Johannes Damascenus: Das Wort ist Fleisch geworden; dieses deutet an, daß die Person des Logos geworden sei, und zwar ohne alle Veränderung, die Person des Fleisches.

Die Person Christi ist beiden Naturen gemein; der göttlichen Wesenheit kömmt sie jedoch naturgemäß zu, der menschlichen aber durch eine besondere Auszeichnung auf eine unser Begriffsvermögen übersteigende Weise. Die Person des göttlichen Wortes, sagt Johannes Damascenus, war vor der Menschwerdung einfach, und nicht zusammengesetzt, auch unkörperlich und unerschaffen. Dieselbe ist durch die Menschwerdung auch die Person des Fleisches geworden, und war dann zusammengesetzt aus der Gottheit, welche sie immer hatte, und aus dem Fleische, welches sie angenommen, und so hat sie die Eigenthümlichkeiten beider Naturen.

Die heiligen Väter erklären sich die Einheit der Person Christi in beiden Naturen, daß sie sagen, das Höhere habe über das Niedrigere gleichsam die Oberhand erhalten. So schreibt Gregor von Nazianz: Factus est unus eo, quod melius est, superante, ut et ego tantum Deus efficiar, quantum ille factus est homo. Orat. 35. Der heilige Thomas von Aquin erklärt sich die hypostatische Vereinigung durch das Verhältniß des Wesentlichen zum Zufälligen. Er sagt nämlich: Subjectum et accidens non sic uniuntur, ut ex eis aliquod tertium constituatur. Unde subjectum in tali unione non se habet ut pars, sed est integrum quoddam, quod est persona, hypostasis et suppositum. Accidens autem trahitur ad personalitatem subjecti, ut sit persona eadem hominis.

11. Es gibt in Jesus Christus zwei Naturen, die göttliche und die menschliche.

Wenn Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, so muß es in ihm auch zwei Naturen geben, nämlich die göttliche und menschliche. Um aber diese wichtige Wahrheit noch mehr zu begründen, berufen wir uns zunächst auf

I. die heilige Schrift.

Der heilige Johannes sagt: Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Joh. 1, 1. Hier ist klar gesagt, daß das Wort Gott war; also haben wir die göttliche Natur. Wenn aber derselbe Evangelist fortfährt: „Und das Wort ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnt" (Joh. 1, 14), so ist unleugbar ausgesprochen, daß der Sohn Gottes unsere Natur angenommen hat, weil er ja Mensch geworden ist, und ist somit seine menschliche Natur bewiesen.

Der heilige Apostel Paulus schreibt: So sollet ihr gesinnt seyn, wie auch Christus gesinnt war, welcher, da er in Gottes Gestalt war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu seyn, aber sich selbst entstäußerte, Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich, und im Aeußern wie ein Mensch erfunden ward. Phil. 2. 6. Der Apostel lehrt hier, daß in Christus die Gestalt Gottes sei, wornach er Gott gleich ist, und die Gestalt eines Knechtes, wornach er sich selbst vernichtet hat, und den Menschen ähnlich geworden ist. Nun können aber die Gestalt Gottes und die menschliche Gestalt unmöglich dieselbe Gestalt oder Natur seyn; denn wären sie dieselbe menschliche Natur, so könnte man nicht sagen, daß Christus Gott gleich sei; wäre sie hingegen nur die göttliche Natur, so könnte man nicht sagen, daß Christus sich selbst vernichtet und den Menschen gleich geworden wäre. Daher muß man annehmen, daß es in Christus zwei Naturen gibt: die göttliche, wodurch er Gott gleich ist, und die menschliche, wodurch er den Menschen gleich geworden ist.

Es treten auch gar häufig nach klaren Zeugnissen der heiligen Schrift die beiden Naturen in Christus hervor; denn es werden Christo oft Dinge zugeschrieben, welche nicht der göttlichen, sondern

nur der menschlichen Natur zukommen können; hingegen auch wieder andere, welche nicht für die menschliche, sondern nur für die göttliche Natur passen. So heißt es von Christus, daß er an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zugenommen Luk. 2, 52.; daß, nachdem er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, ihn hungerte Matth. 4, 2.; daß er ermüdete, daß er weinte Joh. 4, 6. u. Luk. 19, 41.; daß er den Tod erduldet habe Luk. 23, 41. Es ist gewiß, daß die göttliche Natur nicht zu nehmen, daß sie nicht Hunger leiden, nicht ermatten, nicht weinen, nicht sterben kann. Alle diese Akte kommen nur der menschlichen Natur Jesu zu, woraus von selbst folgt, daß er eine menschliche Natur gehabt haben muß. Hingegen läßt sich nimmermehr sagen, daß die menschliche Natur Einer Wesenheit mit dem Vater sei; daß sie Alles besitze, was der Vater hat; daß sie Alles thue, was der Vater thut; daß sie ewig, allmächtig, allwissend, unveränderlich sei u. s. w. Alle diese Eigenschaften werden Christo, dem Herrn, an verschiedenen Stellen der heiligen Schrift beigelegt, was nicht geschehen könnte, wenn er nicht wahrhaft Gott wäre, daher außer der menschlichen nicht auch eine göttliche Natur hätte.

II. die Tradition.

Die katholische Kirche hat in allen Jahrhunderten den Glauben festgehalten, daß in Christus zwei Naturen, die göttliche und die menschliche seien. Dafür zeugen unzählige Aussprüche der heiligen Väter; denn alle bekennen, daß das Wort Gott von Ewigkeit her, Mensch aber in der Zeit geworden sei, womit auch die beiden Naturen bezeugt sind. So sagt Justin, der Martyrer: Der Sohn (des Vaters) ist das Wort; wie es durch die Inkarnation Mensch geworden ist, werden wir nachher sagen. Justin. Dialog. cum Tryph. — Irenäus sagt: Wäre das Fleisch nicht zu retten gewesen, so würde das Wort Gottes nicht Fleisch geworden sein. libr. 5. c. 14. — Origenes schreibt: Es sollen die Ketzer antworten, welche die Geburt des Logos als eine Dichtung verspotten, warum Christus der Menschensohn genannt wird. Ich behaupte, daß er selbst der Menschensohn gewesen sei. — Andere Väter unterscheiden klar und deutlich die beiden Naturen in Christus. So sagt Gregor von Nazianz: Die Naturen sind zwar zwei, Gott und

der Mensch, wie auch die Seele und der Leib zwei sind; aber es sind (in Christus) nicht zwei Söhne oder zwei Götter, wie auch hier (in Leib und Seele) nicht zwei Menschen sind. Orat. 51. Der heilige Amphilochus sagt: Unterscheide die Naturen, die göttliche und die menschliche; denn er ist nicht Mensch geworden, indem er von Gott sich trennte, noch hat er die menschliche Natur verlassen, um Gott zu seyn. (Apud Theodoret. dialog. 2.) Der heilige Ambrosius schreibt: Bewahren wir die Unterscheidung der Gottheit und des Fleisches; in beiden redet der Eine Sohn Gottes, weil in dem Einen beide Naturen sind. Libr. 2. de fide c. 9. — Hieronymus: Unser Herr ist Einer und derselbe Sohn Gottes und Menschensohn, gemäß seiner beiden Naturen, der Gottheit und der Menschheit, bald Beweise seiner Größe, bald seiner Erniedrigung gebend. In cap. ultim. Matth. — Chrysostomus: Der Prophet trennt nicht das Fleisch von der Gottheit, noch die Gottheit vom Fleische, er vermischt nicht die Substanzen, sondern zeigt nur die Vereinigung; wenn ich sage, er sei gedemüthiget worden, so rede ich von keiner Veränderung, sondern nur von der demüthigen Annahme der menschlichen Natur. In Ps. 44. — Der heilige Augustin: Durch jene Annahme ward keine der Naturen in eine andere verwandelt und umgekehrt, nämlich weder die Gottheit in das Geschöpf, so daß sie aufhörte, Gott zu seyn, noch das Geschöpf in die Gottheit, so daß dieses aufhörte, Geschöpf zu seyn. Libr. 1. de trinit. c. 7. — Die beiden Naturen in Christus spricht insbesonders auch der heilige Papst Leo in seinem Briefe an den heiligen Flavian aus: Einer und derselbe ist der wahre Sohn Gottes und der wahre Sohn des Menschen. Gott, weil im Anfange das Wort war, und das Wort bei Gott war, — Mensch, weil das Wort Fleisch angenommen und unter uns gewohnt hat; Gott, weil Alles durch ihn gemacht ist, und ohne ihn nichts gemacht ist, — Mensch, weil er aus dem Weibe gemacht ist, dem Gesetze unterwürfig. Als dieser Brief auf dem Concilium zu Chalcedon verlesen worden, riefen alle anwesenden Bischöfe aus: Dieß ist der Glaube der Väter, dieß der Glaube der Apostel; wir alle glauben also, alle Orthodoxe bekennen denselben Glauben; verflucht sei, wer nicht also glaubt; Petrus hat durch Leo geredet.

In den Symbolen und den Entscheidungen der Concilien ist

dieselbe Lehre ausgesprochen. Schon das apostolische Glaubensbekenntniß enthält den Glauben an die beiden Naturen in Christus; denn wenn es heißt: „Ich glaube an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn" — so ist hiemit die göttliche Natur bezeichnet; wenn es aber ferners heißt: „Der empfangen ist vom heiligen Geiste, geboren aus Maria, der Jungfrau, gelitten hat unter Pontius Pilatus, gekreuziget worden, gestorben und begraben" — so ist klar von der menschlichen Natur die Rede. — Im nicänischen und konstantinopolitanischen Symbolum ist dieselbe Wahrheit ausgesprochen; denn für die göttliche Natur zeugen die Worte: „Und an einen Herrn Jesum Christum, den Sohn Gottes, wahrer Gott vom wahren Gotte, erzeuget, nicht gemacht, Einer Wesenheit mit dem Vater, durch den Alles gemacht ist;" — für die menschliche Natur hingegen folgende Ausdrücke: „Der wegen uns Menschen und um unsers Heiles willen herabkam und Fleisch angenommen hat vom heiligen Geiste aus Maria, der Jungfrau, und Mensch geworden ist, der gelitten hat, gekreuziget wurde und gestorben ist."

Was die Concilien betrifft, so gehet aus den so eben angeführten Worten des nizäno-konstantinopolitanischen Symbolums hervor, daß man sowohl auf dem allgemeinen Concilium zu Nizäa, als jenem zu Konstantinopel zwei Naturen in Christus glaubte. Besonders klar jedoch hat sich das in dieser Sache eigens gehaltene Concilium von Chalzedon ausgesprochen. Hier heißt es: Indem wir den heiligen Vätern folgen, lehren wir alle einstimmig, daß ein und derselbe Sohn, unser Herr Jesus Christus, vollkommen ist in der Gottheit und vollkommen in der Menschheit, wahrer Gott und wahrer Mensch, bestehend aus einer vernünftigen Seele und einem Leibe, in der Gottheit gleicher Wesenheit mit dem Vater, in der Menschheit gleicher Wesenheit mit uns, welcher der Gottheit nach vor aller Zeit vom Vater, in unsern letzten Tagen aber wegen uns und unsers Heiles der Menschheit nach aus der Jungfrau Maria, der Gottesgebärerin, erzeugt ist; daß dieser ein und derselbe Christus, als Sohn, Herr, Eingeborner in zwei Naturen, unvermischt, unveränderlich, untheilbar und untrennbar zu bekennen sei, wobei nie die Verschiedenheit der Naturen wegen der Einigung aufgehoben wurde, sondern vielmehr die Eigenschaft beider Naturen

bleibt, welche zu Einer Person sich vereinigen, und nicht in zwei (Personen) auseinander gehen, oder sich theilen.

III. Rationelle Gründe.

Wenn Jesus Christus Gott von Ewigkeit, und Mensch in der Zeit geworden ist, so ist von sich klar, daß er auch zwei Naturen haben müsse, die göttliche und die menschliche. Dadurch, daß das Wort mit dem Fleische sich vereinigte, konnte keine der beiden Naturen eine Alternation erleiden; denn wäre nach der Menschwerdung in Christus nur noch Eine Natur gewesen, so hätte dieses bloß dadurch geschehen können, daß die eine Natur in die andere sich verwandelte, oder dadurch, daß beide sich mit einander vermischt, und hierauf nur Eine gebildet, oder endlich dadurch, daß beide ohne Vermischung unter sich eine dritte gebildet hätten, gleichwie aus der Vereinigung von Leib und Seele die menschliche Natur entsteht. Nichts von all diesem hat aber statt gefunden. Es war unmöglich, daß eine der beiden Naturen in die andere sich verwandelte; denn die göttliche Natur konnte sich nicht in die menschliche verwandeln, weil die Gottheit nicht die mindeste Veränderung erleiden kann; aber auch die menschliche Natur konnte nicht von der göttlichen verschlungen werden, weil dann die Gottheit geboren worden wäre, für uns gelitten hätte, und gestorben seyn würde, was anzunehmen ein Unsinn wäre. Eben so unzuläßig ist die Annahme, daß die beiden Naturen in Christus sich mit einander vermischt und nur Eine Natur gebildet haben; denn in diesem Falle hätte sich die Gottheit verändert, und wäre etwas ganz Neues geworden; auch wäre in Christus weder eine Menschheit noch eine Gottheit, sondern nur eine Natur, die keines von beiden seyn würde, Christus würde somit aufhören, wahrer Gott und wahrer Mensch zu seyn. Auch der dritte Fall ist nicht möglich; denn eine solch gemeinschäftliche Natur entsteht nur aus mehreren Theilen, welche natürlicher Weise eine gegenseitige Verbindung fordern, wie solches bei der Vereinigung von Leib und Seele der Fall ist. Dieses kann unmöglich bei Christus geschehen, bei dem weder die menschliche Natur natürlicher Weise die Verbindung mit dem Worte, noch das Wort die Vereinigung mit der menschlichen Natur fordert.

So muß man also nach der katholischen Lehre unabweichlich

an dem Glauben festhalten, daß in Christus zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, bestehen. Und dieser Glaube ist ungemein wichtig; denn wäre wahr, was die Eutychianer lehren, und würde die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen worden seyn, so wäre das trostreiche Geheimniß unserer Erlösung zerstört, weil ja auch die Menschwerdung aufgehoben, ein Gott aber weder leiden, noch sterben kann.

Leicht sind die Einwendungen zu widerlegen, womit man die katholische Lehre von zwei Naturen in Christus bekämpft. Man berief sich nämlich

a) auf ein paar Schriftstellen, nämlich auf Joh. 1, 14: „Das Wort ist Fleisch geworden," — und Phil. 2, 7: „Er hat sich selbst entäußert und Knechtsgestalt angenommen." — Allein was die erste Stelle betrifft, so verdammt sie gerade nicht bloß die Ketzerei des Eutyches, sondern auch die des Nestorius; denn da dieser aus den Worten: „Er hat unter uns gewohnt," den Schluß zog, daß das Wort in der menschlichen Natur bloß seinen Wohnsitz aufgeschlagen, so widerlegen ihn die vorhergehenden Worte: „Das Wort ist Fleisch geworden," — welche nicht ein bloßes Einwohnen, sondern die wahre Vereinigung mit der menschlichen Natur in Einer Person bezeichnen. Dagegen wird Eutyches, welcher behauptete, daß das Wort wirklich in Fleisch sich umgewandelt, da es heißt: „Es ist Fleisch geworden" — durch den Nachsatz: „Und es hat unter uns gewohnt," — widerlegt, weil dadurch klar ausgesprochen ist, daß das Wort auch nach der Vereinigung mit dem Fleische sich nicht in Fleisch verwandelt, sondern ohne Vermischung der göttlichen Natur mit der menschlichen Gott geblieben ist, wie zuvor. Es wird überhaupts durch die Redeweise: „Fleisch geworden" nicht immer die Verwandlung einer Sache in eine andere, sondern zuweilen auch nur das Hinzukommen zu einer andern bezeichnet. Schön bemerkt der heilige Cyrillus: Sie meinen, daß durch das: „Es ist geworden" nothwendig eine Veränderung bezeichnet werde; wenn aber Jemand den Psalm singt: „Herr, du bist uns eine Zuflucht geworden," — was wollen sie dann antworten? Hört etwa Gott, der hier besungen wird, auf, Gott zu seyn; ist er in eine Zufluchtsstätte verwandelt worden?

Bezüglich der zweiten Stelle ist zu bemerken, daß das Wort sich nicht in so ferne entäußerte, daß es verloren, was es war,

sondern daß es annahm, was es nicht war; denn da es in seiner göttlichen Natur mit dem Vater gleicher Gott war, so nahm es die Gestalt eines Knechtes an, indem es in der angenommenen Natur weniger ward, als der Vater, und sich darin verdemüthigte bis zum Tode am Kreuze; dessenungeachtet bewahrte es aber auch seine Wesensgleichheit mit dem Vater.

b) **Auf einige Aussprüche von heiligen Vätern.** Man führt Justin, den Martyrer an, der in seiner zweiten Apologie sagt, daß in der Eucharistie so das Brod in den Leib Christi verwandelt werde, wie das Wort Fleisch geworden. Andere Väter, wie Tertullian, Cyprian, Augustin, Leo &c. bedienten sich, sagt man ferners, zur Bezeichnung der Vereinigung der beiden Naturen in Christus des Ausdruckes: „Vermischung oder Vermengung," und gebrauchten selbst das Gleichniß von Flüßigkeiten, die unter einander gemischt werden u. s. w. — Der heilige Justin will an der angeführten Stelle nichts Anders sagen, als daß in der Eucharistie der wahre Leib Christi sei, gleichwie das Wort wahrhaft den menschlichen Leib angenommen hat. Würde übrigens Justin mit den Eutychianern angenommen haben, daß in der Menschwerdung des Wortes die Menschheit von der Gottheit verschlungen worden, so hätte er nicht behaupten können, daß in der Eucharistie der wahre Leib des Herrn gegenwärtig sei. — Was den Tertullian, Cyprian u. s. w. betrifft, welche den Ausdruck „Vermischung oder Vermengung der beiden Naturen" gebrauchen, so sagen wir mit dem heiligen Augustin selbst, daß diese Väter sich nicht also ausdrückten, weil sie wirklich eine Confundirung der beiden Naturen glaubten, sondern um die innige Verbindung derselben mit einander zu bezeichnen, und darzuthun, daß die göttliche Natur sich mit allen Theilen der menschlichen verbunden habe, gleichwie die Farbe mit allen Theilen des in einem Glase sich befindlichen Wassers sich verbindet. Cf. Des heiligen Liguori dogmatische Werke B. 6.

12. Ueber die Art und Weise der Vereinigung der beiden Naturen in Christus.

Die Vereinigung der beiden Naturen in Christus ist keine bloß bildliche, sondern eine wirkliche, eine physische; sie wird zugleich von den Theologen als eine hypostatische bezeichnet, d. h. eine Vereinigung der beiden Naturen in Einer Person. Der heilige Cyrillus bediente sich zuerst dieser Ausdrucksweise, nach ihm wurde sie allgemein in der Kirche. Gleichbedeutend ist damit der Ausdruck: Unitas personalis, d. h. persönliche Einheit, wie die lateinischen Väter zu sagen pflegen.

Die Väter bezeichnen den Begriff von hypostatischer Einigung auch näher. So sagt Maximus: Unter hypostatischer Vereinigung hat man im Sinne der heiligen Väter die Verbindung dessen, was seiner Natur nach verschieden ist, zu Einer Person zu verstehen, wobei jedes der Verbundenen seine natürliche Eigenheit rein, unveränderlich und ungetheilt behält. Und Johannes Damascenus sagt: Eine hypostatische Vereinigung geschieht durch eine Verbindung zweier Dinge zu Einer Person. Dial. c. 64.

Man darf also in Christus keine Vermengung oder Vermischung der Naturen annehmen, sondern muß glauben, daß auch nach der Vereinigung eine jede Natur in ihrer Wesenheit bestund. Diesem widersprach Eutyches; denn er läßt die menschliche Natur von der göttlichen verschlungen werden, gleichwie das Meer einen Tropfen Honig aufnimmt und gleichsam in sein Wesen umwandelt, daher den Honig verschwinden macht. Aber dieses ist falsch, und schon dem Wortlaute der heiligen Schrift entgegen, die auch nach der Vereinigung deutlich die beiden Naturen unterscheidet. Vergl. die oben angeführten Stellen.

Die heiligen Väter, wie ebenfalls aus dem Vorhergehenden erhellt, erklären sich scharf gegen jede Vermengung oder Vermischung der Naturen oder des Aufgehens der einen in der andern. So schreibt, um dem Gesagten noch neue Zeugnisse beizufügen, der heilige Chrysostomus: Das Wort ist Fleisch geworden. Nicht die Substanz selbst ist in Fleisch umgewandelt worden; dieses nur zu denken, wäre gottlos, sondern sie blieb, was sie ist, und nahm so die Gestalt des Knechtes an. Hom. 11. in Joan. — Theophilus

Alexandrinus sagt: Auf eine wunderbare Weise fing der Sohn Gottes zu seyn an, was wir sind, und hörte nicht auf zu seyn, was er war; denn er nahm so die menschliche Natur an, daß er das, was er war, nicht verlor. In epist. 1. paschal. — Der, welcher Menschensohn ist, der nämliche ist auch Gottes Sohn; er verlor die Natur (des Sohnes Gottes) in der Annahme des Menschensohnes nicht; denn nicht mit Verlust der Gottheit erfolgte die Annahme der Erniedrigung. Hilar. in ps. 2.

Auch dagegen erklären sich die heiligen Väter, daß durch die Menschwerdung aus der Verbindung beider Naturen Eine geworden sei, wie aus der Vereinigung von Leib und Seele die menschliche Natur entsteht, so daß es also in Christus eine zusammengesetzte Natur gäbe. Der Martyrer Maximus schließt hiebei also: Wenn in Christus die zwei Naturen zu Einer verbunden wären, so müßte diese Eine Natur entweder allgemeiner oder sonderheitlicher Art seyn. Ist das Erstere der Fall, so kann es mehre Christus geben. Gott könnte wenigstens mehre erschaffen, was eine ruchlose Behauptung wäre; denn kann Christus erschaffen werden, so ist er nicht Gott. Ist hingegen die Eine Natur in Christus eine sonderheitliche, so ist sie weder mit Gott, noch mit dem Menschen von gleicher Wesenheit, und dann läßt sich nicht erkennen, was Christus ist, da er weder Gott, noch Mensch ist. — Ein anderer Kirchenlehrer sagt: Wenn aus den zwei Natnren in Christus durch die Verbindung Eine geworden ist, so muß zuerst gesagt werden, was denn eigentlich geworden ist; denn so oft aus zwei Dingen durch Vereinigung Eines wird, so ist es eine neue Sache. Wenn aber eine neue Sache wird, so muß es auch einen seiner Natur angemessenen, neuen Namen erhalten. So ist z. B. in uns die Seele ein anderes Wesen, und ein anderes der Körper: jene ist geistig, dieser irdisch; jene unsichtbar, dieser sichtbar. Weil aus diesen beiden Eine Natur geworden, so erhält sie auch einen neuen Namen; denn man nennt dieses Wesen Mensch. Wenn daher in Christus aus der göttlichen und menschlichen Natur Eine geworden ist, so erfinde man auch hier einen neuen Namen. Was soll aber dieses Wesen seyn, wenn es weder göttlicher, noch menschlicher Natur ist?

In Christus ist also durch die Menschwerdung mittelst der

Vereinigung der beiden Naturen nicht Eine geworden, so wie etwa aus Verbindung des Leibes und der Seele Eines wird, nämlich der Mensch. Dagegen erklären sich einstimmig die heiligen Väter. Johannes Damascenus sagt: Christus ist nicht von Einer, und zwar zusammengesetzten Natur, und nicht etwas Neues aus andern Dingen, wie etwa aus Leib und Seele der Mensch wird, oder wie aus vier Elementen der Leib entsteht, sondern er ist aus Verschiedenem Ein und Dasselbe. Denn wir bekennen, daß er aus der Gottheit und Menschheit als vollkommener Gott und vollkommener Mensch der Nämliche sei und genannt werde aus zwei und in zwei Naturen. Damascen. lib. 3. c. 3. — Schon der alte Tertullian spricht sich hierüber ganz klar aus; denn er schreibt ungefähr nach der Erklärung Besnards, dessen Schrift uns eben vorliegt: Es frägt sich, auf welche Weise das Wort Fleisch geworden ist, ob so, daß es in das Fleisch verwandelt wurde, oder so, daß es dasselbe angenommen hat. Gott muß aber, wie für ewig, so für unwandelbar gehalten werden. Folglich hat der Sohn, das Wort, das Fleisch angenommen; denn Verwandlung ist Verlust des vorigen Zustandes, weil Alles, was in ein Anderes verwandelt wird, aufhört zu seyn, was es gewesen, und beginnt zu seyn, was es nicht war. Gott hört jedoch weder auf zu seyn, was er ist, noch kann er etwas anders seyn, als das, was er eben ist. Das Wort nun ist Gott, also kann er keine Verwandlung erleiden. Und ist wirklich eine Verwandlung vorgegangen, so haben wir weder eine göttliche, noch eine menschliche Natur, sondern aus zwei Substanzen eine dritte, eine Mischung aus Fleisch und Geist, und Jesus wird nicht mehr Gott seyn. Allein in Jesus nehmen wir beide Naturen unvermischt, aber vereiniget zu Einer Person wahr; eine jede hat das ihr Eigenthümliche bewahrt; der Geist erweist sich in den Wundern, das Fleisch im Leiden. Contr. Prax. c. 27.

In Bezug auf die beiden Naturen nennen die heiligen Väter Christum auch doppelt (dupplex). So sagt Cyrillus von Jerusalem: Christus war doppelt, Mensch nämlich, in so ferne er erschien; Gott aber in so ferne er nicht gesehen wurde.

13. Aus der Verbindung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus zu Einer Person entspringt eine gewisse Mittheilung der Eigenschaften, die sogenannte Communicatio Idiomatum.

In Christus sind zwei Naturen; eine jede von ihnen besitzt aber etwas Eigenthümliches, d. h. solche Dinge, wodurch sie sich von der andern unterscheidet. Diese unterscheidenden Umstände nennt man Idiomata oder Proprietates. Da aber beide Naturen hypostatisch vereiniget sind, so folgt, daß die eigenthümlichen Vorzüge einer jeden Natur in gewisser Rücksicht gemeinschaftlich seyn müßen. Man pflegt daher zu sagen, beide Naturen theilen ihre Eigenschaften einander mit.

Unverkennbar sind in der heiligen Schrift Ausdrücke, die sich auf die Communicatio Idiomatum beziehen. So sagt der Apostel Paulus, wenn sie Gottes im Geheimnisse verborgene Weisheit erkannt hätten, so würden sie den Herrn der Herrlichkeit nie gekreuziget haben. 1. Corinth. 2, 8. Ferners: Niemand fährt auf gegen Himmel, als der vom Himmel herabgekommen ist, nämlich der Menschensohn, der im Himmel ist. Joh. 3, 13. Apostelg. 20, 28. ꝛc.

Auch die heiligen Väter kennen die Communicatio idiomatum, und namentlich reden Athanasius, Cyrillus von Alexandrien, Gregor von Nazianz, Augustinus und Andere davon.

Es läßt sich also vermöge der Communicatio idiomatum in Christus von der menschlichen Natur sagen, was der göttlichen eigen ist, und umgekehrt; aber nur, wie die Schule sich ausdrückt, in concreto, d. h. in Absicht auf die Person Christi, in welcher die göttliche und menschliche Natur hypostatisch vereiniget sind; hingegen nicht in abstracto, in so ferne nämlich eine jede der zwei Naturen an und für sich genommen werden muß. Man kann daher nicht sagen: die Menschheit Christi ist allmächtig. Hingegen ist der Satz: „Einer aus der Dreieinigkeit hat gelitten," allerdings an und für sich richtig, so sehr dieser Satz auch zur Zeit der monophysitischen Streitigkeiten zum Versteck irrthümlicher Ansichten dienen mußte.

14. In Christus ist ein doppelter Wille und eine doppelte Wirkungsweise.

Daß in Christus ein doppelter Wille, ein göttlicher und menschlicher war, läßt sich beweisen:

I. aus der heiligen Schrift. — In denselben Stellen, in welchen die Bibel Christus die Gottheit zuschreibt, legt sie ihm auch den göttlichen Willen zu, da dieser von jener nicht getrennt werden kann. Hierauf bezügliche Texte findet man oben, wo von den beiden Naturen und der Einen Person in Christus die Rede war, in Menge.

Auch für den menschlichen Willen in Christus zeugt die heilige Schrift; denn in den Psalmen heißt es: In der Buchrolle ist von mir geschrieben, deinen Willen zu thun. Mein Gott, ich habe es gewollt, und dein Gesetz war in der Mitte meines Herzens. Ps. 39. Hier sehen wir ganz deutlich, wie sowohl der göttliche Wille in den Worten: „Zu vollbringen, o Gott! deinen Willen," — als auch der menschliche Wille, der sich dem göttlichen unterwirft, in den Worten: „Mein Gott, ich habe es gewollt," bezeichnet ist. — Jesus Christus erklärt selbst an mehreren Stellen der heiligen Schrift, wie sein menschlicher Wille dem göttlichen sich unterwerfe. So sagt Christus: Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht damit ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesendet hat. Joh. 6, 30. Und in seinem Gebete am Oelberg: Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Matth. 26, 39. Hiezu bemerkt der heilige Augustin: Dadurch, daß Christus sagt: „Nicht, was ich will," — gibt er zu erkennen, daß er etwas Anders wolle, als der Vater, was ohne einen menschlichen Willen unmöglich wäre; denn niemals kann seine göttliche Natur etwas Anders wollen, als was der Vater will. — Für den menschlichen Willen in Christus zeugen auch alle jene Stellen der heiligen Schrift, welche sagen, daß Christus dem Vater gehorcht habe; so z. B. sagt der Heiland selbst: Der Vater, welcher mich gesendet hat, hat mir das Gebot gegeben, was ich reden und was ich lehren soll. Joh. 12, 49. Und der heilige Paulus schreibt: Er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum

15. Häresien, welche in der einen oder der andern Weise gegen das verstoßen, was der Glaube von Christus lehrt.

Keine dogmatische Wahrheit hat zu so viel Irrthümern Anlaß gegeben, als Jesus Christus. Es erfüllte sich buchstäblich an ihm die Weissagung des Greisen Simeon: „Er wird ein Ziel des Widerspruches seyn."

An der Spitze dieser Gottlosen stehen die Juden; denn sie hielten ihn für einen bloßen Menschen und leugneten ganz und gar, daß er Gott sei, und zwar gaben sie ihn aus für den Niedrigsten und Verächtlichsten unter den Menschen, sie machten ihn zum Betrüger und Verbrecher, und stellten ihn gleichsam dar als den Auswürfling der Menschheit.

Den Juden folgten auf dem Wege des Verderbens die judaisirenden und gnostischen Sekten; auch sie griffen unter Andern die Gottheit Jesu Christi an. Ebion, von welchem die judaisirende Sekte der Ebioniten abstammte, stellt die Geburt Jesu auf ganz natürliche Weise dar, und leugnet somit seine Gottheit; er setzt aber noch hinzu, nachdem Jesus durch besondere Tugenden sich ausgezeichnet, sei er zum Sohne Gottes auserwählt worden. Der Heiland wäre somit nicht wirklicher, sondern nur adoptirter Sohn Gottes. Ungefähr dieselbe Ansicht hatten auch die Nazaräer von Christus.

Karpokrates, eines der vornehmsten Häupter der gnostischen Ketzereien, lehrte, daß Jesus von Joseph und Maria auf eine allen übrigen Menschen gewöhnliche Weise abstamme; erst bei der Taufe habe sich mit ihm Christus vereiniget und ihm die höhern Wahrheiten geoffenbart. Aehnliches behauptete Cerinthus; auch er sagte, im Jordan habe sich Christus, der heilige Geist, erst mit Jesus vereiniget; am Kreuze aber sei Christus wieder von Jesus gewichen. — Nach Basilides wäre Christus eine unkörperliche, göttliche Kraft, welche sich mit einer beliebigen Gestalt bekleidete; deßwegen habe er, als die Juden ihn kreuzigen wollten, die Gestalt des Simon von Cyrene angenommen und die seinige dem Simon mitgetheilt, so daß Simon, und nicht Jesus gekreuzigt worden sei; Christus sei vielmehr unsichtbarer Weise in den Himmel zurückgekehrt. — Der Gnostiker Valentinus leugnete, daß Jesus

Christus einen Leib von der Jungfrau Maria empfangen habe, und behauptete, der Herr habe denselben vom Himmel mit herab gebracht; er hob also die Menschwerdung des Sohnes Gottes auf. Marcion leugnete ebenfalls, daß der Sohn Gottes Mensch geworden; denn es widerstrebe, daß der gute Sohn Gottes sich mit dem Schmutze unsers Fleisches bekleide, und zum Genossen seiner Seele einen Leib angenommen, der seiner Natur nach befleckt und böse sei. Der Gerber Theodot aus Byzanz und Artemon lehrten, daß Christus ein bloßer Mensch gewesen sei. Diesen schloß sich der Wechsler Theodot an, der überdieß noch behauptete, Melchisedech sei Eines mit Christus, ja jener sei sogar über diesen erhaben, da es von Christus heiße: Du bist ein Priester nach der Ordnung des Melchisedech.

Die Manichäer mußten ihrem Princip gemäß, wornach sie die Materie für den Sitz des Bösen hielten, gegen die Menschwerdung verstoßen. Sie lehrten in der That, Christus sei gekommen, nur um die Seelen zu erlösen, nicht aber die Leiber, er habe auch keinen wahren, sondern nur einen Scheinleib gehabt; daher sei sein Tod sowohl als seine Auferstehung nur eine Täuschung.

Wir kommen zu den Patripassianern. Der Phrygier Praxeas bekämpfte das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, indem er in Gott nur Eine Person zugab, die er Vater nannte. Er lehrte ferners, diese Eine Person sei in den Schooß der Jungfrau herabgestiegen, und habe, nachdem sie von ihr durch die Menschwerdung geboren worden sei, den Namen Jesus Christus empfangen. Nach der Lehre dieses Gottlosen hätte also der ewige Vater den Tod erlitten, daher hießen die Ketzer dieser Richtung Patripassianer. Nach Beryllus, ein Schüler des Vorigen, hätte Christus vor seiner Menschwerdung keine eigentliche Gottheit besessen; in derselben aber die des Vaters angenommen. Sabellius gehört ebenfalls hieher; denn er leugnete auf gleiche Weise das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, indem er lehrte, die drei Personen in der Gottheit seien nur drei Namen, um die verschiedenen Wirkungen des Einen Gottes auszudrücken. Er kannte also keinen wirklichen Sohn Gottes, und daher auch keine Menschwerdung desselben.

Eine andere Form nahm der Irrthum wieder bei Paul von Samosat, Bischof zu Antiochien an; er behauptete, Christus habe

erst zu seyn angefangen, als die allerseligste Jungfrau Maria ihn geboren; er sei also ein bloßer Mensch gewesen. Gegen ihn wurden zwei Concilien zu Antiochien gehalten und auf denselben seine Irrlehre verdammt.

Die bittersten Feinde der Gottheit Jesu Christi waren die Arianer. Ihr Stifter ist Arius. Dieser lehrte: Das Wort sei nicht von Ewigkeit her, sondern der Vater habe es aus dem Nichts hervorgerufen und erschaffen, gleichwie uns Menschen; ferners Christus sei in Bezug auf seinen freien Willen seiner Natur nach veränderlich und habe der Sünde folgen können, weil er aber der Tugend sich gewidmet, so habe ihn Gott wegen seiner guten Werke über alle Geschöpfe erhoben, und ihn mit den Ehrentiteln des Wortes, des eingebornen Sohnes und der Weisheit geschmückt. Arius nannte den Logos wohl den Sohn Gottes; aber nur uneigentlich; denn er gab nicht zu, daß er mit Gott gleichen Wesens sei. Döllinger stellt die Lehre des Arius also dar: „Der Sohn ist nicht aus der Natur des Vaters gezeugt, sondern aus Nichts geschaffen; er hat zwar ein vorweltliches, aber kein ewiges Daseyn. Er ist also dem Wesen nach von dem Vater verschiedgn und steht auf der Linie der geschaffenen Wesen, denen er jedoch, da Gott Alles, auch die Zeit, durch ihn erst geschaffen hat, vorangeht, weßhalb er auch Sohn Gottes und Logos heißt. Als Geschöpf ist der Sohn vollkommen und dem Vater so ähnlich, als ein Geschöpf dem Schöpfer seyn kann; da er aber Alles von der Gnade des Vaters als Geschenk erhalten hat, weil er einmal auch nicht war, so ist er durch eine unendliche Kluft von dem Wesen und der ewigen Herrlichkeit des Vaters geschieden, und vermag dieses Wesen selbst nicht zu begreifen, sondern hat nur eine mangelhafte Kenntniß von demselben. Sein Wille ist daher auch ursprünglich ein wandelbarer, des Guten wie des Bösen fähig, wie der aller vernünftigen Geschöpfe; er ist zwar, vergleichungsweise wenigstens, frei von Sünden, aber nicht von Natur, sondern nur durch den guten Gebrauch seines Wahlvermögens, und der Vater hat, sein Beharren im Guten voraussehend, ihm jene Würde und Erhabenheit über alle übrigen Geschöpfe verliehen, die ihm später als Verdienst seiner Tugend zu Theil geworden wäre. Obgleich er daher Gott genannt wird, ist er es doch nicht in Wahrheit, sondern er ist nur in gewissem

Sinne vergöttlichet worden, wie ja auch die Menschen durch Erreichung eines hohen Grades sittlicher Vollkommenheit zur Theilnahme an göttlichen Vorzügen gelangen können. Der Begriff einer Zeugung des Sohnes aus dem Wesen des Vaters ist demnach durchaus verwerflich; er würde auf den einer Emanation aus dem göttlichen Wesen und folglich einer Theilbarkeit und Veränderlichkeit desselben führen." — Diese gottlose Lehre hat große Ausbreitung gefunden und seiner Zeit über die Kirche Jesu die blutigsten Verfolgungen gebracht. Sie veranlaßte auch die erste allgemeine Synode zu Nicäa, auf welcher die Lehre des Arius verdammt worden ist. Es wurde als Glaubenssatz ausgesprochen, daß der Sohn wahrer Gott, gezeugt, nicht gemacht, und gleiches Wesens mit dem Vater sei. Um die gleiche Wesenheit mit dem Vater auszusprechen, bediente man sich des Wortes „ὁμοουσιος."

Ohne hier in die weitern Streitigkeiten, welche der Arianismus veranlaßte, näher einzugehen, bemerken wir nur noch, daß sich später die Sekte selbst vorzüglich in zwei Theile spaltete. Die strengen Arianer, an deren Spitze der Syrer Aëtius und sein hochmüthiger Schüler Eunomius sich stellten, von welch letzterm die Partei auch Eunomianer genannt wurde, glaubten, daß der Sohn ein bloßes Geschöpf sei, welches einen Anfang des Seyns gehabt, von Natur veränderlich und sterblich gewesen, und nur durch Gottes Gnade erst unveränderlich und unsterblich geworden sei. Von den übrigen Geschöpfen unterscheide er sich durch die Unmittelbarkeit seiner Erschaffung und durch sein vorzeitliches, aber nicht ewiges Daseyn; den Namen Gott und göttliche Würde habe er nur wegen seiner Beständigkeit im Guten erhalten; und da das Ungezeugte und Unveränderliche sich nicht mit der Menschheit verbinden konnte, so sei er als der Geschaffene Mensch geworden, d. h. habe einen menschlichen Körper, jedoch ohne menschliche Seele angenommen. — Von diesen trennten sich die sogenannten Semiarianer. Auf einer Synode zu Ankyra 358 erklärten sie, den Basilius von Ankyra und den Georgius von Laodicea an ihrer Spitze, daß der Sohn dem Vater dem Wesen nach ähnlich sei. Sie gebrauchten daher statt des ὁμοουσιος, womit das Concilium von Nicäa die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater aussprach, das Wort ὁμοιουσιος womit sie eine Wesens-Aehnlichkeit des Sohnes mit

dem Vater zugaben. Indeß dauerten die Streitigkeiten nicht bloß zwischen den Eunomianern und Semiarianern, sondern insbesonders zwischen diesen beiden Parteien und den Katholiken lange fort, und wurden in dieser Sache viele Synoden gehalten. Wir erwähnen hier nur die Synoden von Rimini, wo vierhundert Bischöfe versammelt waren, sämmtlich bis auf achtzig, katholisch, die aber zuletzt in die Falle der Arianer gingen, so daß in Bezug auf den kläglichen Ausgang dieses Conciliums später der heilige Hieronymus sagte, die Welt habe staunend geklagt, daß sie auf einmal arianisch geworden sei; die von Seleucia, wo die Semiarianer vorwiegten; die von Konstantinopel im J. 360, wo die strengen Arianer ihren Triumph feierten; die von Alexandrien, welche der zurückgekehrte Athanasius hielt im J. 362, wo viele verirrte Bischöfe und Gemeinden wieder zur Kirche zurückkehrten, u. s. w.

An die arianischen Streitigkeiten reihen sich Photinus und Apollinaris an. Der erste leugnete die Dreipersönlichkeit Gottes und erklärte den Logos für eine unpersönliche, göttliche Kraft, welche aus der Gottheit hervorgetreten, besonders auf den Menschen Jesus gewirkt, und durch ihn sich manifestirt habe; der durch diese Einwohnung begnadigte Mensch heiße Christus und Gottes adoptirter Sohn, und könne auch uneigentlich Gott genannt werden, wiewohl sein Reich einst durch Zurückgabe der Herrschaft an Gott ein Ende nehmen, und der Logos sich dann wieder von ihm scheiden werde. — Apollinaris, Bischof von Laodicea, behauptete, Christus habe von der menschlichen Natur bloß den Körper gehabt, und die diesen belebende, niedere Seelenkraft; die Stelle des Geistes aber habe der Logos, die Gottheit, eingenommen. Er sprach also Christo gerade das Wesentlichste der Menschheit, die vernünftige Seele ab, und leugnete so die wirkliche Menschwerdung des Logos, und consequent eigentlich auch die Erlösung. Apollinaris meinte, die Unsündlichkeit Christi lasse sich mit der Annahme, daß er eine menschliche Seele gehabt, die nothwendig auch sündhaft sei, nicht vereinigen; auch könne ein Einzelnwesen nicht aus zweien, für sich schon vollkommenen Dingen, wie Gottheit und Menschheit sind, bestehen, man müsse also, wenn man von seiner Lehre abweiche und zwei von einander unabhängige Naturen behaupte, zwei Söhne und zwei Christus annehmen. Diese Irrlehre wurde wiederholt ver-

dammt, namentlich auf einer Synode zu Rom 378 unter Papst Damasus, auf einer solchen zu Antiochien 379, und ebenso zu Constantinopel 381. Uebrigens zerfiel die Sekte des Apollinaris in drei Parteien: Die Einen nahmen an, daß Christus gar keine menschliche Seele gehabt habe; die Andern sprachen ihm nur die höhere Seelenkraft ab, und die Dritten lehrten, daß auch der Körper Christi ein Theil seiner Gottheit geworden sei.

Die Priscillianisten huldigten manichäischen Grundsätzen, daher mußten sie nothwendig auch von Christus falsche Vorstellungen haben. Sie sagten nämlich, daß zur Erlösung der Seelen, welche in der Materie seufzten, der Heiland mit einem himmlischen, dem gemeinen menschlichen, scheinbar ähnlichen Leibe herabgekommen, und durch sein Leiden, welches übrigens nach ihrer Lehre nur scheinbar seyn konnte, das Zeichen, welches die bösen Mächte den Seelen bei ihrer Einkerkerung in die Leiber aufgeprägt hatten, ausgelöscht habe.

Nestorius und vor ihm schon Theodor von Mopsuesta verirrten sich bezüglich der beiden Naturen in Christus. Den Nestorianismus stellt Döllinger also dar: „Jesus Christus ist eigentlich ein bloßer Mensch, der mit dem Logos verbunden, und weit mehr als alle Heilige und Propheten mit der Kraft Gottes erfüllt ist. Gott, der Logos, und Jesus von Nazareth sind zwei völlig verschiedene Subjekte oder Personen; aber die eine ist mit der andern vergesellschaftet, und diese Vereinigung ist enger noch, als die des Menschen mit dem Gewande, das er trägt, oder des Tempels mit der ihn bewohnenden Gottheit. Der Mensch Jesus hat den Gott in sich aufgenommen; der Logos wohnt im Menschen wie in einem Tempel, er hat sich mit der Menschheit bekleidet, um uns durch den Schleier derselben seine Herrlichkeit zu offenbaren, und sich ihrer als eines Werkzeuges zu unserm Heile zu bedienen. Der Sohn Mariens ist nicht wahrer Gott; er ist nur ein Mensch, der Gott trägt, von Gott erfüllt oder besessen ist, und er wird Gott genannt weil er kraft der Beziehungen, in denen er zu der Gottheit steht, an ihren Ehren und Vorzügen Theil nimmt, und aller Anbetung würdig ist; doch kömmt ihm der Name Gott nur uneigentlich zu, wie wenn die Schrift Moses den Gott des Pharao oder Israel den Sohn Gottes nennt. Die Inkarnation ist also eine bloße

Inwohnung Gottes des Logos im Menschen; das ewige Wort ist nicht Mensch geworden, sondern es hat sich nur mit dem Menschen verbunden; der Gott Logos ist nicht geboren aus der Jungfrau, hat nicht gelitten, sondern er hat nur in dem von der Jungfrau Gebornen, in dem, welcher litt und starb, seine Wohnung genommen; denn der Schöpfer kann nicht erschaffen werden, das Leben kann nicht sterben, und der Allmächtige keine Schwachheit empfinden. Die heilige Jungfrau ist nicht Gottesgebärerin, sondern Mutter eines Menschen, oder Christusgebärerin. Der Name Christus bezeichnet nämlich nicht einen Gottmenschen, sondern einen mit Gott verbundenen Menschen; eine Verbindung oder Gesellschaft aber setzt nothwendig zwei Personen voraus, die zwar moralisch Eines seyn können, aber in den physischen oder substantiellen, das Individuum bedingenden Funktionen getrennt seyn müssen, weßhalb der Mensch Jesus dem mit ihm verbundenen Logos keineswegs seine natürlichen und substantiellen Eigenschaften mittheilt." — Dieser Irrlehre widersetzte sich insbesonders der heilige Cyrillus, und zu Ephesus wurde sie im Jahre 431 von zweihundert zu einem allgemeinen Concilium versammelten Bischöfen verdammt.

Eutyches, Archimandrit eines Klosters zu Constantinopel, verfiel gerade in den entgegengesetzten Irrthum; denn leugnete Nestorius die göttliche Natur in Christus, so hob Eutyches die menschliche auf. Er behauptete, daß in Folge der Inkarnation aus der göttlichen und menschlichen Natur Christi nur Eine Substanz und Natur geworden sei, und stellte in Abrede, daß Christus seiner Menschheit nach gleichwesentlich mit uns sei. Die nothwendige Folge, die sich aus seiner Behauptung von Einer Natur in Christus ergab, daß nämlich eine Vermischung der beiden Naturen oder eine Verwandlung, eine Absorption der einen durch die andere eingetreten sei, leugnete er; aber darauf bestand er, daß vor der Vereinigung zwei Naturen gewesen seien, so daß er also, wie der heilige Leo bemerkt, eine Präexistenz der menschlichen Seele Christi gleich dem Origenes angenommen zu haben scheint; nach der Vereinigung aber sollte nur Eine Natur, die göttliche, geblieben seyn, und so war es nach Eutyches die Gottheit selbst, welche litt und gekreuziget wurde. Auch enthielt es für ihn keinen Widerspruch zu sagen: „Das Wort ist Fleisch geworden" — und: Die

Natur des Fleisches ist in ihm nach der Vereinigung nicht mehr vorhanden. Weil das Fleisch durch die Vereinigung mit der Gottheit vergöttlichet und in eine andere Natur übergegangen sein sollte, so erklärte Eutyches: Der Leib Christi sei nicht der Leib eines Menschen, sondern bloß ein menschlicher, d. h. bloß menschlich der äußern Gestalt, nicht der Substanz nach. Das Geheimniß der Menschwerdung wurde demnach durch Eutyches eben so gut, als durch Nestorius, vernichtet; ohne wahrer Mensch zu seyn, konnte Christus nicht unser Mittler, unser Vorbild und Tugendmuster werden, und wenn das erlösende Leiden und Sterben unmittelbar auf die Gottheit, die doch nur durch das Medium einer wahren Menschheit leiden und den Tod kosten konnte, übertragen wurde, so wurde eben dadurch die Kraft und die Bedeutung dieses Leidens selbst zerstört.

Die vierte allgemeine Synode von Chalcedon im Jahre 451 verdammte diese Irrlehre; denn in dem in der sechsten Sitzung abgefaßten Symbolum hieß es: Christus sei vollkommen nach der göttlichen und vollkommen nach der menschlichen Natur, wahrer Gott und wahrer Mensch, aus einer vernünftigen Seele und aus einem Körper bestehend, gleiches Wesens mit dem Vater nach der Gottheit und mit dem Sohne nach der Menschheit, der uns in Allem gleich gewesen, außer in der Sünde, gezeugt vom Vater seiner Gottheit nach vor aller Zeit, in den letzten Tagen aber um unser und unsers Heiles willen geboren der Menschheit nach von Maria, der Gottesgebärerin, ein und derselbe Christus, Sohn, Herr und Eingeborner in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung. Cf. Döllingers Kirchengeschichte. — Die Irrlehre des Eutyches war aber damit noch nicht unterdrückt, sondern sie verwirrte unter dem Namen des Monophysitismus lange Zeit die morgenländische Kirche. In diesen Wirren tauchten selbst die origenistischen Irrthümer wieder auf. Die Anhänger derselben lehrten bezüglich Christus: daß er, da er allein unter allen Geistern in der Liebe und dem Anschauen Gottes geblieben, mit Gott, dem Logos, als ein präexistirendes Wesen vereinigt worden sei, oder als allgemeiner Erlöser verschiedene Körper angenommen habe, und Allen Alles geworden sei. Der Eutychianismus fiel übrigens in verschiedene Sekten auseinander. Es gab Akephaliten, d. h. Hauptlose. Sie

nahmen in Christus nur Eine Natur an. Die Jakobiten, die ihren Namen von dem syrischen Mönche Jakob bekamen, behaupteten außer dem Irrthum, daß in Christus die Gottheit gelitten habe, auch noch, daß das Wort nicht von Maria, der seligsten Jungfrau, Fleisch angenommen, sondern es habe sich selbst in Fleisch verwandelt und sei nur durch die Jungfrau hindurch gegangen. Die Agnoeten oder Unwissenden lehrten: Da in Christus nur Eine Natur sei, d. h. ein Gemisch der menschlichen mit der göttlichen Natur, so habe Christus nicht bloß der Menschheit, sondern auch der Gottheit nach Manches nicht gewußt, wie ihm unter Andern der Tag des Gerichtes unbekannt war. Die Tritheisten kamen geradezu dahin, daß sie behaupteten, es gebe in der Dreieinigkeit drei verschiedene, göttliche Naturen, in Folge dessen sie auch drei Götter bekannten. Von zwei andern eutychianischen Sekten hieß die eine die der Verweslichen und die andere die der Unverweslichen. Der Irrthum der Erstern bestand darin, daß sie sagten: Christus sei seinem Leibe nach nothwendiger Weise dem Leiden unterworfen gewesen, gleichwie wir es sind, so daß, wenn er auch nicht leiden gewollt, er dieses dennoch gemußt hätte. Die katholische Lehre dagegen ist, daß das Wort im Leibe Jesu die gewöhnlichen Leiden der Menschen mit annahm, als Hunger, Mattigkeit, Schmerzen und den Tod, aber nicht aus Nothwendigkeit, wie dieses bei uns der Fall ist zur Strafe für die Erbsünde, sondern aus freiem Willen, und aus unendlicher Liebe, die ihn nach dem Ausspruche des Apostels bewog, auf die Erde herabzukommen in der Gestalt des sündigen Fleisches, um die Sünde im Fleische zu verdammen und zu bestrafen. Die Unverweslichen hingegen lehrten, daß das Fleisch in Christus seiner Natur nach unverweslich und von aller Leidensfähigkeit frei war, so daß Jesus niemals Hunger, Durst, Müdigkeit und Schmerzen gefühlt habe, eine Lehre, die zwar dem Eutychianismus, der nur eine göttliche Natur in Christus kannte, ganz angemessen ist, aber klaren Aussprüchen des Evangeliums widerspricht. Matth. 4, 2. Joh. 4, 6. ꝛc.

Noch gab es in Christus etwas, das zum Gegenstand des Streites gemacht werden konnte, nämlich sein doppelter Wille, und dieses geschah durch die Monotheleten. Einige Bischöfe, welche das Concilium von Chalcedon anerkannt und daher die zwei Naturen in Christus angenommen hatten, behaupteten dessenungeachtet,

daß man wegen der Einheit der Person Jesu Christi demselben nur Eine Wirkungsweise (operatio) zuschreiben dürfe. Als eigentliche Urheber dieses Irrthums erscheinen die Patriarchen Sergius von Constantinopel und Cyrus von Alexandrien. Die Lehre der Monotheleten ist deutlich ausgesprochen in der sogenannten Ekthesis, einem von Sergius verfaßten und vom Kaiser Heraklius 639 herausgegebenen Glaubensedikt, worin es unter Anderm hieß: Wir messen alle Handlungen Christi, sowohl die göttlichen als die menschlichen, dem Fleisch gewordenen Worte bei und wollen nicht, daß man lehre oder sage, es sei eine oder es seien zwei Wirkungsweisen, sondern wir sagen vielmehr der Lehre der allgemeinen Concilien gemäß, es sei der Eine und derselbe Jesus Christus, welcher die göttlichen und menschlichen Handlungen verrichtet, und beiderlei Handlungen gehen von demselben Mensch gewordenen Worte ohne Trennung und Vermischung hervor; denn wenn auch der Ausdruck von einer Wirkungsweise bei einigen Vätern üblich gewesen, so scheint er doch andern fremd, aus Furcht, man möchte sich desselben bedienen, um die zwei in Christus verbundenen Naturen zu zerstören. Dagegen ärgern sich aber auch Manche an dem Ausdruck von zwei Wirkungsweisen als einem solchen, dessen sich die bedeutendsten Lehrer der Kirche nicht bedient, sowie auch deßhalb, weil, wenn man zwei einander widerstrebende Willen in Christo annimmt, dieß dasselbe zu seyn scheint, als wenn man zwei Personen annähme. Und wenn der gottlose Nestorius, obgleich er zwei Söhne lehrte, dennoch nicht zu behaupten wagte, daß derselbe einen zweifachen Willen habe, ja sogar sagte, daß in den von ihm angenommenen zwei Personen nur Ein Wille sei: wie können denn die Katholiken, die doch nur einen einzigen Jesus Christus anerkennen, in demselben einen zweifachen Willen, deren einer dem andern entgegen sein soll, annehmen? Wenigstens wollen wir, indem wir in Allem den heiligen Vätern folgen, in Christus nur Einen Willen bekennen, indem wir glauben, daß sein von einer vernünftigen Seele belebter Leib nie aus sich eine Bewegung gehabt, die dem Geiste des Wortes entgegen gewesen, das mit ihm hypostatisch verbunden war. — Papst Johannes IV. sprach das Verdammungsurtheil über die Ekthesis aus. Indeß dauerten die monotheletischen Streitigkeiten noch lange fort. Als Vertreter der

katholischen Lehre ist unter Andern vorzüglich der Abt Maximus bekannt, und insbesonders ist seine Unterredung mit dem Pyrrhus, Patriarchen von Konstantinopel, erwähnenswerth. Pyrrhus sagte: Wenn Jesus Christus Einer ist, so wollte er auch als Eine Person und hatte folglich nur Einen Willen. Darauf antwortete Maximus: Obgleich Jesus Christus gewiß nur Einer ist, so mußt du doch zugeben, daß er zugleich Gott und Mensch ist. Wer leugnet dieß? entgegnete Pyrrhus. Er ist wahrer Gott und wahrer Mensch. Wenn also, fuhr Maximus fort, Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, so wollte er auch als Gott und als Mensch auf zwei, und nicht auf Eine Weise, wenn er auch nur Eine Person war; denn da Jesus Christus zwei Naturen hatte, so mußte er gewiß den zwei Naturen gemäß wollen und wirken, da keine derselben des Willens und der Wirkungsweise beraubt war. Wenn aber Jesus Christus seiner zwei Naturen gemäß wollte und wirkte, so muß man auch sagen, daß, gleichwie jene zwei waren, auch er wesentlich zwei natürliche Willen und Wirkungsweisen gehabt habe. Und gleichwie ihn die zwei Naturen nicht trennen, so trennen ihn auch nicht die zwei Willen und Wirkungweisen, die wesentlich seinen Naturen zukommen; auch hindern sie nicht, da sie in Christus verbunden sind, daß er nur Einer sei. Pyrrhus machte die Einwendung: Es ist aber doch unmöglich, daß es nicht so viele Personen als Willen gebe. Maximus entgegnete: Du sagst also, daß der Wille so vielfach sein müsse, als es Personen gibt, die wollen; wenn diese Regel Geltung hätte, so müßte man auch sagen, daß eben so viele Willen seyn müßten, als Personen sind. Wer dieß sagt, der muß aber auch annehmen, daß nach der Behauptung des Sabellius nur Eine Person in Gott sei, weil in allen drei göttlichen Personen nur Ein Wille ist. Oder man müßte mit Arius sagen, daß, weil in Gott drei Personen sind, auch drei Willen in ihm seien, da nach der Lehre der Väter die Zahl des Willens auch auf mehrere Personen schließen lasse. Es ist demnach nicht wahr, daß, wo mehrere Willen sind, auch mehrere Personen seyn müssen, sondern die Wahrheit ist, daß in jener Person, in der mehrere Naturen vereiniget sind, wie dieses bei Christus der Fall ist, auch mehrere Willen und mehrere Wirkungsweisen sind, wenn auch nur Eine Person vorhanden ist.

Gegen die Monotheleten wurde im Jahre 680 das sechste allgemeine Concilium zu Constantinopel gehalten. Der Monotheletismus wurde hier verdammt; denn die Synode erklärte in ihrer achtzehnten und letzten Sitzung: Wir lehren nach der Lehre der Väter, daß in Christus zwei natürliche Willen und zwei natürliche Wirkungsweisen seien, ungetheilt, unveränderlich, ungetrennt und unvermischt.

Zu erwähnen ist hier noch, daß durch den Monotheletismus der Papst Honorius in ein schiefes Licht kam, ja daß die eben genannte Synode ihn geradezu verdammte. Die Sache verhält sich aber so: Der Patriarch Sergius, das Haupt der Monotheleten, richtete an Papst Honorius ein langes Schreiben voll Verschmitztheit und Täuschungen, worin er unter Andern auch sagt, er sei mit dem Patriarchen Sophronius von Jerusalem übereingekommen, nicht mehr davon zu reden, ob in Christus zwei oder Ein Wille sei. Der Papst, der die Hinterlist des Sergius nicht erkannte, lobte ihn, daß er einen Streit abgeschnitten, der Schwache ärgern könnte; dann fuhr er fort: „Wir bekennen nur Einen Willen in Christo. Wir finden auch nicht, daß in der heiligen Schrift oder in den Concilien die Lehre von einer oder zwei Wirkungsweisen vorgetragen werde. Dagegen sind die heiligen Schriften mit Beweisen angefüllt, daß Jesus Christus in seiner Gottheit und Menschheit nur Ein Wirkender sei; übrigens ist es nicht von Belang zu wissen, ob als Beweggrund der Handlungen der Gottheit und Menschheit Eine oder zwei Wirkungsweisen genannt werden müssen, da wir diesen Streit den Grammatikern überlassen können. Indeß müssen wir diese neuen Ausdrücke verwerfen, aus Furcht, daß die Einfältigen uns wegen des Ausdruckes von zwei Wirkungsweisen für Nestorianer halten möchten, oder meinen, wenn wir nur von Einer Wirkungsweise reden, daß wir Eutychianer sind." — Diese Sprache ist scheinbar dem Monotheletismus sehr günstig. Aber dessenungeachtet ist der Papst nicht in diese Irrlehre verfallen, wie Einige meinen; denn wenn Honorius sagte, daß in Christus nur Ein Wille sei, so hat er dieses bloß von der Menschheit des Herrn verstanden, von der man mit Recht leugnet, daß es in ihr zwei einander widerstrebende Willen gibt, gleichwie bei uns, wo der Geist mit dem Fleische streitet. Dieß spricht Ho-

norius klar in seinem Briefe in den Worten aus: „Wir bekennen nur Einen Willen in Jesus Christus; denn die Gottheit hat nicht unsere Sünden, sondern nur unsere Natur angenommen, wie dieselbe vor dem eingetretenen Verderben durch die Sünde beschaffen war.“ Man kann also mit Recht den Honorius von der Ketzerei der Monotheleten freisprechen, und darf doch auch annehmen, daß er aus gerechten Gründen von der sechsten allgemeinen Synode verurtheilt worden sei, nämlich nicht, weil er in Ketzerei verfallen, sondern weil er dieselbe gefördert und in ihrer Bekämpfung sich habe Nachläßigkeiten zu Schulden kommen lassen.

Um vom Islam zu reden, so ist bekannt, daß Muhamed wie den Moses, so auch Christum als einen Propheten gelten ließ; im Uebrigen ist ihm Christus ein bloßer Mensch, und er selbst (Muhamed) ein viel größerer Prophet, als Christus es war.

Im Mittelalter, namentlich im elften und zwölften Jahrhundert, lebte der Manichäismus wieder auf, der seinem Princip gemäß die Menschwerdung und das Leiden Jesu Christi leugnen mußte. Auf demselben Wege wandelten später die Albigenser.

Im zwölften Jahrhundert verbreiteten Abälard und Gilbert de la Porree unter andern Irrthümern auch bezüglich Jesu Christi falsche Lehren. Abälard behauptete, Jesus Christus sei als Gott und Mensch nicht eine der drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit. Gilbert aber lehrte, daß nicht die göttliche Natur, sondern nur die Person des Sohnes Mensch geworden sei.

Schon im Zeitalter der Reformatoren finden sich einzelne Vorboten des spätern Rationalismus, die natürlich auch die Gottheit Jesu Christi bekämpften. So lehrte Servede, den Calvin verbrennen ließ, das göttliche Wort sei keine besondere Person der göttlichen Dreifaltigkeit, woraus von selbst folge, daß Jesus Christus bloßer Mensch gewesen sei. Dasselbe lehrten Valentin Gentilis, Georg Blandrata, und insbesonders Lälius Socinus und Faustus Socinus. Die Socinianer hatten überhaupts mehrfache Irrthümer gegen Christus ausgebrütet. Sie behaupteten unter Andern: Jesus Christus werde uneigentlich Gott genannt; er sei wohl ohne Beihilfe eines Mannes im Schooße Mariens gebildet, habe aber vor der seligsten Jungfrau Maria nicht existirt; unser Erlöser sei er nur in so ferne, als er uns den Weg des Heiles gezeigt habe; er sei nicht aus eigener

Kraft von dem Grabe auferstanden; sein Leib sei bei seiner Himmelfahrt vernichtet worden, und er besitze jetzt im Himmel einen rein geistigen Leib.

Daß die sogenannten Rationalisten und die ungläubigen Philosophen in Christus nichts Anderes erkennen, als einen bloßen Menschen, ja daß sie ihn in die schlechteste Klasse derselben, unter die Betrüger setzen, ist ohnehin bekannt.

Nach diesem müssen wir noch der Verirrungen des Pater Berruyer gedenken. Dieser lehrte bezüglich Christi: 1) „Er ist in der Zeit durch ein opus ad extra der natürliche Sohn Gottes geworden, und zwar des Einen, in drei Personen bestehenden Gottes, welcher die Menschheit Christi mit einer göttlichen Person vereinigte. 2) Da Jesus Christus in den drei Tagen, während welcher er sich im Grabe befand, aufhörte, ein lebender Mensch zu seyn, so hörte er damals auch auf, Gott zu seyn; als aber Gott Jesum von den Todten erweckte, erzeugte er ihn von Neuem und bewirkte, daß er neuerdings der Sohn Gottes ward. 3) Nur die Menschheit Christi hat gehorcht, gebetet und gelitten; daher behauptete Berruyer, daß seine Aufopferung, sein Gebet und seine Betrachtung keine vom ewigen Worte, als ihrem physischen und erzeugenden Princip hervorgebrachten Wirkungen waren, sondern daß sie in diesem Sinne Handlungen der Menschheit allein waren. 4) Jesus Christus hat die Wunder, die er gewirkt, nicht aus eigener Kraft gethan, sondern sie vom Vater durch sein Gebet erlangt."

So vielfach verirrte sich der menschliche Geist bezüglich Jesu Christi, und so buchstäblich erfüllte sich die Prophetie des Simeon: Sieh, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird. Luk. 2, 34.

16. Jesus Christus im alten Bunde von den Propheten voraus verkündet, und sowohl durch fromme Männer als merkwürdige Anstalten und wunderbare Begebenheiten vorgebildet.

Hievon ist ausführlich gehandelt B. I. S. 162—189.

17. Warum der Sohn Gottes Mensch geworden ist, oder von dem Zwecke der Inkarnation.

Der eigentliche Zweck ist sich Gott in allen seinen Werken selbst. Man kann daher sagen, Gott ist um seiner selbst willen Mensch geworden, d. h. der Sohn Gottes hat unsere Natur angenommen, um dadurch seinem himmlischen Vater die höchste Ehre zu geben. Dann hat aber Gott bei all' seinen Werken auch das Wohl seiner vernünftigen Geschöpfe im Auge. Demnach ist der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes ein doppelter:

Die Ehre Gottes und das Heil der Menschen. Dieser doppelte Zweck ist auch durch die Inkarnation erreicht worden, wie im Nachfolgenden gezeigt werden soll.

18. Die Ehre Gottes ist durch Jesus Christus im höchsten Grade befördert worden.

Ein Werk gereicht seinem Meister zu einer um so größeren Ehre, je vortrefflicher es selbst ist. Nun gibt es aber, wie mit Recht ein Kirchenlehrer bemerkt, kein größeres Wunder weder im Himmel noch auf Erden, als dieses ist, daß Gott sich würdigte, als Mensch empfangen und von der Jungfrau geboren zu werden. O wie unbegreiflich ist das Wunder der Inkarnation! Das ewige Wort steigt auf die Erde herab, um den Menschen selig zu machen! Es verläßt den Schooß seines himmlischen Vaters, von dem es von Ewigkeit her im Glanze der Heiligkeit erzeugt war, und steigt in den Schooß einer Jungfrau, einer Tochter Adams, die bei aller Heiligkeit im Vergleiche mit dem Schooße Gottes doch nur ein Gegenstand des Entsetzens ist! Dieß deutet auch die Kirche in den Worten an: Du hast den Schooß der Jungfrau nicht verabscheuet; denn im Schooße Gottes ist das ewige Wort Gott, seinem himmlischen Vater, in Allem gleich, ist eben so unendlich, so allmächtig, so glückselig als der Vater; im Schooße Mariens aber hat es alle seine Größe und Hoheit abgelegt, und ist schwach, klein und elend geworden. Man erzählt als ein Wunder großer Demuth vom heiligen Alexius, daß er, der Sohn eines vornehmen Römers, im Hause seines Vaters als ein Knecht leben wollte. Allein läßt sich wohl die Demuth dieses Heiligen mit der Demuth Jesu Christi

vergleichen? Ueberdieß ward der Sohn Gottes, indem er Knecht seines Vaters wurde, auch noch ein Diener seiner Geschöpfe, nämlich zunächst Mariens und Josephs; denn es heißt, daß er ihnen unterthan war. Luk. 2, 5. Er wurde sogar ein Untergebener des Pilatus, der ihn zum Tode verurtheilte, ja er wurde selbst ein Knecht der Henkersknechte, die ihn geißelten, mit Dörnern krönten und zum Kreuztode hinaus schleppten; denn nur, weil er sich selbst ihnen übergab, konnten sie Solches mit ihm vornehmen. Was ist also dieses nicht für ein unbegreifliches Wunder: ein Gott liegt als schwaches Kind in der Krippe; der Allmächtige ist schwach und arm geworden, der Allselige ist den Leiden hingegeben! Eben deßwegen aber, weil derjenige, der all dieses thut und leidet, wahrer Mensch ist, so sind seine Werke auch wirkliche, und nicht scheinbare, wie einige Ketzer meinten; und weil er zugleich auch Gott ist, so haben seine Werke einen unendlichen Werth. Sie sind nicht bloß genügend für die Erlösung der Menschen, sondern enthalten einen Ueberfluß von Genugthuung. Da nun all das, was Jesus gethan und gelitten, zur Ehre seines himmlischen Vaters geschehen ist, so ist klar, in welch hohem Grade durch die Menschwerdung seines Eingebornen Gott geehrt worden ist.

Ferners hat sich Gott durch die Menschwerdung seines Sohnes erst recht wahrhaft als das gezeigt, was er ist, als das höchste Wesen von unendlicher Güte und Erbarmung; nicht minder ist auch seine höchste Weisheit und Gerechtigkeit und manche andere seiner erhabenen Eigenschafteu ins hellste Licht hervorgetreten.

Die Güte erweist sich am meisten dadurch, daß sie Andern mittheilt. Durch Nichts hätte uns aber Gott mehr geben können, als durch die Menschwerdung seines Sohnes; dadurch hat er sich uns selbst gegeben, und dieß ist der höchste Grad der Mittheilung. Daher sagt auch der Apostel, daß in der Inkarnation die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes auf Erden erschienen ist. Darauf bezüglich schreibt der heilige Leo: Zwar war die göttliche Güte immer auf verschiedene Weise und in verschiedenem Maße für das Menschengeschlecht besorgt, und die göttliche Vorsehung hatte in allen vorhergehenden Jahrhunderten ihm zahllose Wohlthaten und Gnaden erwiesen; aber in den neuesten Zeiten hat Gott die ganze Fülle seiner gewöhnlichen Güte überschritten, da in Christus die

Barmherzigkeit selbst zu den Sündern, die Wahrheit zu den Irrenden, das Leben zu den Todten herabstieg, was dadurch geschah, daß jenes ewige, dem Schöpfer gleiche Wort in der Einheit seiner Gottheit die Natur unserer Niedrigkeit annahm, und als Gott von Gott gezeugt, jetzt auch als Mensch vom Menschen geboren wurde. — Der heilige Athanasius sagt hierüber: Es war der Güte Gottes unwürdig, daß das, was von ihm gemacht worden war, durch den Betrug und die Schlauheit des Teufels wieder zu Grunde ginge. Daher schickte sich jenes große Werk der Menschwerdung ganz und gar für die Güte Gottes; denn wenn ein irdischer Fürst ein Gebäude oder eine Stadt, dessen Gründer er war, das aber aus Sorglosigkeit der Einwohner von Räubern eingenommen worden ist, keineswegs vernachläßiget, sondern als sein Werk von den Eindringlingen wieder befreit, zwar nicht wegen der Nachläßigkeit der Einwohner, sondern auf Rücksicht seiner selbst, weil er es sich selbst schuldig ist; so ist auch das göttliche Wort des besten Vaters in das Verderben der Menschen herabgestiegen, und vernachläßigte nicht das von ihm erschaffene Geschlecht. Athan. lib. de incarn. Verb.

Auf gleiche Weise hat Gott durch die Menschwerdung seine Erbarmung im vorzüglichsten Grade gezeigt, und zwar zugleich ohne Beeinträchtigung irgend einer andern seiner höchsten Vollkommenheiten, insbesonders ohne Beeinträchtigung der Gerechtigkeit. Der Mensch übt auch oft Barmherzigkeit; aber er läßt sich nicht selten blindlings von den Neigungen seines Herzens hinreißen; vom Mitleiden überwältiget, verletzt er andere Pflichten. Anders aber verhält es sich bei Gott, Er hat durch die Menschwerdung seines Sohnes seine Barmherzigkeit und zugleich seine Gerechtigkeit in gleich großem Maße gezeigt, denn er erbarmte sich der Menschen und rettete sie; er that aber auch zugleich seiner Gerechtigkeit Genüge, indem er für die Sünden der Menschen seinen Mensch gewordenen Sohn sterben ließ; daher lassen sich hier die Worte des Psalmisten anwenden: Barmherzigkeit und Wahrheit begegneten sich, Gerechtigkeit und Frieden küßten sich. Ps. 84. Darauf bezüglich sagt der heilige Leo: Der gerechte und barmherzige Gott wollte bei unserer Erlösung nicht die Macht seiner Güte allein ausüben; denn weil es die Folge war, daß der Mensch, welcher sündigte, ein Knecht der Sünde sei, so ließ er unter der Bedingniß den

Kranken Heilung, den Schuldigen Verzeihung und den Gefangenen Befreiung angedeihen, daß das Urtheil der gerechten Verdammniß durch ein vollgiltiges Werk des Erlösers ausgelöscht wurde. Der heilige Hilarius schreibt: Der erste Mensch hat freiwillig gesündiget, er war zwar vom Teufel verführt, aber nicht gezwungen. Daher sollte auch die Schuld der Menschen nicht durch einen bloßen Befehl, sondern durch einen Erlösungspreis getilgt werden. Der Sohn Gottes hätte im Himmel bleiben und den Feind des menschlichen Geschlechts durch einen Wink seiner Gottheit vernichten können. Aber damit der Teufel sich darüber nicht beklagen konnte, so gefiel es Gott nach seiner Gerechtigkeit, für das Menschengeschlecht einen reinen, mackellosen Menschen hinzuopfern. Und der heilige Augustin sagt: Es gefiel Gott, bei der Erlösung der Menschen den Teufel nicht durch Macht, sondern durch Gerechtigkeit zu besiegen. Und welches ist die Gerechtigkeit, wodurch der Teufel besiegt worden ist? Keine andere, als die Gerechtigkeit Christi. Und wie ist er besiegt worden? Dadurch, daß er Jesum, ungeachtet an ihm sich nichts des Todes Würdiges fand, dennoch tödtete. Die Gerechtigkeit verlangt es aber, daß der Teufel die Schuldigen, welche er gefesselt hielt, frei entließ, wenn sie an den glauben würden, welchen er ohne Schuld tödtete. August. de trinit. c. 14. Aehnlich erklärt sich Paulinus von Nola: Nicht in der Hoheit seiner Natur, sondern in unserer Gestalt griff der Erlöser den Satan an; er entriß ihm nichts durch Gewalt, sondern überwand ihn nach dem Gesetze der Gerechtigkeit; denn so lange ließ Gott nach dem Falle des Weibes seine Macht bestehen, bis er den Gerechten tödtete, bei dem er nichts des Todes Würdiges aufweisen konnte. Nach strengster Gerechtigkeit wurde er also gezwungen, die zu entlassen, welche an denjenigen glauben, welchen er mit größtem Unrecht getödtet hatte.

Wie herrlich und groß erscheint hiemit nach den Aussprüchen der heiligen Väter nicht Gott! Denn eben dadurch, daß Gott sich der Menschen erbarmte, that er auch seiner Gerechtigkeit vollkommen Genüge. Man kann sagen: Im Erbarmen zeigte er seine Gerechtigkeit. Es bedarf keiner Erwähnung, daß er eben dadurch auch seine höchste Macht und Weisheit auf bewunderungswürdige Art offenbarte. Denn welche Weisheit Gottes liegt

in der Menschwerdung des Sohnes Gottes! Ein scheinbar geringes und verächtliches Mittel hat die Ehre wiederhergestellt, hat den mächtigsten Feind, den Teufel, überwunden und den Menschen das verlorne Himmelreich wieder gegeben. Der heilige Papst Gregor vergleicht daher die Menschwerdung des Sohnes Gottes einer ausgeworfenen Angelruthe, wodurch der Teufel wunderbarer Weise gefangen worden ist. Im Angel, sagt der heilige Vater, wird die Lockspeise gezeigt, der Stachel aber ist verborgen. Wie in einer Angelruthe hat also der allmächtige Vater den Satan durch die Menschwerdung seines Eingebornen gefangen, wobei wohl das leidensfähige Fleisch, nicht aber die des Leidens unfähige Gottheit gesehen werden konnte. Indem aber der Teufel am Sohne Gottes der Lockspeise des Fleisches nachstellte, ist er durch den verborgenen Stachel der Gottheit durchbohrt worden. In der Angelruthe ist er also gefangen worden, weil er eben darin den Untergang fand, worin er verwundet hat. Und sofort verlor er die Herrschaft über die Sterblichen, welche er bisher gewissermassen mit Recht gefesselt hielt, weil er es wagte, den Unsterblichen, auf welchen er kein Recht hatte, zu tödten. Greg. M. hom. 25.

Wie sehr Gott durch die Menschwerdung seines Sohnes seine Allmacht und Größe kund gab, wird ebenfalls von den heiligen Vätern weitläufig erörtert. Wir begnügen uns nur ein paar solcher Stellen auszuheben. Der heilige Basilius sagt: Nicht der Himmel, nicht die Erde, nicht die Unermeßlichkeit der Meere, nicht die Thiere, welche im Wasser oder auf der Erde leben, nicht die Gewächse, nicht die Gestirne, nicht die Luft, nicht der Wechsel der Jahreszeiten, auch nicht jenes mannigfaltige All der Dinge verkünden in so hohem Grade die Allmacht Gottes, als dieses Eine, daß Gott, der von Niemanden kann erfaßt werden, im Fleische mit dem Tode ringen konnte, auf daß er durch sein eigenes Leiden uns vom Leiden befreite. De Spirit. sanct. c. 8 — Gregor von Nyssa schreibt: Daß die Natur des Allmächtigen zur Niedrigkeit der menschlichen Natur herabsteigen konnte, ist ein größeres Wunder der Allmacht, als alle andere, noch so große und anstaunungswürdige Wunder; denn daß Gott etwas Großes und Erhabenes thut, ist ihm natürlich: aber jenes Herabsteigen zu dem, was gering und verachtet ist, (wie es bei der Inkarnation geschah), ist ein gewisses Ueberströmen der Macht,

die nicht einmal durch das, was gegen die Natur ist, gehindert werden konnte. Greg. Nyss. c. 24. catec. — Johannes Damascenus nennt die Menschwerdung unter allen Ereignissen das Bewunderungswürdigste, wodurch am meisten die unendliche Macht Gottes sich zeigte; denn setzt er hinzu: Was kann es Größeres geben, als daß Gott Mensch geworden ist? Ioan. Damasc. lib. 3, c. 1. Der heilige Bernard sagt: Drei Werke, drei Verbindungen, bewirkte jene allmächtige Majestät bei der Annahme unsers Fleisches, so besonders wunderbar, und so wunderbar in ihrer Sonderheit, daß solche weder je einmal geschehen sind, noch ferners geschehen werden; denn verbunden sind worden Gott und der Mensch, die Mutter und die Jungfrau, der Glaube und das menschliche Herz. O diese wunderbaren Verbindungen, anstaunungswürdiger, als ein jedes andere Wunder! Wie konnte so Verschiedenartiges, so Entgegengesetztes sich vereinigen! Bern. serm 3. de vig. nat. Domin.

Aus diesem Allen ist klar, wie sehr Gott durch die Menschwerdung seines eingebornen Sohnes verherrlicht worden ist; nicht minder gereicht sie zum Heil der Menschen, wie noch unten gezeigt werden wird.

19. Wie es möglich ist, daß, da die drei göttlichen Personen die Menschwerdung bewirkten, doch nur die zweite Person Mensch geworden ist.

Die Menschwerdung ist ein Werk der ganzen heiligen Dreifaltigkeit; aber dennoch ist nur der Sohn allein Mensch geworden. Daher sagt der heilige Augustin: Nicht der Vater, nicht der heilige Geist, nicht die Dreifaltigkeit selbst, sondern nur der Sohn Gottes ist Fleisch geworden, obschon die ganze Dreifaltigkeit dabei mitwirkte. Aug. libr. 65 de trinit. c. 11. Der Grund hievon liegt darin, weil die drei göttlichen Personen ein und dieselbe Handlungsweise und Wirksamkeit haben, was die Griechen ἐνέργεια nennen.

Die heiligen Väter erklären sich dieses Geheimniß auf verschiedene Weise. Der heilige Fulgentius lehrt, es gebe in der göttlichen Wesenheit so drei Personen, wie in der menschlichen Seele drei Vermögen bestehen, nämlich das Gedächtniß, wodurch wir uns erinnern; das Verstehen, wodurch wir das, was wir im Gedächtnisse auffaßten, in Gedanken verarbeiten, und der Wille, wo-

durch wir etwas anstreben, oder es meiden. Erstlich sei nun, fährt er fort, jener Gedanke, welchen wir im Verstande erzeugen, ein inneres Wort, oder ein inneres Gespräch, dann aber nehme der aus dem Gedächtnisse erzeugte Gedanke allein eine körperliche Stimme an, so daß sie von den leiblichen Ohren gehört werden kann. Aber jene körperliche Stimme, welche das geistige Wort annimmt, um gehört zu werden, geht zugleich von dem Gedächtnisse, von dem Gedanken und dem Willen aus, wiewohl sie nur von dem Gedanken, d. h. von dem innern Worte angenommen wird. Wer immer auf dieses Bild des menschlichen Geistes sieht, wird über das eitle Geschwätz der Irrlehrer lachen, die in ihrem fleischlichen Sinne nicht glauben wollen, daß in der heiligen Dreifaltigkeit etwas von den drei Personen geschieht, was nur von einer Person durch göttliche Anordnung angenommen wird, da jene menschliche Natur wohl das Werk der ganzen heiligen Dreifaltigkeit ist, vom Sohne allein aber in der Einheit der Person angenommen wird.

Der heilige Augustin bemerkt: Die Seele handelt durch den Leib, ja gemeinschaftlich mit ihm, wenn der Leib ißt; aber doch empfängt nur der Leib (die Speise); aber um das Empfangen zu bewirken, handeln Seele und Leib gemeinschaftlich. Es findet also ein gemeinschaftliches Zusammenwirken des Leibes und der Seele statt; das Nehmen aber ist nur Sache des Leibes. Auf gleiche Weise will der heilige Augustin sagen, ist die Inkarnation wohl das Werk der drei göttlichen Personen, aber nur die zweite hat wirklich Fleisch angenommen. Die operatio ist also den drei göttlichen Personen gemeinschäftlich; die acceptio aber bezieht sich nur auf den Sohn.

Der schon oben angeführte, heilige Fulgentius sagt bei einer andern Gelegenheit: Weil die Wirkungsweise (operatio) in der heiligen Dreifaltigkeit unzertrennlich ist, so ist die Knechtsgestalt, welche der eingeborne Sohn Gottes angenommen, das Werk der ganzen Dreifaltigkeit. Es ist also gewiß, daß sie (die Knechtsgestalt) von der ganzen Dreifaltigkeit bewirkt ist, daß sie aber nur auf die Person des Sohnes Bezug hat. Denn nicht ist, wie hiebei die Wirkung der ganzen Dreifaltigkeit ein und dieselbe ist, auch die Annahme der Dreifaltigkeit gemeinschaftlich, sondern die persönliche Eigenthümlichkeit, wornach der Vater nicht der ist, welcher der Sohn ist, und der heilige Geist weder der Vater noch der

Sohn ist, macht, daß etwas vom Vater, Sohn und heiligem Geiste gemeinschaftlich bewirkt wird, was aber nur vom Sohne allein angenommen wird.

Die eilfte Synode von Toledo erklärt sich hierüber also: Man muß glauben, daß die Inkarnation des Sohnes Gottes die ganze Dreifaltigkeit bewirkt hat, weil die Werke der Dreifaltigkeit unzertrennlich sind. Der Sohn allein hat aber die Gestalt des Knechtes angenommen, und zwar in der Gesondertheit der Person (in singularitate personae), nicht in der Einheit der göttlichen Natur, nämlich in dem, was dem Sohne eigenthümlich ist; und diese Gestalt ist ihm zur Einheit der Person angeeignet worden, so zwar, daß der Sohn Gottes und der Sohn des Menschen ein und derselbe Christus ist.

20. Ausführliche Erörterung, wie sehr Gott durch die Menschwerdung seines eingebornen Sohnes seine Liebe zu den Menschen gezeigt hat, und wie er dadurch auch unsere Liebe gewinnen will.

Nachdem die Menschen durch ihre Sünden in das größte Elend sich gestürzt hatten, hätten sie wohl verdient, auf immer von dem Himmel ausgeschlossen zu bleiben. Aber Gott hatte Mitleiden mit ihrem armseligen Zustande; er selbst beklagte gleichsam ihr Unglück. Was soll ich thun, spricht er durch seinen Propheten, da man mir mein Volk umsonst hinweggeführt hat? Js. 52, 5. Er wollte sagen: Was habe ich noch für eine Freude im Paradies, da ich die Menschen verloren habe? Aber nein, sprach der Herr, ich will nicht das Verderben des Menschen; es soll ihm ein Erlöser gegeben werden, der für ihn in seiner Gerechtigkeit genug thun, und ihn so aus den Händen seiner Feinde und vom ewigen Tode befreie. Der heilige Bernard sieht hier gleichsam die Gerechtigkeit Gottes mit seiner Barmherzigkeit im Streit. Die Gerechtigkeit spricht: Ich bin verloren, wenn Adam nicht bestraft wird; die Barmherzigkeit hingegen erwiedert: Ich bin verloren, wenn der Mensch nicht Verzeihung erhält. In diesem Streite entscheidet der Herr, daß ein Unschuldiger sterben müsse, um die des Todes schuldigen Menschen zu retten. Auf Erden war kein Unschuldiger zu finden, und deßwegen sprach der ewige Vater: Weil unter den Menschen

keiner ist, der meiner Gerechtigkeit genug thun könnte: wohlan, wer will hingehen, um die Menschen zu erlösen? Alle Engel schwiegen hierauf, nur allein das ewige Wort sprach: Hier bin ich, sende mich! Vater, sprach der eingeborne Sohn, deine unendliche Majestät ist von einem Menschen beleidiget worden, und kann nicht wohl von einem Engel, der ja nur ein Geschöpf ist, Genugthuung empfangen; außerdem haben wir trotz aller Wohlthaten, die wir dem Menschen erwiesen, dennoch seine Liebe noch nicht gewonnen. Wollen wir ihn verpflichten, daß er uns wiederum liebe, so können wir kein besseres und wirksameres Mittel finden, als daß dein Sohn auf die Erde herabkomme, um den Menschen zu erlösen; daß ich daselbst menschliches Fleisch annehme, und durch meinen Tod die Strafe bezahle, welche der Mensch verdient hat, um so deiner Gerechtigkeit vollkommen genug zu thun, den Menschen dagegen recht deutlich von unserer Liebe zu überzeugen.

Bedenke aber, entgegnete ihm der Vater, bedenke, geliebter Sohn, daß du ein Leben voll Mühseligkeit auf dich nehmen mußt, wenn du für die Menschen genug thun willst; bedenke, daß man dich mit aller Schmach und aller Verachtung überhäufen, daß man dich den Missethätern beizählen und als einen solchen zuletzt am Kreuze tödten wird. Möge es immerhin geschehen, erwiederte der Eingeborne, sieh, hier bin ich, sende mich!

Um uns elende Erdenwürmer zu erlösen und unsere Liebe zu gewinnen, hat also Gottes Sohn Mensch werden wollen. So viel hat Gott gethan, um von uns geliebt zu werden. Nachdem Alexander, der Große, den Darius besiegt und sich Persiens bemächtiget hatte, kleidete er sich nach persischer Sitte, um dadurch die Liebe dieser Völker zu gewinnen. Noch mehr that Gott; denn um die Liebe der Menschen zu gewinnen, bekleidete er sich mit dem Gewande der Menschen, ja ward selbst Mensch. Gott schien gleichsam zu sagen: Der Mensch liebt mich nicht, weil er mich nicht sieht; ich will mich aber ihm zeigen, und mit ihm umgehen, damit er mich liebt. Freilich hatte Gott den Menschen von Ewigkeit her schon im Uebermaße geliebt. Darum sagt der Prophet: Mit ewiger Liebe liebe ich dich; darum erbarme ich mich deiner und ziehe dich zu mir. Jer. 31, 3. Aber bis jetzt hatte er noch nicht gezeigt, wie unbegreiflich groß diese Liebe sei. Erst damals erschien sie recht deutlich, als der Sohn

Gottes als ein schwaches Kind in einem Stalle auf dem Stroh lag. Der heilige Bernard lehrt uns, daß zuerst die Macht Gottes sich bei der Schöpfung der Welt offenbarte, und daß seine Weisheit sich in der Regierung zu erkennen gab; aber erst in der Menschwerdung des Wortes erschien die Größe seiner Liebe und Erbarmung. Wie hätte der Herr auch den Menschen seine Liebe besser offenbaren können, als durch die Inkarnation. Der Mensch, sagt der heilige Fulgentius, hat Gott verachtet, und sich dadurch auf immer von Gott getrennt; da er nun selbst nicht mehr zu Gott zurückkehren konnte, kam Gott, um ihn auf dieser Welt zu suchen. Der Prophet Oseas sagt in Bezug auf unser Geheimniß: Mit menschlichen Banden zog ich sie an Seilen der Liebe. Kap. 11. V. 4. Die Menschen lassen sich von der Liebe ziehen; die Zeichen der Liebe, welche ihnen Jemand gibt, sind gleichsam Fesseln, welche sie binden und gewissermassen zwingen, den zu lieben, der sie liebt. Deßwegen wollte das ewige Wort Mensch werden, um mit diesem Zeichen der Liebe (der Inkarnation) sich die Liebe der Menschen zu erwerben. Gott ist Mensch geworden, sagt Hugo von St. Viktor, damit er von den Menschen zutraulicher geliebt werde.

Aber daran erkennen wir noch deutlicher, wie groß die Liebe Gottes sei, daß der Eingeborne des ewigen Vaters da den Menschen aufsuchte, als derselbe vor ihm floh. Jesus Christus scheint gleichsam dem Menschen zuzurufen: Mensch, warum fliehst du vor mir? Sieh, ich bin aus Liebe zu dir auf die Erde herabgekommen, um dich aufzusuchen, flieh nicht länger vor mir, der ich dich so innig liebe, und schenke auch du mir dein Herz.

Der heilige Augustin sagt: Es genügte der Liebe Gottes nicht, uns bei der Schöpfung unsers Stammvaters nach seinem Ebenbilde erschaffen zu haben; er wollte im Erlösungswerke auch noch nach unserm Bilde gestaltet werden. Wir können jetzt mit Recht sagen: Sieh, Gott ist wie Einer aus uns geworden. Darum ruft der heilige Augustin aus: Sieh, o Mensch, Gott ist dein Bruder geworden; Gott ist geworden, wie du bist, ein Sohn Adams; er ist bekleidet mit demselben Fleische, wie du; er ist demselben Elende unterworfen, demselben Leiden, ja selbst dem Tode, wie du. Er konnte die Natur eines Engels annehmen; allein er wollte mit deinem Fleische sich bekleiden, damit er dem ewigen Vater mit dem Fleische

des sündigen Adams, jedoch selbst ohne Sünde, genug thun könne. Es ist aber eine unendlich größere Erniedrigung, daß Gott Mensch ward, als wenn alle Fürsten der Erde, alle Engel und Heilige des Himmels sich bis dahin erniedrigten, daß sie eine Hand voll Staub würden; denn so groß auch der Abstand zwischen Staub und Engel ist, so ist er doch noch viel größer, weil unendlich, zwischen Gott und dem Menschen. Je mehr sich aber Gott erniedriget hat, da er für uns Mensch geworden, um desto mehr, sagt der heilige Bernard, hat er uns die Größe seiner Liebe gezeigt. Sollte diese Liebe uns nicht zwingen, ihn wieder zu lieben? Wie könnte man es nur für wahr halten, wenn der Glaube uns dessen nicht versicherte, daß Gott aus Liebe zu einem Wurm, — und was ist der Mensch anderes, als ein Wurm? — selbst ein Wurm hat werden wollen? Wenn du auf der Strasse gingest, und da zufällig einen Wurm zertreten und tödten würdest, so möchtest du vielleicht Mitleiden haben; aber was würdest du antworten, wenn dir Jemand sagte: Du kannst, wenn du willst, diesem Wurm das Leben wieder zurückgeben; aber du mußt zuvor selbst ein ohnmächtiger Wurm werden; du mußt all dein Blut vergießen und daraus ein Bad bereiten, in welchem der todte Wurm gebadet werden kann, um das Leben wieder zu erhalten. Gewiß würdest du sagen: Was kümmert mich dieser Wurm, ob er lebt, oder todt bleibt; warum sollte ich für ihn mein Leben hingeben? Was würde man aber nicht sagen, wenn dieser Wurm eine hinterlistige Schlange wäre, welche dir das Leben zu nehmen gesucht hat? Und was würde man erst sagen, wenn du dennoch bereit wärest, dein eigenes Leben hinzugeben, um diese Schlange wieder aus dem Zustande des Todes in den des Lebens zurück zu bringen? Hat aber der Sohn Gottes nicht auf ähnliche Weise gehandelt? Hat er nicht für uns armselige Erdenwürmer, ungeachtet wir seine Feinde waren, das Leben hingeopfert, um uns vom ewigen Tode zu retten? Und einen solchen Gott und Erlöser sollen wir nicht lieben, und ihm nicht unser ganzes Herz schenken?

Wer liebt, der liebt, um wieder geliebt zu werden. Nachdem uns also Gott so sehr geliebt hat, verlangt er auch von uns, wie der heilige Bernard sagt, nichts Anderes, als unsere Liebe. Man sollte auch meinen, das, was Gott für die Menschen gethan, würde

ihre feurigste Gegenliebe wecken. Der Prophet, der vor der Ankunft Jesu die Kälte und Gleichgiltigkeit der Menschen gegen Gott sah, rief aus: O, daß du die Himmel zerrissest und herabstiegest! Die Berge würden zerfließen vor dir und aufsieden würden die Gewässer vom Feuer. Is. 64, 1. 2. Würdest du, o Gott, herabsteigen, will Isaias sagen, in Menschengestalt auf die Erde, und würden dich die Menschen als einen ihres Gleichens erblicken, o dann würden die Berge zerfließen, alle Hindernisse und Schwierigkeiten, welche jetzt die Menschen an der Beobachtung deiner Gebote hindern, würden alsdann hinweggeräumt werden. Aufsieden würden die Gewässer vom Feuer, d. h. an dieser Flamme, welche dadurch in den Herzen der Menschen entzündet würde, müßten auch eiskalte Seelen in Liebe zu Gott auflodern. In der That, welche herrliche Liebesfeuer sah man nicht in so vielen Seelen auflodern, nachdem der Sohn Gottes Mensch geworden war! Gewiß wurde nach der Herabkunft Jesu Christi auf die Erde Gott in einem Jahrhundert mehr geliebt, als in allen viertausend Jahren vor seiner Ankunft. Wie viele Vornehme, ja selbst Fürsten und Könige haben auf ihre Reichthümer, Ehren und selbst Königreiche verzichtet, und sich in die Einöden oder in Klöster zurückgezogen, um dort in Armuth und Verachtung ihr Leben hinzubringen, und dadurch ihre Liebe zu ihrem Heilande zu zeigen! Wie viele Martyrer sind aus Liebe zu ihrem Heilande mit Frohlocken in den qualvollsten Tod gegangen! Wie viele zarte Jungfrauen haben auf alle Reize der Welt verzichtet, und haben sich statt dessen allen Verfolgungen ausgesetzt, um ihrem Gotte, der aus Liebe für sie Mensch geworden und gestorben ist, seine unendliche Liebe einigermassen zu erwiedern! So erfüllte sich das Wort des Herrn: Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne? Luk. 12, 49. Das Feuer der Liebe, welches Jesus durch seine Menschwerdung auf die Erde brachte, hat allerdings in vielen christlichen Seelen gezündet, und sie mit gewaltiger Liebe gegen ihren göttlichen Erlöser erfüllt. Aber in unserm Herzen lodert diese himmlische Flamme leider noch nicht! O entschließen wir uns doch einmal, einen Gott zu lieben, der uns so unaussprechlich geliebt hat! Schenken wir ihm unser Herz, nach welchem er so sehr

verlangt, und in dessen Besitz er gleichsam sein Glück findet. Cf. des heiligen Alphons von Liguori Werke. B. 1.

21. **Ob die Menschwerdung des Sohnes Gottes nothwendig war, die Menschen zu retten.**

Wenn man das große Elend betrachtet, in welchem die Menschen vor der Erlösung schmachteten, und wenn man ferner erwägt, wie alle Mittel, die Gott im Laufe von mehreren tausend Jahren anwandte, ihr Heil nicht wirkten, sondern das Verderben nur noch immer mehr zunahm; so muß man allerdings zur Ueberzeugung kommen, daß die Menschwerdung des Sohnes Gottes nothwendig war. Es war dieses Werk das äußerste und letzte, welches Gott in seiner Liebe und Weisheit noch thun konnte; er vollbrachte es in der That, und hat dadurch gleichsam sich selbst erschöpft: denn mehr und Größeres hätte er zum Heile der Menschen nicht mehr thun können, als daß er sich für sie selbst in seinem Sohne hingab.

Die heiligen Väter sprechen sich deutlich dahin aus, daß die Menschwerdung des Sohnes Gottes nothwendig war, die Menschen zu retten. So sagt der heilige Irenäus: Wäre der Mensch nicht mit unserm Gotte verbunden worden, so hätte ersterer nicht theilhaftig werden können der Unverweslichkeit. Iren. lib. 3. c. 20. — Der heilige Augustin: Die Uebertretung des ersten Menschen hat die ganze Welt betrogen, so daß es kein Mittel des Heiles gab, wenn nicht Christus vom Himmel herabgekommen wäre. Serm. 14. de tempore. — Papst Leo sagt: Wir wurden mit solchen Fesseln umstrickt und gefangen gehalten, daß wir nicht anders, als durch diese Hilfe (Christi) befreit werden konnten. — Cyrillus von Alexandrien sagt: Nur auf diese Weise, (daß Gott den Saamen Abrahams annahm), und nicht auf eine andere Art konnte das in Verdorbenheit versunkene Menschengeschlecht geheilt werden.

Die heiligen Väter geben für die Nothwendigkeit der Menschwerdung verschiedene Gründe an. Sie sagen:

a) **Weil der, welcher für die Menschen genug thun sollte, selbst unsündlich sein mußte; daher konnten weder die Menschen noch die Engel Genugthuung leisten.** Der heilige Hilarius sagt: Jener konnte erlösen, der sich der Sünde nicht verkaufen konnte; der, welcher keine Sünde beging,

ist der Erlöser von der Sünde. Tract. in Psl. 129. — Fulgentius sagt: Welch ein Mensch hätte ein Arzt der menschlichen Wunde seyn können, da Alle in der Wurzel verschlimmert waren, und gemeinschaftlichen Antheil am natürlichen Verderben hatten? Wie hätte Einer durch sich den Verwundeten Heilung bringen können, da er selbst von Geburt aus verwundet war? Wie hätte Einer allgemeine Hilfe bringen können, den die Natur selbst als der fremden Hilfe bedürftig darstellte? Aber auch englische Vermittlung hätte dieses Amt der Erneuerung nicht übernehmen können. Die englische Natur wäre nur dann zur Erneuerung des Menschengeschlechts einigermassen tauglich gewesen, wenn sie niemals dem Falle wäre unterworfen worden; da sie aber der Hilfe bedürftig erschien durch den Beweis des eigenen Falles, wurde es in der That klar, daß sie um so weniger zur Erneuerung des Menschengeschlechtes Kraft hatte, da sie sich zur eigenen Beharrlichkeit nicht genügte. — Der heilige Athanasius schreibt: Wäre in jener Natur, die gesündigt hatte, nicht Unsündlichkeit erschienen, so hätte die Sünde im Fleische nicht verurtheilt werden können, da weder das Fleisch die Kraft dazu hat, noch die Gottheit die Sünde kennt. — Der heilige Gregor, der Große: Der mußte ohne Sünde sein, der für die Sünden hat einstehen können; denn der würde die Mackel fremder Befleckung nicht auslöschen können, welcher selbst befleckt wäre. Greg. moral. lib. 24, c. 2.

b) Weil kein Geschöpf den heiligen Geist und die Kindschaft Gottes hätte geben können. — So sagt der heilige Irenäus: Auf welche Weise hätten wir der Kindschaft Gottes theilhaftig werden können, außer durch den Sohn; wie hätten wir die Gemeinschaft mit Gott erlangt, wenn uns nicht das Wort, das Fleisch geworden ist, dieselbe mitgetheilt hätte. libr. 3. c. 20. — Der heilige Athanasius schreibt: Niemand Anderer vermochte es, den Menschen mit dem heiligen Geiste zu verbinden, als nur du (Sohn Gottes), der du bist das Ebenbild des Vaters, nach welchem wir vom Anfange an erschaffen sind; denn die Natur der geschaffenen Dinge war dazu nicht tauglich, da auch die Engel gesündiget haben, und die Menschen deinem Gebote nicht gehorchten. Deßwegen war Gott selbst nothwendig, das Wort aber ist Gott, um die dem Fluch Unterworfenen befreien zu können. Athan. orat. 2.

c) Weil nur der Sohn Gottes eine entsprechende Genugthuung leisten konnte. Hierüber handelt insbesondere der heilige Anselm in seinem Buche: „cur Deus homo“ ausführlich. Er schließt also: Es ist unmöglich, daß Gott etwas Widersprechendes und seiner Unwürdiges thue. Aber bloß aus Barmherzigkeit die Sünde erlassen, ohne sie zu strafen oder dafür Genugthuung zu erhalten, heißt gegen die Ordnung handeln. Das ist aber keine Barmherzigkeit mehr, die etwas thut, was Gottes unwürdig ist. Wenn es nun Gott nicht geziemt, etwas Ungerechtes oder unordentlicher Weise zu thun, so streitet es gegen seine Freiheit, seine Güte und seinen Willen, den Sünder, der ihm das Geraubte nicht wieder zurückstellt, ungestraft zu lassen. Auch gibt es nichts Unerträglicheres in der Ordnung der Dinge, als daß das Geschöpf dem Schöpfer die ihm gebührende Ehre raubt, und den Raub nicht wieder zurückstellt, und es gibt nichts Ungerechteres, als das Unerträgliche zu dulden. Daher darf auch Gott ein unerträgliches Unrecht nicht dulden. Deßwegen muß ihm entweder für die geraubte Ehre Genugthuung geleistet werden, oder es muß die Strafe folgen, sonst wäre entweder Gott gegen sich selbst nicht gerecht, oder zu beiden unmächtig. Es ist also dem heiligen Bernard eine ausgemachte Sache, daß ohne entsprechende Genugthuung Gott weder die Sünde ungestraft erlassen, noch der Sünder zu jener Seligkeit gelangen kann, die er vor der Sünde hatte. Sofort beweist der heilige Kirchenlehrer, daß der Mensch selbst wegen der Größe des begangenen Verbrechens Gott keine entsprechende Genugthuung leisten kann: dieses auch deßwegen nicht, weil der Mensch Alles, was er thut, ohnehin schon Gott schuldig ist; er also keine alte Schuld bezahlen kann. Daraus folgt, daß, wenn der Mensch hat selig werden sollen, der Gottmensch für ihn Genugthuung leistete, weil dieses die einzige mögliche Art der Genugthuung war.

Es gibt zwar einige Väter, die der Meinung sind, Gott hätte uns auch auf eine andere Weise erlösen können. So meint Gregor von Nazianz, er hätte durch ein bloßes Wort uns von der Sünde befreien können, wie er auch durch einen bloßen Befehl Alles ins Dasein rief (orat. 9.), und der heilige Bernard sagt: Wer leugnet es, daß dem Herrn nicht auch noch andere Mittel zu Gebote gestanden wären, uns zu erlösen? (Epist. 190. contr. Abaelard.). Al-

lein diese Aussprüche thun der Vorstellungsweise des heiligen Anselm nicht Abbruch; denn ungeachtet Niemand in Abrede stellen wird, daß Gottes Allmacht auch auf eine andere Weise uns hätte von der Sünde befreien können, so muß man doch auch bekennen, daß das gewählte Mittel seiner Weisheit und Gerechtigkeit am angemessensten war. Da aber Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit in Gott ein und dasselbe sind, so thut die Allmacht nichts Anderes, und kann nichts Anderes thun, als was der Weisheit angemessen ist, und die Gerechtigkeit verlangt. Man kann auch sagen: Weil Gott überhaupts sich selbst schuldig ist, das seiner Weisheit und Gerechtigkeit Angemessenste zu thun, und zur Erlösung der Menschen die Inkarnation seines Sohnes allein das angemessenste Mittel war, so konnten auch nur auf diese Weise die Menschen erlöset werden. Daher antwortet der heilige Bernard selbst auf die Frage, ob Gott sein Werk nicht auf eine minder schwierige Weise hätte herstellen können: „Er hätte es wohl gekonnt; aber er wollte es nicht sich zum Unrechte."

Ein bloßes Geschöpf hätte der Gerechtigkeit Gottes keine vollgiltige Genugthuung leisten können, denn um Jemanden Genugthuung leisten zu können, muß man dem, welchem man genug thun will, angenehm sein. Dieses auf Gott angewendet, so setzt es voraus, daß der, welcher ihm genug thun will, ohne Sünde sein müsse. Einen Solchen gab es aber nicht unter den Menschen; denn alle hatten gesündiget und entbehrten des Ruhmes Gottes; alle waren abgewichen, und eitel geworden. Röm. 3, 23. und Psl. 13, 5. Die heiligen Väter gehen noch weiter und sagen, um der Gerechtigkeit Gottes für die Schuld der Menschen vollgiltige Genugthuung leisten zu können, hätte ein solches Geschöpf nicht bloß ohne Sünde sein müssen, sondern auch der Sünde unfähig sein sollen, was sie *αναμαρτησια* oder impeccantia nennen. Solche Wesen waren aber selbst die Engel nicht. Daher konnte weder ein Mensch, noch ein Engel vollgiltige Genugthuung leisten, sondern es war die Menschwerdung des Sohnes Gottes nothwendig. Dieses auch noch aus einem andern Grunde. Wenn ein Geschöpf im Zustande der Gerechtigkeit, und also Gott wohlgefällig ist, so verdankt es dieses nicht sich selbst, sondern der Gnade. Selbst die Engel verdanken Alles, was sie sind, der Gnade. Daher sagt der heilige Augustin: Wenn

die göttliche Hilfe einem Engel oder dem Menschen gemangelt hätte, so wären sie nicht aus eigener Schuld gefallen, weil ihre Natur nicht so beschaffen war, daß sie ohne göttliche Hilfe, auch wenn sie gewollt hätten, im Guten hätten verharren können. Weil also das Gute an den Geschöpfen ein Geschenk Gottes ist, und ihm ohnehin schon gehört, so können sie Gott, dem ja ohnehin schon sie selbst und all das Ihrige gehören, keine vollgiltige Genugthuung leisten, wie ja auch ein Mensch, der Alles meiner Güte verdankt und mir mit allen Kräften zu dienen schuldig ist, mir nicht auch zugleich für einen Andern, der seine Pflichten vernachlässigt, dienen kann. Daraus geht klar hervor, daß weder ein Engel noch ein Mensch eine würdige Genugthuung weder für seine eigenen Sünden, noch viel weniger für die der Uebrigen hat leisten können.

Auch wegen der Größe und Schwere des Verbrechens konnte ein Geschöpf der Gerechtigkeit Gottes keine würdige Genugthuung leisten. Die Sünde ist eine unendliche Beleidigung Gottes; daher kann auch die Sühne nur wieder durch etwas Unendliches geschehen. So groß der ist, welcher beleidigt wird, so groß muß auch der seyn, welcher genugthut, sonst ist die Genugthuung keine vollgiltige. Der heilige Anselm sagt, die ganze Welt, und Alles, was nicht Gott ist, muß eher zu Grunde gehen, als daß eine Sünde geschehen dürfte; ja wenn es unendlich viel Welten und Geschöpfe gäbe, so müßte man sie eher alle zu Grunde gehen lassen, als daß man sie zu retten die geringste Sünde begehen dürfte. Daraus zieht der heilige Kirchenlehrer den Schluß: Du leistest Gott nicht genug, wenn du ihm nicht etwas Größeres gibst, als das ist, wofür du nicht hättest sündigen sollen; größer aber als Alles, was ist, ist nur Gott; daraus folgt von selbst, daß auch nur Gott eine würdige Genugthuung für die Sünden der Menschen leisten kann. Auf ähnliche Weise erklärt sich der heilige Thomas von Aquin, der die Größe der Sünde nach der Größe dessen bemißt, der beleidigt wird. Da nun durch den Ungehorsam der Menschen Gott, der Unendliche, beleidigt worden ist, so ist auch die Schuld eine unendliche; und kann daher nur wieder von dem Unendlichen, von Gott, gesühnt werden.

Auch ist die Art und Weise, wie Gott den Menschen erlöste, ein bewunderungswürdiges Geheimniß und in jeder Hinsicht der höchsten Weisheit Gottes angemessen. Denn um das Erlösungs-

werk bei den Menschen zu vollbringen, mußte der Erlöser sichtbar werden, also eine körperliche Gestalt annehmen. Dazu schickte sich aber vorzüglich die menschliche Gestalt; denn nur so konnte er auf die Menschen einwirken, und ihr Lehrer und Vorbild seyn. Daher sagt Arnobius: Er nahm die Gestalt eines Menschen an, und unter der Aehnlichkeit unsers Geschlechtes verschloß er seine Macht, damit man ihn sehen und betrachten, und damit er reden und lehren und überhaupts alles das thun konnte, um dessen willen er in die Welt gekommen war. Ueberdieß geziemte es sich, daß in derselben Natur die Genugthuung geleistet wurde, in welcher gesündiget worden war. Daher sagt Irenäus: Es mußte derjenige, welcher die Sünde vernichten und den dem Tode verfallenen Menschen erlösen wollte, selbst das werden, was jener (der erlöst werden sollte) war, nämlich ein Mensch. Iren. l. 3. c. 20. Und der heilige Augustin: Er hielt es für besser, daß Gott von dem nämlichen Geschlechte, welches besiegt worden ist, den Menschen annahm, um so den Feind des menschlichen Geschlechtes zu überwinden, lib. 13. de trinit. c. 18. Eben deßwegen geziemte es sich auch, daß der Erlöser vom Weibe geboren wurde, damit, wie vom Weibe der Tod gekommen, so durch das Weib auch das Leben käme. Der Erlöser, sagt Chrysologus, wurde geboren, um durch seine Geburt die Natur zu erneuern, welche er durch die Schöpfung gemacht hatte; denn die gemacht war, um zum Leben zu erzeugen, erzeugte jetzt zum Tode. Durch die Sünde des ersten Menschen empfing unsere Natur eine tödtliche Wunde, und fing an, der Ursprung des Todes zu seyn, da sie früher war der Anfang des Lebens. Dieß ist also die Aufgabe der Geburt, und deßwegen drängte es Christum, geboren zu werden, um durch seine Geburt unsere Natur zu heilen, auf daß die Heilung der Natur das Leben der Kinder sei. — Auch von einer Jungfrau geboren zu werden, geziemte dem Heilande; denn, bemerkt Beda, der Ehrwürdige: Zur Mutter wählte er eine Jungfrau, weil es sich für den Sohn Gottes nicht anders im Fleische geboren zu werden geziemte, als von einer unbefleckten Gebärerin. Hom. 1. in nat. Domin. Und Tertullian bemerkt: Es entspricht der Vernunft, daß Gott sein vom Teufel gefangen genommenes Ebenbild durch ähnliche Wirksamkeit wieder zurück eroberte. Denn da Eva noch eine Jungfrau war, fand das Wort, das den Tod

nach sich zog, bei ihr Eingang. Auf gleiche Weise mußte das Wort Gottes, welches das Leben brachte, in eine Jungfrau eingehen, damit von demselben Geschlechte, von welchem der Verlust stammte, auch das Heil kommen würde. Eva glaubte der Schlange, Maria aber glaubte dem Engel Gabriel, was jene durch ihr Glauben verbrach, hat diese durch ihr Glauben wieder gut gemacht. So hat Gott sein Wort in den Schooß (der Jungfrau) geschickt, den guten Bruder, um das Andenken an den schlimmen Bruder auszulöschen. So mußte unser Bruder Christus zum Heile der Menschen daraus hervorgehen, wo der bereits verdammte Mensch eingegangen war. Tertull. de carn. Christ. c. 17. —

Auf die Einwendung, daß es des Sohnes Gottes unwürdig sei, auf eine den übrigen Menschen gemeinschaftliche Weise als Mensch geboren zu werden, antworten die heiligen Väter ebenfalls in sinnreicher Weise. Der heilige Basilius weist den Vorwurf zurück, daß dadurch das Wort Gottes befleckt worden sei. Er bedient sich dabei verschiedener Gleichnisse, namentlich des vom Sonnenstrahl, der, wenn er auch mitten in die Kothlacke hineinfällt, dennoch nicht befleckt wird; dann des vom Feuer, welches durch keinen Unrath verunreiniget wird, sondern vielmehr diesen verzehrt. Chrysologus beruft sich auf die erste Schöpfung und sagt: Wenn es Gottes würdig war, den ersten Menschen aus Koth gemacht zu haben, warum sollte es seiner unwürdig seyn, ihn durch das Fleisch erneuert zu haben. Was ist kostbarer, das Fleisch oder der Koth? (serm. 142.). Der heilige Augustin bemerkt: Ungeachtet dieß Alles geschehen, und Jesus als Kind aus dem Schooße der Jungfrau hervorgegangen ist, wollten doch einige Ketzer aus falschem Eifer für seine Macht die menschliche Natur an ihm nicht erkennen. Was wäre geschehen, wenn der Allmächtige den Menschen irgendwo gebildet und nicht aus dem mütterlichen Schooße erschaffen, und ihn plötzlich den Augen vorgeführt hätte? Was wäre geschehen, wenn bei ihm kein Wachsthum ersichtlich gewesen, wenn er keine Speisen zu sich genommen, keinen Schlaf genossen hätte? Hätte das nicht den Irrthum bestätiget, so daß man nimmermehr geglaubt hätte, er sei wahrhaft Mensch geworden?

Was die göttliche Person betrifft, welche Mensch geworden, so hätte zwar auch eine andere, etwa der heilige Geist, Fleisch annehmen

können; aber es war viel passender, daß es von der zweiten Person in der Gottheit geschah; denn es war der Ordnung gemäß, daß der Mensch nach seinem Falle von derselben Person in der Gottheit erneuert werde, durch welche er ursprünglich geschaffen worden ist. Der heilige Athanasius sagt: Es war keines Andern Sache, die Menschen vom Verderben zu befreien, als des Wortes Gottes, welches sie im Anfange auch erschaffen hatte. Der heilige Cyrillus schreibt: Es mußte eben derjenige, durch den Alles hervorgebracht worden ist, auch der Wiederhersteller der verdorbenen Dinge seyn, und die von der Sünde herstammende Verschlimmerung entfernen. In glaphyr. libr. I. Der heilige Augustin: Deßwegen schickte Gott seinen Sohn, den Menschen zu erlösen, damit der, zu welchem er gesagt hatte: Laßt uns den Menschen machen, — auch sein Erlöser wurde, wie er sein Schöpfer gewesen war. Serm. 13. de natal. domin. — Der Sohn ist überdieß die Weisheit des Vaters. Es war also geziemend, sagt Hugo von St. Viktor, daß der Vater durch seine Weisheit, wie er durch sie die Welt erschaffen hat, so auch sie erlösen würde. — Ferners ist der Sohn das wesentliche Ebenbild Gottes; der Mensch aber ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Es war daher angemessen, daß der Vater zur Wiederherstellung des an dem Menschen durch die Sünde verunstalteten Ebenbildes Gottes sein eigenes Ebenbild, d. h. den Sohn schickte. Daher sagt der heilige Athanasius: Was sollte Gott anders thun, als die Ebenbildlichkeit Gottes an dem Menschen wieder herzustellen? Wie hätte aber dieses auf andere Weise geschehen können, als daß das Ebenbild Gottes selbst gekommen wäre, d. h. unser Heiland Jesus Christus? Durch die Menschen konnte es nicht geschehen; denn sie waren nach dem Ebenbilde (Gottes geschaffen); durch die Engel auch nicht; denn sie sind nicht das Ebenbild Gottes. Deßwegen kam das Wort Gottes selbst, um, da er das wahrhaftige Ebenbild Gottes ist, den Menschen neuerdings zu schaffen, der schon ursprünglich nach Gottes Ebenbild gemacht worden ist. Athan. libr. de incarnat. Es verhält sich hier wie mit einem Maler, der zur kunstgerechten Wiederherstellung einer verunstalteten Kopie des Original-Gemäldes bedarf.

Noch einen andern Grund, warum gerade die zweite Person in der Gottheit Mensch geworden ist, gibt der heilige Bernard an.

Er sagt: Wäre der Vater oder der heilige Geist Mensch geworden, so hätte es eine Verwirrung, weil eine Mehrheit von Söhnen gegeben, indem Einer Sohn Gottes, und ein Anderer Sohn des Menschen genannt worden wäre. Es war also geziemend, daß dieser auch ein Sohn der Menschen würde, der Sohn Gottes war, damit bezüglich des Namens kein Zweifel Platz greifen würde. Serm. 2. de annunt. Uebrigens bemerkt hierüber auch schon der heilige Fulgentius: Wäre der Vater von der Jungfrau geboren worden, so wäre der Vater und der Sohn Eine Person; diese Eine Person aber würde, da sie nicht von Gott, sondern nur von der Jungfrau geboren worden, nicht der Sohn Gottes, sondern nur der Sohn des Menschen genannt werden können.

Wir schließen mit dem heiligen Anselm, der sagt: Schon deßwegen geziemte es sich für Gott allein, den Menschen zu erlösen, und keinem Geschöpfe, damit der Mensch nicht dem Geschöpfe mehr, als Gott verbindlich gemacht würde. Die Erlösung ist nämlich die größte Wohlthat, und billig fühlt sich der Mensch dem, der ihm diese Wohlthat gespendet, zum größten Dank verpflichtet. Hätte ein Geschöpf ihm diese Gnade gebracht, so könnte man sagen, der Mensch verdanke dem Geschöpfe mehr, als seinem Gotte; er sei daher auch jenem mehr zu dienen verpflichtet, als diesem, was Gottes unwürdig wäre; denn darüber, daß die Erlösung ein größeres Werk ist, als die Schöpfung selbst, kann kein Zweifel bestehen. Daher sagt der heilige Ambrosius: „Es würde uns nichts helfen, geboren zu seyn, wenn wir nicht erlöset worden wären.“ Wenn uns daher Gott zwar erschaffen, ein Geschöpf aber erlöset hätte, so könnten wir Gott nur das geringere Werk zuschreiben, und wären ihm daher auch nur den geringeren Dank schuldig. Um nicht diesen Widerspruch zu veranlassen, mußte Gott nicht bloß unser Schöpfer, sondern auch unser Erlöser werden.

22. Warum Jesus Christus erst so spät zur Erlösung der Menschen in die Welt gekommen ist, und ob die Inkarnation überhaupts erfolgt seyn würde, wenn die Sünde nicht geschehen wäre.

Gott thut Alles zur rechten Zeit. Da also der Sohn Gottes erst so spät in die Welt kam, so muß man annehmen, daß

es früher zur Vollbringung dieses Wunders nicht an der Zeit gewesen sei. Die Menschen sollten nämlich erkennen, in welches Elend sie versunken seien, und daß sie durch nichts Anderes mehr gerettet werden könnten, als durch die Sendung seines Sohnes. Dadurch sollte ihre Sehnsucht nach dem Erlöser sowohl, als auch ihr Dank für die gespendete Wohlthat um so größer werden. Gott, sagt der heilige Alphons von Liguori, verschiebt die Ankunft des Erlösers nur deßwegen, um sie den Menschen desto erwünschter zu machen; er zögert, damit man desto besser die Bosheit der Sünde, die Nothwendigkeit des Heilmittels und der Gnade des Erlösers erkenne.

Wenn Jesus gleich nach der Sünde Adams auf die Erde herabgekommen wäre, wie wenig würde man da die Größe dieser Wohlthat geschätzt haben! Darum heißt es auch in der heiligen Schrift, daß Gott seinen Sohn schickte, als die Fülle der Zeit gekommen war (Gal. 4, 4.), d. h. er schickte ihn, als seine Weisheit erkannte, daß hiefür die rechte Zeit erschienen sei.

Der heilige Gregor von Nyssa schreibt, daß Gott deßwegen mit der Sendung seines Sohnes so lange zuwartete, um zuvor das Verderben der Menschen bis zur höchsten Spitze kommen zu lassen. Da sich der Erlöser, sagt der heilige Kirchenlehrer, um die Bosheit von uns hinwegzunehmen, unserm Leben beigesellen mußte, so mußte er auch jenen Zeitpunkt abwarten, bis die durch die Bemühung des Feindes innerst festgewurzelte Sünde zum vollen Ausbruch gekommen wäre, um so die Axt an die Wurzel legen zu können. Greg. Nyss. orat. de nativ. Chr. Auf ähnliche Weise sagt Theodoret: Wenn ihr einwendet, warum der Schöpfer aller Dinge die Erlösung nicht früher vollbrachte, so tadelt, wenn ihr könnt, die Aerzte, daß sie die stärkern Arzneimittel zuletzt aufsparen; denn während sie die leichtern zuvor anwenden, gebrauchen sie die stärkern erst am Ende.

Der heilige Augustin läßt sich mehrfältig auf die Frage ein, warum der Sohn Gottes erst so spät im Fleische erschienen sei. Er sagt: Viele fragen, warum Christus nicht eher gekommen sei. Diesen muß man antworten: Weil noch nicht die Fülle der Zeit gekommen war. Er wußte, wann er kommen sollte. Zuerst mußte er eine Reihe von Zeiten und Jahren vorausgesagt werden; denn nichts Geringes sollte geschehen. Lange mußte er vorherverkündet werden, weil man ihn immer festhalten muß. Ein je größerer Richter kam,

eine desto längere Reihe von Herolden mußte vorhergehen. Tract. 31. in Joan. Und wiederum: dann wollte Christus den Menschen erscheinen und bei ihnen seine Lehre predigen, als er wußte, daß es Solche geben werde, die an ihn glauben würden. In epistol. 46. Es möchte für den ersten Augenblick scheinen, daß dieses nicht die Zeit der Lasterhaftigkeit sei, aber dennoch, weil gerade im Unglück der Mensch am meisten nach Hilfe sich sehnt. Es gab wirklich mitten im Strome des Verderbens zur Zeit Christi viele Seelen, die das Elend, in welchem die Menschheit schmachtete, einsahen und nach Hilfe sich sehnten. Daher das Seufzen so Vieler bei fast allen Völkern nach einem Erlöser. Diese waren allerdings für die Lehre Christi empfänglich, und in so ferne konnte man sagen, daß die Welt damals für das Evangelium reif war.

Der heilige Leo schreibt: Gott zögerte mit dem heilsamen Werke der Erlösung so lange, auf daß wir für dasselbe desto empfänglicher würden; denn was durch viele Zeichen, durch viele Stimmen und durch viele Geheimnisse so viele Jahrhunderte lang vorausgesagt wurde, konnte in den Tagen des Evangeliums als nicht mehr zweifelhaft erscheinen. Die Geburt (Jesu) selbst, die alle Wunder und das Maaß aller Erkenntniß übersteigt, mußte nichts desto weniger um so glaubwürdiger erscheinen, je tiefer ihre Vorhersagung in das Alterthum zurückgreift.

Noch ein anderer Grund ist bei Euthymius angeführt. Schon vor der Gründung der Welt ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes beschlossen worden; aber bis zur seligsten Jungfrau Maria ist kein der Menschwerdung würdiges Werkzeug gefunden worden. Sobald es sich aber fand, so erfolgte auch die Inkarnation. Ein Theologe der Neuzeit schreibt hierüber: Auf die Frage, warum der Sohn Gottes erst nach viertausend Jahren Mensch geworden, gibt es bekanntlich verschiedene, zuläßige Antworten. Die genügendste ist wohl, daß so der Zweck der Menschwerdung am besten erreicht werden konnte, indem durch eine so lange Frist die Menschheit zweckmäßig und heilsam auf die Ankunft des Erlösers vorbereitet werden konnte. Es kann aber auch mit Fug geantwortet werden, und haben viele Väter also geantwortet: Die Menschwerdung mußte so lange ausgesetzt bleiben, weil noch keine angemessene Werkstätte vorhanden war, in welcher das Geheimniß vollbracht werden konnte, weil die

Erkorne unter den Menschentöchtern noch immer auf sich warten ließ. In der That erschienen die vier Jahrtausende vor Christus unter diesem Gesichtspunkte als eine große Vorbereitungszeit, als Frist zur Präparation der hoch begnadigten Werkstätte des großen Geheimnisses, des mackellosen, jungfräulichen Busens. In einem allmähligen, historischen Processe sollte das durch die Sünde verpestete Geblüt in den Adern der Menschheit bis dahin gereiniget werden, daß es geziemend lauter seyn möchte, vom Gottes Sohne an sich genommen zu werden. Und sieh, die Generationen entstehen und vergehen zu hunderten, und noch immer erscheint die Erkorne nicht, noch immer ist Fleisch und Blut der siechen Menschheit zur Aufnahme des Sohnes Gottes im Läuterungsproeesse nicht hinlänglich gereiniget, bis endlich in Maria von Nazareth die sündhafte Verpestung der Art ausgeschieden ist, um eine angemessene Werkstätte für das eingefleischte Wort abzugeben. Unter diesem Gesichtspunkte ist Maria das Ziel der ganzen vorchristlichen Geschichte, sie, die reinste Blüthe der Menschheit, mit welcher der Sohn Gottes den mystischen Bund in angemessener Weise feiern konnte. Oswalds dogmatische Mariologie.

Hiebei werfen die heiligen Väter noch die Frage auf, ob der Sohn Gottes Mensch geworden wäre, wenn die Sünde nicht geschehen seyn würde. Sie verneinen es; so sagt der heilige Irenäus: Wäre das Fleisch nicht zu retten gewesen, so würde das Wort Gottes nicht Fleisch geworden seyn, libr. 5. c. 14. Der heilige Athanasius sagt: Die Menschwerdung des Sohnes Gottes wäre nie erfolgt, wenn nicht die Noth der Menschen die Ursache dazu gegeben hätte. Bei Origenes lesen wir: Hätte es keine Sünde gegeben, so wäre es nicht nöthig gewesen, daß der Sohn Gottes ein Lamm wurde; es wäre nicht nöthig gewesen, daß er im Fleische erwürgt werde. Hom. 24. in Num. Der heilige Augustin schreibt: Merke auf das Evangelium: Der Sohn des Menschen kam zu suchen und zu retten, was verloren war. Wäre aber der Mensch nicht verloren gegangen, so würde der Menschensohn nicht gekommen seyn. Serm. 8. de verb. apost. c. 2. Und Papst Leo: Wenn der nach Gottes Ebenbild und Aehnlichkeit geschaffene Mensch in der Ehre seiner Natur geblieben, und durch den Betrug des Teufels von dem ihm auferlegten Gesetze nicht abgewichen wäre,

so wäre der Schöpfer kein Geschöpf geworden; der Ewige wäre nicht in der Zeit gekommen, der dem Vater als Gott gleiche Sohn hätte nicht Knechtsgestalt angenommen. Serm. 3. de Pent. — Hiemit stimmt auch die heilige Schrift überein; denn immer wird als Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes die Rettung der Menschen angegeben. Luk. 19.; 1. Timoth. 1.; Joh. 3. Wäre also die Ursache hinweggefallen, so würde auch die Menschwerdung selbst nicht erfolgt seyn.

23. Die Empfängniß des Sohnes Gottes.

Als die Fülle der Zeit gekommen war, wo der Sohn Gottes um unsers Heiles willen auf die Erde herabsteigen wollte, lebte zu Nazareth eine heilige Jungfrau aus dem Geschlechte Davids, die Maria hieß. Sie hatte Gott zum Werkzeuge auserwählt, um das anbetungswürdige Geheimniß der Menschwerdung seines eingebornen Sohnes zu vollbringen; in ihrem Schooße sollte das ewige Wort die menschliche Natur annehmen. Zu diesem Zwecke ordnete Gott den Erzengel Gabriel an Maria ab, um ihr die hohe Würde ihres Berufes anzukünden. Der Engel traf sie eben im Gebete versammelt. Ihr Herz, sagt der heilige Bernard, war in diesem Augenblicke mit Gott beschäftiget, in welchem ihr Leib vom heiligen Geiste überschattet wurde. Der Engel trat in der Gestalt eines Jünglings zu ihr ein, und redete sie mit den Worten an: Gegrüßt seist du, voll der Gnaden u. s. w. Luk. 1, 28. Die heilige Jungfrau erschrack theils über die Gestalt, theils und noch mehr über die Rede, welche sie hörte. Es steht Jungfrauen wohl an, bemerkt der heilige Ambrosius, zu erschrecken, wenn was immer für Mannspersonen zu ihnen hinzutreten. Ein anderer Kirchenlehrer bemerkt: Aus Sittsamkeit erschrack sie, aus Klugheit dachte sie über den Gruß nach, und mit Demuth fragte sie.

Der Engel richtet Maria in ihrer Furcht auf, sie freundlich bei ihrem Namen nennend, und benimmt ihr die Besorgniß des ertheilten Lobes wegen, indem er ihr sagt, worauf es sich gründet, nämlich auf die Gnade, die sie bei Gott gefunden. Er gibt ihr sogleich zu verstehen, welche Gnade es sei, die sie gefunden, indem er ihr sagt, sie sei jene vom Propheten vorausverkündigte Jungfrau, welche der Welt den Heiland geben werde; denn der Engel sprach:

Fürchte dich nicht, Maria; denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Sieh, du wirst empfangen in deinem Leibe und einen Sohn gebären u. s. w. Luk. 1, 30 — 33.

Maria erwiderte: Wie kann dieses geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Die heilige Jungfrau zweifelte nicht an der Erfüllung dessen, was der Engel ihr verkündete; denn sie hatte längst in den Schriften der Propheten gelesen, daß eine Jungfrau empfangen und einen Sohn gebären wird. Js. 7, 14. Aber die Art, wie dieses geschehen soll, fand sie nirgends geschrieben; um dieses fragte sie also den Engel, nämlich wie sie, die ewige Keuschheit gelobt, zur Mutterschaft des Weltheilandes kommen soll. Dieses erklärte ihr der Engel im Folgenden: Der heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich überschatten. Luk. 1, 35. Der heilige Geist, will der Engel sagen, wird auf eine geheimnißvolle Weise durch göttliche Allmacht aus deinem reinsten Fleisch und Blut, aus deiner menschlichen Natur die menschliche Natur des Kindes bilden, und es wird auf eine für die Menschen unbegreifliche, in der Allmacht und Liebe Gottes verborgene Weise eine persönliche Vereinigung seiner Menschheit mit seiner Gottheit vor sich gehen. Der Engel fährt fort: „Darum wird das Heilige, welches aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden.“ Die Worte: „Welches aus dir geboren wird,“ sagen so viel als: „Aus deinem Leibe,“ und sind ein klares Zeugniß, daß die Menschheit Jesu von dem Fleische und Blute Mariens genommen ist. Dieß widerlegt den Irrthum der Manichäer, welche behaupteten, daß Jesus nur einen Scheinleib gehabt; den des Valentinus, welcher lehrte: Jesus habe seinen Leib schon vom Himmel mitgebracht, und sei nur durch Maria wie Wasser durch einen Kanal gegangen; den des Nestorius, welcher leugnete, daß Maria Mutter Gottes sei. Maria ist, wie wir unten beim Artikel „Maria“ beweisen werden, wahrhaft die Mutter Gottes, weil der Mensch, welcher aus ihr geboren worden, zugleich wahrer Gott war.

Nachdem der Engel der heiligen Jungfrau die Art und Weise gesagt hatte, wie aus ihr der Sohn Gottes geboren werden soll, fügte sie sich voll Demuth in den Willen Gottes; denn sie sprach „Sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte.“ Luk. 1, 38. Gott wollte die Einwilligung der Jungfrau,

welche sowohl die Würde dieses Geheimnisses erforderte, als auch die Beschwerniß, welche mit der göttlichen Mutterschaft verbunden war, in so ferne sie dadurch in Verhältnisse kam, welche ihr viele Leiden verursachten. Diese Einwilligung gab Maria in den angeführten Worten. In diesem Augenblick, sagen die heiligen Väter, nahm der Sohn Gottes in ihrem Leibe Fleisch an. Sie vergleichen bei der Auslegung dieses Geheimnisses Christum als den zweiten Adam mit dem ersten Adam, Maria mit der Eva, den Erzengel Gabriel mit der Schlange. Die Allmacht Gottes schuf nämlich den ersten Adam aus der von Blut und Sünde noch nicht befleckten, gleichsam jungfräulichen Erde; ebenso wurde der zweite Adam, Jesus Christus, aus dem jungfräulichen, unbefleckten Fleische Mariens gestaltet. Ein Wort der Verführung drang in das noch unschuldige Herz der Eva und brachte ihr den Tod; es kam also auch ein Wort der Gnade und Wahrheit in das jungfräuliche Herz Mariens, und brachte uns das Leben, damit die Menschheit durch ein Weib gerettet würde zum Leben, weil sie auch durch ein Weib in den Tod gestürzt worden ist. Eva glaubte der Schlange und brachte uns dadurch den Tod; Maria glaubte dem Engel und gab uns dadurch das Leben. Die Sünde der ersten Mutter Eva war die Hoffart, in Folge dessen sie stolze und der Sünde verfallene Kinder gebar; das Verdienst der zweiten Mutter Maria aber ist die Demuth, daher gebar sie einen göttlichen Sohn, der vom Herzen demüthig war. Die ursprüngliche Sünde der Hoffart, woraus alles Uebel entstand, mußte durch die Tugend der Demuth getilgt werden, aus welcher alles Gute entspringt. Das Geheimniß der Menschwerdung ist wirklich das Geheimniß der Demuth und Vernichtung, weil sich Christus selbst durch dasselbe gleichsam vernichtete (exinanivit Phil. 2, 7.), und seine Mutter sich bis zur Magd erniedrigte. Man kann an diesem Geheimnisse auch keinen Antheil nehmen, als nur durch die Demuth.

Uebrigens soll nach dem heiligen Bonaventura jede gläubige Seele Christum geistiger Weise in sich empfangen, und so ihm gleichsam eine Mutter werden. Darauf beziehen sich die Worte des Herrn: Wer immer den Willen meines Vaters im Himmel thut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter. Dazu bemerkt der heilige Ambrosius: Hat Christus gleichwohl dem Fleische nach nur Eine

Mutter, so ist er doch dem Geiste nach die Frucht aller andächtigen Seelen. Ueber die Art und Weise aber, wie die fromme Seele Christum geistiger Weise in sich empfängt, bemerkt der heilige Bonaventura: „Wird die andächtige Seele durch die Hoffnung der ewigen Belohnung, oder durch die Furcht vor den Strafen der Hölle, oder durch Ueberdruß, so lange in diesem Thränenthale verweilen zu müssen, gerührt und angeeifert; dann wird sie von neuen Einflößungen besucht, von heiligen Regungen entflammt und von himmlischen Betrachtungen angezogen. Endlich speit sie ihre alten und gewohnten Regungen und Begierden mit Verachtung aus, und wird vom Vater der Lichter, von dem eine jede gute Gabe ausgeht, durch den Geist der Gnade mit dem Vorsatze eines heiligen Lebens geistiger Weise befruchtet; denn was geschieht hier anders, als daß durch die Herabkunft der Gnade des Allerhöchsten und durch die Ueberschattung des himmlischen Trostes die fleischlichen Begierden gestillt, die innerlichen Augen gestärkt, und die Seele gleichsam durch göttlichen Saamen von dem himmlischen Vater befruchtet wird?" —

24. Einige tiefer gehende Bemerkungen über die Inkarnation des Sohnes Gottes.

Wissenschäftliche Theologen bemühen sich, die Art und Weise der Inkarnation des Sohnes Gottes in ihren Schriften darzustellen, und wir geben im Folgenden einige ihrer Ansichten über dieses bewunderungswürdige Geheimniß. Oswald bemerkt in seiner dogmatischen Mariologie: Der Akt der Inkarnation ist in soferne, als er, wie die Schöpfung, ein Wirken Gottes nach Aussen bezeichnet, an sich dem dreieinen Gott gemeinschaftlich; er muß indeß in seiner Eigenthümlichkeit vorzüglich dem heiligen Geiste zugeeignet werden. Man muß daher sagen: Der heilige Geist ist es, welcher den Sohn Gottes inkarnirt. Und dieses aus mehrfachen Gründen; denn die Inkarnation ist keine Substanzschöpfung, da die Substanz der menschlichen Natur Christi in Maria vorhanden war, sondern eine Formschöpfung. Gerade aber das Ausbilden, Ausgestalten, Vollführen wird dem heiligen Geiste beigelegt. Die Inkarnation ist ferners ein Gnadenwunder, ja das höchste und erste der Gnadenwunder. Nun ist aber der heilige Geist das Princip und der Spender der Gnade. Die Inkarnation ist ebenso der höchste Beweis

der Liebe Gottes zu den Menschen. Wiederum ist der heilige Geist das Princip der Liebe in Gott sowohl als in der Kreatur. Auch wird deßwegen dem heiligen Geiste die Thätigkeit bei der Inkarnation zugeschrieben, um die Empfängniß Christi als eine geistige, im Gegensatze zur sinnlich fleischlichen Zeugung des gemeinen Menschen zu bezeichnen. Was nun die Thätigkeit des heiligen Geistes bei der Inkarnation betrifft, so läßt sich sagen, daß er die Stelle des männlichen Princips vertritt. Die heilige Schrift drückt diese Thätigkeit des heiligen Geistes als Ueberschattung aus: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wird dich überschatten." Luk. 1, 35. Es unterliegt keinem Zweifel, daß durch den zarten Ausdruck: „Ueberschatten" das bräutliche Verhältniß ausgedrückt werden soll, in welches Maria zum heiligen Geiste im Momente der Inkarnation getreten ist. Auch sonst wird in der heiligen Schrift der heilige Geist als das befruchtende Princip bezeichnet, so in der Stelle: Der Geist Gottes schwebte über den Wassern. Gen. 1, 2. Diese Auffassung der Thätigkeit des heiligen Geistes bei der Inkarnation ist strenge dogmatisch, und wird daher auch in den Symbolen, namentlich im Nizänischen festgehalten, wo es heißt: Incarnatus est de spiritu sancto ex Maria Virgine, wo in De und Ex gleichsam das männliche und weibliche Princip bezeichnet ist. Es ist aber das männliche Princip das aktive, formgebende; das weibliche hingegen das passive, bestimmtwerdende. Daher muß angenommen werden, daß bei der Inkarnation die seligste Jungfrau Maria von ihrem reinsten Herzblute die materielle Substanz unterbreitet, und der heilige Geist das Gegebene gestaltet und geformt habe, d. h. der heilige Geist hat aus der Substanz der heiligen Jungfrau die menschliche Natur Christi gebildet. Man muß sich aber wohl hüten, die Thätigkeit des heiligen Geistes bei der Inkarnation als Zeugung aufzufassen; denn sie war keine Wesensmittheilung, sondern ein aus dem Willen produktiver Akt des heiligen Geistes. Es folgt daraus, daß, wenn man auch die heilige Jungfrau die Braut des heiligen Geistes nennt, dieses zwar in einem mehr als figürlichen Sinne, aber doch nur nach einer gewissen Analogie verstanden werden darf. Anders verhält es sich hierin bezüglich der seligsten Jungfrau; mit ihr ist die Menschheit Christi konsubstantiell; denn aus ihrem Fleisch und Blut hat Maria

das stoffliche Substrat zum Fleische Christi hergegeben, welches dann innerhalb ihres Schooßes ist abgesondert und ausgebildet worden zu einem leiblichen Organismus in einer durchaus analogen Weise, wie sonst der Fötus im Mutterleibe sich ausbildet. Christus hätte allerdings auf eine andere Weise in die Menschheit eingehen können. Allein schön bemerken mehre Väter und Theologen, daß durch diese Weise der Einfleischung der Kreis der möglichen Arten, wie ein Mensch seinen Ursprung finden kann, erfüllt und abgeschlossen wird. Es sind nämlich vier Arten denkbar: Der unmittelbar schöpferische Ursprung des Menschen von Gott; diesem Modus verdankt Adam das Daseyn. Die ordinäre Zeugung, als Ursprung aus dem geeinten Princip des Mannes und Weibes durch körperlichen Austausch der Geschlechtseigenthümlichkeiten; so sind alle übrigen Menschen entstanden. Der dritte Modus ist die Ableitung vom Manne allein; so trat Eva ins Daseyn, wobei die unmittelbare Thätigkeit Gottes nur Mitursache von einer Seite war. Noch war die vierte Weise übrig, nämlich der Ursprung vom Weibe allein, wo die göttliche Thätigkeit surrogirend von der andern Seite eintreten mußte. Diese Weise wählte der Sohn Gottes für sich bei seiner Herabkunft. Durch diese Weise seiner Einfleischung ehrte der Herr beide Geschlechter. Denn während er selbst in der Eigenthümlichkeit des männlichen Geschlechts auftreten wollte, mit Ausschluß des weiblichen, wollte er ausschließlich vom weiblichen seinen Ursprung nehmen.

Es erscheint bei der Empfängniß auch der Erzengel Gabriel. Dieser ist gleichsam der Brautwerber im Auftrage des heiligen Geistes. Denn wenn es gleichwohl denkbar wäre, daß der heilige Geist auch ohne Wissen und Willen der seligsten Jungfrau in ihrem Schooße hätte wirken, und sie zur Mutter Gottes hätte machen können, so wäre es doch unangemessen gewesen, wenn Maria, ohne den übernatürlichen Grund zu wissen, sich als Mutter erfunden hätte. Die Jungfrau mußte also in Kenntniß gesetzt und ihre Einwilligung eingeholt werden. Eben dadurch finden wir Maria im ersten Akte zu unserer Erlösung freithätig betheiliget; allerdings jedoch mit einer Freiheit, die nach Gottes Voraussicht und Vorausbestimmung unausbleiblich war.

Was nun die gewöhnliche Entstehung des Menschen betrifft,

so gehen die Ansichten, wenn das Embryo belebt werde, auseinander. Bei der Menschwerdung des Sohnes Gottes aber muß angenommen werden, daß im Augenblicke der Empfängniß das Wort Fleisch geworden ist; denn man kann und darf die menschliche Natur Christi ihrer hypostatischen Vereinigung nicht präexistiren lassen. Wo daher die menschliche Natur Christi gesetzt wird, da ist sie hypostatisch vereint. Weil ferners die hypostatische Vereinigung der Gottheit mit dem Leibe nur mittelst der Seele erfolgt, so muß mit der Setzung des Leibes Christi auch die Seele vorhanden seyn. Nach der ältern Auffassung, welche Oswald die begründete nennt, fällt die Seele Christi, die sofort im Vollbesitz ihrer geistigen Entwicklung sich befand, gar nicht in den Proceß der allmähligen Ausbildung, wiewohl die neuere Christologie die Seele Christi sich allmählig entwickeln läßt. Daß der leibliche Organismus Christi sich allmählig ausbildete, versteht sich von selbst.

Der erste Moment der Ueberschattung oder der Empfängniß ist daher auch der Moment der Inkarnation. Diese erfolgte auf die Rede der seligsten Jungfrau: Sieh, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Worte. Luk, 1, 38. Das: „Geschehe“ (Fiat) aus dem Munde der Jungfrau tritt ebenbürtig jenem schöpferischen Fiat entgegen, womit Gott die Welt in das Daseyn rief. Durch das letztere Fiat wurde die Schöpfung, durch das erstere die Erlösung ins Daseyn gerufen. Als Maria das Fiat ausgesprochen, war sie Mutter; Gottes Sohn ruhte unter ihrem Herzen. So war nun ihr reiner Busen gleichsam der Schrein, welcher das köstliche Himmelsgeschenk barg; sie selbst ein lebendiger Tabernakel des erhabensten Geheimnisses, und im eminentesten Sinne die Gottesträgerin. Cf. Oswald's dogmatische Mariologie.

25. Die Geburt Jesu Christi.

Nach den Weissagungen der Propheten sollte der Messias in Bethlehem geboren werden. Maria lebte aber zu Nazareth; wie wird sich also das Wort der Propheten erfüllen? Gott fügte es wunderbar; denn als die Zeit der Geburt des Weltheilandes nahe gerückt war, gab der römische Kaiser Augustus den Befehl, daß der ganze Erdkreis beschrieben werden sollte. Dadurch wirkte Augustus, ohne es zu wissen, zur Vollbringung der göttlichen Geheimnisse

mit. So fügte es Gott, daß selbst heidnische Urkunden für die Abstammung Jesu Christi aus dem Geschlechte Davids und für die Erfüllung der prophetischen Weissagungen in seiner Person Zeugniß geben mußten. Darauf legen auch die heiligen Väter ein großes Gewicht, und namentlich beruft sich der Martyrer Justin darauf, die Messiaswürde Jesu Christi zu beweisen.

Als gehorsame Unterthanen machten sich Joseph und Maria auf den Weg, um in die Stadt ihrer Abstammung, nach Bethlehem sich zu begeben. Daselbst angekommen, fanden sie vor Menge des zusammenströmenden Volkes keine Herberge; sie nahmen daher zu einem Stalle ausserhalb Bethlehem, dessen sich die Hirten bei schlechter, kalter Witterung für ihre Heerden bedienten, ihre Zuflucht. Und hier wurde der Heiland geboren. So erfüllte sich gleich beim Eintritt des Sohnes Gottes in die Welt, was Johannes bezüglich seiner sagt: „Er kam in sein Eigenthum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Durch die Schöpfung ist die Welt das Eigenthum des Sohnes Gottes, und selbst in seinem Eigenthume fand er keine Aufnahme. Man muß staunen über diesen Vorfall; allein er ist nur ein Sinnbild von dem, was in der Welt fortwährend geschieht. Es geht der Tugend und Gerechtigkeit noch heutigen Tages in der Welt, wie es Jesu und seinen heiligen Eltern zu Bethlehem gegangen; denn Niemand nimmt sich ihrer an, Niemand bringt ihnen Hilfe; die Meisten verfolgen sie sogar.

Ueber die Bedeutung des Geburtstages des Herrn dem Fleische nach, oder des heiligen Weihnachtsfestes haben wir B. 3. S. 544 — 550 das Nöthige gesagt. Bezüglich dieses hochheiligen Festes ruft der heilige Gregorius aus: Welcher Tag ist festlicher, denn dieser, an welchem die Sonne der Gerechtigkeit die argen Finsternisse des Teufels zerstreute und die Welt in unserer Natur erleuchtete; der Tag, wo der Gefallene aufgerichtet, der Sünder zu Gnaden aufgenommen, der Verwiesene zurückberufen, der Todte zum Leben erweckt, der Sklave zur königlichen Würde erhoben, der mit den Banden des Todes Gefesselte in das Land der Lebendigen zurückgeführt wurde? Nun wird nach der getreuen Weissagung des Sehers die eherne Pforte des Todes zerbrochen; zerbrochen werden die eisernen Fesseln, in welche das menschliche Geschlecht geschlagen war, das in der Haft des Todes seufzte. Nun wird, wie der

königliche Seher sang, die Pforte der Gerechtigkeit aufgethan. Nun erschallt auf dem ganzen Erdkreise aus Einem Munde das festliche Lied: Durch Einen Menschen kam der Tod; durch Einen Menschen kommt das Leben; der erste Mensch fiel durch die Sünde, der zweite Mensch aber erhebt ihn heute.

Um übrigens das heilige Weihnachtsfest würdig zu feiern, soll Christus auch, wie wir schon oben bemerkten, in jeder frommen Seele geistig geboren werden. Willst du dich aber dieser Geburt erfreuen, sagt der heilige Bonaventura, so mußt du zuvor wie Maria werden. Maria aber bedeutet: Ein bitteres Meer, ein leuchtender Stern und eine Beherrscherin. Sei also ein bitteres Meer durch den Schmerz deiner Reue. Klage und beweine in Bitterkeit deines Herzens das Böse, welches du verübtest, und die Zeit, welche du versäumtest. Dann sei ein leuchtender Stern, d. h. leuchte Andern durch das Beispiel eines frommen Wandels, durch Tugenden und Frömmigkeit. Endlich drittens werde eine Beherrscherin deiner Sinne, deiner fleischlichen Begierlichkeit und aller deiner Handlungen. In einer Seele, in welcher Christus geistiger Weise geboren wird, erneuert sich geistiger Weise Alles, was im Stalle zu Bethlehem der Wirklichkeit nach geschehen ist. Dort lesen wir von dem Aufgehen eines Sternes; von der Eile der Könige, die den Herrn suchten; von den Gesängen der Engel und dem Besuche der Hirten. Erwäge daher sorgfältig, ob ein Stern neuer Klarheit, d. h. neue Erkenntniß göttlicher Dinge in dir erglänzt; ob die Könige in dir, d. h. die Kräfte deiner Seele zur heiligen Sehnsucht angeregt sind, ihn zu suchen; ob die Tugenden, die den Engeln uns gleich stellen, ihm Lob und Ehre singen und wahren Frieden in dein Herz bringen. Dann sei auch sorgfältig, ob die Hirten, unter denen wir einen wachsamen Sinn und fromme Gedanken und heilige Betrachtungen verstehen, welche die Seele gleich frommen Schäflein weiden, Jesum in der Krippe finden. Diese Krippe ist ein reines Herz; dorthin wird er nach seiner Geburt von seiner Mutter gelegt; dort ist das Bettlein, wo er schläft. O glücklich der Mensch, der ein reines Herz hat; denn er umfängt in demselben geistiger Weise, was die Krippe zu Bethlehem körperlich enthielt.

26. Von dem Geheimniß der tiefen Erniedrigung Jesu Christi in seiner Geburt.

Dem Ungläubigen mag es ärgerlich vorkommen, daß der Christengott als ein armes Kind im größten Elende sich zur Welt bringen ließ. Wäre er im Glanze zu uns herniedergestiegen; hätte er sich in Purpur zur Welt bringen lassen; würden seine Wiege die Großen des Reiches umstanden haben: — dann könnte man allenfalls glauben, daß dieses Kind etwas Ausserordentliches ist und könnte sich ihm mit Vertrauen nahen. So spricht der Ungläubige, und Manche, die sich Gläubige nennen, sind vielleicht versucht, ihm beizupflichten, und meinen, Glanz und Größe hätte sich für den Sohn Gottes bei seiner Ankunft im Fleische mehr geziemt, als Armuth und Elend. Aber ihr irret euch, meine Brüder; denn wo wäre seine Größe, wenn er an diesen zerbrechlichen Stützen unserer Schwachheit Wohlgefallen hätte! Hat er denn diese Dinge nöthig; und ist er nicht mehr der Gott, welcher sich selbst genügt, und zu welchem David sprach: Du bist wahrhaft mein Gott; denn du bedarfst meiner Güter nicht. Oder wollt ihr sagen, er hätte des äußern Glanzes nöthig gehabt, um uns sicherer zu gewinnen und an sich zu ziehen? Aber ist seine Macht nicht um so größer, wenn er dadurch, was sonst den Menschen abzuschrecken pflegt, durch Armuth und Elend, alle Welt für sich gewinnt? Ist sein Ruhm nicht um so bewunderungswürdiger, wenn er durch Schwachheit das Starke überwindet? Ja, je mehr Glanz der Sohn Gottes bei seinem Herabsteigen vom Himmel auf die Erde von dieser entlehnt hätte, desto leichter müßte man an seiner göttlichen Würde irre werden; denn gewiß, es gereicht einem Fürsten nicht zur Unehre, wenn er zur Rettung seines Volkes in das Sklavengewand sich kleidet; wenn er aber unter den Lumpen der Knechtschaft irgend einen glänzenden Lappen sich anheftete, um ein eitles Kennzeichen seiner ehemaligen Würde an sich zu haben, so würde durch diesen niedrigen Ehrgeiz seine That viel von ihrem Werthe verlieren. So konnte wohl der Sohn Gottes aus Mitleiden bis zu unserm Elende durch die Menschwerdung sich erniedrigen; aber er konnte nicht so weit gehen, daß er dadurch, daß er sich mit dem kindischen Schmuck

unserer Hoffart zierte, seine tiefste Demuth durch den Schein einer eitlen Ehre wieder vernichtete.

Gerade dieser Umstand, daß die Evangelisten den Sohn Gottes im größten Elende in die Welt eintreten lassen, ist ein sprechender Beweis dafür, daß das Evangelium nicht der Menschen, sondern Gottes Werk ist; denn setzen wir einen Augenblick den Fall, das menschliche Genie habe die Geburt eines fleischgewordenen Gottes erfunden: welche Pracht und Herrlichkeit, wie viel Glanz und Gold würde es um seine Wiege vereiniget haben? Wo ist aber der Mensch, der seinem eigenen Scharfsinn überlassen, die Ankunft des Sohnes Gottes im Fleische zu beschreiben, ihn in einem Stalle geboren werden läßt, und ihn dort auf dem Stroh liegend, fast nackt und der Kälte der rauhen Jahreszeit preisgegeben zeigt? So erfindet man nicht; denn die menschliche Vernunft will sich nicht absichtlich widersprechen; sie weiß, daß sie sich lächerlich machte, wenn sie das Große verächtlich darstellte, und dann Verehrung für dasselbe verlangte.

Gewiß gibt es kein zuverläßigeres Zeichen göttlicher Größe, als wenn aus unbedeutenden Ursachen und schwachen Mitteln große und bewunderungswürdige Wirkungen hervorgehen. Nun was hat das schwache Kind in der Krippe nicht Alles gewirkt? Ohne die Wissenschaften je einmal gelernt zu haben, beschämt es schon als zwölfjähriger Knabe die Weisheit der im Forschen des Gesetzes erfahrenen Priester und Pharisäer; später gebietet es den Elementen, heilt Krankheiten aller Art und ruft selbst die Todten wieder ins Leben zurück. Nachdem dieses Kind in seinem dreiunddreißigsten Jahre als Auswurf der Menschheit unter dem Spotte von ganz Judäa am Kreuze gestorben, wirkt es fast noch größere Wunder; denn die Jahrtausende hindurch verehrten Götzen stürzen in Trümmer, ihre Heiligthümer fallen in Schutt; die Welt fängt an, den anzubeten, welchen sie zuvor gekreuziget hat, und nach einigen Jahrhunderten bekennen sich alle civilisirten Völker zu seiner Lehre. Wann ist je einmal Größeres aus schwächeren Mitteln hervorgegangen? Will man hierin nicht die Größe eben jenes Gottes erkennen, der ein wenig Schlamm knetet, um daraus das Menschengeschlecht hervorzubringen, ja der das Nichts befruchtet, um die Welt zu bilden? So ist es wahr, was der Evangelist sagt, daß wir durch die

Menschwerdung des Sohnes Gottes seine Herrlichkeit gesehen haben, eine solche Herrlichkeit, wie sie dem Eingebornen des Vaters gebührte. Joh. 1, 14. Denn aus der Tiefe seiner Erniedrigung sproßte eine Herrlichkeit, die nur ihm eigen seyn konnte, und die in Allem des eingebornen Sohnes Gottes würdig ist; denn wäre er in voller Rüstung der Gottheit herniedergestiegen, so hätten wir zwar seine Herrlichkeit gesehen; aber wir hätten, indem wir ihn seine ganze Majestät entfalten sehen, glauben können, daß er all seines Glanzes und all seiner Kräfte bedürfe, um die Sterblichen zu unterjochen. Wenn er nun aber, da er kömmt, die Erde zu erobern, all seine Waffen so zu sagen verliert, und all seines Glanzes sich entäußert; wenn er bis zur Hilflosigkeit eines Kindes sich erniedriget, bis zur Schmach eines Stalles herabsteigt, in eine Krippe sich legt und in Windeln sich hüllt; und wenn er darnach dessenungeachtet über alle Mächte der Welt und der Hölle triumphirt, das Reich des Götzendienstes zerstört, und aller Orten als der allein wahre Gott angebetet wird: — offenbart er da nicht auf eine ganz unaussprechliche Weise die Herrlichkeit desjenigen, dessen Schwachheit selbst, wie der heilige Paulus sagt, mächtiger ist, als alle Kreaturen, und dessen Erniedrigung erhabener ist, als jede Größe?

Erwägen wir ferners, daß der Messias in die Welt gesendet worden ist, die Fehler der Menschen zu verbessern und ihre Irrthümer ihnen zu nehmen. Nun flossen aber alle ihre Verirrungen und Laster aus drei großen Quellen, nämlich: Hochmuth, Ueppigkeit und Geiz oder unersättlicher Begierde nach Reichthum. Um die Menschheit von diesen Uebeln zu heilen, wartet Jesus nicht, bis er zum vollkommenen Manne gereift, sondern schon in der Krippe beginnt er damit; er fängt an zu lehren, sowie er geboren ist, und, o Wunder, es hat noch nie eine überzeugendere Lehrkanzel gegeben, als der Stall zu Bethlehem ist, in welchem ein armseliges Kindlein weinet. Denn laßt uns hören, wie jenes Kind in der Krippe durch seine so tiefe Erniedrigung den Hochmuth züchtiget. O Mensch, ruft das göttliche Kind, ohne ein Wort zu sagen, durch seinen Zustand, in welchem es sich befindet, uns Allen zu, — o Mensch, du hältst dich für groß; sieh aber, wie tief ich mich herablassen mußte, um mich dir nähern zu können. Du bist stolz

auf deine Vernunft und rühmest dich deiner Weisheit; aber sieh, ich mußte in der Mitte der Thiere und in einem finstern Stall mich zur Welt bringen lassen, um dir zu zeigen, in welche Finsterniß des Geistes und in welchen Koth der Unsittlichkeit du verfallen bist. Du glaubst, wiewohl ein Sklave aller Leidenschaften, dich frei: aber meine Glieder sind nur darum mit Windeln gebunden, um dir die unwürdigen Bande vorzustellen, in welchen deine Seele gefangen ist. Du bist ruhmsüchtig; nun so lerne von meiner Schmach, daß dir nur Verachtung gebührt. Durch unsinnigen Stolz hast du Gott gleich sein wollen; darum ist Gott durch Entäusserung seiner selbst in dein Elend herabgestiegen, und hat dir dadurch den Weg gezeigt, wie du wirklich zu Gott emporsteigen kannst. So verdammt das Kind in der Krippe den Stolz der Menschen und lehrt sie Demuth. Auf gleiche Weise verfährt es mit der Ueppigkeit und mit dem Geiz; denn wenn der schwelgerische Christ seine Blicke auf den Heiland in der Krippe hinwendet, muß er sich da nicht seiner Genußsucht schämen? Wie, sein Heiland liegt auf schlechtem Stroh in einem Stalle, und er soll noch auf dem Polster der Weichlichkeit ruhen wollen? Der Erlöser ist mit elenden Lappen bedeckt, und er soll sich noch in kostbare Gewänder kleiden wollen? Des Sohnes Gottes unschuldiger Leib ist schuldlos der strengen Kälte des rauhen Winters ausgesetzt, und er wollte an seinem verbrecherischen Leibe nichts dulden? Und ferners sollte man in diesen Zeichen der Armuth und Dürftigkeit, welche den Erlöser in seiner Geburt umgeben, nicht die augenscheinlichste Mißbilligung und eine Art Verwerfung des Reichthums erblicken? Wenn Gott, dem Alles gehört, auf die Erde gekommen, um mitten unter uns zu leben, das äusserste Elend allem Glanze des Ueberflusses vorzieht; wer sollte hieraus nicht schließen, daß die Güter, welche er verwirft, nicht die wahren sein müssen? Welche Rede könnte uns eben so erfolgreich davon überzeugen, als ein solches Beispiel? Und wenn derselbe Gott in der Folge jenen bewunderungswürdigen Grundsatz aufstellt: „Selig sind die Armen," — wenn er jene schreckliche Drohung ausstößt: „Wehe euch, ihr Reichen;" — was verkündet er dadurch anders, als eben dasjenige, was schon der Stall und die Windeln geprediget haben?

Fassen wir aber noch einen Umstand ins Auge, zu dessen

Erwägung das Kind in der Krippe Gelegenheit gibt. Die Liebe und Erbarmung ist es, welche den Sohn Gottes auf die Erde herabzog; und gerade die Liebe und Erbarmung ist es, die aus seiner demüthigen Geburt im Stalle zu Bethlehem vor Allem hervorleuchtet. Jesus Christus wollte in Allem uns ähnlich werden, und uns so recht überzeugen, daß er unser Bruder geworden. Darum ließ er sich auf dem gewöhnlichen Weg zur Welt bringen, und wollte in seiner Geburt vor den übrigen Menschenkindern nicht verschieden seyn. Hätte er unmittelbar von Gottes Händen einen Leib gebildet erhalten, wie der erste Adam, und wäre er daher im Zustande eines vollkommenen Menschen in die Welt eingetreten, so würde er uns viel fremder gewesen seyn. Jesus Christus war es ferners darum zu thun, unsere Herzen zu gewinnen, und sie zur Liebe gegen ihn anzufachen. Was ist aber dazu geeigneter, als der Zustand eines unschuldigen Kindes? Wer kann einem holden Kindlein seine Liebe versagen? Sagt ihr nicht selbst oft: Man muß diesem Kinde gut seyn; es ist ja zu liebenswürdig. — Wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Erlöser ein liebevoller Tröster der Betrübten und Helfer der Verlassenen sein soll. Ist man aber geneigt, denjenigen die Mühen zu versüssen, dennen man fremd bleibt? Sind es die Großen und Glücklichen der Welt, bei denen die Armen und Verlassenen Hilfe und Trost suchen? Ach, diese haben nicht erfahren, was es um die Noth ist; darum haben sie auch kein fühlendes Herz. Ganz anders ist es bei Jesus Christus. Er hat alles Elend und alle Betrübniß an sich selbst erfahren, und darum ist er auch um so mitleidsvoller und um so bereitwilliger zur Hilfe. Darum kann er in Wahrheit sagen: Kommet Alle zu mir, die ihr betrübten Herzens seid, und ich will euch erquicken. Davon redet auch der Apostel, wenn er schreibt: Wir haben keinen Hohenpriester, der mit unsern Schwachheiten kein Mitleid hätte; denn unter allen unsern Uebeln ist keines, welches er nicht aus eigener Erfahrung kennet, die Sünde ausgenommen. Hebr. 4, 15. Endlich wissen wir Alle, daß die Hoheit und Größe Furcht einjagt, und daß man sich ihr nur zitternd zu nahen wagt. Wäre daher Jesus Christus in der Größe seiner Gottheit zu uns gekommen, kein Sterblicher hätte es gewagt, sich ihm zu nähern; statt in seinen Schooß zu flüchten, wären wir seiner Gegenwart ausgewichen; wie die

Israeliten am Fuße des Berges Sinai hätten wir uns gescheut, unsere Blicke auf ihn zu richten, aus Furcht, es möchte ein plötzlicher Tod die Strafe unserer Verwegenheit seyn. Doch Jesus Christus wollte der wahre Emanuel, der Gott mit uns seyn; er wollte uns Vertrauen, und nicht Furcht einjagen. Deßwegen hat er uns durch seine grenzenlose Erniedrigung Muth eingeflößt, und ist so tief herabgestiegen, auf daß wir nicht glauben könnten, er verachte uns. Jetzt muß auch der niedrigste Mensch, ja der größte Sünder sich angetrieben fühlen, dem Herrn mit Vertrauen sich zu nahen. Das Andenken an die Gesellschaft mit den unvernünftigen Thieren, an das grobe Stroh, an die schwächliche Krippe ermuthigen ihn.

Sehet, wie wunderbar Gott in allen seinen Werken ist, wie anbetungswürdig seine Geheimnisse sind, auch da, wo sie uns verächtlich erscheinen! Sehet, wie Gott überall von der höchsten Liebe zu uns sich leiten läßt, und wie alle seine Anordnungen auf unser Heil abzielen! Cf. Mac - Carthy's Predigten.

27. Erwägung dessen, was unsere Augen im Stalle zu Bethlehem schauen.

Wenn wir uns im Geiste nach Bethlehem versetzen, so finden wir dort ein kleines, armseliges Kindlein. Dabei wollen wir nicht mehr verweilen; denn wir haben die hierin verborgenen Wahrheiten bereits im Vorhergehenden erwogen. Wir erblicken aber dieses Kind in Windeln eingewickelt. Was lehren uns diese Windeln? Sie erinnern uns an unsern traurigen Zustand vor der Erlösung; denn sie sind ein Bild unserer Sündenketten, womit wir an die Hölle gebunden waren. Der Heiland ließ sich schon in der Wiege fesseln, um uns frei zu machen. Diese Windel erinnern das göttliche Kind an jene Stricke, mit denen es einstens im Garten Gethsemane gebunden; an jene Nägel, mit denen es an das Kreuz befestiget werden sollte. Diese Windel sprechen zugleich auch mächtig zu unserm Herzen; denn sehen wir den zarten Leib des Jesu-Kindleins von ihnen umwickelt, so müssen wir auch uns fesseln lassen; denn mit diesen Windeln, in welche der Herr eingewickelt ist, ladet er uns ein, uns mit ihm durch die süßen Bande der Liebe zu vereinigen. Und in der That, wenn wir sehen, daß Jesus schon in

der Stunde der Geburt für uns gefesselt ist, sollen wir uns für ihn nicht wieder binden lassen? Und kann es wohl Einen geben, der, wenn er sich mit den süßen Banden der Liebe an Jesus gefesselt hat, dieses Verhältniß je einmal wieder auflösen will?

Wir erblicken das Jesu-Kindlein auf dem Stroh. Hat wohl das Kind des ärmsten Bettlers ein so elendes Lager? Was verdammt lauter unsere Weichlichkeit und Genußsucht als dieses Stroh? Was ladet uns kräftiger und nachdrucksvoller zur Abtödtung und zu Selbstverleugnungen ein, als eben dieses Stroh? Dieß ist auch der Grund, sagt der heil. Peter Damianus, warum die seligste Jungfrau Maria ihr geliebtes Kind nicht in ihren Armen behielt, sondern auf das Stroh hinlegte: Jesus wollte schon in der Stunde seiner Geburt durch sein eigenes Beispiel uns Liebe zur Abtödtung und zur geduldigen Ertragung aller Leiden und Widerwärtigkeiten einflößen.

Jesus ist von unvernünftigen Thieren umgeben und liegt in einem finstern Stalle. Durch Nichts hätte er unsern geistigen Zustand vor der Erlösung bezeichnender darstellen können, als es eben dadurch geschehen ist. Die Menschen waren vor der Ankunft des Sohnes Gottes auf Erden in göttlichen Dingen fast so unwissend, als wie das unvernünftige Thier, und ihr Herz glich wegen der Sünden, womit sie sich befleckten, so recht einem unsaubern Stall. Die ganze Welt war eigentlich vor Gott nur mehr ein großer, finsterer Stall wegen der Unwissenheit und der Laster der Menschen.

Endlich sehen wir, daß das Kindlein in der Krippe weint. Die Thränen des Jesu-Kindleins sind aber sehr verschieden von den Thränen anderer neugebornen Kinder. Diese weinen vor Schmerz; Jesus aber weint aus Mitleid zu uns. Um Jemanden weinen ist ein Zeichen großer Liebe. Darüber sagten die Juden, als sie den Heiland beim Tode des Lazarus weinen sahen: Sehet, wie lieb er ihn hat. Joh. 11. Dasselbe läßt sich von den Thränen Jesu in der Krippe bezüglich unser Aller sagen. Jesus weinte also in der Krippe, und brachte seine Thränen dem himmlischen Vater zum Opfer dar, um für uns Verzeihung unserer Sünden zu erlangen. Jene Thränen, sagt daher der heil. Ambrosius, waschen mich von meinen Sünden rein. Durch seine Thränen in der Krippe bat Jesus um Gnade für uns, die wir zum ewigen Tode verdammt

waren; durch dieselben besänftigte er den Zorn seines Vaters. O wie geeignet waren die Thränen dieses göttlichen Kindes, uns Barmherzigkeit zu verdienen! — Jesus weint aber nicht bloß aus Liebe, sondern auch aus Schmerz; denn er sah, daß ungeachtet seiner Leiden und seines künftigen Erlösungstodes dennoch Viele verloren gehen. Dieses that dem Herzen des göttlichen Kindes wehe, und darüber weinte es; weil wir Sünder nicht weinen, deßwegen weinte der Erlöser. O wollen wir ihm seine Thränen trocknen dadurch, daß wir ganze Ströme von Bußzähren über unsere Wangen fließen lassen! Cf. Schriften des heil. Liguori B. I.

28. Die Engel verkünden die Geburt Jesu frommen Hirten auf dem Felde, und diese eilen hin zum Stalle, um dem göttlichen Kinde zu huldigen.

Wenn einem Fürstenhaus ein Prinz geboren wird, so ordnet dieses Gesandte ab, um auch auswärtigen Höfen das freudige Ereigniß mitzutheilen. Weil Jesus Christus der Sohn Gottes ist, so ordnet der Himmel selbst eine Gesandtschaft ab, um seine Geburt den Menschen zu verkünden. Und dieses geschah durch die Engel, welche bei der Geburt des Erlösers in den Lüften Gott lobten und sangen: Ehre sei Gott in der Höhe, und auf Erden Friede den Menschen, die eines guten Willens sind. Luk. 2, 14. Vor der Ankunft Jesu Christi auf Erden wurde Gott von den Menschen nicht mehr geehrt, weil nicht mehr erkannt. Die Gott schuldige Ehre erwies der Mensch entweder sich selbst oder andern Geschöpfen, die er in der Verfinsterung seines Geistes an die Stelle Gottes gesetzt hatte. Dadurch verlor er aber auch, weil von der Quelle des Friedens getrennt, die Ruhe seines Herzens; der Mensch mit Gott und sich selbst zerfallen, hatte keinen Frieden mehr. Jesus Christus stellte diese verlornen Güter wieder her; denn er machte, daß Gott wieder erkannt und geehrt wurde, und die Menschen den Frieden wieder erhielten.

Die Engel verkündeten zugleich den Hirten auf dem Felde die Geburt des Welterlösers. „Ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird: denn es ist euch heute in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ Luk. 2, 10. 11. Bewundern wir die Wege, welche die

Weisheit Gottes wandelt? Hier erfüllt sich, was später der Apostel sagte: Nicht viele Weise nach dem Fleische, nicht viele Mächtige, nicht viele Angesehene sind berufen, sondern was vor der Welt thöricht ist, hat Gott erwählt; das Geringe, das Verachtete, und das, was nichts ist, hat Gott erwählt. 1. Corinth. 1, 26—28. Gott wählte Hirten zu den ersten Anbetern seines Sohnes; denn diese Leute waren von der Eitelkeit und dem Stolze der Welt weit entfernt, und hatten daher auch mehr Empfänglichkeit für das hohe Geheimniß, das in der Krippe sich vollbrachte. Woran sollten aber die Hirten den neugebornen Heiland erkennen, und wo sollten sie ihn finden? Nicht in den Häusern der Reichen sollten sie ihn aufsuchen, sondern in den Stall bei Bethlehem sollten sie hingehen; nicht äußerer Glanz soll ihnen seine Nähe verkünden, sondern armselige Windeln, in welche das Kindlein eingewickelt war, soll ihnen das Zeichen sein, daß sie ihn gefunden. Seltsames Zeichen, mehr geeignet, den Glauben, daß ein solches Kind der Messias sei, umzustoßen, als ihn zu begründen. Allein es hat Gott gefallen, uns durch Demuth zu seiner Erkenntniß zu bringen, weil die Menschen durch Hoffart seine Erkenntniß verloren hatten.

Die Engel hatten den Hirten keinen Auftrag gegeben, nach Bethlehem zu gehen, sondern ihnen nur das geschehene Wunder verkündet; allein sie bedürfen eines solchen Befehles nicht. Für heilsbegierige Seelen ist es genug zu wissen, wo sie ihren Gott finden, und wie sie zu ihm gelangen können, um ihn wirklich aufzusuchen. Die Hirten machten sich sogleich auf und gingen eilends nach Bethlehem. Dazu bemerkt der heil. Ambrosius: Du siehst die Hirten eilen; lerne daraus, daß Niemand, der Jesum finden will, träg sein darf in der Aufsuchung desselben. Die Hirten fanden Alles so, wie sie es von dem Engel gehört hatten. Wie sehr werden diese schlichten Leute erfreuet gewesen sein! Mit welch' inniger Andacht werden sie den neugebornen Weltheiland angebetet haben! Die heil. Schrift deutet es an, wenn sie sagt: Die Hirten kehrten zurück, priesen und lobten Gott. O ahmen wir diese frommen Hirten nach! Wenn wir unsern Heiland gefunden, und wenn wir uns mit ihm im heiligen Altarssakrament vereiniget haben, — dann laßt uns voll heiliger Danksagungen und Lobpreisungen Gottes vom Altar der Gnade hinweggehen!

29. Jesus wird beschnitten.

Gott hatte die Beschneidung zum Zeichen des Bundes angeordnet, welchen er mit Abraham gemacht. 1. Mos. 12. Jesus wäre nicht schuldig gewesen, sich diesem Gesetze zu unterwerfen; denn an ihm gab es nichts zu reinigen, wovon die Beschneidung ein Vorbild war. Er fügte sich aber freiwillig dieser Verordnung, um uns durch sein Beispiel Gehorsam zu lehren. Es hat aber die Beschneidung, welcher sich Jesus unterzog, noch eine tiefere Bedeutung; Christus verpflichtete sich, indem er sich der Beschneidung unterzog, zum Erlösungswerke, ja er begann dasselbe bereits dadurch. Denn durch die Beschneidung, welche er an sich vollziehen ließ, stellte sich Jesus Christus unter die Sünder, er nahm die Sünden der Menschen auf sich; denn die Beschneidung war das Zeichen der Sündhaftigkeit. Damals erfüllte sich, was der Apostel sagt: Gott hat denjenigen, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht. 2. Corinth. 5, 21. Und wiederum: Er ist für uns zum Fluche geworden. Gal. 3, 13. Daher sagt auch der heil. Bernard: Indem sich Jesus dem Gesetze der Beschneidung unterwirft, erscheint er als ein Sünder, weil es nur für Sünder gegeben war. Von nun an war Jesus gewissermassen schuldig, das Erlösungswerk zu vollbringen: denn er ist für die Sünden der Menschen eingestanden. Er beginnt zugleich sein Genugthuungswerk schon; denn er fängt bereits an, sein Blut für das Heil der Welt zu vergießen. Diese wenigen Tropfen Blutes, welche Jesus bei seiner Beschneidung vergießt, sind ein Vorbild von jenem großen Opfer am Kreuze, wo er es in Strömen für das Heil der Welt fließen läßt. Daher sagt der geistreiche Ludwig von Granada: „Wie eine rosige Morgenröthe einen abendlichen Regen verkündet, so bedeutet dieses blutige Morgenroth der Beschneidung nichts Anders, als daß sein Blut am Abende seines Lebens gleich einem Regen aus allen Adern seines heiligen Leibes strömen wird."

Andere heilige Väter finden in der Beschneidung noch andere Beziehungen. Daß es ein Akt der Demuth war, bedarf keiner weitern Ausführung, da dieses schon in der Uebernahme der Sünden liegt. Nach dem heil. Epiphanius ließ sich Jesus beschneiden, um einen deutlichen Beweis von seiner menschlichen Natur zu geben;

denn die Manichäer leugneten die Wirklichkeit seines Fleisches, die Valentinianer glaubten, er habe seinen Leib mit vom Himmel gebracht, und Andere huldigten hierin andern Irrthümern. Alle diese Ketzereien wurden durch die Beschneidung widerlegt, weil Jesus dadurch zeigte, daß er wahrhaft Mensch geworden sei und einen Leib von Fleisch und Blut habe.

30. Ueber den Namen Jesus.

Bei der Beschneidung pflegte man den Kindern ihren Namen zu geben; auch das göttliche Kind erhielt seinen Namen, und man nannte es Jesus. Aber dieser anbetungswürdige Name, welchen der Gottmensch erhielt, wurde ihm nicht von seinem Nährvater, dem heil. Joseph, auch nicht von der seligsten Jungfrau Maria, seiner Mutter, gegeben, sondern von Gott selbst durch den Erzengel Gabriel. Luk. 1, 31. Nur der himmlische Vater, der von Ewigkeit her die unendlichen Gnadenschätze bereitet hatte, welche durch den Erlöser dem gefallenen Menschengeschlechte zugetheilt wurden, konnte auch dem Gottmenschen den geeigneten Namen geben.

Es bedeutet aber der Name Jesus so viel, als Retter, Erlöser, Heiland. Wohl trugen schon Mehrere vor dem Gottmenschen diesen Namen, wie Josue; Jesus, der Sohn des Sirach u. s. w. Allein bei ihnen war er bloß eine Benennung ohne besondern Bezug, oder nur ein schwaches Vorbild von dem, was der Weltheiland vollbringen sollte. Daher sagt der heil. Bernard: Mein Jesus trägt nicht wie die frühern einen leeren und unfruchtbaren Namen; er hat nicht den Schatten eines großen Namens, sondern die Wirklichkeit. Er ist wahrhaft unser Erlöser, weil er uns befreit hat von der Sünde, weil er uns erhoben hat aus dem Abgrunde des Verderbens und uns alle Güter und Reichthümer der Gnade erworben hat.

In Jesus sind alle andern Namen enthalten, die der heilige Geist dem Gottmenschen beilegt. In ihm erkennen wir den starken Gott, welcher die Macht der Finsterniß entwaffnet hat; den wunderbaren, dessen Leben und Lehre voll der unbegreiflichsten Geheimnisse ist; die Quelle aller Weisheit, indem mit ihm wieder himmlische Einsicht auf die Erde gekommen ist; den Vater der zukünftigen Zeiten, denn von ihm gehen aus alle Heiligen, welche in

allen Zeiten die Kirche Gottes bilden; den Friedensfürsten, denn durch ihn ist die Erde wieder mit dem Himmel ausgesöhnt worden; den Gesalbten, über den der Vater die Gaben seines Geistes ausgegossen; den Messias, denjenigen nämlich, in welchem sich Gott zu uns herabgelassen hat; den wahren Emanuel, den Propheten, der über alle Propheten ist; denn durch ihn und von ihm haben alle geweissagt. Ein jeder andere Name, welcher dem großen Verheißenen gegeben wird, ist also in seinem Erlösernamen enthalten.

Wie groß ist nicht die Kraft dieses heiligen Namens! Wie oft haben die Diener Gottes in diesem Namen Wunder gewirkt! Wie oft haben sie im Namen Jesu der Natur geboten, Krankheiten geheilt, selbst Todte in's Leben zurückgerufen! Heilte nicht der heil. Petrus an dem Tempelthore den Lahmen, indem er zu ihm sagte: Im Namen Jesu von Nazareth stehe auf und gehe. Apostelg. 3, 6. Durch die Kraft des Namens Jesu sind die Mächte der Finsterniß besiegt und von der Erde verbannt worden. Wurde dieser gewaltige Namen ausgesprochen, so erzitterten sie und entflohen. Es bedurfte, um die Teufel aus den Besessenen zu treiben, oft keiner andern Waffe, als nur dieses hochheiligen Namens. Wenn ein böser Geist, sagt ein alter Schriftsteller, sich eines Christen bemächtiget hat, so wird er durch den Namen Jesus in die Flucht getrieben. Tertullian sagt zu den Heiden: Wenn ihr einen Christen findet, der einen Besessenen, welchen man ihm vorführt, nach Anrufung des heiligen Namens Jesu nicht in die Flucht jagt, der werde auf der Stelle dem Tode hingegeben, wir willigen ein. Apol. c. 23. Der heil. Gregor von Nazianz schreibt: Ich habe kaum den Namen Jesus ausgesprochen, wenn ich angefallen werde, so entflieht der böse Geist.

Der heil. Bernard bemerkt über den Namen Jesus: Nichts bändiget den Zorn, nichts sänftiget die Hoffart, nichts heilt die Wunden, nichts löscht das Feuer der Unzucht, nichts stillt den Durst des Geizes so sehr, als dieser heilige Name. Denn wenn ich Jesum nenne, denke ich mir einen sanftmüthigen, vom Herzen demüthigen, gütigen, nüchternen, keuschen, barmherzigen, holdseligen und von höchster Heiligkeit strahlenden Menschen, der überdieß als ein allmächtiger Gott durch sein Beispiel mich heilt und durch seine Hilfe mich kräftiget. Ich nehme mir daher von diesem Menschen

das Beispiel, von dem Allmächtigen die Hilfe. Dieß Heilmittel, meine Seele, liegt in dem Gefäße dieses süßen Namens verborgen, und höchst wirksam ist dasselbe; denn sicherlich ist keine deiner Krankheiten so groß, daß sie dadurch nicht geheilt würde. — Derselbe Heilige sagt bei einer andern Gelegenheit: Sobald ich den Namen Jesus aussprechen höre, so steigt ein jeder gute Gedanke auf in meinem Geiste.

Der heil. Alphons von Liguori bemerkt: Der Name Jesus flößt uns Trost ein; denn wenn wir Jesum anrufen, werden wir in allen Betrübnissen Hilfe und Erleichterung finden. Wenden wir uns also an Jesus; er will uns trösten, weil er uns liebt, und er kann uns trösten, weil er nicht allein Mensch, sondern auch der allmächtige Gott ist; denn sonst könnte er nicht den großen Namen eines Heilandes führen. Der Name Jesus wird vom heiligen Geiste ein ausgegossenes Oel genannt. Hohel. 1, 2. Und dieß mit Recht; denn sowie das Oel zum Lichte, zur Speise und zur Arznei dient, so ist der Name Jesus ein Licht, welches erleuchtet, wo er verkündiget wird. In diesem Namen sind wir glücklich geworden, indem wir Kinder des wahren Lichtes, Kinder der heiligen Kirche geworden sind. Der Name Jesu ist eine Speise, die unsere Seele nährt. Denn dieser Name gibt den Gläubigen Kraft, selbst mitten unter Leiden und Verfolgungen hier auf Erden Ruhe und Trost zu finden. Die heiligen Apostel jubelten vor Freude, als sie verfolgt wurden; denn der Name Jesus ertheilte ihnen Stärke. Apostelg. 5, 41. Es ist der Name Jesus aber auch eine Arznei für den, der ihn anruft. Er gibt Linderung und Salbung. Wenn die Seele beunruhigt und bestürzt ist, darf sie nur den Namen Jesus anrufen, und sogleich wird fliehen der Sturm, und der Friede wird zurückkehren. Ist Einer so unglücklich, in eine Sünde zu fallen, und zweifelt er von Gott Verzeihung zu erlangen, so rufe er nur diesen Namen des Lebens an, und sogleich wird er erfahren, daß die Hoffnung der Verzeihung zurückkehrt. Eutherius sagt, daß, wenn Judas den Namen Jesus angerufen hätte, als ihn die Versuchung zur Verzweiflung führte, er gewiß nicht unterlegen wäre.

Wie groß ist die Süßigkeit des heiligen Namens Jesu! Der heil. Alfred sagt, es sei ihm die Beredsamkeit des Cicero, nachdem

er einmal die Süßigkeit des Namens Jesu gekostet habe, ganz unschmackhaft erschienen, weil er da nicht diesen unvergleichlichen Namen oder wenigstens irgend eine Erinnerung daran gefunden habe. Wenn der heil. Franziskus von Assis den Namen Jesus aussprach oder aussprechen hörte, ward seine Seele vor Freuden entzückt, so daß er seine innern Gefühle nicht zu verbergen vermochte. Der heil. Franz von Sales fängt einen seiner Briefe also an: Ich bin so gedrängt, daß ich keine Zeit habe, dir etwas anders zu schreiben, als das große Wort unsers Heiles Jesus. Ja, könnten wir einmal diesen geheiligten Namen recht aussprechen, — o welchen Balsam würde er ausgießen über alle Fähigkeiten unsers Geistes. Wie glücklich wären wir, wenn wir in unserm Verstande Jesus, in unserm Gedächtnisse Jesus, in der Einbildungskraft Jesus hätten! Jesus würde allenthalben in uns, und wir allenthalben in Jesus seyn. Versuchen wir es, sprechen wir oft diesen Namen aus, so gut wir es können; ist es jetzt auch nur stammelnd, so werden wir ihn zuletzt doch gut auszusprechen vermögen. Allein, was heißt diesen geheiligten Namen gut aussprechen? Ach, ich weiß es nicht; ich weiß bloß, daß, um ihn gut auszusprechen, eine Feuerzunge erfordert wird. — Dieß deutet auch der Apostel an, wenn er sagt: Niemand kann den Namen Jesus aussprechen, als im heiligen Geiste. 1. Corinth. 12, 3.

Um uns übrigens mit Geist und Herz der Kraft und der Süßigkeit dieses heiligen Namens theilhaftig zu machen, sollen wir öfters gläubig und vertrauensvoll sagen: Mein Jesus und mein Alles; wir sollen durch ihn alle unsere Werke, alle unsere Gebete der allerheiligsten Dreifaltigkeit darbringen. In diesem Namen sollen wir nach der Vorschrift des Apostels überhaupts Alles thun. Unser größtes Glück auf Erden ist, wenn unser Heiland den Beginn, den Fortgang und die Vollendung aller unserer Unternehmungen segnet; wenn sein göttlicher Geist uns in Allem, was wir thun, beseelt, und wenn er immerdar durch seine Liebe in unserer Seele herrscht. Diese Gnade werden wir sicher erlangen, wenn sein anbetungswürdigster Name tief unserm Geiste eingeprägt ist; wenn wir ihn innerlich verehren durch Uebung des Glaubens, der Anbetung, der Liebe und des Vertrauens; wenn wir ihn in unserm Gebete öfters mit inniger Rührung aussprechen; dieser Name sei

gleichsam das Siegel auf unserer Brust und in unserer Hand. Hohel. 8, 6.

Mächtige Gefühle der Andacht lassen sich aber im Innern nicht verbergen, sondern geben sich äußerlich kund. Aus diesem Grunde sind eigene Feste zur Verehrung des allerheiligsten Namens Jesu entstanden. Die Kirche drückt bei solchen Gelegenheiten ihren Glauben und die heiligen Gefühle ihrer Andacht zum göttlichen Erlöser aus, und will ihren Kindern Gelegenheit geben, Aehnliches zu thun. Ueber das Namen-Jesu-Fest ist bereits Einiges bemerkt B. III. S. 551.

Eine äußere Verehrung des Namens Jesu ist es auch, daß man bei der Nennung dieses heiligen Namens das Haupt neigt. Dahin gehört auch der Gruß: Gelobt sei Jesus Christus u. s. w. Von jeher pflegte man überdieß den Namen Jesu häufig in dem Munde der Gläubigen zu hören. So sagt schon Kaiser Justinian: Es ist unsere Gewohnheit, in allen unsern Berathungen und Unternehmungen allzeit im Namen unsers Herrn Jesu Christi vorzuschreiten.

31. Das Herz Jesu.

Der kostbarste Theil des Menschen ist dessen Herz. Darum ist der Ausdruck: „Jemanden das Herz geben" — so viel, als ihm Alles, sein ganzes Seyn und Leben geben. Gott selbst verlangt daher von uns, daß wir ihm das Herz geben, indem er spricht: Mein Sohn, gib mir dein Herz. Er verlangt nicht das Auge, nicht den Mund, sondern das Herz, weil dieses eigentlich schon alles Uebrige enthält, und überhaupts das Edelste am Menschen ist. Ist das Herz eines gewöhnlichen Menschen schon ein so theueres Kleinod, was muß es nicht erst um das Herz des Gott-Menschen Jesu Christi seyn? Und wenn Allem, was groß und edel ist, Ehre gebührt; — welche Verehrung muß nicht dem heiligsten Herzen Jesu zukommen?

Das Herz ist überdieß der Sitz der edelsten Gefühle, insbesonders der Liebe. Daher heißt: „Jemanden das Herz geben," so viel, als ihn zärtlich lieben. Welch eine unendliche Liebe schließt aber nicht das Herz Jesu in sich ein! So wie dieses Herz die Menschen liebte, hat noch Niemand geliebt. Es umschließt einen himmlischen Schatz von Liebe. Und damit alle Welt diese unendlich große Liebe des göttlichen Herzens erkennen sollte, hat es sich

am Kreuze mit einem Lanzenstiche öffnen lassen. Daher sagt der heil. Bernard: Dieses anbetungswürdige Herz ist nur darum verwundet worden, damit wir uns durch diese sichtbare Wunde überzeugeten, welch eine Liebe in diesem Herzen wohnt. Jesus ließ sein Herz öffnen, damit es gleichsam eine offene Quelle würde, aus der Alle seine Liebe trinken könnten, um so wieder Liebe zu werden, wie Jesus selbst ganz Liebe ist. Dieses liebevolle Herz wurde auch deßwegen geöffnet, damit Alle geistiger Weise in dasselbe eingehen, und eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Versuchungen und in den Gefahren dieses Lebens fänden. In dieser Beziehung verlangt der heil. Bonaventura seine beständige Wohnung in der Seitenwunde des Herrn aufzuschlagen und sagt: „Hier werde ich zu seinem (Jesu) Herzen sprechen, und Alles erlangen, um was ich bitte. Da gehe hinein, gläubige Seele, durch die Wunde, welche dir dein liebenswürdiger Bräutigam gemacht hat; denn aus einem Uebermaß seiner Liebe hat er seine Seite geöffnet, um dir sein Herz zu schenken.“ Ferners sagt der heil. Thomas von Aquin, daß das geöffnete Herz Jesu ebenso wohl ein Beweis von der Größe seiner Liebe sei, als ein Mittel, seine Jünger und insbesonders alle im Glauben Schwachen und Schwankenden zu erwärmen und zu beleben.

Daraus erhellet, mit welch inniger Ehrfurcht die heil. Väter und Lehrer der Kirche gegen das göttliche Herz Jesu erfüllt waren. Es konnte daher auch ein besonderes Fest zur Ehre des göttlichen Herzens nicht ausbleiben. Bereits im Jahre 1697 bemühten sich die Salesianerinnen, das Fest zu Ehren des Herzens Jesu feiern zu dürfen. Der heil. Stuhl ging aber damals auf ihr Verlangen nicht ein. Nachdem die frommen Klosterfrauen ihre Bitte öfters erneuert hatten, befahl endlich Papst Clemens XIII. diese Feier aus Veranlaßung der ehrwürdigen Klosterfrau Margaretha Alacoque, und zwar als feierliche Genugthuung für jene Schmach und Leiden, welche das göttliche Herz Jesu durch die Sünden der Menschen im allerheiligsten Altarssakrament erdulbet.

32. Die drei Weisen aus Morgenland bei der Krippe.

Gott verkündete die Geburt seines Sohnes nicht bloß durch die Engel den Juden, sondern durch einen Stern auch den Heiden.

Ueber diesen Stern bemerkt Dr. Sepp in seinem Leben Jesu: Es trug sich die Weisheit des Orients mit wundervollen Sagen und Berechnungen eines außerordentlichen Sternes und gewisser Constellationen, deren Eintritt die Ankunft des Salvators der Welt ankündigen sollte; Berechnungen, die bis in die späteste Zeit des Judenthums, dieser alten Völkerruine, in fortlaufender Tradition sich erhalten, und mit dem Vorrücken der Jahrhunderte immer lauter und näher vernehmlich sich ausgesprochen, wie sie noch in den Büchern der Rabbiner uns vorliegen. Dazu kamen astronomische Ueberlieferungen von den Himmelszeichen der großen Wasserfluth, und zur Zeit der Befreiung des Volkes aus Aegypten unter seinem Führer Moses, die sich nach Bileams Verkündung bei der Erscheinung des Messias wiederholen sollten; dann aber ohne Zweifel auch die Weissagung bei Daniel Kap. IX., womit die Orientalen und ihre Priester seit der Gefangenschaft der Juden in Babylon und Persien vertraut geworden waren; denn Daniel war von Nebukadnezar wegen seiner glücklichen Traumauslegung selbst zum Vorsteher der babylonischen Magier erhoben worden, und unter Darius, dem Meder, als ein zweiter ägyptischer Joseph lange Jahre erster Minister des Reichs über die 120 Satrapien bis auf König Cyrus, den Perser. Von diesem Sterne soll Zoroaster dem Julius Africanus zufolge geweissagt haben. In einem alten Buche, das Buch Seth genannt, das bei einem Volke im Osten am äußersten Ocean sich gefunden, und Offenbarungen der Erzväter über die Himmelskunde enthielt, von denen auch Josephus spricht, war dieser Stern vorher verkündet worden, und zwar soll er die Gestalt eines Kindes haben, welches ein Kreuz in der Hand hielt u. s. w. So wird uns das Wunder begreifbarer, wie jene Magier mit einem zu ihrer Zeit aufsteigenden Gestirne die Erscheinung des Heilandes in zufällige oder nothwendige Verbindung setzen, und es als Vorläufer des Lichtes der Welt betrachten konnten.

Drei Könige im Morgenlande machten sich auf, folgten der Leitung des Sternes, und kamen nach mancherlei Mühseligkeiten nach Bethlehem, wo sie das Kind fanden, es anbeteten und ihm ein dreifaches Opfer darbrachten. Matth. 2, 1—12.

Der Stern ist ein Bild der göttlichen Gnade, die den Menschen auf verschiedene Weise zum Heile ruft. Wer dem Ruf folgt,

kömmt zu Jesus. Aber der Weg zu Jesus ist oft ein weiter und mühevoller, und manchmal scheint es, als ob einen die Gnade verlassen wolle. Dieses Alles erfuhren auch die drei Könige; aber sie blieben beharrlich in ihrem Vorhaben, und folgten der Leitung des Sternes. So ist es auch Pflicht der christlichen Seele, den Führern, welche ihr Gott auf der Pilgerfahrt dieses Lebens gegeben hat, genau zu folgen. Diese aber sind das natürliche Licht der Vernunft, das übernatürliche Licht des Glaubens, die Eingebung und Erleuchtung des heil. Geistes, und die Leitung der Vorgesetzten und Beichtväter.

Als sich die Könige der Stadt Jerusalem näherten, verbarg sich der Stern. Die Weisen verloren darüber den Muth nicht, sondern gingen nach Jerusalem hinein, und fragten dort nach dem neugebornen Könige der Juden. Dieses Beispiel lehrt uns, was zu thun ist, wenn sich uns Gott entzieht, und Finsternisse und Versuchungen über uns hereinbrechen. Wir sollen hineinsehen in die heil. Stadt, in die Kirche Gottes, und dort nach dem Heilande fragen. Vor Allem muß man sich an die Priester wenden, und sie fragen, was zu thun ist, um auf dem sichersten und kürzesten Wege zum Herrn zu kommen. Auch die Weisen erfuhren zu Jerusalem genau den Ort der Geburt des göttlichen Kindes. Nachdem sie aber die Stadt verlassen, erschien ihnen auch der Stern wieder und begleitete sie bis zum Orte, wo das Kind war; hier stund er still. Wenn die Versuchung überwunden ist, so fühlt man die Nähe seines Gottes wieder, und Solche, die überwunden haben, verläßt oft der Herr ihr ganzes Leben nicht mehr, bis sie an den Ort ihrer Bestimmung, in der Ewigkeit bei Gott selbst ankommen.

Sie gingen nun in das Haus hinein, wo der Stern stille stand, und hier fanden sie das Kind und seine Mutter. Diese letztern Worte: „Und seine Mutter" deuten an, daß man Jesus nicht ohne Maria findet, ja seine heilige Mutter ist gewöhnlich die Wegweiserin, die uns erst zu Jesus führt; daher ist es billig, daß wir uns in allen unsern Nöthen und insbesonders geistigen Anliegen an sie wenden.

Was thaten die drei Könige, als sie Jesum gefunden? Sie fielen vor ihm nieder, beteten ihn an, und brachten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen dar. Da erfüllte sich, was die Schrift

sagt: Vor ihm werden niederfallen die Mohren; — alle Könige der Erde werden ihn anbeten; — die Könige von Tharsis und die Inseln werden Geschenke bringen, die Könige der Araber und von Saba Gaben opfern. Ps. 71, 9—12. Das Opfer, welches die drei Weisen darbrachten, war höchst bedeutungsvoll; denn im Golde huldigten sie dem Kinde als König; im Weihrauch sinnbildeten sie ihren Glauben an seine Gottheit und hohepriesterliche Würde; in der Myrrhe bekannten sie, daß er zugleich wahrer Mensch sei. Noch köstlicher waren indessen die innerlichen Gaben, welche sie zu den äußerlichen fügten, zum Golde nämlich die Liebe, zum Weihrauch die Andacht, zur Myrrhe die Abtödtung ihrer selbst. Und diese höhern Gaben müssen auch wir dem göttlichen Kinde darbringen. Denn wie die drei Weisen ihm Gold opferten, das edelste und kostbarste aller Metalle, so opfere du ihm die Liebe, die edelste und köstlichste aller Tugenden; wie sie ihm Weihrauch opferten, das wirksamste Mittel gegen üble Gerüche, so bringe du ihm heiliges Gebet dar, das den üblen Geruch der unordentlichen Begierden vertreibt; wie sie ihm Myrrhe weihten, so bringe du ihm heilsame Thränen der Buße dar. Schön bemerkt ein heiliger Schriftsteller, daß die Myrrhe die Gabe der Anfänger, der Weihrauch die Gabe der Fortschreitenden, das Gold aber die Gabe der Vollkommenen sei. Hast du also weder das reine Gold der vollkommenen Liebe, noch auch den Weihrauch des innerlichen Gebetes, so opfere deinem Herrn wenigstens die Myrrhe der Buße; denn von dieser untersten Stufe wirst du zur höhern emporsteigen.

Haben wir unser Opfer mit diesen heiligen Königen dargebracht, so sollen wir auch auf einem andern Wege in unser Vaterland zurückkehren. Die Aenderung des Weges deutet aber auf die Besserung der Sitten. So sollen denn auch wir auf andern Wegen wandeln, den alten Menschen ablegen mit seinen Sünden und Lastern, und einen neuen nach dem Ebenbilde Jesu Christi in Tugenden und Heiligkeit des Lebens anziehen.

33. Die Hoffnung der Völker auf einen Welterlöser.

Daß aus fernen Ländern Männer kamen, dem Weltheilande zu huldigen, darf nicht wundernehmen. Auch bei den heidnischen Völkern hatte sich, wie das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, so

auch die Hoffnung auf einen künftigen, großen Menschenbeglücker erhalten, und es sprach sich dieser Gedanke bald mehr, bald minder deutlich in ihren Mythen aus. Die heiligen Ueberlieferungen und mythologischen Sagen der ältesten Zeiten, schreibt Volney in seinen Ruinen, hatten in ganz Asien den Glauben verbreitet, daß ein großer Mittler kommen sollte, ein Richter am Ende der Tage, ein künftiger Retter, ein König, ein Gott als Eroberer und Gesetzgeber, welcher der Erde das goldene Zeitalter zurückbringen und die Menschen von der Herrschaft des Bösen befreien werde.

Daß das Heidenthum wirklich eine, und zwar auf die Verheißung der Urzeit gegründete Erwartung eines Messias hatte, schreibt Lücken in seinen Traditionen des Menschengeschlechtes, ist sicher und läßt sich auf's klarste nachweisen. Die heilige Schrift lehrt uns, wie den ersten Menschen im Paradiese die Verheißung wurde, daß aus dem Saamen des Weibes Einer sollte geboren werden, welcher der Schlange den Kopf zertreten würde. Und gerade diese Prophezeiung liegt ganz deutlich den Erwartungen der Heiden zu Grunde. Denn sie geben überall eine alte Prophezeiung oder ein altes Orakel an, daß einst der im jetzigen Weltalter zur Herrschaft gelangte Dämon solle besiegt werden, und das erste Alter der Welt, das goldene Zeitalter, sowie auch die Herrschaft des alten Gottes solle wieder hergestellt werden. Diese Prophezeiung bringen sie überall mit dem ersten Menschen und seinem Falle in Verbindung. Gewöhnlich ist es der erste Mensch selbst, der im Augenblick, wo er fällt, oder für seinen Fall gestraft wird und in die Verbannung wandern muß, die Prophezeiung ausspricht. So gibt der persische Urmensch Kajomords die Prophezeiung von der einstigen Besiegung des Ariman; so verheißt der indische erste Mensch Kassiapa seiner Gemahlin, die als gute, nicht gefallene Heva Aditi, und als böse, gefallene Heva Diti heißt, daß der Gott Wischnu einstens der erstern Sohn werden wolle, um die Welt zu retten und die bösen Riesen zu besiegen; so spricht Prometheus das Orakel aus, nach welchem der göttliche, von Zeus gezeugte Nachkomme des sterblichen ersten Weibes das eiserne Zeitalter endigen und des Zeus angemaßte Weltherrschaft stürzen werde. Dabei wird immer auch hervorgehoben, daß der große Wiederhersteller aus des Weibes Saamen, aber nicht aus dem eines sterblichen Mannes geboren

werden soll. Bei den Indiern und auch bei den Griechen wird diese seine göttliche Abkunft neben der Geburt vom sterblichen Weibe mit Nachdruck hervorgehoben. Auch die alten Deutschen geben ihrem messianischen Vidar zum Vater den Gott Odin und zur Mutter die Urriesin Gridr. — Verschiedenen Mythen des Heidenthums liegt, wenn auch dunkel, das Bewußtseyn eines künftigen Erlösers zu Grunde, der verlorne Güter der Menschheit wieder zurückbringen werde. So erzählt die Fabel, daß Herkules die goldenen Aepfel der Hesperiden, Jason das durch Athamas Schuld entwichene, goldene Vließ, Sigfrid den Nibelungenhort wieder geholt; daß derselbe Herkules den Prometheus befreit, Dionysius die Mutter aus der Unterwelt zurückgeführt, und Theseus die Proserpina erlöset habe. Man kann derlei Mythen, wenn es so zu sagen erlaubt ist, schwache Vorbilder im Heidenthum von einem künftigen Erlöser nennen. Dabei ist dieser Umstand noch merkwürdig, daß die erste Frau als Mutter des Messias vielfach bei den Heiden als theilnehmend am Kampfe gegen die Schlange erscheint, und zu dem Ende auch als wiederkehrend am Ende der Zeiten erwartet wird. Allein diese wiederkehrende, erste Frau, die Mutter des Messias, tritt nicht als gefallene, sondern als jungfräuliche und gerechte Heva, wie sie vor dem Fall war, auf. Es ist dieses eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der katholischen Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter. So erwarten die Indier noch heutigen Tags, daß dereinst die vielverehrte, erste Frau Bhawani, die als die gute Heva unter dem Namen Durga-Parvati noch jetzt im Paradies wohnt, einstens wieder erscheinen werde auf Erden als die Tugend selbst, um den bösen Geist Mahisasur zu bekämpfen und die Herrschaft des alten Gottes Indra wieder herzustellen. Deßgleichen ist von den Griechen die Sage bekannt, daß die Jungfrau, die Tochter der Urmutter Themis-Demeter, die einst als Dike oder Gerechtigkeit auf Erden lebte, dann aber wegen der Bosheit der Menschen die Erde verließ und gegen den Himmel flog, wo sie als Asträa glänzt, einstens mit dem goldenen Zeitalter wieder kommen werde.

Was die Zeit der Ankunft des Messias betrifft, so wurde er allgemein am Ende des eisernen Weltalters erwartet, und seine Ankunft als die Aera einer bessern Zeit bezeichnet. Dabei ist dieser Umstand merkwürdig, daß die Heiden vielfach die Ankunft des

Messias gerade zur Zeit der Geburt Jesu Christi erwarteten. In Rom verkündeten die sibyllinischen Weissagungen den Schluß des eisernen Zeitalters um die Zeit der Geburt Jesu Christi. Schon zur Zeit der Bürgerkriege des Marius und Sulla verkündeten die etruskischen Seher, daß ein neues Säkulum und die Wiederherstellung der Welt bevorstehe. Wie sehr man um diese Zeit im Römerreiche einen besonders großen Mann erwartete, geht aus verschiedenen Vorfällen hervor. So berichtet Sueton, daß wenige Monate vor der Geburt des Augustus zu Rom ein außerordentliches Ereigniß geschehen sei, woraus die etruskischen Zeichendeuter ankündigten, daß die Natur einen König des römischen Volkes gebäre. Der erschreckte Senat habe hierauf befohlen, daß kein in diesem Jahre gebornes Kind auferzogen werden soll, und nur mit Mühe habe man es verhindern können, daß dieser Beschluß nicht Gesetzeskraft erlangte. Derselbe Sueton erzählt, daß der berühmte Nigidius Figulus, der in die Wahrsagekunst der Etrusker tief eingeweiht war, einmal in der Senatsversammlung, als der Vater des Augustus wegen der Geburt dieses seines Sohnes zu spät in den Rath gekommen war, erklärt habe, es sei der Herr des Erdkreises geboren. Damit hängt wohl auch zusammen, daß nicht bloß der römische Kaiser Augustus, sondern auch mehrere seiner Nachfolger sich göttliche Ehren erweisen ließen. Es war dieses nicht bloß Stolz allein, sondern sie wollten als der verheißene Heiland und König der Welt, der immer für ein höheres Wesen gehalten wurde, erscheinen. — Die sibyllinischen Bücher reden nicht minder deutlich von der Ankunft eines großen Königs, der die Welt beglücken wird. Schon zu Cäsars Zeiten war zum Schrecken der alten Republikaner aus den sibyllinischen Büchern, welche bei den Römern das höchste Ansehen hatten, bekannt, daß ein König dem römischen Volke das Heil bringen würde. Das sicherste Zeugniß aber, daß man auf den Grund der sibyllinischen Weissagungen damals allgemein an die Ankunft des großen Königs glaubte, und zugleich die Schilderung, wie man sich nach denselben die Wiederherstellung des goldenen Zeitalters dachte, gibt uns Virgil in seiner vierten Ekloge; einem Gedicht, welches schon der heil. Augustin als eine Art messianischer Weissagung ansah. Unter andern singt Virgil:

Schon das letzte Weltalter erschien der Sibylle von Cumä,
Wieder von vorne beginnt der Jahrhunderte mächtiger Kreislauf.
Schon kehrt die Jungfrau *) zurück, es kehrt das Reich des Saturnus,
Und ein neues Geschlecht entsteigt dem erhabenen Himmel....
Selber wird dann die Ziege mit milchgeschwollenem Euter
Heimzieh'n, und nicht mehr fürchten das Rind den gewaltigen Löwen...
Es wird sterben die Schlange, die tückische Pflanze des Giftes
Stirbt, und es blüht ringsum Assyriens edles Amomum **)....
Und am wildernden Dorn wird hellroth hangen die Traube.
Ja auch harten Eichen enttropft dann thauiger Honig....
Nicht den Karst wird dulden die Flur, nicht die Hippe der Weinberg;
Schon auch löset die Stiere vom Joch der stämmige Pflüger.
Nicht mehr lernet die Woll' den Betrug vielartiger Färbung,
Nein selbst hüllt auf der Au der Widder sich bald in des Purpurs
Liebliche Röthe das Vließ, und bald in feurigen Safran,
Und von selber umglüht Scharlach die weidenden Lämmer....
Nimm, o nimm, schon nahet die Zeit, die erhabenen Ehren,
Theueres Götterkind, o großer Jupitersprosse!
Sieh mit gewölbter Last das hoch erschauernde Weltall,
Länder rings, und die Räume des Meers, und die Tiefen des Himmels,
Sieh, wie Alles sich freut des kommenden Wonnejahrhunderts!
Dauerten mir doch so lange die letzten Tage des Lebens,
Und ein Geist, der im Stande, von deinen Thaten zu singen!

So jubelt Virgil der von der Sibylle verkündeten nahen Wiederkehr der goldenen Zeit und des saturnischen Weltalters entgegen. Virgil hat freilich den Sohn des Pollio zunächst im Auge; allein er legt ihm Dinge bei, welche die Sibylle von dem damals erwarteten Völkerbeglücker geweissagt hatte. Virgil irrt also nur in der Person, nicht in der Sache selbst. Auch Horaz spricht seine Sehnsucht nach dem erwarteten Weltheiland aus. Carm. 1. od. 2. Wie deutlich übrigens in den sibyllinischen Büchern von einem künftigen Menschenbeglücker, der zugleich ein höheres Wesen ist, geredet wird, erhellt auch aus folgender, bei Laktantius aufbewahrten Stelle:

*) Eben jene Asträa, die um der Bosheit der Menschen willen die Erde verlassen hatte.

**) Amomum ist das Symbol des Lebensbaumes im Paradiese.

„Und alsdann wird Gott von der Sonne her senden den König,
Der von des Krieges Noth wird ganz befreien den Erdkreis."

Und wieder:

„Unserer Knechtschaft
Unerträgliches Joch wird er heben von unseren Nacken,
Lösen auch wird er der Sünde Gesetz und die Banden des Frevels."

Aber nicht bloß zu Rom, sondern auch anderwärts erwartete das Heidenthum den von Alters her verkündeten großen König und Wiederhersteller der Welt; insbesonders lebendig war diese Erwartung zur Zeit der Geburt Christi. Damals war es ja, wo der Triumvir Antonius in Aegypten sich als dem wiedergebornen Osiris huldigen ließ und mit Kleopatra als der wiedergekehrten Isis seine Orgien feierte, und dann als der vermeintliche Wiederhersteller des Orients mit Oktavian, als dem vorgeblichen Wiederhersteller des Occidents, um die Weltherrschaft stritt.

Nach dieser Darstellung kann es nicht mehr auffallend seyn, daß Könige aus dem Morgenlande kamen, dem Messias zu huldigen, sondern es liefert dieses nur einen Beweis dafür, wie allgemein auch im Orient damals die Erwartung des Messias war, sowie es auch dafür zeugt, daß die heidnischen Völker mit ihrer Hoffnung auf den Messias sich wirklich häufig nach Judäa richteten, und von dorther den Ersehnten erwarteten. Durch den ganzen Orient, schreibt Sueton, hatte sich die alte und feste Meinung verbreitet, es sei vom Schicksal bestimmt, daß zur damaligen Zeit aus Judäa irgend welche hervorgehen würden, die sich der Herrschaft der Welt bemächtigen würden. Auch nach dem Zeugnisse des Tacitus und des Josephus waren nicht nur die Juden, sondern auch die andern Völker des Orients damals in der vollen Erwartung auf die Ankunft des großen Königs von Judäa aus. Cf. die Traditionen von Lücken.

34. Der bethlehemitische Kindermord.

Als Herodes, der König im Judenlande, sah, daß er von den Weisen hintergangen sei, weil sie nicht mehr zu ihm zurückkehrten, um ihm den Ort des Kindes anzuzeigen, gab er den grausamen Befehl, alle Knäblein von zwei Jahren und darunter zu Bethlehem und in der Umgegend zu tödten. Matth. 2, 16. Dadurch

glaubte der Tyrann auch jenes Kind zu erreichen, dessen Stern den Weisen im Morgenlande aufgegangen, und sich so von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien. Dieß ist jenes Blutbad, welches der Prophet im Auge hat, wenn er sagt: In Rama wurde eine Stimme gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens. Rachel beweinte ihre Kinder, und wollte sich nicht trösten, weil sie nicht mehr vorhanden sind. Bei dieser Gelegenheit sollen nach alten Ueberlieferungen bei vierzehntausend Kinder getödtet worden seyn.

Der heil. Hilarius sieht in diesem Kindermorde ein Vorbild jener unsinnigen Raserei, in welcher später die Juden und Heiden gegen die Christen aufstehen und glauben werden, sie könnten durch Hinschlachten so vieler unzählbarer, heiliger Bekenner den Namen Jesu Christi austilgen.

Der heil. Chrysostomus vergleicht diesen Kindermord mit jener Grausamkeit des Pharao, der alle Kinder der Israeliten im Wasser ersäufen ließ. Dann auf die Frage eingehend, warum Gott diese Grausamkeit zuließ, wodurch so viele unschuldige Wesen ihr Leben und so viele Mütter den Trost ihrer Tage verloren, antwortet der heil. Vater: Bei solchen Ereignissen ist immer die Grausamkeit auf Seite des Tyrannen, die Unschuld auf Seite der Leidenden, das Geheimniß auf Seite Gottes. Dieses Geheimniß entschleiert der heil. Vater in so weit, daß er sagt: Alles, was der Mensch ungerecht leidet, vergilt ihm Gott, indem er ihm entweder seine Sünden nachläßt, oder sonst ihn reichlich belohnt. Nichts geschieht ja in der Welt ohne göttliche Fügung. Läßt nun Gott die Seinigen ungerechter Weise leiden, und verhindert er es nicht, obschon er es verhindern könnte, so geschieht es, weil er weiß, daß es zu ihrem Heile vortheilhaft ist. Diesen Kindern namentlich gereichte ihr Leiden zur größten Belohnung; denn sie wurden der Palme des Martyrerthums theilhaftig. Darum trauern die heil. Väter nicht über den Tod dieser Kleinen, sondern frohlocken vielmehr darüber. So sagt der heil. Gregorius: Die Kleinen werden wegen Christus getödtet; die Unschuld stirbt für die Gerechtigkeit. O seliges Alter, noch vermagst du es nicht, den Namen Christi auszusprechen, und schon wirst du, ob auch noch unreif zu Wunden, der Gnade gewürdiget, für ihn zu sterben. O ihr glückseligen Kleinen, denen schon an der Schwelle der Geburt das ewige Leben entgegenkömmt!

Noch im Aufgang des Lichtes beginnen sie bereits ihre Bahn; schon hier laufen sie nach dem Ziele des Heiles und erlangen nach so schnellem Ende die Erstlinge der Ewigkeit! Noch scheinen sie unreif zum Tode; dennoch sterben sie glückselig, um ewig zu leben. Kaum haben sie die Gegenwart gekostet, so eilen sie zur Zukunft; noch haben sie die Wiege nicht verlassen, und schon gelangen sie zur Siegeskrone. Entrissen werden sie den Umarmungen ihrer Mütter, um zu den Umarmungen der Engel zu eilen. — Ein anderer Kirchenlehrer bemerkt: Diesem milden Herrn, der unser Heil so inbrünstig verlangt, genügte, was er in jenen Kindlein fand; er ersetzte aus seiner Fülle, was an ihren Verdiensten gebrach, und that aus dem Schatze seiner Gnaden hinzu, was jenes zarte und unwissende Alter nicht haben konnte. O glückselige Kindlein, zum Heile geboren, und zu noch größerm Heile gestorben!

Auch die Gerechtigkeit Gottes, schreibt der heil. Chrysostomus, erscheint deutlich; denn dem Tyrannen ist die Strafe für seine Grausamkeit fast auf dem Fuße nachgefolgt. Er ist bekanntlich noch eines viel grausamern und qualvollern Todes gestorben, als er diesen Kindern bereitet hat. Vergl. auch B. III. S. 547 u. 548.

35. Die Aufopferung Jesu im Tempel.

Nach dem Gesetze des alten Bundes war eine Mutter, die einen Knaben geboren hatte, vierzig Tage unrein. Nach dieser Zeit mußte sie zum Tempel kommen, um vom Priester durch Gebete sich reinigen zu lassen und das vorgeschriebene Opfer darzubringen. War der Knabe ein Erstgeborner, so mußte er zugleich Gott geopfert werden; denn jede Erstgeburt war zur dankbaren Erinnerung, daß Gott in Aegypten die Erstgebornen der Juden verschonte, während er die der Aegyptier erschlug, dem Herrn geheiliget. Weil indeß nur die Zunft Levi ausschließlich zum Tempeldienst bestimmt war, so mußten alle übrigen Erstgebornen durch ein Opfer an Geld wieder ausgelöset werden. Dieses Gesetz war aber nur für gemeine, sündhafte Mütter. Maria wäre davon ausgenommen gewesen; denn an ihr gab es nichts zu reinigen, da sie durch die Geburt des Sohnes Gottes nicht verunreiniget, sondern im höchsten Grade geheiliget worden ist. Aber aus Demuth erfüllte die seligste Jungfrau Maria diese Verordnung; denn wie ihr göttlicher Sohn

beschnitten werden wollte, ohne eine Sünde an sich zu haben, so wollte sie das Gesetz der Reinigung erfüllen, obwohl sie keiner Reinigung bedurfte. Was indeß Maria damals that, hat eine tiefe Bedeutung. Sie opferte nämlich ihr göttliches Kind Gott, dem himmlischen Vater auf, und begab sich dadurch aller mütterlichen Rechte auf dasselbe. Es ist, als hätte sie gesagt: Nimm es hin, himmlischer Vater, dieses Kind; es soll nicht mehr mein, sondern dein gehören; nimm es hin und schlachte es für die Erlösung der Menschen. Maria verrichtete damals recht wahrhaft priesterliche Dienste, und ist dadurch ein Vorbild dessen geworden, was noch täglich in der Kirche geschieht. Sie, die Jungfrau, opfert Jesum im Tempel Gott auf, und durch jungfräuliche Hände, wie sie die des Priesters seyn sollen, wird Christus täglich bei der heiligen Messe Gott seinem himmlischen Vater aufgeopfert.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo zwei fromme Israeliten, Simeon und Anna, durch den heiligen Geist im Kinde Jesu den der Welt geschenkten Messias erkannten und ihre Freude darüber äußerten. Denn die Geburt Jesu Christi, bemerkt der heil. Ambrosius, sollte nicht bloß von den Propheten geweissagt, von den Engeln besungen und von den Hirten verkündet, sondern auch von gerechten Israeliten bestätiget werden. Simeon sagte, erleuchtet vom heiligen Geiste, vorher, daß dieses Kind Vielen zum Heile, aber auch Vielen zum Verderben gereichen, und daß es ein Zeichen des Widerspruches seyn werde, was sich Alles erfüllte; zugleich weissagte er der göttlichen Mutter die vielen Leiden, welche um dieses Kindes willen über sie kommen würden. — Uebrigens ist Simeon das Vorbild einer frommen Seele. Simeon faßt den Heiland in seine Arme, und singt ihm ein Danklied für seine Ankunft; der fromme Christ nimmt den unsichtbaren Erlöser durch die Kommunion in sein Herz auf, und dankt ihm für sein Leiden und Sterben. Es würde dem Simeon wenig geholfen haben, den Heiland in seine Arme zu nehmen, wenn er ihn nicht vorher durch den Glauben in seinem Herzen gehabt hätte; ebenso nützt es der christlichen Seele nichts, den Heiland durch die Kommunion mit dem Munde aufzunehmen, wenn nicht im Herzen entsprechende Gesinnungen sind. Kaum hat Simeon den Heiland in seinen Armen, so wünscht er sich, zu sterben; so soll eine gläubige Seele, wenn sie ihren Gott

gefunden hat, hienieden sich nichts mehr wünschen, sondern in der Vereinigung mit Gott ihren einzigen Trost haben.

36. Jesu Flucht nach Aegypten, sein Wohnen daselbst und seine Rückkehr.

Um das Kind von seinem Verfolger zu retten, gab Gott dem Joseph den Befehl, es zu nehmen, und damit nach Aegypten zu fliehen. Christus hätte wohl auch auf andere Art sich am Leben erhalten können; denn er hätte den Herodes hinwegnehmen, oder sich unsichtbar machen können. Aber er wählte das Mittel der Flucht, die ein Zeichen von Schwäche und Unvermögen ist, und dieses sowohl aus Demuth, wie Beda sagt, als auch vorzüglich, wie Chrysostomus bemerkt, aus Verlangen, seine Leiden und seine Entbehrungen zu vermehren. Denn wie er schon bei seiner Geburt alle Bequemlichkeiten, die er zu Nazareth hätte haben können, verschmähte, so wollte er dieses für die ganze Zeit seiner Kindheit thun, und zog deßhalb weit hinweg von seinen Verwandten und Bekannten. Aus demselben Grunde zog er es vor, nicht in das Land der Weisen, wo er gekannt und geehrt gewesen wäre, sondern nach Aegypten, zu unbekannten und feindseligen Menschen sich zu begeben, um nämlich mehr leiden zu können. Das Beispiel der Flucht Jesu vor den Verfolgungen des Herodes lehrte die ersten Christen, sich auf ähnliche Weise aus den Händen ihrer Henker zu retten, wie sie es auch oft nachahmten.

Jesus hatte noch einen andern Grund, warum er sich nach Aegypten flüchtete. Dieses Land galt als der Hauptwohnsitz der Abgötterei. Indem sich Jesus dahin begab, wollte er zeigen, daß durch ihn die Finsterniß des Götzendienstes verscheucht und das Licht des Evangeliums auch zu den Heiden gebracht werde. Schon damals begann Christus seinen Kampf mit dem Götzendienste. Daher schreibt Eusebius: Die Teufel, welche in den Götzenbildern der Aegyptier wohnten, und das Volk durch ihre Orakel täuschten, haben verwirrt und beschämt geschwiegen, als der Heiland jenes Land betrat. Auf ähnliche Weise spricht sich der heil. Hieronymus aus: Ja, wir dürfen nicht zweifeln, daß die Flucht des göttlichen Kindes nach Aegypten für dieses Land eine reiche Quelle des Segens war. Die heil. Väter sagen auch, daß Christus schon damals

den Grund zu jener Vollkommenheit legte, die später gerade in Aegypten im Leben der heiligen Einsiedler, wie eines Antonius, Hilarion, Pachomius und vieler anderer so herrlich erglänzte.

Mit wie vielen Mühseligkeiten die Flucht nach Aegypten verbunden war, haben wir B. III. S. 627. besprochen.

Ueber das Leben Jesu in Aegypten enthalten die heiligen Urkunden nichts Näheres. Nach einer alten Ueberlieferung haben Joseph und Maria ihren Wohnsitz zu Hermopolis aufgeschlagen. Daselbst nährte der heil. Joseph Maria und das göttliche Kind wahrscheinlich durch seine Händearbeit. Sie waren zwar arm, aber welch ein Glanz wird von ihren Tugenden ausgestrahlt seyn!

Wie lange die heilige Familie in Aegypten verweilte, ist nicht bekannt; aber dieses wissen wir, daß sie nach dem Tode des Herodes auf Befehl Gottes wieder in die Heimath zurückgekehrt sei. Zuerst kam Joseph mit dem Kinde und seiner Mutter in das Land Israel. Als er aber hörte, daß im Judenlande Archelaus statt seines Vaters Herodes regierte, fürchtete er sich dahin zu ziehen; nachdem er aber im Schlafe eine göttliche Weisung erhalten hatte, zog er sich in die Gegend von Galiläa zurück, wo vom sanften Tetrarchen Antipas nichts für die Sicherheit des Kindes zu besorgen war. Auf die Frage, warum der Engel dem Joseph nicht gleich anfänglich sagte, daß er nach Galiläa ziehen soll, antworten die heil. Väter: Dieses geschah deßwegen, um anzudeuten, daß Gott die Menschen nur Schritt für Schritt zu leiten pflege, und ihnen selten seine Absichten mit einem Male entdecke. Der Gehorsam, den der Gläubige dem ersten Ruf Gottes leistet, bahnt gleichsam den Weg zu künftigen Gnaden. Es darf aber der Mensch nicht Alles von der Gnade erwarten, sondern er soll mit seinen natürlichen Kräften, soweit sie reichen, Rath und Hilfe suchen. Dieß lehrt uns Joseph, indem er aus Furcht vor Archelaus zögert und es bedenklich findet, in das Judenland zu ziehen.

Jesus wohnte nun mit seinen Eltern zu Nazareth, einem unansehnlichen Städtchen; daher wurde er auch Nazaräer genannt, welches Wort heilig, gottgeweiht bedeutet. Der heil. Chrysostomus bemerkt: Nazareth war ein ganz verächtliches Städtchen, ja ganz Galiläa hatte denselben Ruf. Deßwegen sagten die Juden: Von Galiläa kann ein Prophet nicht kommen. Auch Nathanael fragte

verwundert: Kann denn wohl von Nazareth etwas Gutes kommen? Aber eben deßwegen wählte der Heiland diesen verächtlichen Ort zu seinem Aufenthalt und für seine Jugend, um zu zeigen, daß er nichts von dem bedürfe, was die Menschen hochschätzen.

37. Der zwölfjährige Jesus im Tempel.

Den Israeliten war geboten, dreimal des Jahres, nämlich an den drei vorzüglichsten Festen, am Oster=, Laubhütten= und Pfingstfest, sich nach Jerusalem in den Tempel zu begeben, um dort Gott in seinem Heiligthum anzubeten. Dieses Gesetz ging eigentlich nur die Männer an; aber die seligste Jungfrau wollte nicht zurückbleiben: im Drange ihrer Andacht ging auch sie mit. Als Jesus zwölf Jahre alt war, nahmen sie auch ihn das erste Mal zur Zeit des Osterfestes mit. Welch ein schönes Beispiel an der Theilnahme des öffentlichen Gottesdienstes gibt nicht die heilige Familie! Wer hatte weniger des Tempels und der in demselben angestellten öffentlichen Gottesverehrung nothwendig, als diese heiligen Personen; aber dennoch blieben sie nicht zurück. Mögen auch die Eltern hier lernen, wie schön es ihnen ansteht, wenn sie ihre Kinder zur Kirche führen!

Als die Tage des Festes vorüber waren, blieb der Knabe im Tempel zurück, ohne daß es seine Eltern merkten. Jesus blieb zurück, um zu zeigen, wie gerne er, so viel an ihm lag, beständig im Hause seines himmlischen Vaters geblieben wäre; und ohne Wissen seiner Eltern blieb er zurück, um einerseits ihnen nicht ungehorsam zu seyn, im Falle sie ihm das Zurückbleiben verweigert hätten; andrerseits aber, um, falls sie es ihm gestattet haben würden, von ihnen in dem, was er zur Ehre Gottes sich vorgenommen hatte, nicht gehindert zu werden.

Daß Maria und Joseph nicht merkten, daß Jesus nicht bei ihnen sei, ist keine Sorglosigkeit, sondern Fügung Gottes. Eine an Liebe reiche Mutter läßt zwar ihr unmündiges Kind nicht aus den Augen; aber eine jede vernünftige Mutter läßt, ohne ihre Pflichten zu verletzen, einen zwölfjährigen Knaben oft einige Stunden in Gesellschaft wohlgesitteter Menschen. Sie glaubten, der Knabe sei in Gesellschaft der bereits vorausgegangenen Bekannten. Aber welch ein Schmerz für sie, und insbesonders für die seligste

Jungfrau, als sie ihn dort nicht trafen! Der Schmerz und die Betrübniß war bei Maria um so größer, je glühender sie ihren göttlichen Sohn liebte; denn dieses wissen wir aus Erfahrung, wir betrüben uns um so mehr über den Verlust eines Gutes, je theuerer es uns war. — Drei Tage lang suchten sie Jesum. O würden alle Eltern ihre der Seele nach verlornen Kinder mit solchem Eifer suchen!

Die Zeit, während welcher Joseph und Maria Jesum suchten, betrug drei Tage. So mußte die seligste Jungfrau jetzt schon beiläufig ebenso lange Kummer und Angst um Jesu leiden, wie nachmals in den drei Tagen, welche zwischen seinem Leiden und seiner Auferstehung verflossen. Nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel, wo er unter den Lehrern saß, und durch seine Fragen und Antworten Alle in Erstaunen setzte. Jesus ließ schon mit zwölf Jahren Spuren seiner Weisheit blicken, um zu zeigen, daß er solche nicht von den Menschen erlernt, sondern von Gott, seinem himmlischen Vater, erhalten habe.

Wie groß wird die Freude der heiligen Jungfrau gewesen seyn, als sie ihren Jesus wieder gefunden hatte! Hinzutrat die Mutter zum Sohne, sagt ein geistreicher Schriftsteller, ohne das Ende der Streitfragen abzuwarten; nicht abhalten, noch hindern ließ sie sich von der Menge der Zuhörer; sie drang mitten durch die Schaaren hindurch, und ruhte und rastete nicht, bis sie zu jenem hinkam, den sie aus ganzer Kraft ihrer Seele liebte. Und Maria öffnet ihren Mund und spricht: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan?“ Es ist dieß kein Vorwurf, welchen sie Jesus machen will, sondern nur der Ausdruck ihres Schmerzes. Darum läßt sie auch folgen: Dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und sieh da die Demuth der seligsten Jungfrau! Sie nennt nicht nur den heil. Joseph zuerst aus Ehrfurcht, weil er ihr Bräutigam war, sondern nennt ihn auch öffentlich den Vater Christi; Alle, welche Solches hörten, mußten dadurch auf die Meinung kommen, Jesus sei auf natürliche Weise von Joseph erzeugt, was der Ehre der seligsten Jungfrau Maria Abbruch that. —

Jesus entgegnete: Warum habt ihr mich gesucht? Diese Antwort scheint auf den ersten Anblick etwas ernst, ja scharf zu seyn; aber Christus sprach sie in seiner höhern Würde, als Sohn Gottes.

Darum setzte er auch hinzu: Wußtet ihr nicht, daß ich in dem, was meines Vaters ist, seyn muß? Jesus bekennt sich hier selbst das erste Mal als den Sohn Gottes.

Fragt man noch, warum Gott diese Prüfung über Maria und Joseph kommen ließ, daß sie Jesum verloren, so antworten wir: Es geschah, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Geduld und Demuth, ihren Eifer und noch andere Tugenden zu üben. Ihre Geduld zeigten sie, daß sie in dieser großen Bedrängniß gegen Gott nicht klagten, sondern im Vertrauen zu ihm verharrten; ihre Demuth, weil sie meinten, selbst Ursache an diesem Verluste etwa dadurch zu seyn, daß sie etwas begangen haben, um dessenwillen Jesus nicht mehr bei ihnen bleiben mochte; ihren Eifer, da sie unausgesetzt das göttliche Kind suchten; endlich auch zum Gebete nahmen sie ihre Zuflucht: denn wie inbrünstig werden sie zum Himmel aufgeseufzet haben, daß sie Gott ihren Jesus wieder finden lassen möchte.

Auch du, christliche Seele, verlierst oft deinen Jesus. Jedes Mal geschieht es, so oft du dich einer Sünde schuldig gemacht hast. Manchmal verläßt dich aber der Herr, ohne daß du ihm durch eine Sünde besondere Veranlassung dazu gegeben hast, indem er dir z. B. den Geist der Andacht entzieht. Bisweilen widerfährt uns dieses gerade an höhern Festen, und wenn wir mit der Uebung äußerer, guter Werke beschäftiget sind. Es mag seyn, daß wir diese Abwesenheit Gottes, so lange jene äußere Beschäftigung währt, nicht bemerken; wir werden sie aber sogleich inne werden, wenn wir uns sammeln und in uns selbst kehren. In einem solchen Falle ist es gut, die Ursache dieser Verlassenheit in irgend einer Sünde zu suchen, sollte man sich einer solchen auch nicht bewußt seyn. Wir sollen nun aber sogleich anfangen, Gott wieder zu suchen, und uns die Mühe nicht verdrießen lassen, wenn sich Gott längere Zeit nicht finden läßt. Mußte ja auch Maria drei Tage lang suchen. Man findet aber Jesum wieder durch den Schmerz und die Thränen eines zerknirschten Herzens; dann auch durch Gebet und Betrachtung himmlischer Dinge; denn der Ort, wo Joseph und Maria Jesum wieder fanden, war der Tempel, das Haus Gottes, also das Haus des Gebetes. Es ist dabei auch gut, die Lehrer, welches sind die Priester, zu fragen; denn in ihrer Mitte

ist Jesus. Sie können daher auch am beßten sagen, wie und wo man ihn wieder finden könne, wenn man ihn verloren hat.

38. Das fernere Leben Jesu bis zur Zeit seines öffentlichen Lehramtes.

Von Jerusalem ging der göttliche Heiland wieder hinab mit seinen Eltern nach Nazareth, war ihnen unterthan, und nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade vor Gott und den Menschen. Luk. 2, 52. Dieß ist es Alles, was wir von der Jugendgeschichte Jesu von seinem zwölften Jahre an bis zur Zeit, wo er als öffentlicher Lehrer auftrat, wissen. Er nahm zu an Alter; dieß bezieht sich auf seine menschliche Natur, namentlich seine leibliche Beschaffenheit, die sich immer mehr entwickelte und wuchs. Der Ausdruck: „An Weisheit und Gnade“ — geht auf seine mit der Menschheit vereinigte Gottheit, und sind die geistigen Kräfte darunter verstanden, die an ihm immer herrlicher hervorleuchteten. Jesus war zwar vom Augenblick seiner Menschwerdung an voll Weisheit und Gnade, voll Macht und göttlicher Vorzüge. Dessen ungeachtet sagt die heilige Schrift: Er nahm an Weisheit zu, und will damit andeuten, wie das, was er vom Anfange an schon war, allmählig nach Außen sich entfaltete und sichtbar wurde. So ist auch die Sonne immer gleich voll des Lichtes und der Wärme; aber für unser Auge wird sie glänzender, je mehr sie sich über den Horizont erhebt. Wie nämlich das Gesetz der Natur ist, daß der Mensch allmählig nach des leiblichen Alters Fortschritt an Kraft des Geistes und der Weisheit wachse, so wollte auch Jesus, in Allem uns gleich, mit Ausnahme der Sünde, diesem Gesetze sich fügen, und nach dem Maaß des Alters mehr und mehr seine erhabenen Vorzüge hervortreten lassen.

Es ist anzunehmen, daß der göttliche Heiland während dieser Zeit seiner Zurückgezogenheit seinem Nährvater, dem heil. Joseph, der das Gewerbe eines Zimmermanns trieb, in der Arbeit half, und daß er insbesonders nach dem Ableben desselben sich und seine heilige Mutter dadurch ernährte.

Gerade das Gewerk eines Zimmermannes, oder daß Jesus Josephs, des Zimmermannes Sohn gewesen, war für seine höhere Stellung bedeutsam. Schon Plato vergleicht den göttlichen Demiurgen

mit einem Baumeister, der Tische und Gestelle macht, aber vor Allem die wirkende Idee erfaßt. Der heil. Augustin bedient sich desselben Vergleiches, um die Schöpfung aus den ewigen, unwandelbaren und nothwendigen Ideen Gottes bildlich vorzustellen. Daher der Vers:

„Er, der den Bau der Welt gemacht,
Die kleine Werkstatt nicht veracht."

Schweigt auch das Evangelium, bemerkt der ehrwürdige Ludwig von Granada, über das Leben Jesu von seinem zwölften bis in sein dreißigstes Jahr, so hält er uns doch die ganze Zeit hindurch zwei überaus heilsame Vorlesungen, die er uns täglich erneuert. Er lehrt uns nämlich Stillschweigen und Demuth. War er gleichwohl in seiner Wiege schon voll der göttlichen Weisheit, so wollte er sein Predigtamt doch nicht vor dem dreißigsten Jahre beginnen, um uns zu lehren, daß wir erst lange in der Stille lernen sollen, was uns später öffentlich zu lehren obliegt. Bei uns aber, sagt der heil. Hieronymus, wollen Viele, die noch kaum sprechen können, nicht mehr schweigen, und werden so früher Lehrer unerfahrner Menschen, als sie Schüler ordentlicher Meister geworden sind. Das zweite, was uns Jesus durch dieses lange Stillschweigen lehrt, ist die Demuth. Denn warum anders führte Jesus bis in sein dreißigstes Jahr ein verborgenes Leben, und ließ sich für Nichts halten, als um sein Werk in der Demuth zu beginnen, und auch uns diese Tugend vor allen übrigen zu empfehlen? Darum schreibt der heil. Bernard: Sein Mund schwieg in dieser Zeit, aber sein Werk lehrte, und was er später mit Worten lehrte: „Lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig vom Herzen" — das lehrte er damals bereits durch Werke.

Hier wollen wir auch über die Gestalt Jesu ein Wort einfließen lassen. Einige alte Väter sind der Ansicht, Christus sei unschön von Gestalt gewesen. Clemens von Alexandrien meint sogar, Christus sei häßlich gewesen. Allein es widerspricht der Idee der Vollkommenheit, die wir uns von Christus machen müssen, daß er unschön gewesen sei. Mit Recht bemerkt Dr. Sepp in seinem Leben Jesu: „Wenn bei seinem Auftreten und vor seinem zürnenden Ernste Käufer und Verkäufer aus dem Tempel entwichen; wenn das Volk staunt, da er vom Berge hernieder steigt, wo

Tausende zu seiner Predigt sich versammelten; wenn zuletzt noch die Kriegsknechte und Häscher im Oelgarten, wie vom Blitze getroffen, vor seiner majestätischen Erscheinung zurückbeben: so erscheint es uns rein unmöglich, ihn uns als unansehnlich oder gar häßlich vorzustellen. Wenn je von einem Menschen, so gilt das Wort des Plato vom Heilande: Eine so schöne Seele konnte nur in einem schönen Körper wohnen. Auch mehre heilige Väter, wie Chrysostomus, Hieronymus, Johannes Damascenus u. s. w. legen Christus, dem Herrn, eine schöne Körpersgestalt bei. Die morgenländische Kirche hat übrigens den Typus der düstern und unschönen Gestalt Christi beibehalten.

39. Von Johannes, dem Täufer, dem Vorläufer Jesu Christi.

Königen und Fürsten pflegen Herolde voraus zu gehen, welche ihre Ankunft verkünden. So fügte es auch die göttliche Weisheit in Bezug auf Jesus Christus. Im weitern Sinne sind alle Propheten und mehre andere Männer des alten Bundes, die den Messias vorbildeten, Vorläufer Jesu Christi; der eigentliche Vorläufer aber ist Johannes, der Täufer; er trat zunächst vor Jesus auf, und bereitete die Menschen auf die Ankunft des Herrn vor.

Johannes ist nach Jesus und Maria eine der wichtigsten Personen in der Heilsordnung; er ist der Wendepunkt der Zeiten und gehört zwei Testamenten an: dem alten, das mit ihm abschließt, und dem neuen, das er einleitet.

Johannes wurde seinen Eltern, dem frommen Zacharias und der heil. Elisabeth, erst im Alter geschenkt. Schon dadurch wollte Gott andeuten, daß die Geburt dieses Kindes keine gewöhnliche Wirkung der menschlichen Natur gewesen, sondern ein außerordentliches Geschenk der göttlichen Gnade. Dem Zacharias ward sie von einem Engel zur Zeit verkündet, als er eben als Priester seinen Dienst verrichtete, und damals deutete der himmlische Bote schon seine Größe an, indem er sprach: „Er wird groß seyn vor dem Herrn, und er wird schon vom Mutterleibe an mit dem heiligen Geiste erfüllt werden; er wird viele Kinder Israels zu dem Herrn, ihrem Gott, bekehren. Und er wird vor ihm einhergehen im Geiste und in der Kraft des Elias, um die Herzen der Väter zu den

Kindern zu bekehren, und die Ungläubigen zur Weisheit der Gerechten, um dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten. Luk. 1, 15—18. Weil Zacharias in die Verheißung Gottes einen Zweifel setzte, wurde er zur Strafe stumm, und erhielt die Gabe seiner Sprache erst wieder bei der Geburt des versprochenen Kindes, wo er vom heiligen Geiste erfüllet ward, seinen Mund öffnete und den Gefühlen seines Herzens in dem herrlichen Benediktus Luft machte. Vom neugebornen Kinde aber heißt es in der heiligen Schrift: „Es wuchs, ward stark am Geiste, und war in der Wüste bis zu dem Tage, da es sich zeigen sollte vor Israel." Luk. 1, 80.

Achtundzwanzig Jahre nach der Geburt Christi fing Johannes an, die Menschen auf die nahe Ankunft Jesu vorzubereiten. „Er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden u. s. w." Luk. 3. Taufen durch Abgießen mit Wasser oder durch Ein- oder Untertauchen in dasselbe war bei den Juden nichts Ungewöhnliches; aber sie wollten durch ihre Taufe nur eine körperliche, von gesetzlichen Makeln herbeigeführte Reinigung bezwecken, wenigstens war die durch die äußere Abwaschung angedeutete, innere Reinigung in diesen Zeiten des pharisäischen Sauerteiges in den Hintergrund gestellt. Johannes aber machte eine Taufe bekannt, welche die Täuflinge zur Reinigung des Herzens und zur ernstlichen Besserung des Lebens verband. Es war daher mit dieser Taufe auch ein Sündenbekenntniß verbunden; denn es heißt: „Sie ließen sich von ihm taufen im Jordan und bekannten ihre Sünden." Matth. 3, 6. Es kamen aber die verschiedensten Stände zu Johannes an den Jordan hinaus, und fragten ihn, was sie thun sollten; und er gab Allen die geeigneten Vorschriften und Ermahnungen. Als aber das Volk den Wahn hegte, Johannes möchte wohl der Messias selbst schon seyn, gab er unbefangenes Zeugniß von sich selbst und wies klar auf den Messias hin, sprechend: Ich taufe nur mit Wasser; es wird aber Einer kommen, der mächtiger ist, als ich, und dem ich nicht würdig bin, die Schuhriemen aufzulösen; dieser wird euch mit dem heiligen Geiste und mit Feuer taufen. Luk. 3, 16.

Zu Johannes kam auch Jesus, wie gleich näher auseinander gesetzt werden soll, und ließ sich taufen.

Nach dem öffentlichen Auftreten Jesu nimmt Johannes immer

mehr ab. Er selbst wies ja die Menschen auf Jesus, den Messias hin, dem er die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig sei. Joh. 1, 27.; er schickte seine Jünger geradezu zu Jesus; denn als er einmal Jesum kommen sah, rief er aus: Sieh, das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt. Joh. 1, 29. Ein anderes Mal sagte er von Jesus: Er muß wachsen, ich aber abnehmen. Joh. 3, 30. Natürlich; denn Johannes ist ja gleichsam nur der Morgenstern: dieser aber erbleicht, wenn die Sonne selbst aufgeht.

Später ließ der Vierfürst Herodes den Johannes, weil er dessen ehebrecherisches Verhältniß mit Herodias, seines Bruders Weib, tadelte, in das Gefängniß werfen, wo er auf Verlangen der nämlichen Herodias enthauptet wurde.

40. Von der Taufe Jesu im Fluße Jordan.

Johannes der Täufer bereitete die Menschen auf die Ankunft Jesu vor; denn er lud sie zur Buße ein, und taufte sie auch. Doch war seine Taufe nur symbolisch; denn sie hatte keine sündentilgende Kraft, sondern war nur ein Vorbild der Taufe Jesu, durch welche die Sünden ausgelöscht, und der heilige Geist gegeben wurde. Daher heißt die Taufe des Johannes Wassertaufe; die Taufe Christi aber Feuertaufe. Johannes selbst sagt: Ich taufe euch nur mit Wasser zur Buße, der aber nach mir kommen wird, wird euch mit dem heil. Geiste und mit Feuer taufen. Matth. 3, 11.

Ehe Jesus sein Lehramt antrat, ging auch er hinaus an den Jordan, sich von Johannes taufen zu lassen. Wer soll nicht erschrecken, bemerkt der heil. Chrysostomus, wenn er den Sohn Gottes mit den Sündern kommen sieht, um die Taufe des Johannes zu empfangen. Billig weigerte sich daher auch Johannes anfänglich, ihn zu taufen. Allein Christus bestund darauf. Denn er wollte, wie die heiligen Väter sagen, sich taufen lassen, um sich zu verdemüthigen. Was kann es noch für eine größere Demuth geben, als wenn der Gerechteste sich unter die Sünder stellt? Und dieses geschah bei der Taufe Jesu im Jordan; er machte sich dadurch den Sündern gleich. Der Empfang der Johannes-Taufe war also zugleich der Ausdruck und die Bestätigung, daß er die Sünden der Welt übernommen habe, und für sie büßen wolle; denn nur in so ferne konnte er als Sünder erscheinen. — Christus ließ sich ferners

taufen, um die Taufe des heil. Johannes zu bestätigen, und zugleich um die Seinigen zum Empfange der von ihm eingesetzten Taufe zu ermuntern. Wer kann sich, schreibt der heil. Ambrosius, dem Empfange der Gnadentaufe entziehen, wenn er sieht, daß Christus zur Bußtaufe herbeikömmt? Wie übrigens Christus durch seine Taufe unsere Sünden auf sich genommen hat, so sollen wir durch unsere Taufe Christi Gerechtigkeit anziehen. Endlich sagen auch noch die heiligen Väter, daß Christus durch den Empfang der Johannes-Taufe das Wasser reinigen und zur künftigen Taufe einweihen wollte.

Als Jesus getauft war und aus dem Wasser heraufstieg, öffnete sich der Himmel. Der heilige Geist stieg in Gestalt einer Taube auf ihn herab, und die Stimme wurde vernommen: Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Hier haben wir die drei Personen in der Dreifaltigkeit: Der Vater, der die Stimme vom Himmel ertönen läßt; der Sohn, der getauft wird, und der heilige Geist, der in Gestalt einer Taube herabkömmt. Weil sich indeß Jesus dadurch, daß er sich taufen ließ, so tief erniedriget hatte, so machte nun Gott selbst seine Größe bekannt, indem er ihn als seinen leibhaften Sohn proklamirte. Hier sehen wir wieder, wie überall der Demuth die Erhöhung folgt. Der heil. Chrysostomus schreibt hierüber: Christus wurde bisher noch für einen gemeinen Menschen gehalten; es war also nöthig, daß Gott selbst vor dem Antritt seines öffentlichen Lehramtes ihn als den von ihm gesandten Lehrer und Erlöser bezeichnete. Dieses geschah bei der Taufe im Jordan; dadurch führte ihn Gott selbst in die Welt ein, und stellte ihn derselben als seinen Sohn vor.

Die heiligen Väter bemerken auch, daß das, was damals mit Jesus vorging, auch an uns durch den Empfang der heiligen Taufe sich erfülle. Wir sollen aus der Eröffnung des Himmels bei der Taufe Jesu im Jordan erkennen, daß auch uns, wenn wir durch die Taufe gereiniget sind, der Himmel offen stehe, der uns vor der Taufe verschlossen war; daß auch auf uns, obwohl unsichtbarer Weise, der heilige Geist herabsteige und uns mit seiner himmlischen Salbung erfülle; daß auch wir Kinder Gottes werden und Gottes Wohlgefallen erhalten, da wir zuvor Kinder des Zornes waren. Auch sagt der heil. Chrysostomus: Der heilige Geist wollte die

Gestalt von einer Taube annehmen, um theils das, was er selbst ist, vorzustellen, theils das, was diejenigen seyn sollen, auf welche er bei der Taufe herabkömmt. Die Taube ist nämlich ein Sinnbild der Einfalt, und diese wird von den Empfängern der Taufe Christi mit Recht verlangt; denn sie müssen die Taufe ohne Verstellung in Einfalt des Glaubens empfangen. Der heilige Geist ist ferners ein Geist des Friedens, der Reinigkeit, der Sanftmuth, der Liebe, — lauter Eigenschaften, die man der Taube beilegt, und die den Gläubigen nicht fehlen dürfen, und die, wo sie in einem Herzen sich finden, offenbar vom Daseyn des heiligen Geistes zeugen. In so ferne die Taube ein friedliebendes und gesellschaftliches Thier ist, so kann man mit den heiligen Vätern auch annehmen, daß der heilige Geist in dieser Gestalt die Versöhnung mit Gott durch Christus und die Vereinigung der Gläubigen zu einer Gesellschaft in der Kirche, in welche man durch die Taufe eintritt, bezeichnen wollte.

41. Das Fasten und die Versuchung Jesu.

Nachdem Jesus getauft war, führte ihn der Geist in die Wüste, wo er vierzig Tage und vierzig Nächte fastete. Es ist unter Geist hier der heilige Geist zu verstehen; denn welch anderer Geist hätte Christum führen können? Der Heiland zog sich vor dem Antritt seines öffentlichen Lehramts in die Einsamkeit zurück und fastete dort, um uns zu lehren, wie höchst wichtig und schwer das Geschäft des Heiles und der Seelsorge ist. Hieraus mögen die, welche zu einem solchen Amte berufen sind, erkennen, worin sie sich üben sollen, ehe sie dasselbe antreten. Es geht aber das Fasten Jesu nicht bloß die Priester, sondern alle Gläubige an; denn der Heiland übte sich im Fasten unmittelbar vor der Versuchung. Dadurch lehrte er uns, daß das Fasten eines der wirksamsten Mittel sei, den Satan zu überwinden. Zugleich hat das Fasten Jesu noch eine tiefere Bedeutung; es steht mit dem Erlösungswerke selbst im innigen Zusammenhange, und ist der Anfang desselben. Der erste Mensch sündigte, indem er das Gebot der Enthaltsamkeit übertrat; die erste Sünde war also gleichsam eine Verletzung des Fastens. Jesus leistete nun durch sein Fasten für diese Unenthaltsamkeit Genugthuung. Darum nennt ein heiliger Kirchenlehrer das Fasten Jesu die Genugthuung für unsere Schuld. Das Fasten

Jesu gab übrigens der Kirche Veranlassung, die vierzigtägige Fasten einzuführen. Davon ist gehandelt B. III. S. 557. u. Folg.

Nachdem der Heiland vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, nahte ihm der Teufel, ihn zu versuchen. Man fragt, war es denn für Christus schicklich, sich vom Satan versuchen zu lassen? Aber statt dieser eiteln Frage soll man vielmehr die Wege der Weisheit Gottes anbeten, die überall Alles so wunderbar zu unserm Heile anordnet. Christus ist der zweite Adam; in Christus wiederholt sich daher gleichsam das Leben des ersten Adam. Nun ist aber der erste Mensch auch vom Teufel versucht worden und in der Versuchung unterlegen. Daher ließ sich auch Christus versuchen, um da zu siegen, worin der erste Mensch gefallen ist, und so dem Teufel seinen Triumph wieder zu vereiteln. Es ist auch wirklich zwischen der Art, wie der Teufel Christum, und wie er die Eva versuchte, eine auffallende Aehnlichkeit und ein inniger Zusammenhang. Der Teufel versuchte nämlich den ersten Menschen durch Unmässigkeit, indem er ihn zum Genuß der verbotenen Frucht reizte; durch Stolz, indem er sagte, er werde durch den Genuß der Frucht werden, wie Gott ist; durch Habsucht, indem er ihm den Besitz einer höhern Wissenschaft in Aussicht stellte. Auf dieselbe Weise versuchte der Satan auch Jesum Christum; denn er versuchte ihn durch Eßlust, da er sagte: Mach, daß diese Steine zu Brod werden; durch Stolz, da er sagte: Wenn du Gottes Sohn bist, so stürze dich hinab; durch Habsucht, da er ihm die Königreiche der Welt zeigte, und sie ihm zu geben verhieß. Die Versuchung Jesu gehört also nothwendig zum Leben Jesu; durch sie ist die Niederlage des ersten Menschen wieder gut gemacht worden, und unsere in Adam unterlegene Natur wieder zum Siege über den Teufel geführt worden. Christus hat uns durch seine Versuchung wieder über den Teufel siegen gelernt. Denn der Satan pflegt noch fortwährend die Menschen auf ähnliche Weise zu versuchen; er schlägt dieselben Wege ein, sie zum Falle zu bringen. Daher nennt der Apostel die Augenlust, die Fleischeslust und die Hoffart des Lebens die drei vornehmsten Quellen, aus denen alle Sünden entstehen. Nun ist aber die Augenlust nichts Anders, als die unordentliche Liebe zu irdischen Dingen, die Habsucht; in der Fleischeslust sind alle sinnlichen Gelüste repräsentirt, und die Hoffart des Lebens ist eben der Stolz.

Dieß sind die drei giftigen Pfeile, welche der Satan fortwährend auf uns abschießt, um uns zu verwunden; denn in diesen Dingen versucht er uns am meisten. Aber schauen wir in der Stunde der Versuchung auf Christus, unsern Erlöser hin, und lernen wir von ihm überwinden. Wenn der Satan uns durch sinnliche Genüße reizt, so sagen wir zu ihm: Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kömmt, d. h. richten wir unsere Aufmerksamkeit von dem Irdischen auf das Göttliche, und überzeugen wir uns, daß das wahre Leben nur im Genuße himmlischer Dinge besteht. Wenn der Teufel uns auf erhabene Orte führt, d. h. uns zur Eitelkeit reizt, so stellen wir ihm schnell die Demuth entgegen; wenn er uns unordentliche Liebe zu zeitlichen Gütern einflössen, und also mit der Augenlust uns verderben will, dann sagen wir zu ihm: Unser Herz ist schon vergeben, es gehört Gott und ihm allein will es dienen.

Nachdem die dritte Versuchung abgeschlagen war, wich der Teufel von Christus, und die Engel kamen und bedienten ihn. Dadurch ist uns gezeigt, daß auch von uns zuletzt der Teufel weichen muß, wenn wir in der Versuchung tapfer streiten. Ist aber der Satan vertrieben, so haben wir uns der Gesellschaft der heil. Engel zu erfreuen, die uns innerlich Glück wünschen über den errungenen Sieg, wodurch sich ein Strom heiliger Freude in unsere Herzen ausgießt. Und es heißt bedeutungsvoll von Christus nach bestandener Versuchung: „Die Engel dienten ihm;“ denn wer es verschmäht, sich selbst in die Dienste der bösen Geister hinzugeben, der macht durch seinen Sieg über die Hölle selbst die himmlischen Geister zu seinen Dienern.

42. Jesus tritt sein öffentliches Lehramt an.

Erst nachdem sich Jesus durch Fasten auf seinen Beruf vorbereitet, und nachdem er den Versucher überwunden hatte, fing er an öffentlich zu lehren. Er fing aber erst zu predigen an, als Johannes damit aufhörte; denn der Morgenstern muß verschwinden, wenn die Sonne selbst kömmt: so mußte auch der Vorläufer abtreten von seinem Schauplatze, nachdem der Herr, welchen er voraus verkündiget hatte, selbst erschienen war. Jesus beginnt aber seine Predigt ebenso, wie Johannes: Thuet Buße; denn das

Himmelreich ist nahe gekommen, (Matth. 4, 17.) — um dadurch zu beweisen, daß er der Sohn desselben Gottes sei, dessen Prophet Johannes war. Schon in seiner ersten Predigt hat also Jesus die Buße als den Weg zum Himmel bezeichnet; wer in dieses Reich eingehen will, muß daher würdige Früchte der Buße bringen. Wer aber keine Buße wirkt, ist offenbar, in so ferne er ein Sünder ist, vom Himmel ausgeschlossen.

Drei Jahre verwaltete Jesus sein öffentliches Lehramt, und während dieser Zeit sagte er den Menschen Alles, was sie glauben und thun sollten, um das ewige Leben zu erlangen. Daher ist Jesus nicht bloß der Lehrer der Menschen, indem er ihnen die zur Erlangung des Heiles nöthigen Wahrheiten offenbarte, sondern auch ihr Gesetzgeber, indem er ihnen sagte, was sie zu thun und zu meiden hätten.

In wie ferne Jesus unser Lehrer und Gesetzgeber ist, wird im Folgenden umständlich erörtert. Hier bemerken wir nur noch bezüglich seiner Lehrart, daß sich der Heiland bei seinem Unterricht keiner gelehrten Form bediente, wie es die Philosophen vor und nach ihm gethan haben, die eben deßwegen auch nur auf einen sehr engen Kreis von Schülern wirkten, niemals aber auf die Masse des Volkes. Christus ließ sich voll Liebe zu der Schwachheit der Menschen herab; er wählte eine Lehrmethode, welche die Weisen nicht beleidigte, und zugleich für den gemeinsten Menschen anziehend und verständlich war. Er ließ sich in Gespräche ein, und trug seine Lehre häufig in sinnreichen Gleichnissen vor. Um überdieß seiner Lehre eine immerwährende Dauer zu geben, stiftete er ein eigenes Lehramt, welchem er zugleich für ewige Zeiten höhern Beistand verheißen, und wozu er den Seinigen den heiligen Geist gesendet hat.

43. Jesus wählt sich Jünger.

Der Heiland hatte viele Jünger; zwölf aus diesen stunden ihm aber besonders nahe. Sie sandte er aus zur Bekehrung der Welt, wir nennen sie daher auch Apostel.

Von einigen der Apostel erzählt uns die heilige Schrift die Art und Weise, wie Christus dieselben berief.

Als Johannes, der Täufer, einmal den göttlichen Heiland

vorübergehen sah, und die Worte sprach: „Sieh das Lamm Gottes!“ und zwei seiner bisherigen Jünger, die neben ihm stunden, es hörten, folgten sie sogleich dem göttlichen Erlöser nach. Einer von diesen Jüngern war der heil. Andreas, der Bruder des Petrus; den Andern nennt die heilige Schrift nicht, vielleicht war es Johannes, der Evangelist. Jesus hat eigentlich diese beiden nicht ausdrücklich berufen, sondern zeigte sich ihnen nur im Vorübergehen, und gab ihnen innerlich die Gnade, ihm folgen zu können. Sie folgten der Anregung, und wurden Jünger Jesu. O wie viele Menschen kämen zu Jesus, wenn sie die angebotene Gnade benützten! Aber man mißachtet sie, ist nicht bereit, sie anzunehmen, und so kömmt man nicht zu Jesus, sondern bleibt in seinen Sünden und stirbt zuletzt in denselben.

Andreas hat den Schatz, welchen er durch das Zeugniß seines Lehrmeisters, des heil. Johannes, gefunden, nicht vergraben, sondern durch die Bekehrung eines Andern auf Wucher ausgelegt. Er trifft seinen Bruder Simon, und spricht zu ihm: Wir haben den Messias gefunden! Sofort führt er ihn zu Jesus. Der Herr empfing ihn mit den Worten: Du bist Simon, Jonas Sohn; du sollst Kephas heißen, welches Petrus bedeutet. Durch die Namensänderung deutete Jesus auf die hohe Bestimmung des Petrus, die er später durch Uebertragung des Primat in seiner Kirche erhielt.

Jesus hatte bereits drei Jünger, die Gebrüder Petrus und Andreas, und einen dritten, welchen wir Johannes nannten. Tags darauf wollte der Heiland nach Galiläa gehen, um dort sein Lehramt zu beginnen. Da findet er den Philippus. Dieser war aus Bethsaida, der Stadt des Andreas und Petrus, also ihr Landsmann. Da ihn Jesus sah, sprach er: Folge mir nach. Und sieh, dieser einzige Ruf genügte, den Philippus zu einem Jünger Jesus zu machen. Wir müssen überhaupts staunen, wie schnell die bisher erwähnten Männer dem Rufe Jesu folgten, und seine Jünger wurden. Es waren dieses einfältige Männer, ihre Herzen waren ohne Falschheit; die Gnade fand bei ihnen kein Hinderniß: daher folgten sie ihr so schnell. Wir aber folgen der wiederholten, oft so nachdrücklichen Einladung nicht, weil unsere Herzen nicht mehr einfältigen Sinnes sind, und es uns oft um etwas ganz Anders zu thun ist, als um Wahrheit und Recht.

Philippus hatte einen Freund, mit Namen Nathanael, der als nachheriger Apostel wahrscheinlich den Namen Bartholomäus erhalten hat. Sogleich suchte er ihn auf, um ihm die frohe Kunde, die sein Herz bewegte, mitzutheilen und auch ihn zum Jünger Jesus zu machen. Philippus fand den Nathanael bald; denn Jesus war ihm im Suchen behilflich. Nathanael war in der Schrift erfahren, und brannte vor Verlangen, die Wahrheit zu erkennen. Darum wies ihn Philippus auf Moses und die Propheten hin und rief ihm zu: Wir haben denjenigen gefunden, von welchem Moses im Gesetze und die Propheten geschrieben haben; es ist Jesus von Nazareth. Nathanael erwiderte mit Verwunderung: Kann denn von Nazareth etwas Gutes kommen? — Die Propheten hatten vorhergesagt, daß der Messias von Bethlehem stamme. Dem Nathanael will es also sonderbar scheinen, daß er von Nazareth käme. Ueberdieß war Nazareth ein verächtliches Städtchen, und Nathanael wunderte sich hierüber, daß der Messias von einem solchen Orte ausgehen mag. Nathanael war ein im Gesetze Erfahrner; bei ihm ging es mit der Bekehrung nicht so schnell; er hatte seine Bedenken, und machte seine Einwendungen. Da sehen wir, daß die Wissenschaft, vorzüglich wenn ihr die Liebe fehlt, gar oft ein Hinderniß ist, zu Jesus zu kommen. Indeß folgte Nathanael der Einladung des Philippus und ging mit ihm zu Jesus. Als der Heiland beide kommen sah, sprach er bezüglich des Nathanael: Sieh, ein ächter Israelit, in welchem kein Falsch ist. Verwundert fragte Nathanael den Herrn, woher er ihn kenne. Jesus aber entgegnete: „Ehe dich Philippus rief, da du noch unter dem Feigenbaum warst, sah ich dich.“ Durch diese wenigen Worte überzeugte der Heiland den Nathanael, daß er der Messias, der Sohn Gottes sei; denn er bewies sich ihm als den Allwissenden und Allgegenwärtigen. Er sagte ihm, daß er in der Ferne, und von ihm abgesondert, ihn gesehen, und daß er da bei ihm war und ihn beobachtete, wo er von Niemanden wahrgenommen zu werden glaubte. Dieses versetzte den Nathanael in Verwunderung, so daß er ausrief: Lehrer, du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels. Empfängliche Herzen sind bald bekehrt, wenn auch anfangs einige Zweifel und einiger Widerwillen sich regen sollten. So war es bei Nathanael; von nun an war er ein treuer Jünger Jesu.

Später, nach der Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten, berief Jesus die beiden Jünger Petrus und Andreas zum zweiten Male. Er ließ sie wahrscheinlich das erste Mal wieder nach Hause gehen. Jetzt traf er beide am galiläischen Meere, wie sie eben damit beschäftiget waren, ihre Netze auszuwerfen. Jesus rief ihnen zu: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. Diese verließen sogleich ihre Netze und folgten ihm nach. Im Weitergehen traf Jesus zwei andere Brüder, den Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und seinen Bruder Johannes. Diese waren bei ihrem Vater im Schiffe, und besserten ihre Netze aus. Auf den ersten Ruf von Seite Jesu Christi verließen sie nicht bloß ihre Netze, sondern auch ihren Vater, und folgten dem Herrn nach. Dadurch, daß sie auch ihren Vater verließen, ist angedeutet, daß man selbst die zärtlichsten Freundschaftsverhältnisse zerreißen müsse, wenn sie uns in der Anhänglichkeit an Jesus ein Hinderniß sind.

Ein anderes Mal traf der Herr an der Zollbank den Matthäus. Wegen der Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche sich die Zöllner in ihrem Amte erlaubten, stunden sie in sehr üblem Rufe, und galten als öffentliche Sünder. Dieß Alles hielt den Herrn nicht ab, den Matthäus zu seinem Jünger zu berufen. Von der Zollbank hinweg, also gleichsam in Mitte seiner Ungerechtigkeiten, erhielt Matthäus die Berufung zum Apostelamte, ein Beweis, daß die Gnade Gottes oft ganz unerwartet kömmt. Matthäus nimmt den Ruf bereitwillig an, folgt dem Herrn ohne lange Ueberlegung nach, und wird dessen Jünger.

So berief sich Jesus bei verschiedenen andern Gelegenheiten, welche in der heiligen Schrift nicht immer angegeben werden, noch mehre andere Jünger. Aus diesen wählte er später sich die zwölf Apostel; ehe er aber dieses that, brachte er die ganze vorherige Nacht im Gebete zu. Er wählte sich gerade zwölf Apostel. Diese Zahl ist geheimnißvoll. Wie Jakob zwölf Söhne hatte, welche die leiblichen Stammväter des Volkes Israels wurden, so wählte sich Jesus Christus, der in Jakob vorgebildet worden, zwölf geistige Söhne, von welchen das Volk Gottes im neuen Bunde, die Christen, durch geistige Zeugung abstammen sollen. Auch lesen wir in der geheimen Offenbarung, daß auf jeder der vier Seiten des

himmlischen Jerusalems drei Throne errichtet sind, bei welchen man zum ewigen Leben eingeht; so sind auch hier zwölf berufen, welche diesen Weg predigen und zeigen sollen. Diese Zwölf nannte der Herr Apostel, d. h. Gesandte. Denn sie sind gesendet von ihm und haben die Bestimmung, unter den Menschen die Stelle des Herrn zu vertreten. Wer die Apostel hörte, der hörte Jesum selbst, und dasselbe gilt von den rechtmäßigen Nachfolgern in ihrem Amte, von den Bischöfen und den ihnen untergeordneten Priestern in der katholischen Kirche.

Die Namen der zwölf Apostel sind: Simon, welchen der Herr Petrus hieß, und sein Bruder Andreas, Jakobus und Johannes, Philippus und Bartholomäus, Matthäus und Thomas; Jakobus, des Alphäus Sohn; Simon, zugenannt der Eiferer; Judas, der ein Bruder des Jakobus war; und Judas Iskarioth, der den Herrn verrathen hat.

In die nähern Lebensverhältnisse der Apostel einzugehen, ist hier nicht der Ort, und würde zu weit führen; auch findet man darüber in jeder Legende der Heiligen hinreichenden Aufschluß. Betrachten wir aber noch einen Augenblick, was das für Männer sind, die Christus zu seinen Aposteln erwählte. Es sind Leute von der gemeinsten Volksklasse, arme Fischer, welche niemals die Wissenschaften lernten; Männer, ohne Name und ohne Geburt, ohne Macht und Ansehen, ohne Vermögen und Reichthümer, ohne Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Und dennoch sind sie unerschrocken vor Königen und Kaisern gestanden; haben die Weisheit der Welt zu Schanden gemacht; haben den Erdboden mit der verächtlichen Lehre vom Kreuze unterjocht. Wer hier die Hand Gottes nicht sieht, muß blind seyn. Jesus Christus hat absichtlich solch schwache Werkzeuge zur Ausbreitung seines Reiches gewählt, damit die Göttlichkeit seines Evangeliums desto deutlicher in's Aug springe. Hätte er seine Apostel aus gelehrten Schulen geholt, hätte er sie aus den Angesehenen und Gewaltigen der Erde genommen, hätte er sie mit irdischer Macht umgeben und an der Spitze zahlreicher Kriegsschaaren ausgeschickt; dann könnte man den glänzenden Erfolg, welchen das Evangelium hatte, menschlichen Einflüssen zuschreiben. Wenn wir aber erblicken, daß nichts von dem Allen, ja das Gegentheil geschehen ist, so müssen wir in der Ausbreitung der Kirche unläugbar das Werk der Allmacht Gottes erkennen.

44. Jesus Christus ist unser Lehrer.

Der menschliche Geist ist zur Erkenntniß der Wahrheit geschaffen, wie das Auge zum Sehen und das Ohr zum Hören. Die Wahrheit ist dem Geiste, was dem Auge das Licht, was dem Ohre der Klang ist; sie ist die Gestalt, der Inhalt, das Leben des Geistes. Daher haben auch die Weisen und Edlen unter allen Völkern und zu allen Zeiten nach der Wahrheit als dem höchsten Gute des Geistes gestrebt. So sehr aber die Erkenntniß der Wahrheit Bedürfniß und Bestimmung des Geistes ist, so ist sie doch nicht sein Eigenthum; er besitzt sie nicht; er muß sie suchen. Aber auch suchend findet er sie nicht aus sich selbst, sondern sie muß ihm gegeben werden. So sehr auch die beßten unsers Geschlechts jeder Zeit und allwärts sich mit Erforschung der Wahrheit beschäftigten, so kamen sie doch durch ihre eigenen Bemühungen nicht zur Erkenntniß derselben, sondern irrten im Dunkel herum, wichen in die unvereinbarsten Widersprüche von einander ab, und kamen oft bis zur Verzweiflung an der Erkennbarkeit der Wahrheit. Die Demüthigern und Bescheidenern unter ihnen legten das offene Geständniß ab, daß Gott selbst vom Himmel herabsteigen, und den Menschen die Wahrheit lehren müsse, wenn sie dieselbe wissen sollen. Gott hat allerdings schon im alten Bunde zu verschiedenen Zeiten heilige Männer erweckt, denen er seine Worte in den Mund legte und die sie den Menschen verkündeten; aber in seinem eingebornen Sohn hat er erst den Menschen den wahren Lehrer geschickt, der sie in alle Wahrheit einführte. Von diesem göttlichen Lehrer der Wahrheit reden an vielen Stellen die alt-testamentlichen Schriften. Denn Jesus wird in denselben deutlich als Lehrer bezeichnet. So schreibt schon Moses: Einen Propheten aus deinem Volke und deinen Brüdern, wie mich, wird dir der Herr, dein Gott, erwecken; ihn wirst du hören. Deut. 18, 15. Und David seufzet darnach, indem er sagt: Leite mich in deine Wahrheit und lehre mich, weil du, o Gott! mein Heiland bist. Ps. 24, 45. Als Lehrer der Wahrheit wird daher der Heiland bei seinem ersten Erscheinen im Tempel begrüßt, da der Greis Simeon, als er seiner ansichtig wurde, ausrief: Das Licht zur Erleuchtung der Völker. Luk. 2, 32. Als Lehrer der Wahrheit kündigte sich auch Jesus schon in seiner Kind-

heit an, wo er im Tempel mitten unter den Lehrern saß, sie anhörte und befragte, so daß Alle über seine Weisheit staunten. Als Lehrer der Wahrheit gab er sich sogleich am Anfange seines Lehramtes aus, wo er in der Synagoge zu Nazareth auf sich die Weissagung deutete: Der Geist des Herrn, der über mir schwebt und mich salbet, hat mich gesandt, um den Armen die frohe Botschaft zu bringen. Als Lehrer der Wahrheit hat er sich erwiesen drei volle Jahre, während welcher er im jüdischen Lande umherwandelte. Er hat die Wahrheit gelehrt im Tempel und in den Synagogen, in den Häusern und auf der Gasse, auf den Bergen und in den Ebenen, am See und in der Wüste, bei Tag und bei Nacht; er hat gelehrt noch am Kreuze und auch nach seiner Auferstehung. Als Lehrer der Wahrheit wurde er anerkannt und gefeiert nicht bloß von seinen Jüngern, sondern auch von seinen Feinden, die ihm bezeugten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaft bist, und den Weg Gottes in Wahrheit lehrest. Als Lehrer der Wahrheit wurde er vom Himmel selbst bezeugt, da bei Beginn seines Lehramts über ihm der heilige Geist erschien, und die Stimme des Vaters erscholl: Ihn sollet ihr hören. Und in der That, ist die Verdunkelung des menschlichen Geistes, die Abnahme des Lichtes der Wahrheit in ihm, unsere Unkenntniß Gottes und göttlicher Dinge die erste Folge und Strafe der Erbsünde, und ist Jesus Christus, was er heißt, nämlich der Gesalbte und Gesandte Gottes, der Erlöser und Heiland der Welt: so mußte er vor Allem von jener Unwissenheit uns erlösen und uns wieder die göttliche Wahrheit lehren; er mußte der göttliche Lehrer des menschlichen Geschlechtes seyn. Und zwar mußte er nicht bloß äußerer Lehrer seyn durch mündliches Wort, sondern auch innerer durch Erleuchtung der Geister zum Verständniß des vernommenen Wortes. Er gab sich ja selbst das Zeugniß: Ich bin das Licht der Welt; wer mir folgt, der wandelt nicht im Finstern, sondern wird das Licht des Lebens haben. Joh. 8, 12. Diese von ihm ausstrahlende Erleuchtung bemerkten auch die Volksschaaren, wenn sie erstaunten über seine Lehre, weil er lehrte wie Einer, der Macht hatte. Matth. 7, 29. Diese Ausstrahlung fühlten die zwei Jünger, denen er sich auf dem Wege nach Emmaus beigesellte und die hernach zu einander sagten: Brannte uns nicht das Herz, als er auf dem Wege

redete und die Schrift uns auslegte? Luk. 24, 32. Solche Erleuchtung gab er der Predigt seines Wortes durch die Apostel zur beständigen Begleitung, indem er ihnen und allen seinen Gläubigen den Geist der Wahrheit sandte.

Jesus Christus ist ein himmlischer Lehrer, wie es einen solchen vor ihm noch nicht gegeben hat; er ist nicht bloß der Lehrer der Wahrheit, sondern die Wahrheit selbst. Als solche bezeichnet er sich selbst, indem er sagt: Ich bin die Wahrheit. Er ist aber die Wahrheit, weil er im Vater, weil er mit dem Vater Eines, weil er Gott ist, wie der Vater. In diesem Sinne sagt er: Niemand kennt den Vater, als der Sohn, und dem der Sohn es offenbaren will. Matth. 11, 27. Und ein anderes Mal: Wer mich sieht, der sieht den Vater. Glaubt mir, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist. Joh. 14, 9—10. Und der Apostel sagt hierauf bezüglich: Ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaft ein, in ihm sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen. Koloss. 2, 9.

Die ganze Fülle der Wahrheit also, die das Christenthum lehrt, alle Geheimnisse, die es besitzt, sind in der Person Christi einbegriffen, wie sie in der Lehre Christi ausgedrückt sind. Aus der Fülle seiner mit der Gottheit gesalbten Seele ist sein Mund übergeflossen in den Lehren, welche das Licht der Welt sind. Schon die allgemeinsten Erkenntnisse von Gottes Daseyn und Wesenheit, welche eine in ihrem Dünkel eitel gewordene Weisheit der Welt aus sich erfinden zu können wähnt, während dieselben nur von Gott selbst ursprünglich mitgetheilt sich an seinen Werken nachweisen und bestätigen, sind erst in und mit der Person Jesu Christi dem Menschengeschlechte gesichert. Denn da Jesus der Glanz der Herrlichkeit und die Gestalt der Wesenheit Gottes ist, so ist er uns in seiner ganzen Erscheinung und Thätigkeit der nachdrücklichste Beweis und lebendigste Zeuge vom Daseyn und Wesen des unsichtbaren Gottes; aus den Eigenschaften des Gottmenschen leuchten die Vollkommenheiten des himmlischen Vaters wie aus einem Spiegel hervor, besonders diejenigen, wodurch Gott sich den Menschen offenbart, seine Alles umfassende Macht, seine Alles durchdringende Weisheit, seine liebreichste Barmherzigkeit und seine unwandelbare Gerechtigkeit. Solcher Annäherung und Darstellung Gottes, nicht

in geschnitzten Bildern, wie sich die Heiden machten, sondern in seinem wahren Ebenbilde bedurften wir in unserer Entfernung von Gott, um seiner wieder bewußt zu werden. So lange diese Erscheinung Gottes in sichtbarer Gestalt die Welt nicht beglückt hatte, war es selbst dem auserwählten Volke, dem Gott sich so vielfältig in den Propheten und Vätern geoffenbart hatte, äußerst schwierig, den Glauben an den Einen, persönlichen Gott festzuhalten. Beständig schwebte es in Gefahr, in die Finsternisse und Todesschatten der Abgötterei zu versinken. Seitdem aber die Erbarmung Gottes uns in seinem eingebornen Sohne erschienen ist und uns gelehrt hat, können die Christen kaum mehr die Schwierigkeit des Gottesglaubens und die Gefahr der Abgötterei begreifen, so daß deßwegen kurzsichtige und undankbare Zöglinge des Christenthums die Wahrheit vom Daseyn des Einen, persönlichen Gottes nicht mehr als Glaubenswahrheit wollen gelten lassen, und solche für Erfindung und Eigenthum ihrer Vernunft ausgeben.

Das Hauptgeheimniß des Christenthums, das der heiligen Dreifaltigkeit, ward in Christus klar ausgedrückt, weil seine menschliche Erscheinung von einer göttlichen Person getragen, auch die zwei andern göttlichen Personen lebendig aufweiset. Christus zeigt sich uns als den wahren, einzigen Sohn Gottes, der ewig bei Gott und selbst Gott ist, von Gott dem Vater von Ewigkeit geboren, als dessen Wort, Ebenbild und Abglanz, ihm gleich an Wesenheit und mit ihm ewig Eines; der ewig im Vater lebt, allein ihn kennt, und von ihm gekannt, von ihm geliebt wird, und ihn wieder liebt, mit ihm zugleich von Ewigkeit den heiligen Geist aushaucht; der mit dem Vater der Wesenheit nach Alles gemein hat und dem heil. Geiste Alles mittheilt; der mit dem Vater und dem heil. Geiste in unzertrennlicher Gemeinschaft des Lebens und Wirkens verbunden ist. So kennen wir den Vater und den heil. Geist nur im Sohne, der in Christus uns erschienen ist. — In Christus ist das Geheimniß der Weltschöpfung; denn durch ihn ist Alles gemacht und ohne ihn ist nichts gemacht, was gemacht worden. Joh. 1, 3.; in ihm ist Alles erschaffen im Himmel und auf Erden, die sichtbaren und die unsichtbaren Dinge. Koloss. 1, 26. Dieses Urbild, in und nach dem Alles geschaffen worden ist, machte allein die Schöpfung möglich. — Christus ist selbst das Geheimniß der

Menschwerdung Gottes und der Erlösung der Welt, denn er ist der Mensch gewordene Gott; ist die volle Selbstentäußerung und tiefste Herablassung und zugleich die vollkommenste Offenbarung in seiner Macht, Weisheit und Liebe; ist die höchste Verherrlichung Gottes durch dessen Versöhnung der Sünden der Welt, und zugleich die Erhöhung des gefallenen Menschengeschlechtes zu seiner ursprünglichen Würde und ewigen Bestimmung; ist die irdische Erniedrigung und zugleich die himmlische Verklärung der mit der Gottheit verbundenen Menschheit. — In Christus ist das Geheimniß der Heiligung der Welt durch den heiligen Geist, den er seinen Jüngern gesendet; Christus trägt in sich das Geheimniß der Kirche, die er aus dem Menschengeschlechte mit seinem Blute gebildet hat, als seinen geistlichen Leib, welchen er als Haupt belebt und durch seinen Geist regiert; in Christus ist das Geheimniß der Vollendung der Menschheit, die er am Schlusse der Zeiten zu richten kommen wird, um seine Gläubigen und Getreuen als seinen Preis und Antheil in seine ewige Herrlichkeit einzuführen und seinem Vater zu übergeben, die aber, welche er nicht als die Seinigen anerkennt, in ewige Trennung von ihm zu verstoßen.

So ist Christus nicht bloß Lehrer der Wahrheit, sondern die Wahrheit selbst. Nur an ihm und durch ihn bleibt uns die göttliche Wahrheit gesichert. Würde diese Sonne der Geister, dieß lebendige Wahrheitslicht, der Welt aus ihrem Gesichtskreise entschwinden, so würde sie alsobald in schwarze Nacht der Unwissenheit in göttlichen Dingen zurückfallen. Ohne die Person Christi, des Sohnes Gottes, hätten wir keinen Begriff von Gott, weil wir keinen Schlüssel hätten zum Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit. Gott würde uns dann, weil in ewiger Einsamkeit und Müßigkeit in sich selbst, ohne innere lebendige Beziehung auf sich selbst, nicht bloß unbegreiflich, sondern auch undenkbar und widerspruchsvoll vorkommen. Ohne Christus, das Urbild aller Geschöpfe, hätten wir keinen Begriff von der Welt, weil wir nicht das Mittel kännten zur Offenbarung Gottes nach Außen, und leicht verfielen wir in den Irrthum von einer ewigen Materie, einer selbstschaffenden Natur, und so in alle Gräuel der Vielgötterei. Ohne die Person Christi, des Gottmenschen und Welterlösers, hätten wir keinen Begriff vom Menschen; es wäre unsere eigene Seele mit ihrem

ewigen Widerspruche zwischen Pflicht und Lust, es wäre das Leben mit seinem beständigen Wechsel zwischen Recht und Unrecht, es wäre die Natur mit ihrem durchgängigen Gemisch von Ordnung und Unordnung uns ein Abgrund, und ein Abgrund würde den andern rufen, entweder verfielen wir in den Wahn von einer doppelten Gottheit, einer guten und einer bösen, oder wir kämen zur Ableugnung des Bösen, zur Selbstvergötterung. Ohne die Person Christi, des Mittlers zwischen Gott und den Menschen, gäbe es keine göttliche Offenbarung, keine göttliche Kirche, sondern bloß selbstgemachte Religionsgesellschaften, mit lauter menschlicher Willkühr in Meinungen, die nur ein gleißender Uebergang sind zu völliger Gleichgiltigkeit, zu Indifferentismus und Atheismus. Ohne die Person Christi, des Richters und Vergelters, gäbe es keinen Blick in die Zukunft, keine Gewißheit von einer ewigen Bestimmung, keine Aussicht auf Himmel und Hölle, daher bald ein Vergessen aller Unsterblichkeit und Ewigkeit, ein Untergang im Fleisch und Materialismus. In all diese Labyrinthe des Irrthums verlieren sich die Geister nach allen Seiten, wenn sie Christus, den Lehrer der Wahrheit, verlassen haben. Darum wollen wir fest an dem Felsen uns anklammern, welcher Christus ist, um nicht hinausgeschleudert zu werden in das Meer der menschlichen Meinungen, um nicht zu Grunde zu gehen im Strudel der Irrthümer. Denn Christus ist noch heutigen Tages der Lehrer der Welt, wie er es zur Zeit seines sichtbaren Wandels auf Erden war.

Während seines dreijährigen Lehramtes auf Erden kam der Heiland nicht über die Grenzen des jüdischen Landes hinaus. Ich bin, sprach er, nur zu den verlornen Schafen des Hauses Israel gesendet. Matth. 15, 24. Aber er sagte auch: Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstall sind, auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören. Joh. 10, 16. Sie werden kommen, sprach er ein anderes Mal, von Morgen und Abend, von Mitternacht und Mittag, und werden Platz nehmen im Reiche Gottes. Luk. 13, 29. Und wiederum: „Wenn ich erhöhet seyn werde, will ich Alles an mich ziehen." Damit hatte der Heiland nach seinem Tode eine viel großartigere und weitschichtigere Ausübung seines Lehramtes in Aussicht gestellt, als er zu seinen Lebzeiten unternommen hatte. Er hat nämlich in

seiner Weisheit beschlossen, in seinem Lehramte sich eine doppelte Stellvertretung auf Erden zu stiften, eine innere für seine göttliche, und eine äußere für seine menschliche Natur, die aber beide immer zusammenwirken und mit einander nur Eines ausmachen. Zu seinem göttlichen Stellvertreter sandte er den heiligen Geist, der im geistlichen Leibe Christi, in seiner Kirche, den menschlichen Stellvertreter Christi bildet, in welchem er, der heilige Geist, seinen entsprechenden Ausdruck findet. Wie nämlich der Sohn mit dem Vater dem heiligen Geiste seine Natur, die Wesensfülle der Gottheit, einträgt und mittheilt, so übergibt auch der Gottmensch diesem heiligen Geiste alle Schätze göttlicher Wahrheit und Gnade, die er seiner eigenen Menschennatur und in ihr dem ganzen Menschengeschlechte verdient und verliehen hat; er übergibt ihm diese Schätze nicht für ihn, der unserer Güter nicht bedarf, sondern für uns, deren Mangel er aus seinem Ueberflusse ausfüllen soll. Unter diesen Schätzen, die der Welterlöser dem heiligen Geiste auszuspenden gibt, ist auch seine Lehre, sein Wort, dieser Ausdruck und Abglanz jener Wahrheit, die in Christus aus des Vaters Schooß zu uns herabgestiegen ist; mit andern Worten, Christus übertrug dem heiligen Geiste das Lehramt bei seinen Erlösten. Darum sagt er: Der heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch Alles lehren und euch Alles eingeben, was ich euch gesagt habe. Joh. 14. Und wieder: Wann jener Tröster, der Geist der Wahrheit kommen wird, wird er euch alle Wahrheit lehren. Er wird nicht aus sich selbst reden, sondern was er hören wird, wird er reden. Er wird mich verherrlichen, weil er von dem Meinigen nehmen, und es euch verkünden wird. Joh. 16. Aus dieser Verheißung ergibt sich klar das Verhältniß des heiligen Geistes zu Christus in der Lehre der Wahrheit. Keine andere Wahrheit hat der heilige Geist zu lehren, als die zu bezeugen Christus in die Welt gekommen ist. Hatte auch der heilige Geist manche Wahrheit zu lehren, die Christus selbst seinen Aposteln noch nicht sagen konnte, weil sie solche nicht begriffen oder ertragen hätten, so ist sie doch im Keim in Christi Wort enthalten; und auch zur Erleuchtung, womit der heilige Geist unsern Sinn zum Verständniß der Fülle der Wahrheit Christi aufschließt, nimmt er den Stoff aus der Fülle der Gnade Christi. Wenn also der heilige Geist

auch die Wissenschaft des Wortes besitzt, und die Wahrheit lehrt und eingibt, so ist doch Christus der eigentliche Lehrer. Und wenn Christus sagt: Die Worte, die ich zu euch spreche, rede ich nicht aus mir selbst, sondern der Vater, der in mir ist (Joh. 14, 10.): so muß noch mehr der heilige Geist sagen, daß alle seine Lehren und Eingebungen Worte Christi sind.

Mit diesem göttlichen Stellvertreter, dem heiligen Geiste, war Jesus Christus als Lehrer der Wahrheit auf Erden noch nicht ganz ersetzt. Sichtbar und hörbar war das lebendige Wort Gottes auf Erden aufgetreten; sichtbar und hörbar mußte es auf Erden auch bleiben. In Menschengestalt ist die Wahrheit auf Erden erschienen und mit den Menschen umgegangen wie Einer von uns; seine unendliche Fülle hatte der Allwissende unserer schwachen Faßungskraft angepaßt. In dieser Herablassung und Annäherung, Lieblichkeit und Freundlichkeit mußte die Wahrheit sich zu zeigen fortfahren, sollten die Menschen sie erkennen und aufnehmen. Zu dem göttlichen Stellvertreter Christi, zu dem Geiste, der Alles durchforscht, auch die Tiefen der Gottheit, mußte also auch ein menschlicher gefunden werden; und es mußte dieser menschliche Stellvertreter alle Länder durchwandern und alle Zeiten überdauern, um dem heiligen Geiste zu dienen, der die Lehre Christi über alle Völker der Erde und durch alle Alter der Welt verbreiten soll. Nach diesem menschlichen Träger des heiligen Geistes dürfen wir nicht lange suchen; der heilige Geist selbst zeigt uns denselben an durch seine lautschallende und hellstrahlende Einkehr; es sind dieß die heiligen Apostel, von Jesus selbst erwählt zur Fortpflanzung und Ausspendung seiner Wahrheit und Gnade, insbesonders zur fortdauernden Ausübung seines Lehramtes. Zu diesen seinen Aposteln hatte der Herr vor seiner Himmelfahrt gesagt: Gehet hin in die ganze Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur. Mark. 16, 15. Und wiederum: Lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und weiset sie an, Alles zu halten, was ich euch geboten habe. Matth. 28, 19. 20. Mit diesen Worten übertrug Jesus seinen Aposteln das Lehramt in der Welt an seiner Statt. Er mußte sie denn auch zu seinem, ihnen aufgetragenen Amte mit der nothwendigen Kraft ausrüsten. Deßwegen fügte er seinem Auftrage sogleich auch die

Verheißung bei: Sehet, ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Zeiten. Diesen seinen beständigen Beistand wollte er ihnen mittelst seines heiligen Geistes leisten, und dazu sandte er ihnen auch denselben. Es konnte aber Christo nicht genügen, daß seine Apostel während ihres Lebens die frohe Botschaft vom Reiche Gottes unter die Völker trugen, sondern es sollte das Evangelium allen Völkern bis an das Ende der Welt verkündet werden. Damit war den Aposteln die Befugniß und die Weisung geworden, sich in ihrem Amte Nachfolger zu geben. Dieß thaten sie denn auch. Damit aber auch sie des heiligen Geistes theilhaftig würden, so hat Jesus Christus die Anordnung getroffen, daß der Eintritt in seine Stellvertretung und die Aussonderung zu seinem heiligen Dienste durch eine Salbung des heiligen Geistes, durch Ertheilung des Sakraments der Priesterweihe geschehe. Diese Salbung und Weihe haben denn auch die Apostel ihren Mitberufenen zur Predigt des göttlichen Wortes und zur Verwaltung des christlichen Heilsdienstes durch Händeauflegung und Anrufung des heiligen Geistes mitgetheilt, und sie dadurch der ihnen selbst einwohnenden Gottesmacht theilhaftig gemacht. Dasselbe beobachteten auch wieder ihre Nachfolger im heiligen Amte. So geschah es, daß, wie in der Menschheit die natürliche Lebenskraft sich von Geschlecht zu Geschlecht durch Zeugung fortpflanzt, in der Kirche das göttliche Lehramt und die Ordnung des Heilsdienstes durch die Weihe von Bischof zu Bischof, und von den Bischöfen auf die Priester übergetragen wird. In dieser Weise ist Christus noch fortwährend unser Lehrer; er führt uns in alle Wahrheit ein durch den von ihm in seiner Kirche angeordneten und vom heiligen Geiste erleuchteten Lehrstand. Der katholische Episkopat in seiner Gesammtheit mit Inbegriff seines Oberhauptes ist der Lehrkörper, welcher dem heiligen Geiste als lebendiges Gefäß und Werkzeug, als Organ dient, und in Verbindung mit diesem Geiste Christi die lebendige Vertretung und Vergegenwärtigung Jesu Christi, als des von dem Vater gesandten und von Gott dem heiligen Geiste gesalbten Lehrers der Wahrheit, in der Welt bildet. Unter diesen seinen Stellvertretern und Dienern hat der Herr die Einen zu Aposteln gemacht, die Andern zu Propheten, die Andern zu Evangelisten, die Andern zu Hirten und Lehrern (Ephes. 4, 1.), d. h. er

hat Verschiedenen verschiedene Aemter übertragen; denn die Einen sind Bischöfe, die Andern Priester, wieder Andere Diakonen u. s. w. Aber sie arbeiten alle zusammen, ein jeder auf seiner Stufe und in seinem Kreise an dem Aufbau des Leibes Christi. In diesem lebenskräftigen und gegliederten Zusammenhange, worin ein jeder Gläubiger mit seinem unmittelbaren Hirten und Lehrer, jeder Priester mit seinem Bischof, jeder Bischof mit dem Papste, alle vereint mit Christus, dem obersten Hirten und Bischof unserer Seelen und in ihm mit dem heiligen Geiste zusammenhängen, können dann alle kirchlichen Lehrer mit dem göttlichen Lehrer sagen: Was wir wissen, das sagen wir, und was wir gesehen haben, das bezeugen wir; Joh. 3, 11. und alle Gläubige können sagen, daß sie das Wort des Lebens mit ihren Ohren hören, und gleichsam mit ihren Händen greifen. So ist Christus wahrhaft noch heutigen Tages unser Lehrer, und ist bei uns alle Tage bis an das Ende der Zeiten. Cf. Kanzelvorträge von Bischof Laurent.

45. Christus ist unser Gesetzgeber.

Jesus Christus kam auf diese Welt, uns zu zeigen, wie wir unser letztes Ziel und Ende erreichen können. Darum nennt er sich selbst den Weg, sagend: „Ich bin der Weg." Joh. 14. Dieß heißt aber im Munde Jesu nichts Anders, als: Ich bin der Gesetzgeber und das Gesetz selbst, und wer meine Gebote hält, der wird seine Bestimmung erreichen und zur ewigen Glückseligkeit gelangen.

Gott hat allerdings dem Menschen schon ursprünglich den rechten Weg in's ewige Leben gezeigt; er hat ihm gesagt, was er thun müsse, sein Heil zu erreichen; er hat ihm vom Anfange an bestimmte Gesetze gegeben, so das Gebot, von der Frucht eines Baumes nicht zu essen. Auch nachdem die Menschen das Freundschaftsverhältniß mit Gott durch die Sünde zerrissen hatten, hörte Gott nicht auf, ihnen seinen Willen kund zu thun, und ihnen zu sagen, was er von ihnen verlange. Er wählte sich später ein eigenes Volk aus, dem er in den zehn Geboten durch Moses ein geschriebenes Gesetz gab. In diesen zehn Geboten erneuerte Gott das Naturgesetz, welches die gesammte Menschheit verpflichtet; für sein auserwähltes Volk fügte er aber noch eine weitläufige Gottesdienstordnung und ein umständliches Gerichtsverfahren hinzu, die

es von den heidnischen Nationen unterscheiden und alle Bewegungen seines religiösen und bürgerlichen Lebens regeln sollten. Das ganze mosaische Gesetz war aber bloß sinnbildlich, und sollte erst in der Zukunft erfüllt werden; denn des Gesetzes Ziel und Ende war, wie der Apostel sagt, Christus. Röm. 10, 4. Auch die Propheten schauen in Christus den Vollender des Gesetzes. Daher sagt Isaias: Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König. Is. 23, 22. Diese Weissagung deutet die Kirche auf den Weltheiland, der uns sein Gesetz gegeben, und nach diesem Gesetze sein Gericht über uns halten wird. Die katholische Kirche erkennt daher auch Jesum als ihren Gesetzgeber; denn auf dem Concilium von Trient hat sie den Ausspruch gethan: Wer sagen würde, Jesus Christus sei von Gott den Menschen gegeben als Erlöser, auf den sie vertrauen, nicht auch als Gesetzgeber, dem sie gehorchen sollen, der sei verflucht. (Sess. 6. c. 21.)

Christus muß also auch Gesetzgeber seyn. In der That erwies er sich auch als solchen. Damit hat er auch sein Lehramt begonnen, und viel mehr Zeit den Unterweisungen in den göttlichen Geboten gewidmet, als denen über die göttlichen Geheimnisse. Er bezeichnet sogar die Erfüllung seines Gesetzes als die Probe der Wahrheit seiner Glaubenslehre. Wer den Willen dessen, der mich gesandt hat, sagt er, thut, der wird erkennen, ob meine Lehre aus Gott sei. Joh. 7, 17.

Jesus Christus stieß als Gesetzgeber das alte Gesetz nicht um. Darum sagt er selbst: Glaubt nicht, ich sei gekommen, das Gesetz aufzuheben, nein, sondern es zu erfüllen. Matth. 5, 17. Diese Erfüllung brachte Christus, indem er die Menschen auf einen höhern Standpunkt Gott gegenüber stellte, ihnen vollkommnere Gebote gab und viel reinere und geistigere Beweggründe ihnen anwies. Im alten Bunde erschien Gott mehr als der Herr; die Menschen aber als seine Knechte. Durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes aber wurden alle Menschen dessen Brüder und Schwestern, und darum auch Kinder Gottes. Von diesem neuen Standpunkte aus gingen die Menschen auch in eine neue Gesinnung gegen Gott ein. Darum sagt der Apostel: Ihr habt nicht den Geist der Knechtschaft zur Furcht empfangen, sondern den Geist der Kindschaft, in welchem wir rufen: Abba, Vater. Röm. 8, 15. Dieser Geist der

Kindschaft, der Gott Vater nennt, ist nichts Anderes als die Liebe, die wahrhaft die Fülle des Gesetzes Christi, der ganze Inbegriff desselben ist. Gott ist uns in seinem menschgewordenen Sohne in unendlicher Liebenswürdigkeit erschienen, und an dem Feuer dieser Liebe sollen auch unsere Herzen sich entzünden. Wir sollen Gott wieder lieben, weil er uns zuvor so unendlich geliebt hat, und zwar mit einer vollkommenen Liebe, welche die Furcht, wenigstens die knechtische, ausschließt. Daher ist die Liebe auch das erste und vornehmste Gesetz im Christenthum. Der Heiland sagt: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, aus ganzem Gemüthe. Matth. 22, 38. Wer Gott auf diese Weise liebt, der gehört ihm ganz an, mit seinem Geiste (Verstand), mit seinem Willen, mit allen Kräften seiner Seele. Ein solcher hat vollkommenen Glauben und ächte Demuth; er leistet willigen Gehorsam; übt überall die nothwendige Selbstverleugnung. Mit Recht nennt Christus diese Liebe, die den ganzen Menschen erfüllt und durchdringt, und von Innen heraus ihn ordnet und lenkt, das erste und größte Gebot; denn sie begreift alle andern Gebote in sich und ist die unerläßliche Bedingniß zur Gott gefälligen und verdienstlichen Erfüllung des Gesetzes.

Der vorzüglichste Erweis der Liebe Gottes ist die Nächstenliebe. Christus, der Herr, hat auch dieses Gebot zur Vollkommenheit gebracht, indem er nicht bloß den Freund zu lieben befahl, sondern es bis zur Feindesliebe erweiterte. Darum nennt auch Jesus das Gebot der Nächstenliebe ein neues Gesetz Joh. 13, 34., nämlich nicht bloß deßwegen, weil er es bis zur Feindesliebe erweiterte, sondern auch, weil er Gott, seinen Vater, als Grund und Muster solcher Liebe aufstellt, sagend: Auf daß ihr Kinder seid eures himmlischen Vaters, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse. Matth. 5, 44. Weil somit die Nächstenliebe ganz aus Gott stammt, und sich auf Gott bezieht, wird sie auch der Liebe Gottes gleichgestellt. Darum sagt Christus: Das zweite Gebot ist dem ersten gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Matth. 22, 39. Ja sie wird statt der Gottesliebe selbst gesetzt; denn es heißt: Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht? 1. Joh. 4, 20. Diese Nächstenliebe wird dann wieder die Quelle all unserer Gesinnungen

gegen den Nächsten. Im geistigen Verkehr mit ihm wird sie uns Sanftmuth einflössen, die nicht zürnt, und Großmuth, die nicht allein vollkommene Gegenseitigkeit in allem Guten leistet, sondern auch zuvorkommend und übertreffend ist. Hinsichtlich der Güter dieses Lebens macht uns die Liebe friedfertig und barmherzig. Zu all diesen Tugenden ermuntert uns auch Christus bei verschiedenen Veranlassungen, und erweitert dadurch gleichsam das Gebot der Liebe.

Christus hat auch durch besondere Vorschriften die Verhältnisse seiner Gläubigen geordnet. Den Reichen legt er unter Andern die Pflicht des Almosens auf Luk. 14, 13. 14.; den Kindern und Dienstboten legt er Gehorsam auf; die Eltern und Vorgesetzten ermahnt er zur Wachsamkeit; die Obrigkeiten weiset er auf ihre große Verantwortlichkeit hin; den Unterthanen prägt er Unterwürfigkeit ein. So hat Christus Allen die Wege vorgeschrieben, welche sie wandeln sollen, und ihnen gezeigt, wie sie ihre Bestimmung erreichen können. Durch die gesellige Ordnung, welche Christus in der Welt gestiftet, wornach alle Obrigkeit als ein von Gott anvertrautes Amt, alle Unterthänigkeit als eine von Gott auferlegte Pflicht erscheint, wo alle Obrigkeit mit Liebe und Demuth, alle Unterthänigkeit mit Freiwilligkeit und Würde geübt werden soll, hat in allen Lebensverhältnissen die wahre Freiheit zu herrschen angefangen, so viel sie dem gefallenen Menschen zu Theil werden kann. Waren in der alten Welt die Menschen Knechte, so sind sie in der von Christus erneuerten Welt Kinder im Hause. So bringt das Gesetz Christi, wo es immer befolgt wird, und je besser es befolgt wird, desto mehr Glück, Frieden und Segen schon in der Zeitlichkeit. Doch nicht auf diese Spanne Zeit wollte der göttliche Gesetzgeber unsere Hoffnung beschränken, sondern sie auf höhere Güter, auf den Besitz Gottes selbst, als des höchsten und einzigen Gutes erheben. Darum sagt er: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, sondern sammelt euch vielmehr Schätze für den Himmel u. s. w. Matth. 6, 19. 21.

Christus ist aber nicht bloß Gesetzgeber mit Worten, sondern auch mit Werken, und vorzüglich auch in dieser letztern Beziehung ist er die Erfüllung des Gesetzes. Er war nicht wie die Pharisäer, vor denen er das Volk warnte: „Alles, was sie euch sagen, das haltet und thut, aber nach ihren Werken sollet ihr nicht thun;

denn sie sagen es, thun's aber nicht. Matth. 23, 3. Solchen Widerspruch finden wir nicht bei ihm. Er that zuerst, ehe er lehrte. Darum heißt es von ihm: Jesus hob an zu thun und zu lehren. Apostelg. 1, 1. Sein Thun begann er mit seinem irdischen Wandel; sein Lehren erst mit seinem dreißigsten Jahre. Er that viel mehr, als er lehrte, denn sein Beispiel übertraf weit seine Gebote und selbst auch seine Räthe. So ist Christus nicht bloß unser Gesetzgeber, sondern das lebendige Gesetz Gottes selbst. Was läßt sich Heiligeres, was Vollkommneres denken, als Christus ist. Und so ist Jesus selbst noch mehr durch seinen Wandel, als durch seine Worte unser Gesetzgeber. Hätte er uns gar keine Vorschrift gegeben, so wüßten wir dennoch, was wir thun müßten; wir dürften nur auf das sehen, was er selbst gethan hat; wir brauchten ihm nur auf dem Wege nachzufolgen, auf welchem er uns vorausgegangen ist.

Es genügt aber nicht, daß das göttliche Gesetz durch Jesus Christus einmal der Welt kund geworden ist, sondern es muß dessen Kunde stets lebendig unter uns erhalten werden, soll es sich nicht allmählig verfälschen und endlich gar erlöschen. Denn mag auch das göttliche Gesetz im Grund unserer Seele selbst einen festern Anhalt haben, als die göttlichen Geheimnisse, so hat es in uns doch auch einen starken Widerstand zu überwinden. Die bösen Neigungen unserer gefallenen Natur bilden ja ein Gesetz in unsern Gliedern, das dem Gesetze in unserm Geiste widerstrebt und es zu unterdrücken trachtet. Daher sehen wir, daß die außer dem Lichte der Offenbarung wandelnden Völker die Begriffe vom sittlichen Guten ebenso gräßlich entstellt hatten, als die Begriffe von Gott. Diesem Uebelstande ist Jesus Christus zuvorgekommen, indem er dasselbe Lehramt, welches er in seiner Kirche einsetzte, den Glauben zu verkünden, auch beauftragte, die Gebote Gottes zu predigen und zu erklären. Denn er hat zu seinen Aposteln nicht bloß gesagt: „Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," womit er seine Glaubenslehre bezeichnete, — sondern hat auch zu ihnen gesprochen: „Lehret sie Alles halten, was ich euch geboten habe," womit er seine Sittenlehre im Auge hatte. Deßgleichen hat Christus seinen Aposteln den heiligen Geist in der doppelten Absicht gesendet, daß er

nämlich mit dem Lichte der Glaubenswahrheit zugleich auch das Licht der Gesetzeswahrheit immer ungetrübt in seiner Kirche erhalte. Das kirchliche Lehramt hat sich auch vom Anfange an ebenso klar als Lehrer des Gesetzes, wie als Lehrer des Glaubens erwiesen. Schon die erste Lehrentscheidung, welche Petrus in der ersten Versammlung der Apostel aussprach, betraf die Uebung des Gesetzes. Aber nicht bloß zur Aufrechthaltung und Erklärung des göttlichen Gesetzes hielt sich die kirchliche Obrigkeit von jeher für berufen, sondern sie hat auch allzeit eine eigene Gesetzgebergewalt als einbegriffen in ihrer Vollmacht erkannt und geübt. Daher haben wir außer den göttlichen Geboten auch kirchliche Vorschriften, welche die Gläubigen ebenso zu halten schuldig sind, wie das göttliche Gesetz. Denn wer die Kirche nicht hört, sagt Jesus Christus, den soll man halten für einen Heiden und Publikan. In nothwendiger Begleitung mit dieser Gesetzgebergewalt ist die Richtergewalt; die letztere folgt von selbst aus der erstern; denn der Gesetzgeber hätte kein Ansehen, wenn er nicht zugleich auch die Strafgewalt besäße. Auch hat Christus die Strafgewalt seinen Aposteln ausdrücklich mit den Worten übertragen: Was ihr immer binden werdet auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden seyn u. s. w. Von den Aposteln ist die Gesetzgeber- und Richtergewalt, wie das Lehramt, auf ihre Nachfolger übergegangen. So ist die vom heiligen Geiste regierte Kirche in ihrer Vorsteherschaft, besonders in ihrem Oberhaupte Stellvertreterin Jesu Christi, wie im Lehramte, so auch in der Gewalt, Gesetze zu geben. Durch die Kirche übt Christus noch fortwährend seine Gewalt, Gesetze zu geben, aus. Darum sagt er auch bezüglich seiner heiligen Apostel und ihrer Nachfolger: Wer euch hört, der hört mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Luk. 10, 16.

Während Jesus auf Erden lebte, war er nicht bloß durch sein Wort unser Gesetzgeber, sondern auch durch sein Beispiel, und durch letzteres noch mehr, als durch ersteres. Der Lehrstand wäre daher nicht vollständig von seiner Kirche vertreten, wenn sie zum lebendigen Worte nicht auch die lebendige That Christi hinzufügte. In der That findet diese doppelte Stellvertretung Christi in der Kirche statt; denn wie die Heiligkeit Gottes uns in Christus erschienen ist, so leuchtet die Heiligkeit Christi aus den Gliedern der

Kirche hervor, wodurch fort und fort die gläubigen Herzen angezogen und auf der Bahn des göttlichen Gesetzes festgehalten werden. Denn wie Christus nicht bloß gelehrt, sondern auch gethan hat, was er lehrte, so verkündet auch die Kirche nicht bloß das christliche Sittengesetz, sondern sie erfüllt es auch in ihren Gliedern, wenigstens in den Auserwählten derselben. So werden diese selbst ein lebendiges Gesetz, und es erfüllt sich, was der Prophet von den christlichen Zeiten prophezeite: Ich will mein Gesetz in ihr Inneres geben, und es in ihre Herzen schreiben. Jerem. 31, 33. Wie nämlich Gott der Herr auf Sinai unter Donner und Blitz das alte Gesetz der Furcht, auf steinernen Tafeln geschrieben, dem Moses gegeben, um es dem Volke Israel vor Augen zu halten, so hat der heilige Geist, die ewige Liebe in der Gottheit, sich selbst als das neue Gesetz der Liebe in die Herzen der Gläubigen eingesenkt, um dieses Gesetz, in ihrem Leben ausgeprägt, der Welt vor Augen zu stellen. So ward gleichsam der Klage abgeholfen, welche der heil. Johannes führt, wenn er sagt: Noch viel Anderes hat Jesus gethan; wenn aber diese Thaten alle beschrieben werden sollten, so würde die ganze Welt die Bücher nicht fassen können. Joh. 21, 25. Nein, Bücher von Menschenhand geschrieben, konnten die Thaten Jesu nicht alle fassen; aber der heilige Geist, der Finger von Gottes rechter Hand, schrieb dieselben nicht mit todten Buchstaben in todte Bücher, sondern mit geistigem Feuer in lebendige Herzen ein. In den glaubenden, hoffenden und liebenden Kindern der Kirche steht Alles geschrieben, was der Heiland gelehrt und gethan hat. Jede Tugend und jedes gute Werk der Heiligen, ja ein jeder Heilige selbst im ganzen Gehalt seines Lebens ist, so zu sagen, nur ein Zug an dem Bilde Jesu Christi, welches der heilige Geist in den lebendigen Gliedern Christi in seiner Kirche ausarbeitet. Diese Hervorbildung Jesu Christi an seinem Leibe der Kirche ist das liebste, ja hauptsächliche Geschäft des heiligen Geistes. Wie eine schöpferische Kraft durch alle Reiche der Natur geht und immer in neuen Gestalten und Gebilden die Ideen des ewigen Wortes darzustellen arbeitet, so geht auch eine schöpferische Kraft durch die neue Schöpfung des Erlösers, es schwebt der heilige Geist über der Gnadenwelt, und bringt in dieser immer neue Abbildungen des Wiederherstellers aller Dinge hervor. Und auf diese Weise ist

Christus, wie einstens während seines sichtbaren Wandelns auf Erden, so noch heutigen Tages in seiner Kirche sowohl durch Wort als Beispiel unser Gesetzeslehrer, den wir hören, und auf den wir schauen müssen, wenn wir vor Gott wohlgefällig wandeln und dadurch unsere ewige Bestimmung erreichen wollen. Cf. Bischof Laurent's Kanzelvorträge.

46. Von dem Erfolg der Lehre und Gesetze Jesu.

Hievon ist ausführlich gehandelt B. III. S. 317—374.

47. Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen.

Der deutlichste Beweis von unserer durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes mit Gott bewirkten Vereinigung ist dieses, daß Christus unser Mittler ist.

Daß Christus unser Mittler ist, spricht die heilige Schrift selbst aus: „Es ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Gottmensch Jesus Christus." 1. Timoth. 1, 6.

Um das Mittleramt übernehmen zu können, mußte Jesus Gott und Mensch zugleich seyn; Gott mußte er seyn, um überhaupt bei Gott etwas vermitteln zu können, und Mensch mußte er seyn, um unsere Natur darstellen zu können. Christus, sagt der heil. Cyrillus von Alexandrien, ist unser Mittler, indem er das, was seiner Natur nach weit von einander getrennt und in einem unermeßlichen Zwischenraum aus einander liegt, nämlich die Gottheit und die Menschheit, verbindet, geeint an sich darstellt und so uns durch sich mit Gott, seinem Vater, verbindet. Dial. 1. de trinit. Auch der heil. Gregor von Nyssa sagt: Deßwegen ist Christus der Mittler zwischen Gott und den Menschen, weil er durch sich den Menschen mit der Gottheit vereiniget. Greg. Nyss. contr. Eunom.

Dem Mittleramte Christi verdanken wir alle Gnaden, die uns zu Theil werden; denn weil er als Mittler unsere Natur zu Gott erhebt, und sie mit ihm in Vereinigung bringt, strömt aus diesem Verhältnisse eine Fülle der Gnaden in uns über. In so ferne nennen die heiligen Väter die Erniedrigung Christi unsere Erhöhung. Christus, sagt der heil. Prosper, nahm die Natur und die Aehnlichkeit eines Knechtes an, damit wir auf den nämlichen

Stufen, auf welchen er in unser Elend herabstieg, zu seiner Höhe hinaufsteigen konnten. Prospr. ad Pslm. 119. Und der heil. Athanasius: Deßwegen ist das Wort Fleisch geworden, daß die ihm verliehenen Geschenke auf uns übergehen konnten; denn der bloße Mensch wäre nie solcher Vorzüge gewürdiget worden; das Wort selbst aber hätte nie derselben bedurft. Daher wurde das Wort mit uns vereiniget. Jetzt theilte es seine Gewalt uns mit, und erhob uns in die Höhe; denn das im Menschen seiende Wort hob den Menschen in die Höhe, und da der Mensch im Worte war, konnte er von ihm empfangen. Athan. orat. 5. Der heil. Augustin schreibt: Niemand kann Einen dahinauf heben, wo er selbst ist, wenn er nicht einigermaßen dahinab steigt, wo jener sich befindet. August. epist. 268. Und der heil. Irenäus: Das Wort hat durch den heil. Geist Gott zu den Menschen herabgebracht, und durch die Menschwerdung den Menschen wieder zu Gott emporgehoben. Iren. l. 5. c. 1.

Die heiligen Väter stellen die großen Gnaden, welche uns durch das Mittleramt Jesu zu Theil werden, unter verschiedenen Bildern dar. So nennt ihn Gregor, der Wunderthäter, die Brücke, welche Himmel und Erde wieder verbindet. Gregor von Nazianz nennt ihn den Sauerteig, der, indem er sich mit der verfluchten Masse vereinigte, diese vom Fluch befreite.

Weil Christus unser Mittler ist, so können und dürfen wir vertrauungsvoll zum Throne der göttlichen Gnade hinzutreten; denn wir sind dort nicht Fremde: Christus, unser Bruder und Erlöser, ist ja unser Fürsprecher beim Vater; wir sind dort nicht Fremde; denn in Christus, dem Eingebornen, steht unsere Natur, und in derselben stehen wir selbst fortwährend vor Gott, ja sitzen mit Christus zur Rechten des Vaters. Wer staunt nicht über dieses große Geheimniß; wer freut sich nicht desselben? Wer bekennt nicht mit dem Apostel: Alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß Gottes haben sich in uns ergossen durch Jesum Christum, unsern Heiland, durch den wir der göttlichen Natur theilhaftig worden sind. Col. 2, 3.; 2. Petr. 1, 4.

Hören wir noch, wie sich der geistreiche Alphons Rodriguez über das Mittleramt Jesu ausspricht. Er schreibt: Als die Brüder Josephs diesen ihren Bruder in Aegypten auf dem Throne

sahen, und wußten, daß Pharao zu Allen, welche Hilfe suchten, sprach: Gehet zu Joseph; — wie freudig mußten sie nicht seyn, und wie groß war nicht ihr Vertrauen zu Joseph! Sie täuschten sich auch nicht; denn Joseph vergaß das Unrecht, das sie ihm zugefügt hatten; er nahm sich liebreich ihrer an, und ließ sie Alle zu sich kommen; denn er sprach: **Kommet zu mir, ich will euch geben alle Güter des Landes Aegypten.** Gen. 45, 18. Dasselbe thut auch Jesus Christus; er ist unsere Hilfe, unser Trost, unser Vermittler und Fürsprecher. Er ladet uns Alle ein, daß wir unsere Zuflucht zu ihm nehmen, indem er spricht: **Kommet Alle zu mir, die ihr betrübten Herzens seid, und ich will euch erquicken.** Es ist seine Absicht, daß wir einstens Alle zu ihm kommen; denn er sagt: **Vater, ich will, daß die, welche du mir gegeben hast, dort bei mir seien, wo ich bin.** Joh. 17, 24. Er schickt uns gleichsam Wägen, um zu ihm zu kommen; diese sind die heiligen Sakramente und übrigen Gnadenmittel, die wir zu diesem Zwecke haben. Sollten dich aber die vielen Sünden, die du schon begangen hast, muthlos machen, so muß dich der Gedanke wieder aufrichten, daß seine Liebe einer wahrhaft reumüthigen Seele Alles verzeiht. Und nicht nur dieses, sondern er selbst ist unser Vermittler und Fürsprecher bei seinem ewigen Vater, um uns Barmherzigkeit und Verzeihung zu erlangen. Diese trostreiche Wahrheit spricht der heil. Johannes mit klaren Worten aus: **Meine Kindlein, sündiget nicht; hat aber auch Einer gesündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesus Christus, den Gerechten.** 1. Joh. 2, 1. Und der Apostel Paulus schreibt: Daß Christus in den Himmel aufgefahren sei, um beim Richterstuhl des Vaters das Amt eines Fürsprechers und Anwaltes zu besorgen. Hebr. 9, 14. Dort im Himmel, sagt der heil. Bernard, befindet er sich, dem ewigen Vater seine Wunden zeigend und darstellend, mit dem Bemerken, er habe sie für uns und auf des Vaters Geheiß empfangen; er möge also nicht zulassen, daß nur Einer von denjenigen zu Grunde gehe, welche ihm so theuer zu stehen kamen. Gleichwie nämlich die seligste Jungfrau ihren gebenedeiten Sohn auf die Brüste hinweiset, die ihn gesäugt haben, indem sie für uns Fürbitte einlegt; so zeigt auch der ewige Sohn dem ewigen Vater die Wunden und Schläge, die er für uns erhalten hat. Und dieß,

sagen die Heiligen, ist eine von den Ursachen, warum er die Maale seiner Wunden nach seiner glorreichen Auferstehung beibehalten wollte.

Die heilige Schrift erzählt uns: Als Jakob gestorben war, gingen seine Söhne zu Joseph, ihrem Bruder, aus Furcht, er möchte sich jetzt rächen wegen der Unbilden, wegen welcher er sich bei Lebzeiten des Vaters nicht gerächt hatte, und sie sagten zu ihm: Dein Vater gebot uns, ehe er starb, daß wir dieses mit seinen Worten dir sagen sollten: Ich bitte, vergiß doch die Missethaten deiner Brüder, und die Sünde und die Bosheit, die sie an dir verübten; und auch wir bitten, daß du vergebest den Knechten Gottes, deines Vaters, diese Missethat. Gen. 50, 17. Ebenso dürfen auch wir zu Gott, dem himmlischen Vater, hintreten, und ihn um Verzeihung anrufen, und wir dürfen uns dabei auf Christus selbst berufen und sagen: Sieh, Vater, dein Sohn, der unsere Missethaten auf sich genommen, und für sie Genugthuung geleistet hat, befiehlt es uns, dieses zu thun; er vereiniget seine Stimme mit der unserigen, und wenn wir keine Erhörung verdienen, so erhöre uns um seines Bittens willen.

Eben deßwegen, weil Christus unser Vermittler beim Vater ist, schließen wir auch alle unsere Bitten mit den Worten: „Durch Jesum Christum, unsern Herrn u. s. w.“ Dadurch wollen wir sagen: Herr, gewähre uns dieses durch Jesum Christum, deinen Sohn; verzeihe uns unsere Sünden wegen der Liebe, die du zu ihm trägst; denn er starb für uns am Kreuze. Sieh an jene Wunden, die er für uns erlitt, und habe Barmherzigkeit mit uns. Und wenn die Dienstleistungen Abrahams, Jakobs und Davids im Angesichte Gottes hinreichten, ihn zu versöhnen, daß er sein Volk nicht nur nicht züchtigte, sondern ihm sogar Begünstigungen und Gnaden erwies: um wie viel mehr wird der ewige Vater uns um seines Sohnes willen, an dem er so inniges Wohlgefallen hat, Alles gewähren, um was wir in seinem Namen und unter seiner Vermittlung ihn bitten. Daher ermahnt auch mit Recht der heil. Paulus: Da wir einen so großen Oberpriester haben, der die Himmel durchdrungen, so lasset uns mit Zuversicht hinzutreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir Hilfe nöthig haben. Hebr. 4, 14. 16.

48. Christus hat Alles, und insbesonders die Ebenbildlichkeit Gottes an uns wieder hergestellt.

Durch die Sünde kam Unordnung in die ganze Schöpfung; das herrliche Werk Gottes wurde verschlimmert. Christus hat aber Alles wieder hergestellt; er ist der große Restaurator des Reiches Gottes. Daher sagt der heil. Augustin: In Christus wird wieder hergestellt, was im Himmel ist, weil das, was dort an den Engeln gefallen ist, aus den Menschen wieder zurückgestellt wird; es wird aber auch wieder hergestellt, was auf Erden ist, weil die Menschen, welche zum ewigen Leben bestimmt sind, erneuert und von ihrem alten Verderben befreit werden. August. enchir. c. 62. Und der heil. Cyrillus sagt: In Christus ruft der himmlische Vater sowohl das, was im Himmel, als was auf Erden ist, zum Haupte zurück, und erhebt das, was dahin gekommen ist, wohin es nicht hätte kommen sollen, wieder in seinen vorigen Zustand.

Insbesonders stellte Jesus Christus die durch die Sünde getrübte Ebenbildlichkeit Gottes an den Menschen wieder her. Dieses sprechen die heiligen Väter klar aus. So sagt der heil. Irenäus: Was wir bezüglich der Ebenbildlichkeit und Aehnlichkeit mit Gott in Adam verloren, das haben wir in Christus wieder erhalten. Iren. lib. 3. c. 20. Der heil. Ambrosius sagt: Durch die Ankunft Christi wurde der Mensch, der zuvor unvernünftig war, erst wieder vernünftig; denn zuvor waren wir den Thieren ähnlich, die von einer Vernunft nichts wissen; wir waren fleischlich und irdisch, nach dem Ausspruch des Herrn: Du bist Erde, und wirst in Erde zurückkehren. Es kam aber der Sohn Gottes, und sendete seinen Geist in unsere Herzen, und so wurden wir geistige Kinder. Ambros. in Luc. c. 17.

Die Ebenbildlichkeit des Menschen mit Gott besteht aber in dem hier gemeinten Sinne vorzüglich in der Erkenntniß, in der Freiheit des Willens, in der Herrschaft und endlich in der Unsterblichkeit. Alle diese Vorzüge hatte der ursprüngliche Mensch im Zustande der Unschuld. Durch die Sünde verlor er sie zwar nicht ganz und gar, litt aber an denselben großen Schaden, so daß er sie gleichsam nur noch als eine Ruine besaß. Daher sagt der heil. Prosper:

-- — Transcurrit enim virosa per omnes
Peccati ebrietas.
Hinc animi vigor obtusus, caligine tetra
Induitur, nec fert divinae fulgura lucis
Lumen iners. Hinc arbitrium per devia lapsum
Claudicat, et coecis conatibus, inque ligatis
Motus inest, non error abest etc.

Alle diese Uebel hat der Erlöser hinweggenommen; denn von ihm heißt es, daß er jeden Menschen, der in diese Welt kommt, erleuchtet Joh. 1.; daß er die Schlafenden und Todten erweckt Eph. 5, 14.; daß er das Licht der Welt sei Joh. 8, 12.; daß er uns die Freiheit wieder gab Gal. 4, 31; daß er uns die verlorne Herrschaft zurückstellte. Röm. 8, 21. Dieß Alles geschah, indem er sich mit unserm Fleisch verband und unsere Natur annahm. Dadurch hat er die getrübte und entstellte Ebenbildlichkeit Gottes uns zurückgegeben; denn durch seine Gnade erleuchtet, ist der menschliche Geist der Erkenntniß göttlicher Wahrheiten wieder fähig; der Wille ist frei geworden und kann sich mit Hilfe der Gnade dem Guten zuwenden; dem Menschen ist es möglich, über die Sinnlichkeit zu herrschen, und endlich auch die Unsterblichkeit ist ihm wieder erworben. Dieß Alles bewirkte Jesus durch seine Menschwerdung; denn in seiner Natur ist unser Aller Natur veredelt worden; er ist gleichsam ein neues Pfropfreis auf einen unfruchtbaren Baum. Wie der aufgepfropfte, edle Zweig die Natur des ganzen Baumes verbessert und ihm die Natur des Pfropfreises mittheilt, so hat Christus dadurch, daß er unsere Wesenheit annahm, die Natur der gesammten Menschheit verbessert, das ihr inwohnende Verderben entfernt und die ursprüngliche Ebenbildlichkeit Gottes dem Menschen wieder hergestellt. Wir reden natürlich bloß von dem gerechtfertigten, nach der Aehnlichkeit mit Christus umgewandelten Menschen.

49. Christus machte die Menschen zu Kindern Gottes und brachte sie in die innigste Vereinigung mit Gott.

Eine der vorzüglichsten Früchte der Erlösung ist diese, daß Christus die Menschen zu Kindern Gottes machte, in Folge dessen sie Erbschaftsansprüche auf den Himmel erhielten. Daher sagt der heilige Johannes: Wie viel ihn aufnahmen, denen gab er

die Macht, Kinder Gottes zu werden. Joh. 1, 12. Und wiederum: Sehet, welch eine Liebe uns der Vater gab, daß wir Kinder Gottes genannt werden und sind. 1. Joh. 3. Der Apostel Paulus aber redet mehrfältig davon; so z. B.: Ihr habt den Geist der Kindschaft empfangen, in welchem wir rufen: Abba (Vater)! denn der Geist selbst gibt Zeugniß unserm Geiste, daß wir Kinder Gottes sind; wenn aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Erben Gottes und Miterben Christi. Röm. 8, 15—17. So ist nun nicht mehr Knecht, sondern Sohn; wenn aber Sohn, so auch Erbe durch Gott. Gal. 4, 7.

Die heiligen Väter heben mit besonderer Vorliebe dieses Gut, welches uns durch Christus zu Theil geworden ist, hervor. Gott, sagt der heil. Augustin, wurde Mensch, damit der Mensch Gott würde. De civit. Dei 21, 15. Wiederum sagt derselbe: Viele unter den Menschen, die keine eigenen Kinder haben und schon an Alter vorgerückt sind, adoptiren solche, und thun dem Willen nach, was sie der Natur nach nicht vermochten. Hat aber Einer einen einzigen Sohn, so erfreut er sich über denselben um so mehr, weil er allein Alles besitzen wird, und Niemanden hat, der mit ihm das Erbe theilt, so daß er ärmer würde. Nicht so verhält es sich bei Gott. Denn er schickte seinen Eingebornen, durch den er Alles erschaffen hatte, in diese Welt, damit er nicht allein wäre, sondern Adoptiv-Brüder hätte. Tract. 2. in Joan. Der heil. Bernard sagt: Warum anders ist der Sohn Gottes Mensch geworden, als daß er die Menschen zu Kindern Gottes machte? Serm. 1. de nativ.

Eben deßwegen wird Christus der Erstgeborne, und werden wir selbst seine Brüder genannt. So sagt der Apostel: Die er vorhergesehen hat, hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden, damit er der Erstgeborne sei unter vielen Brüdern. Röm. 8, 29. Zärtlich ist das Verhältniß zwischen Brüdern, noch inniger das zwischen Kind und Vater. Da wir nun durch Christus Kinder Gottes wurden, so brachte er uns eben dadurch auch in die innigste Vereinigung mit Gott. Daß dieses der Heiland beabsichtete, spricht er selbst aus: Laß sie Alle Eines seyn, wie du, Vater, in mir bist, und ich in dir bin; so laß auch sie in uns Eines sein. Joh. 17, 21. Diese Einheit spricht auch der heil. Paulus aus, wenn er sagt, daß wir Alle einen Leib

ausmachen, wovon Christus das Haupt ist. Eph. 1, 22.; 1. Cor. 2, 3. Es unterliegt keinem Zweifel, sagt der heil. Leo, daß die menschliche Natur in solche Vereinigung (mit Gott) durch den Sohn Gottes gebracht worden ist, daß nicht bloß in jenem Menschen, welcher der Erstgeborne der ganzen Schöpfung ist, sondern in allen seinen Heiligen ein und derselbe Christus ist; denn obschon es noch nicht Sache des gegenwärtigen, sondern erst des ewigen Lebens ist, daß Gott Alles in Allem ist, so wohnt er doch auch jetzt schon ungetheilt in seinem Tempel, welches die Kirche ist. St. Leo serm. 14. de pass.

Durch die Annahme des Einen Menschen sind nach den Aussprüchen der heiligen Väter alle Menschen mit Gott vereiniget worden. Dieß spricht unter Andern klar der heil. Athanasius aus; denn er läßt Christum sagen: Wie sie Alle von mir getragen worden sind, so laß sie Vater, Ein Leib und Ein Geist seyn. Athan. Orat. 4. Und wiederum: Wie der Herr, indem er einen Leib annahm, Mensch geworden ist, so werden wir Menschen, die er durch sein Fleisch gleichsam alle angenommen hat, durch ihn vergöttlichet. Gregor von Nyssa schreibt: Weil jenes Fleisch, welches Gott annahm, und welches durch die Auferstehung mit der Gottheit zugleich erhöhet worden ist, nirgends anders her war, als von unserer Masse, so ging, wie auch in unserm Körper der Akt eines mit ihm verbundenen Theiles oder Sinnesorganes dem Ganzen gemeinschaftlich wird, nicht anders, als wäre die ganze Natur bloß Ein lebendes Wesen, die Auferstehung des Einen in die Gesammtheit über; denn wegen der unzertrennlichen Einheit der Natur ergoß sie sich vom Theile in die Gesammtheit. Greg. Nyss. c. 32. catec.

Uebrigens spricht der heil. Paulus selbst diese Wahrheit, daß Christus in der Menschwerdung gleichsam die Natur von uns Allen angenommen habe, deutlich aus, und daß in Folge dessen Alles, was Christus gethan, uns gemeinschaftlich geworden sei. So sagt er: Ist Einer für Alle gestorben, so sind Alle gestorben. 2. Cor. 5, 14. Und wieder: Gott, der reich ist an Erbarmung, hat um seiner überaus großen Liebe willen, womit er uns geliebt hat, uns, die wir todt waren in Sünden, mitbelebt in Christo, und mitauferweckt und mitversetzt in den Himmel in Christo Jesu. Eph. 2, 4—7.

Der Apostel sagt, wir seien mit Christus auferstanden und regieren mit ihm bereits im Himmel nicht in dem Sinne, weil wir diese Hoffnung im Glauben festhalten, sondern weil unsere mit Christus vereinigte Natur schon wirklich diese Güter genießt. Daher sagt auch der heil. Chrysostomus: Wenn Christus, unser Haupt, von den Todten auferstanden ist, so sind auch wir auferstanden, und wo das Haupt (Christus) sitzt, da sitzt auch der Leib (der gläubige Christ).

50. Christus ist unser Hoherpriester und König.

Als Priester ist Jesus Christus schon im alten Bunde vorherverkündet und vorgebildet. In den Psalmen lesen wir: Der Herr hat geschworen, und es wird ihn nicht gereuen: Du bist Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Ps. 110. Sowohl Christus selbst, als auch die Apostel deuten diesen Psalm auf den Messias. Es muß daher dem Messias der priesterliche Charakter zukommen. Auch besteht nach der Schrift eine Aehnlichkeit zwischen Christus und Melchisedech. Von Melchisedech wissen wir aber nur, daß er König und Priester gewesen. Gen. 14. Was nun in Melchisedech vorgebildet ist, das muß noch viel mehr an Christus hervortreten; er muß also noch in weit höherm Sinne Priester und König seyn. — Im neuen Bunde handelte von der priesterlichen Würde Christi am ausführlichsten der heil. Paulus im Briefe an die Hebräer. Er schreibt, daß Christus sich nicht selbst die Hohepriesterwürde genommen, sondern daß sein himmlischer Vater sie ihm gegeben habe (Kap. 5. V. 5, 6.), weil ihn nämlich der himmlische Vater zum Erlöser bestimmte, wodurch er ihn eben auch zum Priester machte. Sache des Priesters ist es zu opfern. Ein jeder Hohepriester, sagt der Apostel, wird aufgestellt zur Darbringung von Gaben und Opfern. Deßwegen ist nöthig, daß auch Jesus etwas habe, das er darbringe. Jesus hat sich selbst am Kreuze für die Sünden der Welt geopfert; er ist also Opfer und Priester zugleich. Und er erneuert dieses Opfer fortwährend geheimnißvoll nach Weise des Melchisedech in Brod und Wein. Deßwegen heißt er Priester in Ewigkeit nach der Ordnung des Melchisedech. Darum sagt der Apostel: „Von jenen (im alten Bunde) sind mehrere Priester geworden, weil sie durch den Tod verhindert

wurden, zu bleiben; dieser aber (Christus) hat, weil er ewig bleibt, ein ewiges Priesterthum, weßhalb er auch immer retten kann diejenigen, welche durch ihn Gott nahen, da er allezeit lebt, um für uns zu bitten.“ Diejenigen, die jetzt auf Erden Priester sind, sind nur Stellvertreter und Diener des ewigen Hohenpriesters Jesu Christi; der allein wahre Priester ist Jesus. Und es geziemt uns, fährt der heil. Paulus fort, daß wir einen solchen Hohenpriester hätten, der da wäre heilig, schuldlos, unbefleckt, ausgeschieden von den Sündern, und höher als die Himmel geworden, der nicht jeden Tag nöthig hat, wie die Hohenpriester, zuerst für seine eigenen Sünden Opfer darzubringen, dann für die des Volkes; denn dieses hat er einmal gethan, da er sich selbst aufopferte. Heb. 7, 26. 27. In diesen Worten schildert der Apostel die Vortrefflichkeit des Priesterthums Christi über dem levitischen Priesterthum. Sieh übrigens unten den Artikel Messe am entsprechenden Orte.

Auch König ist Jesus Christus. Als solcher wird er unter Anderm deutlich im zweiten Psalm bezeichnet; dort sagt der Messias: Ich bin als König von ihm (Gott, dem himmlischen Vater) gesetzt über seinen heiligen Berg, und verkündige sein Gesetz. Der Herr hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt. Begehre von mir, so will ich dir geben die Heiden zu deinem Erbe, und zu deinem Eigenthum die Enden der Erde. Du sollst sie beherrschen mit eisernem Scepter, und wie Töpfergefäß sie zertrümmern. V. 6—10. Ebenso erklärt sich Ps. 45., wo es heißt: Dein Thron, o Gott! (hier ist offenbar der Messias angeredet cf. Hebr. 1, 8.) steht immer und ewig; ein Scepter der Gerechtigkeit ist der Scepter deines Reiches, du liebest Gerechtigkeit und hassest das Unrecht; darum hat dich, o Gott, dein Gott mit Freude gesalbt mehr als deine Genossen. V. 7—9. Dasselbe spricht der Ps. 110. aus: Es sprach der Herr zu meinem Herrn: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemmel deiner Füße lege.“ Die rechte Seite ist die der Ehre, und insbesonders erhebt der König durch Sitzenlassen zu seiner Rechten zur Mitherrschaft oder Stellvertretung. Es ist demnach hier deutlich die Königswürde des Messias ausgesprochen; übrigens wird in diesem Psalm auch das Priesterthum des Messias wieder hervorgehoben. Christus hat sich endlich selbst als König erklärt; denn von Pilatus

gefragt: „Bist du ein König?“ — antwortete Jesus: Du sagst es; ich bin ein König. Joh. 18, 37. Auch erklärte sich Jesus vor dem Volke durch den symbolischen Einzug auf dem unberührten Eselsfüllen als König. Joh. 12, 14.; Matth. 21, 7.

51. In wie ferne ist Christus unser Heiland (Arzt) und Erlöser?

Der vorzüglichste Zweck, warum Jesus Christus in die Welt gekommen, ist, uns von unsern Sünden zu befreien; dadurch ist er unser Heiland und Erlöser geworden.

Daß dem so sei, spricht klar die heilige Schrift aus. Jesus sagt selbst von sich: Es kam der Menschensohn, um zu retten, was verloren war. Matth. 18, 12. Der heil. Paulus schreibt: Es ist ein treues Wort und aller Annahme würdig, daß Jesus Christus in diese Welt kam, die Sünder zu heilen. 1. Timoth. 1, 15. Wiederum: Was dem Gesetze unmöglich war, das hat Gott bewirkt, indem er seinen Sohn in der Gestalt des sündigen Fleisches sandte, und wegen der Sünde die Sünde im Fleische verdammte. Röm. 8, 3. Und der heil. Johannes schreibt: Ihr wißt es, daß er (Jesus) erschienen ist, damit er unsere Sünden hinwegnehme; — ja dazu ist er erschienen, die Werke des Teufels zu zerstören. 1. Joh. 3, 5 u. 8.

Diese Wahrheit sprechen die Väter des ersten allgemeinen Conciliums von Nizäa aus, indem sie sagen: Der wegen uns Menschen und wegen unsers Heiles herabgestiegen ist, Fleisch angenommen hat und Mensch geworden ist. — Daher sagt auch der heil. Athanasius: Unsere Schuld gab dem Sohne Gottes Gelegenheit, vom Himmel herabzusteigen, und unsere Uebertretung veranlaßte die Menschwerdung des göttlichen Wortes; wir waren die Ursache seiner Incarnation. Lib. de incarnat.

Christus hat uns aber zunächst befreit von der Erbsünde. Diese Wahrheit vertheidigen gegen die Pelagianer alle heiligen Väter. Unter andern sagt der heil. Augustin: Wer behauptet, die Kinder haben nichts an sich, wovon sie Jesus heilen soll, der leugnet, daß Christus auch für die gläubigen Kinder Jesus sei; er sagt nichts Anders, als daß Christus der Herr für die gläubigen Kinder, d. h. für die auf Christus getauften Kinder, nicht Jesus

sei. Denn was heißt Jesus? Jesus heißt so viel, als Heiland. Welche er nun nicht heilt, da es an ihnen nichts zu heilen gibt, für die ist er nicht Jesus.

Jesus Christus hat uns auch von allen übrigen, wirklichen Sünden befreiet, die täglich zunahmen, des ganzen Menschengeschlechtes sich bemächtiget hatten, und es zu unterdrücken schienen. Denn die Menschen, sagt mit Recht der heil. Athanasius, blieben mit ihren Sünden keineswegs innerhalb gewisser Grenzen stehen, sondern sie schritten immer weiter fort, und zuletzt bis in das Unendliche. Denn vom Anfange an waren sie erfinderisch in der Bosheit, und schufen sich dadurch Tod und Verderben. In der Folge der Zeit dem Unrechte verfallen, überschritten sie alle Bosheit, und nicht zufrieden mit einer Art des Bösen, häuften sie immer neue Uebel an, und konnten im Sündigen nicht satt werden. Athan. de incarnat. Gott hatte zwar schon verschiedene Mittel angewendet, um die Gräuel der Sünden zu mindern; denn er ließ schwere Strafen über die Menschheit kommen, wie die Sündfluth; er gab ferners das Gesetz des Moses, um die Menschen im Zaume zu halten; er schickte Propheten und andere heilige Männer, daß sie Buße predigten. Aber die Sünde nahm nicht ab, sondern wuchs. Daher sagt ein Kirchenlehrer: Gott, welcher der Sünde eine Grenze setzen wollte, gab das Gesetz, schickte Propheten, drohte mit Strafen und Plagen. Da aber die so ermahnte Welt ihre Irrthümer nicht erkannte, schickte Gott seinen Sohn, daß er im Fleische den Menschen erschiene und die Sünder heilte.

Um die mit unserer Natur gleichsam verwachsene Sünde wieder auszurotten, nahm der Sohn Gottes sie selbst an, nämlich unsere Natur, und reinigte sie dadurch von allem Unrathe der Bosheit und stellte sie wiederum her. Aus diesem Grunde machte er ein jedes Alter durch, um gleichsam jedes zu reinigen; denn er war ein Kind, ein Knabe, ein Jüngling, ein Mann. Daher sagt der heil. Irenäus: Quamobrem per omnem venit aetatem, omnibus restituens eam, quae est ad Deum, communionem. Lib. 3. c. 20.

Aus diesem Grunde legt das Alterthum dem Herrn auch das Amt eines Arztes bei, wie diese Bedeutung schon im Namen Jesus liegt. Deßwegen, sagt Eusebius, heißt er Jesus, weil er gekommen ist, durch Arznei die kranken Seelen der Menschen zu heilen. Der

heil. Augustin ruft aus: Wie groß ist die Güte und die Macht unsers Arztes, der aus seinem Blute für den unsinnigen Mörder eine Arznei bereitete. Und der heil. Bernard: Es kam der Arzt zu den Kranken; der Loskaufer zu den Verkauften, der Weg zu den Irrenden, das Leben zu den Todten. Papst Gregor aber schreibt: Es ist in der Arzneikunde Gewohnheit, bisweilen Aehnliches durch Aehnliches, und bisweilen Entgegengesetztes durch Entgegengesetztes zu heilen. Denn oft pflegt man Hitze durch Hitze, und Kälte durch Kälte zu vertreiben; oft aber auch Kälte durch Hitze, und Hitze durch Kälte. Es kam also zu uns von Oben herab unser Arzt, und da er uns in so viele Krankheiten verfallen sah, so gebrauchte er einiges uns Aehnliches, und anderes uns Entgegengesetztes. Denn zu den Menschen kam er als Mensch, zu den Sündern aber als Gerechter; er war mit uns geeint in der Wahrheit der Natur, aber er war von uns verschieden in der Strenge der Gerechtigkeit. Der verdorbene Mensch konnte nur durch Gott gebessert werden. Es mußte aber der, welcher besserte, gesehen werden, um, indem er das nachzuahmende Bild darstellte, das frühere Leben der Bosheit zu ändern. Aber Gott konnte von dem Menschen nicht gesehen werden; daher wurde er Mensch, um gesehen werden zu können. Der gerechte und unsichtbare Gott erschien daher uns ähnlich als sichtbarer Mensch, damit er, wenn er der Aehnlichkeit wegen gesehen würde, als Gerechter heilte. St. Greg. lib. moral. XXIV.

Mit der Sünde befreite uns Christus zugleich auch von dem Tode und der Knechtschaft des Teufels. Der Tod war aber, wie die Sünde selbst, mit der innersten Natur des Menschen verwachsen. Daher mußte nach den heiligen Vätern, um den Tod hinwegzunehmen, das Leben mit unserer Natur sich vereinigen, wie es in der Menschwerdung des Sohnes Gottes wirklich geschehen ist. Darauf bezüglich sagt der heil. Irenäus: Wir konnten auf keine andere Weise die Unvergänglichkeit und Unsterblichkeit erlangen, als durch Vereinigung mit der Unverweslichkeit und Unsterblichkeit selbst. St. Iren. l. 3. c. 21. Und an einem andern Orte: Wäre der Mensch nicht mit Gott vereiniget worden, so hätte er der Unvergänglichkeit nicht theilhaftig werden können. Und der heil. Athanasius: Wäre der Tod außerhalb des Körpers gewesen, so

hätte auch das Leben außerhalb des Körpers seyn können; nun war aber der Tod mit dem Leibe des Menschen verbunden, und ihm gleichsam anhängend, beherrschte er ihn: daher mußte auch das Leben mit dem Körper verwachsen, damit der Leib, nachdem er das Leben angezogen hatte, die Verwesung abwarf. St. Athan. de incarn. Der heil. Athanasius bedient sich dabei eines Gleichnisses. Der Halm wird, sagt er, wenn man ihn dem Feuer nahe bringt, von diesem verbrannt; umgibt man ihn aber mit Asbest oder Amiant, der seiner Natur nach dem Feuer widersteht, so wird auch der Halm von der Flamme nichts mehr zu befürchten haben; er bleibt unversehrt. So hat auch unser Leib, nachdem ihn Gott, der das Leben und die Unsterblichkeit ist, angenommen hat, den Tod nicht mehr zu fürchten. Hätte Gott ihn bloß durch das Wort seiner Allmacht vom Tode befreit, so wäre er wohl auch nicht gestorben; er wäre aber doch immerhin sterblich geblieben. Durch seinen Tod, den Christus in unserer Natur starb, hat er von uns Allen den Tod hinweggenommen, und uns unsterblich gemacht. Deßwegen, sagt der heil. Basilius, erschien Gott im Fleische, um den in demselben, wie in einem Verstecke weilenden Tod zu tödten; denn wie die Arznei, welche gegen das Gift bereitet wird, wenn man sie in den Körper aufnimmt, das Schädliche und Tödtliche überwältiget, und wie in einem Hause die Finsterniß verscheucht wird, wenn man Licht hineinbringt; so ist der Tod, der in der menschlichen Natur herrschte, durch die Gegenwart der Gottheit ausgelöscht worden. St. Basil. hom. 25. de humil. Christ. Und der heil. Augustin sagt: Damit Jesus den Tod überwinden konnte, bekleidete er sich mit dem Tode (sterblichem Fleische); denn der Tod konnte nur im Leben sterben. Die Bitterkeit verliert sich ja nur in der Süßigkeit, die Kälte nur in der Wärme; so konnte auch der Tod nur im Leben sterben.

Ebenso hat uns Christus aus der Knechtschaft des Teufels errettet. Deßwegen, schreibt der heil. Johannes, erschien der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. 1. Joh. 3. Und wiederum: Jetzt ist der Fürst dieser Welt hinausgeworfen. Joh. 12, 31. — Höchst traurig war die Lage der Menschen unter der Herrschaft des Teufels. Bis dahin verblendete er die ihm unterworfene Menschheit, daß sie ihn, ihren Tyrann, als ihren Gott

anbetete; denn der heidnische Götzendienst war nichts Anders, als ein Dämonendienst. Der Teufel, der ohne alle Hoffnung für immer aus dem Himmel verstossen war, suchte nun seinerseits Gott aus der Welt zu vertreiben, und daher das Andenken an ihn und seine Anbetung bei den Menschen gänzlich zu entfernen; statt dessen ließ er sich selbst als Gott huldigen. Dieß ist auch die Folge, warum der Götzendienst mit allen Gräueln und Lastern verbunden war; denn er war ja ein Teufelsdienst. So wurde der Satan wirklich der Fürst dieser Welt, weil er über sie und was in ihr war, namentlich die Menschen, herrschte; denn Gott ließ die Herrschaft des Teufels über die Menschen zur Strafe ihrer Sünden zu. Die Art aber, wie der Mensch in die Gewalt des Teufels kam, sagt der heil. Augustin, ist nicht so zu verstehen, als hätte dieses Gott gethan, oder befohlen, daß es geschehe, sondern er ließ es nur zu, aber gerechter Weise; denn sobald Gott den sündigen Menschen verließ, fiel ihn der Urheber der Sünde an. Und der heil. Bernard sagt: Der Teufel hatte nicht bloß eine Gewalt über die Menschen, sondern es war diese sogar gerecht, und um davon die Menschen zu befreien, ist der Sohn Gottes im Fleische erschienen. Ob wir nun gleichwohl die Gewalt des Teufels über die Menschen gerecht nennen, so doch nicht seinen Willen. Daher ist nicht der Teufel, der angriff, nicht der Mensch, der es verdiente, sondern nur Gott gerecht, der es zuließ; denn nicht von seiner Gewalt, sondern nach seinem Willen wird Einer gerecht oder ungerecht genannt. Dieses gewisse Recht des Teufels auf den Menschen also war zwar nicht rechtlicher Weise erworben, sondern böswillig usurpirt; aber dennoch mit Recht zugelassen. So wurde der Mensch gerechter Weise gefangen gehalten, jedoch so, daß weder beim Menschen, noch beim Teufel die Gerechtigkeit war, sondern bei Gott. Gerechter Weise wurde daher der Mensch übergeben; aber aus Barmherzigkeit befreit; doch so aus Barmherzigkeit, daß bei der Befreiung auch die Gerechtigkeit nicht mangelte; denn auch dieses gehörte zur Barmherzigkeit des Befreiers, daß er sich, was den Mitteln zur Befreiung angemessen war, gegen den Angreifer (den Teufel) mehr der Gerechtigkeit, als der Macht bediente.

Auf ähnliche Weise erklären sich hierüber schon die ältesten Väter. So sagt der heil. Irenäus: Mächtig ist in allen Dingen

das Wort Gottes, und nirgends läßt es dasselbe an seiner Gerechtigkeit fehlen. Mit Gerechtigkeit wandte er sich gegen die Abtrünnigkeit selbst, indem er das Seinige aus des Teufels Gewalt loskaufte; nicht mit Gewalt, wie jener vom Anfange an über uns herrschte, indem er das, was ihm nicht zugehörte, unbilliger Weise an sich riß, sondern mit Ueberlegung, wie es dem rathenden und nicht gewaltthätigen Gott geziemte, nahm er zurück, was ihm gefiel. Iren. lib. 5. c. 1.

52. Von dem Wandel Jesu Christi, der Heiligkeit und Vollkommenheit seines Lebens.

Es hat noch keine größere Heiligkeit und Vollkommenheit gegeben, als wir sie an Jesus Christus finden. Sobald er sich zeigt, wird das ganze Gemüth ergriffen und gleichsam vom Glanz seiner Heiligkeit geblendet. Vor allem sieht man jene Tugenden an ihm glänzen, die gleichsam die Grundfeste aller Heiligkeit sind: Die Liebe zu Gott und zu den Nächsten. Wie tief spricht sich seine Ehrfurcht vor Gott, seinem himmlischen Vater, aus; wie flammend ist sein Eifer für seine Ehre! Nie liebte auch ein Mensch die Menschen inniger und reiner, als Jesus. Was hat er nicht Alles für ihr Heil gethan, da er selbst, um sie zu retten, in den martervollsten Tod ging? Nicht minder groß war die Unschuld seiner Sitten, seine Mäßigkeit, seine Entsagung, sein Widerwillen gegen alle Pracht und eitle Ehre. Was soll man dann sagen von seiner Demuth und Anspruchslosigkeit? Was von seiner himmlischen Milde und Erbarmung?

Man findet an Jesus nicht bloß keinen Fehler, sondern nicht einmal einen Schatten eines solchen. Daher konnte er seine Gegner auffordern und zu ihnen sagen: Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Pilatus mußte seine Unschuld bekennen, und selbst Judas, sein Verräther, rief aus: Ich habe unschuldiges Blut verrathen.

In Allem, was Jesus spricht und thut, erscheint die Reinheit seines Herzens und der Adel seiner Seele. Wer ihn näher betrachtet, sieht, daß die Erhabenheit seiner Tugend sein natürlicher Stand ist, und daß er nie den Leidenschaften sich entgegenzustämmen nöthig hat, um in schwierigen Fällen heldenmüthige Tugend zu üben.

Man sagt, die Tugend sei nur dann heroisch, wenn sie die beiden äußersten Grenzen entgegengesetzter Tugend vereiniget, z. B. die höchste Gerechtigkeit mit der höchsten Milde. Und dieses ist richtig; denn nichts ist dem Menschen schwerer, als diese beiden Extreme zu vereinigen. Selten, ja fast niemals hat Jemand eine Tugend in sehr hohem Grade, außer auf Kosten der entgegengesetzten. So ist gewöhnlich der, welcher sehr gut ist, zugleich auch schwach; wer strenge Gerechtigkeit übt, ist häufig hart. Christus ist der Einzige, der die beiden äußersten Grenzen entgegengesetzter Tugenden in sich vereinigte. Wollen wir Beispiele der höchsten Güte und Milde haben, so denken wir uns Christum, wie er mit der Samaritin am Jakobs-Brunnen spricht, oder wie er im Hause des Pharisäers Simon der öffentlichen Sünderin sich erbarmt. Wer hingegen Beispiele der höchsten Starkmüthigkeit und Freiheit haben will, der erinnere sich der edlen Unerschrockenheit, mit welcher Christus so oft den Schriftgelehrten und Pharisäern entgegen trat. Sind dieses nicht glänzende Züge eines unerschrockenen Eifers, den keine menschliche Rücksicht zurückzuhalten vermochte?

Wenn man aber die Tugend in ihrem höchsten Glanze sehen will, muß man Christum sterben sehen. Da zeigte dieser himmlische Dulder die ganze Schönheit, die ganze Stärke und Größe seiner Seele. Vergeblich sucht man in der ganzen Geschichte einen einzigen Menschen, der ihm nur verglichen werden könnte. Erwäge, wie Christus in dem Augenblick zu den Juden spricht, wo sie ihn im Oelgarten gefangen nehmen; wie zum hohen Priester, der ihn über seine Lehre befragt; wie zum Pilatus, der ihn verurtheilte! Denke man sich jemand Andern an die Stelle Christi, und frage man sich, ob es einem Menschen, der in einer solch peinlichen Lage sich befindet, möglich ist, so große Geistesgegenwart, so große Ruhe und eine solch unerschrockene Freiheit zu bewahren! Was soll ich aber erst von der bewunderungswürdigen Geduld Christi sagen? Mitten unter der Wuth so vieler Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, so vieler niedriger Verleumdungen, bitterer Schmähungen, unerhörter Beschimpfungen und grausamer Qualen schweigt Christus, wie ein Lamm unter der Hand seines Schlächters. Nicht Ein Wort der Klage oder des Murrens, nicht ein einziger Seufzer entkommt seinem Munde. Weder Unwillen, noch viel weniger

Zorn, noch Verachtung gegen seine Feinde, noch sonst eine Leidenschaft zeigt sich an ihm: Alles ist in ihm in so tiefer Ruhe, als wäre er nur ein Zuschauer der Martern, die er leidet. Christus erscheint bei der Duldung der schmerzlichsten Qualen so friedlich, als wäre das Leiden sein natürlicher Zustand. Dieß wäre für einen gewöhnlichen Menschen bereits zu viel; aber Christo ist es noch nicht genug. Er geht noch weiter, er betet noch für seine Feinde, und erfleht denen Gnade und das Himmelreich, welche ihn in die Hölle hinabstürzen wollen. Wo hat es je einmal auf Erden einen solchen Heroismus von Tugenden gegeben?

53. Christus ist unser Muster und Vorbild.

Nachdem der Mensch durch seine Abkehr von Gott nicht bloß die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten verloren, sondern auch von dem Wege der Tugend abgewichen und in den Schlamm aller Laster versunken war, bedurfte er nicht bloß eines Lehrers, der ihm die verlorne Wahrheit wieder zur Kenntniß brachte, sondern auch eines Musters und Vorbildes, welchem er nachstreben konnte. Nicht bloß Worte hatte er nöthig, die ihn unterrichteten, sondern auch Thaten, die er nachahmen konnte. Es genügte also nicht, daß Christus Lehrer war, er mußte auch Vorbild seyn; er mußte den vielen sichtbaren Beispielen der Unsittlichkeit ein sichtbares Beispiel vollendeter Sittlichkeit entgegenstellen. Dieß hat der Heiland wirklich gethan. Er hat sich in allen Tugenden ausgezeichnet, wie im Vorhergehenden gezeigt worden ist, und dadurch ist er auch für Alle ein Muster und Vorbild geworden, in welch einem Stande sie immer seyn und in was für Verhältnissen sie leben mögen.

Christus selbst stellt sich als unser Vorbild auf, wenn er sagt: Ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß ihr ebenso thuet, wie ich gethan habe. Joh. 13, 15. Er ladet uns auch ein, ihm nachzuahmen: „Lernet von mir; denn ich bin demüthig und sanftmüthig vom Herzen.“ Als ein Muster der Nachahmung haben Christum auch die Apostel betrachtet, und ihn den Gläubigen als solches dargestellt. So sagt der heil. Paulus: Seid meine Nachfolger, wie auch ich ein Nachfolger Christi bin. 1. Corinth. 4, 16. Deßgleichen sagt Petrus: Jesus hat euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Fußstapfen nachfolget. 1. Petr. 2, 22.

Man fragt zwar, ob denn Jesus, als der Sohn Gottes, uns schwachen Menschen ein Muster und Vorbild seyn könne; allein wenn Christus für uns auch kein Muster der Nachahmung in dem Sinne ist, daß wir ihn erreichen können, so bleibt er doch für uns ein objektives Ideal, dem wir nachstreben sollen. Wir befinden uns in der nämlichen Lage wie ein Lehrknabe einem großen Meister gegenüber: jener nimmt sich diesen zum Vorbilde und strebt ihm nach, wenn er auch seine Kunst nicht erreicht. Warum sollte Jesus, der doch unsere Natur angenommen, und uns, die Sünde ausgenommen, in Allem ähnlich geworden ist, nicht unser Vorbild seyn können, da der Heiland uns in den Worten: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel," — uns Gott selbst zur Nachahmung hinstellt?

Soll aber das Beispiel Jesu bei uns gehörige Wirkung hervorbringen, so müssen wir die Lebensgeschichte Jesu nicht bloß genau kennen, sondern dieselbe auch auf uns in allen vorkommenden Fällen anwenden. Das Leben Jesu soll sich eigentlich an unserm Leben wieder darstellen. Und wenn wir uns ganz in ihn hineingelebt haben, dann erfüllt sich, was der Apostel verlangt: Wir haben Christum angezogen, und nicht mehr wir leben, sondern Christus lebt in uns.

54. Von den Wundern Jesu.

Daß Jesus Christus Wunder wirken werde, war von ihm bereits im alten Bunde vorausgesagt; denn es heißt vom Messias, daß er ein Mann seyn werde, wie Moses war. Deut. 18, 15. Wie also Moses vor den Israeliten und Aegyptiern durch seine Wunder als Gesandten Gottes sich erwies, so sollte es auch durch den Messias geschehen; auch er sollte seine göttliche Sendung durch Wunder beurkunden. Isaias aber hatte sogar viele der Wunder bezeichnet, welche der Messias wirken würde; denn er sagt: Gott selber kömmt und erlöset euch. Dann öffnen sich der Blinden Augen, der Tauben Ohren thun sich auf; dann springt wie ein Hirsch der Lahme, und die Zunge der Stummen löset sich. Is. 35, 4—7.

Jesus Christus hat bei seinem Auftreten wirklich Wunder gewirkt. Ungeachtet die Evangelisten bei weitem nicht Alles aufschrieben, was der Herr gethan (Joh. 20, 30.); so werden uns in

der heiligen Schrift dennoch eine Menge von Wundern erzählt, die Christus gewirkt hat. Er hat nämlich Wunder gethan:

I. An der leblosen Natur.

Hieher gehört:

1) Die Verwandlung des Wassers in Wein auf der Hochzeit zu Cana in Galiläa. Joh. 2, 1—11. Dieß war das erste Wunder Jesu, und der Heiland wirkte es auf die Fürsprache seiner gebenedeiten Mutter Maria, um anzudeuten, welch eine Macht ihr Fürwort bei ihm habe. Hier muß ein wahres Wunder zugegeben werden; denn die Verwandlung einer Substanz in eine andere, und zwar ohne alles äußere Hinzuthun, ist ein Werk, das nur Gott in seiner Allmacht vermag. Von einem Betrug kann hier keine Rede seyn; denn Jesus läßt durch fremde Hände die Krüge mit Wasser füllen, und durch dieselben Hände aus den nämlichen Krügen schöpfen. Jesus bedient sich hier nicht einmal des Dienstes seiner Jünger, um das Wunder desto augenscheinlicher darzustellen. Zu diesem Wunder bemerkt der heil. Cyrillus: Was ist dem allmächtigen Gotte schwer, oder wie soll derjenige, der alle Dinge aus Nichts in das Daseyn rief, nicht ebenso leicht ein Ding in ein anderes verwandeln können? Der heil. Augustin schreibt: Was Gott damals zu Cana bei der Hochzeit that, thut er noch jährlich in den Weinländern; denn wie das Wasser, welches die Aufwärter in die Krüge gegossen hatten, durch die Kraft des Allerhöchsten in Wein verwandelt wurde, so wird auch das Wasser, welches aus den Wolken niederträufelt, durch die Allmacht desselben Gottes in den Reben zu Wein verwandelt. Weil aber dieses Wunder alle Jahre geschieht, so denkt man nicht daran, es zu bewundern. Gott wirkt in der ganzen Schöpfung täglich Wunder, welche bei den Menschen nicht wegen der Leichtigkeit, sondern wegen der Häufigkeit kein Staunen erregen. — Endlich ist das Wunder zu Cana ein Vorbild jenes viel größeren Wunders, welches Jesus täglich auf unsern Altären wirkt; denn wie zu Cana Wasser in Wein verwandelt wurde, so wird bei der heiligen Messe wahrhaft der Wein in das Blut Jesu umgewandelt.

2) Die Vermehrung der fünf Brode und der zwei

Fische bis dahin, daß mehr als fünftausend Menschen davon satt wurden, und von den übrig gebliebenen Stücken noch zwölf Körbe gefüllt wurden. Matth. 14, 14—22. Dasselbe Wunder erneuerte sich ein anderes Mal cf. Matth. 15, 32—39.; Mark. 8, 1—9. — Das Wunder liegt hier am Tage; denn es war unmöglich, für so viele Menschen plötzlich hinreichende Nahrung herbeizuschaffen; unmöglich kann ein bloßer Mensch durch gewöhnliche Kräfte der Natur wenige Brode so sehr vermehren, daß, nachdem Tausende davon gegessen und satt geworden waren, zuletzt mehr übrig blieb, als anfangs vorhanden war. Dem versammelten Volke war auch das Wunder so einleuchtend, daß es Jesum öffentlich als den erwarteten Messias ausrufen wollte.

Ueber die beiden hier oben erörterten Wunder sagt Sepp in seinem Leben Jesu: Es ist von höchster, typischer Bedeutung, daß Jesus erste Wunder um Brod und Wein sich handeln. Denn er ist es, der als der in den Mysterien verkündete, und von der ganzen Heidenwelt erwartete Dionysos des neuen Zeitalters auftritt. Eben der, welcher in Cana den Wein geschafft und anderwärts das Brod für Fünftausende, ist von den Heiden unwissend als der Spender des Weines und der Brodfrüchte verehrt worden. Wie das Verderben des Geschlechtes an das Sündenbrod des ersten Stammvaters, das er vom Baume der Erkenntniß, nach den orientalischen Mythen einem Granaten- oder Brodfruchtbaum, gegessen, sich knüpft, und damit der Böse in ihn eingegangen; wie es im zweiten Geschlechte mit dem Weinkelche des Patriarchen Noe zusammenhängt: — so müssen auch die Wunder der Erlösung um Brod und Wein sich drehen und der Heiland zum Schlusse seines Werkes mit dem Erlösungsbrod und Blutwein sich identificiren, um als Antidotum und Radikalmittel gegen die Sünde gegeben, die Menschen zu einem neuen, geistigen, göttlichen Leben hinaufzusteigern. Aber wie die erste Sündenkost schon genügte, den Menschen in's Verderben zu stürzen, so ist auch das konsecrirte Brod allein, als der ganze Leib des Sohnes Gottes, hinreichend zur Speise in's ewige Leben. Christus ist ferners der Erlöser der Menschheit vom blutigen Opferdienste, indem er sie zu dem unblutigen aus der Pflanzennatur übergeführt. Brod und Wein, die vollkommenste Darbringung der Erde, die edelste Gabe der Cultur,

ist darum auch das reinste und höchste Opfer des Cultus, das auf den Altären des neuen Bundes fortwähren soll, während dagegen der Islam schon durch den Abscheu des Weines seinen Ursprung auf die Zeiten der Unkultur und des Wüstenlebens zurückleitet.

3) Die Stillung des Sturmes durch ein bloßes Wort. Matth. 8, 23—27.; Mark. 4, 37—40.; Luk. 8, 22—24. Zwischen dem Befehle eines Menschen, und dem augenblicklichen Aufhören eines heftigen Sturmes ist gewiß kein Verhältniß: es muß also hier eine höhere Kraft gewirkt haben, welcher die Natur vollkommen gehorcht. Allerdings hört der Sturm von selbst auf; allein es geschieht allmählig, während hier von einem plötzlichen Legen desselben die Rede ist. Die Anwesenden erkannten auch das hier in Mitte liegende Wunder; denn sie riefen aus: Wer ist dieser, daß ihm sogar Meere und Winde gehorchen?

Die heiligen Väter geben diesem Wunder auch geistige Beziehungen. Nach Tertullian ist das Schiff, in welchem der Heiland sich befand, das Bild der Kirche, welche in der Welt wie in einem Meere von den Wellen der Versuchungen und Verfolgungen beunruhiget wird. Der Heiland schläft gleichsam, d. h. er trägt noch Geduld, so lange diese Tage dauern; am Ende der Zeiten aber wird er durch das Gebet der Heiligen aufgeweckt, der Wuth der Welt Einhalt zu thun. Dann verschafft er auch den Seinigen die süßeste Ruhe. — Der heil. Augustin sagt: Wir schiffen in diesem Leben wie über einen See. An Winden und Stürmen, die uns anfallen, fehlt es nicht. Unser Schiff wird beinahe mit Fluthen unaufhörlicher Versuchungen von Seiten der Welt bedeckt. Dieß kömmt daher, weil Jesus, d. h. der Glaube in uns eingeschlafen hat. Wecke ihn also auf. Wenn Jesus erwacht, d. h. dein Glaube lebendig wird, dann wird der Sturm dein Herz nicht mehr erschüttern, weil dein Glaube Winde und Wellen besiegen wird.

4) Das Wandeln auf dem Meere, welches auf das Geheiß des Herrn auch Petrus konnte. Matth. 14, 22—32.; Mark. 6, 47.; Joh. 6, 16. — Dabei an die Wassertreter denken, oder sagen, Jesus sei nur auf dem Ufer gewandelt, heißt mit der Geschichte spielen. Der See war nach Josephus Flavius anderthalb Stunden breit, und das Schiff befand sich bereits in Mitte des See's. Und nun eine solche Strecke auf dem

See wandeln können, und auch machen, daß dieses auch ein Anderer kann, übersteigt gewiß die gewöhnlichen Kräfte der Natur.

Hieher gehört auch noch das augenblickliche Verdorren eines unfruchtbaren Feigenbaumes auf das bloße Wort Jesu. Matth. 21, 18.; Mark. 11, 12. — Durch all diese Wunder erwies sich Jesus als den unumschränkten Herrn der Natur.

II. Wunder an Kranken.

Unzählbar müssen die Kranken seyn, welche Jesus während seines Lebens auf Erden geheilt hat. Wir lesen in der heiligen Schrift: Da die Leute ihn erkannten, schickten sie in der ganzen Gegend umher und brachten alle Kranken zu ihm, und baten ihn, nur den Saum seines Kleides anrühren zu dürfen; und Alle, die denselben anrührten, wurden gesund. Matth. 14, 35. und 36.; Mark. 3, 10.; Luk. 4, 40. Und wieder: Es kam viel Volk zu Jesus, das Stumme, Blinde, Lahme, Schwache und viele Andere bei sich hatte; sie legten sie zu seinen Füßen, und er machte sie gesund. Matth. 15, 30. Es gibt überhaupts fast keine Art Krankheiten, welche Jesus nicht augenblicklich, ohne Anwendung eines Hilfsmittels durch sein bloßes Wort geheilt hätte. So machte er Blinde sehend Mark. 10, 46—52.; Taube hörend Mark. 7, 32.; Stummen gab er die Sprache wieder Matth. 9, 32.; er machte Aussätzige rein Matth. 9, 1—4.; befreite durch bloßes Berühren vom Fieber Matth. 8, 14.; ebenso von der Gicht durch das Wort seiner Allmacht. Matth. 9, 2.

Unter der unzählbaren Menge der Kranken, welche Jesus gesund machte, sind aber mehrere besonders hervorzuheben, und zwar:

1) Solche, die bereits an langwierigen Uebeln litten, und vergeblich menschliche Mitteln gebraucht hatten. Dahin gehören:

Das Weib, welches zwölf Jahre am Blutfluß gelitten. Sie trat rückwärts zu Jesus und berührte den Saum seines Gewandes. Der Herr wandte sich um und sprach: Sei getrost, meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen. Und von dieser Stunde an war das Weib gesund. Matth. 9, 20.; Mark. 5, 25.; Luk. 8, 43.

Das Weib in der Synagoge, welches seit achtzehn

Jahren gekrümmt war. Sobald sie Jesus sah, sprach er zu ihr: Weib, du sollst von deiner Krankheit frei seyn. Sofort legte er ihr die Hände auf, und sie war gesund. Luk. 13, 10—13.

Diese augenblicklichen Heilungen an Personen, die an tief eingewurzelten Uebeln darnieder lagen und vergeblich Jahre lang alle menschlichen Heilmittel gebraucht hatten, die aber Jesus ohne Anwendung irgend eines Mittels durch ein bloßes Wort heilte, müssen doch wahre Wunder seyn.

2) Solche, die Jesus in der Ferne heilte. Man hat in der neuen Zeit gezeigt, welch einen großen Einfluß die menschliche Einbildung auf den Gesundheitszustand ausübe; wie oft die plötzliche Gegenwart eines Menschen hinreiche, in dem Zustande eines Kranken eine wesentliche Aenderung hervorzubringen. Nicht Anders, als habe Jesus dieser Einwendung im Voraus begegnen wollen, nahm er auch Heilungen in der Ferne vor. Dahin gehören:

Die Heilung des Knechtes des Hauptmannes zu Kapharnaum. Der Hauptmann erkannte, daß Jesus auch in der Ferne heilen könne; daher sprach er: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. — Jesus pries den Glauben des Hauptmannes, und sprach zu ihm: Gehe hin, wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen. In derselben Stunde war der Knecht gesund. Matth. 8, 5 — 13.

Die Heilung des kranken Sohnes eines königlichen Beamten zu Kapharnaum. Der königliche Beamte bat Jesum, er möge kommen, seinen Sohn, der schon in den letzten Zügen lag, zu heilen. Der göttliche Heiland sprach aber bloß: Gehe hin, dein Sohn lebt. Der Mann glaubte der Versicherung Jesu, und erfuhr später, daß sein Sohn in derselben Stunde gesund worden sei, wo Jesus zu ihm gesagt hatte: Gehe hin, dein Sohn lebt. Joh. 4, 46—53.

Die Heilung der Tochter einer Heidin aus Syrophönizien. — Nachdem Jesus den Glauben dieses Weibes auf harte Probe gesetzt hatte, sprach er endlich: O Weib, dein Glaube ist groß; dir geschehe, wie du willst. Und von dieser Stunde an ward ihre Tochter gesund. Matth. 15, 21—28.

Alle diese Heilungen hat Jesus an Abwesenden vorgenommen,

die vielleicht gar nicht wußten, daß man für sie die Hilfe Jesu nachgesucht habe. Man kann also nicht sagen, die Einbildung oder das Vertrauen habe in ihnen jene plötzliche Aenderung hervorgebracht, sondern man muß den Erfolg einzig und allein der Allmacht Gottes zuschreiben.

3) Solche, deren durch Jesus bewirkte Heilung gerichtlich untersucht wurde. Dahin gehören:

Die Heilung des achtunddreißigjährigen Kranken am Schwemmteiche bei Jerusalem. — An dieser Gesundheitsquelle befand sich eine Menge von Kranken und Leidenden, um hier Heilung zu finden; denn wer zuerst in das durch einen Engel in Bewegung gebrachte Wasser hinabstieg, wurde gesund, mochte er was immer für ein Uebel haben. Unter den Leidenden befand sich auch der achtunddreißigjährige Kranke. Zu diesem sprach der Herr bloß: Steh' auf, nimm dein Bett und gehe; und der Kranke that es, und war gesund. Dieses Wunder geschah an einem Sabbat; daher versetzte es die Juden in große Aufregung. Die Nachricht von diesem Vorfall kam zu den Pharisäern; sie forschten nach, wer dem Kranken dadurch, daß er ihm befohlen, sein Bett zu nehmen und nach Hause zu gehen, zur Verletzung des Sabbats Gelegenheit gegeben. Als sie es erfahren, daß Jesus es gewesen, verfolgten sie ihn, weil er Solches am Sabbat gethan. Matth. 5, 1—16. Hier liegt offenbar ein durch die jüdische Obrigkeit bestätigtes Wunder vor; denn die Juden wagten die durch Jesus geschehene That, die wunderbare Heilung des Kranken, gar nicht in Abrede zu stellen, sondern sie verfolgten den Herrn nur, weil er nach ihrer Meinung dadurch den Sabbat verletzt habe.

Die Heilung des Mannes mit der verdorrten Hand. Auch dieses Wunder wirkte Jesus an einem Sabbate in Gegenwart seiner Todtfeinde, und zwar nur dadurch, daß er zum Leidenden sagte: Strecke deine Hand aus! Dieser streckte seine Hand aus, und sie war gesund, wie die andere. Gewiß haben die anwesenden Feinde Jesu die Art der Heilung mit einer Aufmerksamkeit und Schärfe beobachtet, welcher auch nicht der geringste Umstand entging; aber dennoch konnten sie das Wunder nicht in Abrede stellen, sie wagten es nicht einmal anzugreifen, sondern

gingen beschämt hinaus, und hielten in ihrem Zorne einen Rath, wie sie Jesum um das Leben bringen könnten. Matth. 12, 9—14.; Mark. 3, 1—6.; Luk. 6, 6—11. Dieses Wunder ist also wieder von den Feinden Jesu, den Pharisäern selbst, und daher von der jüdischen Obrigkeit anerkannt und bestätigt.

Die Heilung des Blindgebornen. Auch diese Heilung nahm Jesus an einem Sabbat vor, augenscheinlich um Gelegenheit zu geben, daß sein Wunder von der Behörde untersucht wurde. Dieses geschah denn auch, und es stellte sich aus der Aussage des Geheilten, seiner Eltern und vieler andern Zeugen heraus, daß derselbe zuvor blind gewesen. Der durch Jesus wunderbar Geheilte, hielt den ihn vernehmenden Pharisäern eine ernste Strafrede; denn auf ihre wiederholte Frage: „Wie hat er (Jesus) dir das Gesicht verschafft?" gab er zur Antwort: „Ich habe es euch schon gesagt, und ihr habt es gehört; warum wollet ihr es abermals hören? Wollet etwa auch ihr seine Jünger werden?" Da fluchten sie ihm und sprachen: Sei du sein Jünger; wir aber sind des Moses Jünger. Wir wissen, daß Gott mit Moses geredet hat; woher aber dieser ist, wissen wir nicht. Der Mensch fuhr fort und sprach zu ihnen: Das ist doch wunderbar, daß ihr nicht wisset, woher er ist, da er mir die Augen geöffnet hat! Wir wissen aber, daß Gott die Sünder nicht erhört, sondern wenn Jemand Gott dient, und seinen Willen thut, denselben erhört er. So lange die Welt steht, ist nicht erhört worden, daß Jemand die Augen eines Blindgebornen geöffnet hat. Wenn dieser nicht von Gott wäre, so hätte er nichts wirken können. Die Pharisäer antworteten und sprachen zu ihm: Du bist ganz in Sünden geboren, und du lehrest uns? Und sie stießen ihn hinaus. Joh. 9, 1—34. Nach genauer Untersuchung konnten also die Pharisäer die durch Jesus geschehene That nicht in Abrede stellen, sondern sie bestätigen mit ihren eigenen Worten das Wunder, indem sie den Blindgebornen fragen: „Was hat Jesus mit dir gethan, wie hat er dir die Augen geöffnet?"

III. Wunder an Dämonischen.

Ueber das Besessenseyn von bösen Geistern werden wir an seinem Orte noch Mehres sagen; hier genügt die Bemerkung, daß man nach der Erzählung des Evangeliums viele, solche unglückliche

Menschen zu Jesus führte, und daß er sie von den bösen Geistern befreite und von ihren Krankheiten heilte. Die Behauptung, es habe keine wirklich Besessene gegeben, sondern Christus habe sich nur dem allgemeinen Volkswahn anbequemt, heißt die Stellung und die Absicht der Sendung Jesu völlig mißkennen. Christus war ja der verheißene Lehrer der Wahrheit; als solcher mußte er überall dem Aberglauben entgegentreten und den Irrthum entfernen. Wenn nun das Besessenseyn ein bloßer Irrthum und Aberglaube war, wie hätte er als Lehrer der Wahrheit, statt diesen Irrthum auszurotten, ihn vielmehr durch sein eigenes Betragen bestätigen und ihm dadurch das Siegel der Wahrheit aufdrücken können? Man ist also genöthiget, die Teufelsbannungen Jesu für eine Wirklichkeit annehmen zu müssen, wodurch auch zugegeben ist, daß sie Wunder sind; denn dadurch übte der Herr auf die bösen Geister eine uneingeschränkte Gewalt aus, weil sich auf sein bloßes Wort ein jeder entfernen mußte. Aber würde man selbst annehmen, ohne es übrigens zuzugeben, jene Leute waren nicht wirklich von bösen Geistern besessen, sondern ihre Krankheitszustände waren natürliche Uebel, so bleiben ihre Heilungen dennoch Wunder; denn mit einem bloßen Worte können auf natürliche Weise solche Zustände nicht gehoben werden, besonders wenn man bedenkt, daß unter diesen Dämonischen einige so rasend waren, daß sie die menschliche Gesellschaft flohen, in Gräbern wohnten, Fesseln zerrissen und nicht einmal eine Kleidung auf ihrem Körper litten; Leute, die schon lange als Rasende in der Gegend bekannt waren, deren Heilung Alle mit Bewunderung erfüllte, die aber von Christus oft mit einem einzigen Worte bewirkt worden ist. Matth. 8, 28. Sagen wollen, daß diese Dämonische bloß Gemüthskranke waren, die durch das Vertrauen auf Jesus wieder in Ordnung gebracht wurden, verträgt sich durchaus nicht mit den Umständen dieser Begebenheiten; denn Einige wurden geheilt, ohne zugegen zu seyn, wie die Tochter der Kananiterin Matth. 15, 22., wo also auch ihr Vertrauen nicht in eben dem Augenblicke hätte wirken können, als Jesus ihre Gesundheit wollte; bei Andern geschah die Heilung zu einer Zeit, wo der Dämonische eben den Anfall seiner Krankheit hatte, ohne Bewußtseyn war, und daher auch durch sein Vertrauen auf natürliche Weise nicht geheilt werden konnte, wie bei dem

Dämonischen, welchen Jesus in der Synagoge zu Kapharnaum heilte. Mark. 1, 23. :c.

IV. Wunder durch Todtenerweckungen.

Die heilige Schrift erzählt drei Todtenerweckungen, die Jesus vorgenommen hat, und zwar:

1) **An dem Töchterlein des Jairus** Luk. 8, 41. u. folgd. Vergeblich wendet hier der Unglaube ein, das Mädchen sei nur scheintodt gewesen. Man hielt sie für wirklich gestorben, und brachte dem betrübten Vater diese Nachricht, während er noch auf dem Wege begriffen war. Jairus hatte auch die äußerste Gränze der Krankheit seines Kindes abgewartet; er kam erst zu Jesus, als seine Tochter schon in die Züge gegriffen hatte. Luk. 8, 42. Da pflegt kein Scheintod mehr einzutreten, sondern der wirkliche Tod zu erfolgen. Wohl nennt Jesus selbst den Tod des Mädchens nur einen Schlaf; aber dieses nur deßwegen, um überhaupts für den Christen die Bedeutung des Todes zu bezeichnen; dann aber auch, um anzuzeigen, daß es für ihn ebenso leicht sei, einen Todten zu erwecken, als für uns einen Schlafenden wach zu machen. Aber selbst gesetzt, was wir übrigens durchaus nicht zugeben, der Ungläubige hätte recht, und das Mädchen wäre nur scheintodt gewesen: was gewänne er? Auch so würde das Wunder noch bestehen. Denn kein Mensch, ist er auch der geschickteste Arzt, ist im Stande, einen Scheintodten mit einem einzigen Worte zu sich zu bringen, und zwar so herzustellen, daß er sich wieder einer vollkommenen Gesundheit erfreut.

2) **An dem Jüngling zu Naim.** Luk. 7, 12. u. folgd. Hier wird der Todte bereits zu Grabe getragen. Die Mutter und viele Menschen folgten der Leiche. Man hielt also den Jüngling allgemein wirklich für todt, und es kann um so weniger von einem bloßen Scheintode die Rede seyn. Auch war Jesus schon im Voraus seines Erfolges gewiß; denn er gebot der Mutter, nicht mehr zu weinen, und befahl dann dem Todten mit fester Zuversicht, aufzustehen. Hätte Jesus nicht voraus gewußt, daß der Todte auf seinen Befehl sich wirklich erheben würde, so hätte er bei bloß menschlicher Klugheit nicht thun können, was er wirklich that; denn würde der Todte nicht auferstanden seyn, so wäre es

um sein Ansehen geschehen gewesen. Jesus mußte demnach voraus wissen, daß der Jüngling auf seinen Befehl sich aufrichten werde. Dieses Wissen läßt sich aber ebenfalls auf keine natürliche Weise erklären. Sehen wir aber von diesem Allen ab, und setzen wir den Fall, auch dieser Jüngling sei nur scheintodt gewesen, so besteht nichts desto weniger auch so das Wunder noch, weil es alle menschliche Kraft übersteigt, einen Scheintodten durch ein bloßes Wort plötzlich wieder zu sich zu rufen und vollkommen gesund herzustellen.

3) An dem Lazarus. Joh. 11, 1—53. Dieß ist die augenfälligste Todtenerweckung, und der Unglaube bemüht sich umsonst, sie zu verdächtigen. Hier kann von einem Scheintode durchaus keine Rede seyn. Denn Lazarus lag schon den vierten Tag im Grabe, und zwar in einer verschlossenen Höhle, am ganzen Körper umhüllt und umwickelt. Wäre Lazarus auch scheintodt begraben worden, so hätte er in seiner Höhle, wo er bereits am vierten Tage ohne alle Labung sich befand, wirklich sterben müssen. Ueberdieß gab er schon den Geruch der Verwesung von sich, das zuverlässigste Merkmal des wirklichen Todes. Oder soll man einen vorsätzlichen Betrug annehmen, als wenn man den Lazarus nur für todt ausgegeben, in die Höhle gelegt, und dort geheim ernährt hätte, um durch eine scheinbare Auferweckung Jesus in den Ruf eines Wunderthäters zu bringen? Da müßte man, abgesehen, daß zu einer solch argen Anschuldigung durchaus kein Grund vorhanden ist, eine Reihe der edelsten und unbescholtensten Personen als die schändlichsten Betrüger erklären. Es war aber ein Betrug gar nicht möglich; denn die Sache geschah in Gegenwart vieler Augenzeugen. Es waren viele Juden von dem nahen Jerusalem gekommen, unter denen sich auch Freunde der Pharisäer befanden. Diese ließen die Schwestern nicht aus den Augen; wenn sich Maria entfernte, wenn man wähnte, sie sei zum Grabe gegangen, eilte man ihr nach; da hätte sich jeder Betrug entdecken müssen. Die Sache machte auch ein außerordentliches Aufsehen, ganz Jerusalem staunte über diesen Vorfall; desto mehr hatten die Pharisäer Ursache, Alles auf das strengste zu untersuchen. Aber bei all ihrem Scharfsinne und bei aller Bemühung, etwas Betrügliches aufzubringen, wobei sie, wie sie später bewiesen, auch falsche Zeugen nicht verschmäht haben würden, wenn sich solche gefunden hätten, wurden sie durch

die Unläugbarkeit des Vorfalles, der sich durchaus nicht verdrehen ließ, in eine solche Verlegenheit gesetzt, daß sie in ihrer Rathsversammlung keinen andern Ausweg fanden, als den verzweifelten Entschluß, Jesum und den Lazarus zugleich zu ermorden. Ist dieses Verhalten der Pharisäer nicht selbst ein Beweis für das geschehene Wunder?

Die heiligen Väter finden zwischen den drei Todtenerweckungen, die Jesus vornahm, einen innern Zusammenhang, und machen davon folgende, geistige Anwendung. Das Töchterlein des Jairus erweckte Jesus unmittelbar nach dem Verscheiden, während die Todte noch im Hause war, durch das bloße Wort: Mädchen, stehe auf! Hier werden die Sünden in Gedanken angedeutet. Die Todte ist gleichsam noch im Hause, weil die Sünde noch im Herzen verschlossen ist. Dabei ist auch die Bekehrung leicht, weil das Böse noch keine besondern Wurzeln geschlagen hat. — Im Jüngling zu Naim werden die bösen Werke angedeutet. Der Todte war bereits auf der Straße. So ist auch das Böse, wenn es in Werke übergeht, bereits äußerlich geworden; der Zustand eines solchen Menschen ist kein Geheimniß mehr; er trägt gleichsam seinen Tod in seinen bösen Werken überall zur Schau. Die Vorbereitung zur Erweckung des Jünglings zu Naim ist bereits größer. Der Herr tröstet die Mutter, tritt zum Sarge hin, läßt die Träger halten, berührt die Leiche und spricht: Jüngling, ich sage dir, stehe auf. Damit ist angedeutet, daß die Bekehrung von den bösen Werken ein mühevolles Geschäft ist. — Endlich im Lazarus, der bereits vier Tage im Grabe lag, ist das Böse in der Gewohnheit gesinnbildet. Der Gewohnheitssünder liegt schon im Grabe, er fängt schon an zu verwesen, und die Hoffnung auf das Heil immer mehr zu verlieren. Es kann wohl auch ein Solcher mit der Gnade Gottes noch zum Leben erweckt werden; aber es geht schwerer. Dieß ist in der Erweckung des Lazarus angedeutet; denn Jesus weinte über den Todten; er entsetzte sich im Geiste; er erhob seine Augen zum Himmel und dankte dem Vater, und dann sprach er mit nicht gewöhnlicher, sondern lauter Stimme: Lazarus, komm heraus!

V. Das Wunder der eigenen Auferstehung Jesu von den Todten.

Davon ist umständlich gehandelt B. II. S. 15—30.

VI. Das Wunder der Himmelfahrt Jesu.

Davon ist unten die Rede.

Nachdem wir nun die Wunder Jesu im Einzelnen betrachteten, müssen wir noch einige, allgemeine Einwendungen gegen dieselben hören. Es gibt

1) Solche, welche die Wunder Jesu für bloße symbolische Vorstellungen erklären. So sollen die Heilungen verschiedener Krankheiten nichts Anders bedeuten, als die moralische Besserung der Menschen durch die Lehre Jesu; einen Blinden sehend machen, heiße nur einen Unwissenden zur Erkenntniß der Wahrheit bringen; einen achtunddreißigjährigen Kranken heilen, heiße einen Gewohnheitssünder bekehren u. s. w. — Allein wenn man alle wunderbaren Erzählungen der heiligen Schrift und insbesonders des neuen Testaments für bloße, symbolische Einkleidungen irgend einer theoretischen oder praktischen Wahrheit hält, so ist das Evangelium weiter nichts, als ein schlecht gerathener Roman. Waren die Wunder Jesu weiter nichts als bloße Einkleidungen seiner Lehre, wie konnte er sich dann so oft darauf berufen, als auf die überzeugendsten Beweise seiner göttlichen Sendung? Wenn einen Blinden sehend machen nichts Anders heißt, als einen Unwissenden belehren: wie konnten denn die Pharisäer den Blindgebornen selbst und seine Eltern über seine Blindheit und Heilung so oft verhören? Wenn einen Kranken gesund machen nur heißt, einen bösen Menschen bessern: wie konnten sich die Pharisäer darüber ärgern, daß es Jesus am Sabbat that? Durch Unterricht und Belehrung wird ja der Sabbat wahrhaft geheiliget. Jesus verfährt gerade umgekehrt, er stellt die körperliche Heilung als einen Beweis auf, daß er auch moralisch heilen, d. h. Sünden erlassen kann.

2) Solche, welche die Wunder Jesu zwar als ungewöhnliche Erscheinungen gelten lassen, die aber dennoch durch natürliche Kräfte gewirkt, und nach damaliger Gewohnheit, wo alles Ungewöhnliche direkt Gott zugeschrieben wurde, für wirkliche Wunder ausgegeben worden sind. — Wenn die Feinde der christlichen Wunder recht hätten, so wäre es um die Ehre Jesu geschehen. Denn waren die Werke, die Jesus that, nicht wahre Wunder, so durfte er auch nicht gestatten, daß sie als solche ausgegeben würden.

Er hat aber dieses nicht nur geschehen lassen, sondern selbst dazu beigetragen, ja er hat sich auf diese vorgeblich durch geheime Kräfte der Natur zu Stande gebrachten Werke berufen, als auf einen Beweis seiner göttlichen Sendung. Wie würde demnach Jesus erscheinen, wenn seine Werke keine Wunder wären? Zudem hat Jesus Werke vollbracht, wie die Heilung des Blindgebornen, des achtunddreißigjährigen Kranken, die Erweckung des Lazarus u. s. w., die nimmermehr auf natürlichem Wege erklärt werden können.

3) Solche, welche die Wunder Jesu der überspannten Einbildung seiner Zeitgenossen zuschreiben, wodurch Jesus die ihm günstigen Momente klug benützte, um sich in den Ruf eines Wunderthäters zu bringen. Wie hiernach Jesus und seine Jünger erscheinen würden, und was das Christenthum eigentlich selbst wäre, ist nicht nöthig gesagt zu werden. Bei einem solchen Verfahren ist es überhaupts um alle Geschichte geschehen; denn man muß bei einer solchen Erklärungsweise, worin insbesonders der bekannte Doktor Paulus in Heidelberg eine traurige Berühmtheit erhielt, hundert Dinge in die Geschichte hineintragen, wovon der Geschichtsschreiber nichts sagt, und bei aller Anstrengung, die Thatsache natürlich zu erklären, wird sie oft völlig unnatürlich, ja unsinnig, so daß es weniger Schwierigkeit hat, das Wunder einfach zu glauben, wie es die heilige Schrift erzählt, als eine solch erzwungene Erklärungsweise anzunehmen, wornach oft ein Ereigniß als purer Unsinn erscheint, wovon der genannte Paulus mehre Proben in seiner natürlichen Erklärung der Wunder Jesu ablegte. Wir glauben aber, es sei der menschlichen Vernunft würdiger, ein Wunder zu glauben, als einen Unsinn anzunehmen. Cf. Frint's Handb. der Religionswissenschaft B. III.

55. Von den Weissagungen Jesu.

Der Herr und Heiland hat nicht bloß Wunder gewirkt, sondern auch seinen Mund zu Weissagungen geöffnet. Er sagte nämlich vorher:

1) Seine eigenen Schicksale, insbesonders seine Leiden und seinen Tod; denn wir lesen: Als Jesus gegen Jerusalem hinaufzog, nahm er die zwölf Jünger zu sich bei Seite und sprach zu ihnen: Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem,

und des Menschensohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden, und sie werden ihn zum Tode verdammen. Sie werden ihn den Heiden ausliefern, daß sie ihn verspotten, geißeln und kreuzigen, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Matth. 20, 17—20. — Es ließ sich allerdings menschlicher Weise voraussehen, daß Jesus bei der Stimmung seiner Feinde gegen ihn eines gewaltsamen Todes sterben werde; allein welcher Mensch hätte die Umstände des Todes Jesu so genau vorhersagen können, wie es hier geschieht, und auch in der That eingetroffen ist? Es war viel wahrscheinlicher, daß Jesus bei irgend einer günstigen Gelegenheit tumultuarischer Weise um das Leben gebracht, und als Gotteslästerer gesteinigt würde, wie man auch wirklich einmal den Versuch dazu machte (Joh. 10, 31.), und wie es später dem Stephanus geschah. Apostelgesch. 7, 57. Oder soll man mit dem Heiden Celsus sagen, Christus habe diese Weissagung nicht gemacht, sondern seine Jünger haben sie ihm nur später in den Mund gelegt? Aber dann sind die Apostel Lügner. Wie stimmt dieses mit den Verkündern der Wahrheit und ihrem sonstigen Charakter überein? Sie hätten übrigens diese Lüge gar nicht wagen dürfen, da sie darüber eine Weissagung anführen, die auch dem Volke bekannt war; denn nicht nur ihnen, sondern auch dem Volke hatte Jesus seinen Tod vorhergesagt. Joh. 12, 32.

2) Die Unbeständigkeit seiner Jünger und die Verleugnung des Petrus. Bei dem Gang nach dem Oelberge sprach Jesus zu seinen Jüngern: In dieser Nacht werdet ihr Alle euch an mir ärgern; denn es steht geschrieben: Ich will den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen... Da antwortete Petrus und sprach zu ihm: Wenn sich auch Alle an dir ärgern, so werde ich mich niemals ärgern. Jesus aber entgegnete ihm: Wahrlich ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen. Matth. 26, 31—35. — Buchstäblich erfüllte sich diese Weissagung; denn bei der Gefangennehmung Jesu flohen die Jünger, und Petrus, so sehr er sich das Gegentheil vorgenommen hatte, verleugnete seinen Meister wirklich dreimal in dieser Nacht. Matth. 27, 69—75. — Die Einwendung, die Jünger haben auch diese Weissagung erdichtet, kann hier gar nicht Platz greifen; denn sie gereichte ihnen ja selbst zur Schande.

Was aber Einem selbst zur Schande ist, erdichtet Niemand; es gehört schon große Ueberwindung dazu, wenn nur Einer das Wirkliche, was ihm zur Unehre gereicht, von sich sagt. Hätten die Jünger durch Dichtungen die Ehre ihres Meisters retten wollen, so würden sie ganz andere Dinge ersonnen haben.

3) Seine Auferstehung von den Todten, seine Himmelfahrt und die Sendung des heiligen Geistes. — Daß Jesus das große Wunder seiner Auferstehung vorausgesagt, und auch wirklich siegreich von den Todten auferstanden sei, — davon war die Rede B. II. S. 17. u. folgd.

Seine Himmelfahrt hat Christus öfters seinen Jüngern vorausgesagt z. B. Joh. 16, 16—22.; Joh. 16, 5.; Joh. 16, 28. u. s. w. Daß Jesus wirklich in den Himmel aufgefahren, ist näher erzählt Apostelgesch. Kap. 1.

Ebenso hat Christus, der Herr, seinen Jüngern öfters den heiligen Geist verheißen, so z. B. Joh. 16, 7—16.; Joh. 15, 26. 2c. Daß der heilige Geist wirklich gekommen ist, erzählt die Apostelg. Kap. 2. ausführlich.

Alle diese Ereignisse waren Wunder, deren Herbeiführung von einem Menschen durchaus nicht abhängt; sie trafen aber ein, wie sie Christus vorhergesagt hatte.

4) Das Schicksal seiner Jünger überhaupts, und insbesonders genau das des Petrus und des Johannes. Bezüglich seiner Jünger überhaupts prophezeite der Heiland: Sieh, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Sie werden euch den Gerichtsstellen übergeben, und in ihren Synagogen euch geißeln. Vor Statthalter und Könige werdet ihr geführt werden um meinetwillen, ihnen und den Heiden zum Zeugniß.... Es wird ein Bruder den andern in den Tod liefern, und der Vater den Sohn, und die Kinder werden sich auflehnen gegen die Eltern und sie in den Tod bringen. Ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen. Matth. 10, 16—23. — Man darf nur die Geschichte kennen, so weiß man, daß sich dieses Alles wörtlich erfüllte.

Bezüglich des Petrus und des Johannes sagte Christus einem jeden genau seine Todesart vorher. Zu Petrus sagte der Herr: „Da du jünger warst, gürtetest du dich selbst, und wandeltest, wohin du wolltest; wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine

Hände ausstrecken, und ein Anderer wird dich gürten, und dich führen, wohin du nicht willst." Der Evangelist fügt hinzu: „Dieses sagte Jesus, um anzuzeigen, durch welchen Tod er Gott verherrlichen sollte." Joh. 21, 18. 19. — Hier hat Jesus in den Worten: „Ein Anderer wird dich gürten; du wirst deine Hand ausstrecken" — offenbar vorhergesagt, daß Petrus gekreuziget würde; und dieses geschah auch. — Vom Johannes aber sagte Jesus: „Ich will, daß er so bleibe, bis ich komme." Hier prophezeit Christus von Johannes, daß er nicht den Martertod erleiden, sondern am Leben bleiben werde bis zu seiner Ankunft. Wirklich überlebte Johannes die Zerstörung Jerusalems, was hier zunächst unter der Ankunft des Herrn zu verstehen ist. Auch die Jünger bezogen die angeführten Worte Jesu auf das Lebens-Schicksal des heil. Johannes und irrten nur bezüglich der Zeit. Darum setzt der Evangelist bei: „Es ging die Rede unter die Brüder aus, daß jener Jünger (Johannes) nicht sterbe. Jesus aber sprach nicht zu ihm: Er wird nicht sterben, sondern: Ich will, daß er so bleibe, bis ich komme." Joh. 21, 23.

5) Die Zerstörung Jerusalems. — Dieses ist wohl eine der wichtigsten Weissagungen, die Christus gethan hat. Bei ihr ist noch dieses merkwürdig, daß sie gerade jene Evangelisten aufgenommen haben, welche ihre Evangelien vor der Zerstörung Jerusalems verfaßten, während Johannes, der diese Begebenheit überlebte, davon keine Erwähnung thut. Die Weissagung selbst ist bei Matth. 24, 1—39. erzählt, und wir haben sie bereits B. VIII. S. 476 und folgd. in Erwägung gezogen. Hier heben wir nur folgende Punkte noch besonders hervor: Nach der Weissagung Jesu werden

a) der Zerstörung Jerusalems Unruhen und Kriege vorhergehen. — Josephus Flavius erzählt, daß die Juden, durch den römischen Prokurator Florus gereizt, zu Jerusalem sich empörten, daß sie den Palast des Königs Agrippa verbrannten, die Burg Antonia eroberten und die römische Besatzung ermordeten, ebenso die königliche Burg einnahmen und die dortigen Römer tödteten; daß sie hierauf schaarenweise herumzogen, und Dörfer und Städte der Syrer plünderten; daß dagegen auch die Juden allenthalben von den Heiden angegriffen und getödtet wurden, wie

z. B. zu Alexandrien allein über fünfzigtausend derselben ermordet worden seien. Dieß waren die Unruhen und Kriege, wovon die Weissagung redet.

b) Es werden um diese Zeit falsche Propheten und Messias aufstehen, welche große Zeichen versprechen und dadurch Viele irre führen. — Schon die Apostelgeschichte erzählt von solchen Betrügern. Josephus Flavius aber redet von mehren Solchen, die sich für Propheten und Messias ausgaben. So stund unter dem Prokurator Fadus ein falscher Messias auf, welcher viele Menschen beredete, ihm an den Jordan zu folgen, durch welchen er sie trockenen Fußes zu führen versprach; allein er wurde gefangen genommen und enthauptet. Unter dem Prokurator Felix gab es viele dergleichen Betrüger, welche das Volk verführten. Selbst bei der Eroberung Jerusalems ließen sich, nachdem der Tempel schon in Brand gesteckt war, sechstausend Juden von einem Betrüger überreden, ihm in den Vorhof des Tempels zu folgen, wo er ihnen Hilfe von Gott versprach, wo sie aber sämmtlich umkamen.

c) Es gehen Hungersnoth, Pest und Erdbeben der Zerstörung Jerusalems vorher. — Die Geschichte bezeugt, daß auch dieses eingetroffen. Unter Kaiser Claudius brach wiederholt eine Hungersnoth aus, und jene, welche Palästina heimsuchte, ist auch in der Apostelgeschichte Kap. 11. V. 28. erwähnt. Die schrecklichste Hungersnoth aber entstund während der Belagerung der Stadt Jerusalem selbst, die so sehr um sich griff, daß man die eckelhaftesten Dinge wie Leckerbissen verzehrte, und manche Mütter ihre Kinder schlachteten und sie verzehrten. Viele Tausende von Juden kamen durch Hunger um. Die Hungersnoth erzeugte die Pest. Es herrschte eine solche Sterblichkeit, daß viele Häuser, ja ganze Gassen mit Leichen erfüllt waren, weil man sie vor Menge nicht mehr begraben konnte. Ueberläufer in's römische Lager gaben die Zahl der Gestorbenen auf sechsmalhunderttausend an. Auch Erdbeben fehlten nach der Erzählung des Josephus Flavius nicht.

d) Vor der Zerstörung Jerusalems und dem Umsturz des jüdischen Staats soll die Lehre Jesu bereits im römischen Reiche ausgebreitet seyn; wobei aber die Gläubigen und insbesonders die Apostel viele

Verfolgungen zu ertragen hätten. — Die Geschichte weist nach, daß es noch vor der Zerstörung Jerusalems in allen Städten von Judäa, Samaria, Kleinasien, Griechenland und Italien Christen gab. Zur Zeit der Enthauptung des heil. Paulus, die noch vor der Zerstörung Jerusalems erfolgte, kannte man das Christenthum in Asien, Afrika und Europa, und zählte dasselbe bereits in all diesen Erdtheilen seine Anhänger. Die Verfolgungen, welche allenthalben über die Apostel und ihre Anhänger verhängt wurden, sind nicht minder bekannt. Cf. B. VIII. S. 480.

e) Es wird noch eine kurze Zeit übrig bleiben, wo man aus der Stadt wird fliehen, und sein Leben retten können. — Bekanntlich hätte der römische Feldherr Cestius bei seinem zweiten Vorrücken gegen Jerusalem, wenn er sogleich die Mauern erstürmt hätte, dem Kriege schnell ein Ende machen können; allein einige Offiziere, die den Krieg in die Länge gezogen wünschten, riethen ihm davon ab; ja als mehre, gutgesinnte Bürger ihm die Stadtthore öffnen wollten, zog Cestius, der davon nichts wußte, plötzlich mit seinem Heere ab; und dieß ist die kurze Zeit, während welcher man fliehen konnte, und die auch viele Christen, der Warnung Jesu gemäß, benützten, um sich zu retten.

f) Die Stadt wird so enge eingeschlossen werden, daß Niemand mehr entfliehen kann; das Elend der Belagerten wird den höchsten Grad erreichen; alle Menschenliebe wird erkalten; die Stadt wird endlich erobert und sammt dem Tempel so zerstört werden, daß auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben wird; all dieses soll noch bei Lebzeiten der damaligen Generation erfüllt werden. — Alles erfüllte sich, wie es Jesus vorhersagte. Nachdem Vespasian das platte Land von Judäa verheert hatte, zog er gegen Jerusalem, und übergab, inzwischen zum Kaiser ausgerufen, die Arbeit, die Stadt zu erobern, seinem Sohne Titus. Dieser schloß Jerusalem von allen Seiten ein, warf Wälle um sie her auf; nahm die erste Mauer ein und durchbrach auch die zweite. Inzwischen stieg das Elend in der belagerten Stadt bis zu einer schauerlichen Höhe. Endlich fiel die Stadt, und trotz des Vorhabens des Titus, den Tempel zu erhalten,

schreitet immer mehr ihrer Erfüllung entgegen, indem immer mehre Völker in die Kirche Jesu eingehen.

56. Ueber den Opfertod Jesu Christi, oder von der Erlösung insbesonders.

Jesus ist unser Erlöser, und vorzüglich durch sein Leiden und Sterben hat uns Jesus erlöset. Es möchte daher hier der Ort seyn, von der Erlösung selbst zu reden. Wir fragen aber zunächst

I. Was ist die Erlösung? — Erlösen heißt so viel, als Jemanden von einem Uebel befreien. Der Uebel aber, von denen wir befreit werden mußten, wenn wir zu unserer Bestimmung wieder tauglich werden sollten, gab es viele; denn wir mußten gerettet werden von der Unwissenheit und den Irrthümern, in welche wir durch die Schwächung unsers Erkenntnißvermögens gefallen waren. In diesem Sinne ist Jesus unser Erlöser, indem er unser Lehrer und Gesetzgeber wurde. Wir mußten gesichert werden gegen die gefährlichen Eindrücke, welche die uns überall umgebenden, bösen Beispiele auf uns machen, wodurch wir zur Nachahmung gereizt werden. Diesem Uebel hat Jesus abgeholfen, indem er sich uns als Muster aller Tugenden darstellte. Wir waren überdieß Kinder des Zornes Gottes, weil von Natur aus mit der Erbsünde beladen, zu welcher wir später durch freiwillige Uebertretungen der göttlichen Gebote noch viele eigene Sünden hinzufügten. Wir hatten demnach eine Entsündigung nothwendig. In Folge unserer Sünden waren wir aber auch den ewigen Strafen verfallen, und daher brauchten wir eine Befreiung von der Strafe. Es mußte überdieß unsere, durch die Sünde verdorbene und geschwächte, daher zum Guten untaugliche Natur erneuert und zum Guten wieder befähiget werden. All dieses, nämlich Entsündigung, Befreiung von der Strafe, innere Erneuerung und Gnade zum Guten, worin das Erlösungswerk im engern Sinne besteht, bewirkte Jesus durch seinen Opfertod oder durch sein Leiden und Sterben.

II. Nothwendigkeit der Erlösung. — Die ersten Menschen waren durch ihren freiwilligen Ungehorsam gefallen, und dadurch in einen traurigen Zustand sowohl bezüglich des Leibes als insbesonders der Seele gerathen. Vergl. den Artikel Erbsünde B. VI. S. 21—25. Die Sünde des ersten Menschen verpflanzte

sich auf alle seine Nachkommen und hatte die unabsehbare Menge wirklicher Sünden, in welche die Menschen aus eigenem Willen verfielen, in ihrem Gefolge. Der Mensch war nun als Sünder ein Gegenstand des Abscheues Gottes, und es stund ihm nur gerechte Strafe bevor. Was sollte nun geschehen? Sollte Gott den sündigen, und durch die Sünde strafbar gewordenen Menschen ohne weiters begnadigen? Allein ein unbedingter Sündennachlaß würde das Ansehen des Sittengesetzes vernichten und mit der Heiligkeit Gottes streiten. Sollte der Mensch selbst Genugthuung leisten für seine unsittlichen Handlungen, die er nicht mehr ungeschehen machen konnte? Aber dazu war er aus mehrfacher Rücksicht unfähig. Als der Sünde verfallen und mit dem Zorne Gottes behaftet, konnte er nicht einmal das geringste gute Werk verrichten, geschweige denn die Menschheit, oder auch nur sich allein entsündigen. Die Beleidigung war überdieß Gott, dem unendlichen Wesen, zugefügt; für eine solche Schuld kann ein endliches Wesen, wie der Mensch ist, nimmermehr Genugthuung leisten.

Bei all dem ist die Entsündigung ein nothwendiges Postulat der Vernunft, denn ohne sie wäre der moralische Weltzweck an den Menschen unmöglich. Denn da wir Alle gesündiget haben und uns selbst nicht entsündigen können, so wäre die Erreichung unserer Bestimmung, nämlich die Seligkeit, für uns unmöglich. Die Nothwendigkeit eines Entsündigungsmittels oder einer Erlösung hat man auch nie bezweifelt. Daher verfiel man bei allen Völkern auf Opfer, Gelübde, Selbstpeinigungen u. s. w. An einen gesunkenen Zustand der Menschen, schreibt Stollberg, glaubten alle Völker. Selbst Voltaire muß gestehen, daß die Idee vom Falle und von der Entartung der Menschen der Theologie fast aller alten Völker zu Grunde gelegen. Daher Sühnopfer bei fast allen Völkern; daher die Bußübungen der Indier und der Amerikaner; daher die pythagoräische Lehre von Läuterung der Seelen, welche Virgil so schön darlegt, die wir auch so schön antreffen in den sokratischen Gesprächen des Plato, und viel später bei Hierokles und Andern, welche aus der pythagoräischen und platonischen Philosophie nicht ohne Beimischung von christlichen Ideen ein neues Lehrgebäude aufführten.

In der heiligen Schrift des alten Bundes ist aber die Erlösung, deren Bedürfniß selbst die Heiden fühlten, deutlich angekündiget.

Schon die ersten Menschen und ihre Kinder mußten eine Idee von der Erlösung haben, weil sie bereits die Opfer kannten. Wurden ja unsere Stammeltern deutlich auf den Erlöser hingewiesen, indem ihnen Einer verheißen wurde, welcher der Schlange den Kopf zertreten würde. Im Opfer- und Ceremoniendienste der Juden ist unverkennbar die künftige Erlösung angedeutet. Beim Sühnopfer mußte der Opfernde den Thieren die Hand auf den Kopf legen, zum Zeichen, daß er sein Vergehen auf dieselben übertrage, an dessen Ermordung er die Strafe sah, welche er selbst verdient hatte. Lev. 4, 29. Bei dem jährlichen Versöhnungsopfer mußten für die Sünden des ganzen Volkes zwei Ziegenböcke dargebracht werden. Auf den einen legten der Hohepriester und die Vornehmsten des Volkes die Hände, zum Zeichen, daß sie die Sünden des Volkes auf ihn übertragen. Sofort wurde er in die Wüste getrieben, wodurch vorgestellt wurde, daß die Sünden des Volkes gleichsam weggetragen werden. Der andere Ziegenbock aber wurde geschlachtet und verbrannt; an diesem wurde also die Strafe vollzogen, welche das sündigende Volk verdient hatte. Lev. 16, 21. Ausführlicher davon gleich unten S. 404.

Auch mit klaren Worten wurde die künftige Entsündigung durch den Messias ausgesprochen. So sagt Isaias: Er trägt unsere Krankheiten und ladet auf sich unsere Schmerzen; er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden willen; unsers Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt; unser aller Missethat hat der Herr auf ihn gelegt u. s. w. Is. 53, 4. u. folgd. Auch Daniel redet von der künftigen Entsündigung durch den Messias. Dan. 9, 24.

III. Erlösungsbedürftigkeit nach heidnischer Vorstellung, und ominöse Wichtigkeit des Kreuzes.

Wir haben im Vorhergehenden Belege dafür angeführt, daß auch das Heidenthum die Erlösungsbedürftigkeit fühlte. Daher denn auch die Klagen desselben über das menschliche Elend, wie sich diese in vielen seiner Schriftsteller laut aussprechen, und die oft so weit gehen, daß sie geradezu sagen, das Beßte für den Menschen wäre, nicht geboren zu seyn. Ueberhaupt ist es Lehrsatz der ganzen heidnischen Philosophie sowohl, als der Mythologie,

daß das Leben nichts Anders sei, als eine Gefangenschaft, ein Büßungszustand oder eine Krankheit. Diese Lehre geht von Pythagoras bis auf Cicero durch fast alle philosophischen Schulen hindurch. Der Philosoph Crantor sagt in dieser Beziehung: Viele weise Männer beweinten nicht jetzt, sondern schon längst das Leben des Menschen, und hielten dasselbe für eine Strafe, und das Geborenwerden für das größte Unglück.

Insbesonders hatte das Kreuz schon in der vorchristlichen Zeit und auch bei heidnischen Völkern eine mysteriöse Bedeutung, und wurde selbst religiös verehrt. Bei den Chinesen hat es die Bedeutung zehn und gilt als Symbol der Vollkommenheit, wie die Römer dieselbe Grund- und Schlußzahl durch das sogenannte Andreaskreuz ausdrücken. Wir treffen es ebenso bei den alten Mexikanern, und auch an der Stirne indischer Götterbilder; unter den Tempeln des vorchristlichen Indiens befinden sich selbst solche, die kreuzförmig gebaut sind. Als man einstens zu Alexandrien einen Serapis-Tempel zerstörte, fand man unter andern hieroglyphischen Figuren auch die eines Kreuzes, von dem die Heiden sagten, es sei ein Symbol des künftigen Lebens. So erscheint das Kreuz auch auf dem Haupte der Artemis, vorstellend die Regentin über Leben und Tod.

IV. Vorbilder des Erlösungstodes Jesu Christi bei den Juden im alten Bunde. — Die Juden hatten eine Menge von blutigen Opfern, in denen mehr oder weniger der Erlösungstod Jesu Christi vorgebildet ist. Dahin gehören:

a) Das Osterlamm. In diesem ist offenbar, wie die heilige Messe, was bei diesem Artikel zur Sprache kommen wird, so der Erlösungstod Jesu Christi gesinnbildet. Die Aehnlichkeit ist zwischen dem Vorbilde und dem Gegenstande, welcher vorgebildet wurde, wahrhaft auffallend, und da alle einzelnen Züge in dem Vorbilde durch göttliche Veranstaltung entworfen wurden, so kann durchaus von keinem bloß zufälligen Zusammentreffen die Rede seyn. Heben wir einige Züge am Vorbilde heraus, um die Erfüllung derselben in Christo nachzuweisen. Das ganze Volk der Israeliten lebte in politischer Knechtschaft; das ganze Menschengeschlecht war durch die Sünde der Seele nach der Knechtschaft des Teufels verfallen. Die Israeliten mußten zu ihrem Paschamahle ein Lamm

ohne Fehler auswählen; auf gleiche Weise ist Jesus Christus, das wahre Lamm Gottes, ohne Makel und Fehler: an ihm hat sich nicht einmal ein Schatten einer Sünde gefunden. Die Israeliten wurden in Aegypten durch das Blut des geschlachteten Lammes vom Würgengel, dem Tode ihrer Erstgebornen, befreit; auf gleiche Weise hat das Blut Jesu, der wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt worden ist, die Menschen von ihrem moralischen Untergang gerettet. Das jüdische Osterlamm wurde in Form eines Kreuzes durchstochen und so gebraten; von Jesus wissen wir, daß er wirklich an das Kreuz geschlagen worden ist, und an demselben sein Erlösungsopfer vollbrachte. Dem jüdischen Osterlamme durfte kein Bein gebrochen werden; auch Jesu wurden am Kreuze die Gebeine nicht zerschlagen, wie den beiden Mitgekreuzigten, und darauf macht der heil. Johannes, ein Augenzeuge bei der Kreuzigung Christi, besonders aufmerksam. Joh. 19, 32. 33. Ueberdieß sagt der heil. Paulus ausdrücklich, daß Christus das für uns geschlachtete Osterlamm ist. 1. Corinth. 5, 7. Wer sieht aus diesem Allen nicht, daß das jüdische Osterlamm ein Vorbild von dem Tode Christi sei?

b) Das große, alle Jahre wiederkehrende Versöhnungsopfer. Dieses bestund darin, daß über zwei Böcke das Loos geworfen wurde. Einer von ihnen wurde geschlachtet und sein Blut zur Versöhnung sieben Mal gegen den Gnadenthron gesprengt, der dadurch von den Verunreinigungen, womit ihn die Sünden des Volkes befleckt hatten, wieder gereiniget wurde. Der andere Ziegenbock wurde Jehova lebendig dargestellt. Der Hohepriester mußte seine beiden Hände auf den Kopf dieses Bockes legen; dabei bekannte er die Sünden des Volkes, um sie gleichsam auf das Opferthier, als den Stellvertreter des Volkes überzutragen. Sofort wurde dieser Bock in die Wüste gebracht und dort entlassen, um sinnbildlich auszudrücken, daß er die auf ihn gelegten Verschuldungen des Volkes von den Augen Gottes hinweggetragen habe. In diesen beiden Böcken ist offenbar Christus gesinnbildet. Es ist höchst bedeutungsvoll, daß bei allen Sühnopfern überhaupts der Sünder seine Hände auf den Kopf des Opferthieres legen, dadurch seine Sünden gleichsam auf dasselbe übertragen, es zu seinem Stellvertreter machen, und da es getödtet wurde, sehen und bekennen mußte, daß er selbst durch seine Sünden den Tod verdient

habe, welchen das Opferthier, als sein Stellvertreter, zu leiden hatte. Hier ist offenbar der Glaube an eine stellvertretende Genugthuung deutlich ausgesprochen. Und doch konnte das Opferthier selbst die Genugthuung nicht leisten; es konnte daher die ganze Handlung nur eine symbolische Bedeutung haben. In Christus hat sich das Vorbild in der That vollbracht. Auf ihn sind in Wahrheit die Sünden der Welt gelegt worden. — Der eine der am Versöhnungsfeste geopferten Böcke wurde als Sühnopfer geschlachtet, wodurch angedeutet war, daß der sündige Mensch den Tod verdient habe, und statt seiner, wenn er gerettet werden soll, ein unschuldiges Opfer den Tod erleiden müsse, was an Jesus buchstäblich sich erfüllte. Der andere Bock, welchem der Fluch des Volkes aufgelegt und der lebendig in die Wüste entlassen worden, deutete an, daß Gott den reumüthigen Sündern in seiner Barmherzigkeit im Hinblick auf das Schlachtopfer des Unschuldigen Gnade und Verzeihung angedeihen lasse. Es bedarf fast keiner Erwähnung, daß diese Begnadigung der sündhaften Menschheit durch den Erlösungstod Jesu Christi wahrhaft zu Theil geworden ist. Was nun in den beiden Böcken gesinnbildet ist, das spricht auch die heilige Schrift deutlich mit Worten aus. Der Prophet Isaias sagt: Er trägt unsere Krankheiten, und ladet auf sich unsere Schmerzen; er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden willen, unsers Friedens wegen liegt die Züchtigung auf ihm und durch seine Wunden werden wir geheilt.... Unser aller Missethat hat der Herr auf ihn gelegt. Is. 53, 4—8. Darum nennt auch der heil. Johannes, der Täufer, Jesum das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt trägt. Joh. 1, 29. Christus selbst erklärt sich als das Opfer zur Versöhnung der Welt. Matth. 26, 28.; Luk. 22, 19. Dasselbe thun die Apostel. So schreibt der heil. Petrus von Jesus, daß er durch seinen Tod am Kreuze die Strafe unserer Sünden geduldet habe, und daß seine Wunden uns Heilung gebracht haben. 1. Petr. 2, 24. Cf. 2. Corinth. 5, 21. u. s. w.

c) Das Opfer der rothen Kuh. Es wurde eine Kuh von gutem Alter und ohne Fehler ausgewählt, die rothhaarig war, und noch nie ein Joch getragen hatte. Der Hohepriester nahm sie aus den Händen des Volkes und führte sie vor das Lager, später

vor die Stadt hinaus. Dort wurde sie vor aller Augen geschlachtet, und dann mit Cedernholz und Anderm verbrannt. Die Asche davon war, mit Wasser vermischt, ein besonderes Reinigungsmittel. — Auch hier ist Christus vorgebildet. Auch er ist außerhalb der Stadt im Angesichte des ganzen Volkes geschlachtet worden, und sein Tod ist das Reinigungsmittel für unsere Sünden. Dabei ist dieses auffallend: Das Opfer der rothen Kuh wurde blutig begonnen, und unblutig fortgesetzt. Gerade so verhält es sich auch mit Jesus Christus. Sein Opfer am Kreuze ging blutiger Weise vor sich; dasselbe Opfer aber setzt sich in der heiligen Messe bis an's Ende der Zeiten unblutiger Weise fort. Hierauf bezüglich sagt auch der heil. Paulus: Wenn das Blut der Böcke und Stiere und die Bestreuung mit der Kuhasche die Verunreinigten heiligt, so daß sie leiblich rein werden: um wie viel mehr wird das Blut Christi, der im heiligen Geiste sich selbst als ein unbeflecktes Opfer Gott dargebracht, unser Gewissen von todten Werken reinigen, damit wir Gott, dem Lebendigen, dienen. Hebr. 9, 13. 14.

d) Die Bundesopfer. Wie bei einer andern Gelegenheit gezeigt werden wird (Cf. Artikel Messe), wurde bei Schließung eines Bundes immer ein Opfer dargebracht, und derselbe gleichsam durch das Opfer besiegelt. Dieser schon im höchsten Alterthum gewöhnlichen Handlung bequemte sich auch Gott an, wenn er mit den Menschen ein Bündniß schloß. So wurde der erste Bund zwischen Gott und den Menschen bei dem Brand- und Dankopfer des Noa geschlossen Gen. 8, 20.; ebenso bei dem Bündnisse mit Abraham Gen. 15., und am feierlichsten mit dem Volke Israel in der Wüste. Exod. 24. Hierauf bezüglich sagt der heil. Paulus: Es wurde auch das erste Testament nicht ohne Blut errichtet; denn als Moses alle Gebote des Gesetzes allem Volke vorgelesen hatte, nahm er das Blut von Stieren und Böcken mit Wasser und purpurrother Wolle und Isop und besprengte das Buch selbst und alles Volk und sprach: Dieß ist das Blut des Bundes, welchen Gott mit euch geschlossen hat. Hebr. 9, 18—21. Der Bund aber, welchen Gott damals mit den Israeliten schloß, war nur ein Vorbild jenes Bundes, welchen Gott durch Jesus Christus mit der Menschheit schloß. Wie nun in den alten Zeiten bei Bündnissen und vorzüglich bei dem so eben genannten Bunde, welchen Gott

durch Moses mit seinem Volke schloß, Opfer dargebracht wurden, und dabei Blut floß, so mußte dasselbe bei dem durch Christus geschlossenen, neuen Testamente geschehen, und es waren jene Opfer nur Vorbilder von dem Opfer, welches Christus bei Schließung des neuen Bundes am Kreuze vollbrachte. Darauf bezüglich sagt der heil. Paulus: Mit Blut wird fast Alles gereiniget nach dem Gesetze, und ohne Blutvergießen gibt es keine Vergebung. So mußten die Vorbilder der himmlischen Dinge durch dergleichen gereiniget werden; allein das Himmlische selbst erfordert vorzüglichere Opfer als jene; denn nicht in das durch Menschenhände gemachte Heiligthum, welches ein Vorbild des wahren war, ist Jesus eingegangen, sondern in den Himmel selbst, um jetzt vor dem Angesichte Gottes für uns zu erscheinen; und nicht, um oft sich selbst zu opfern, wie der Hohepriester jedes Jahr in das Allerheiligste eingeht mit fremdem Blute; denn dann hätte er oft leiden müssen von Anbeginn der Welt, sondern jetzt ist er nur Ein Mal am Ende der Zeit zur Hinwegnahme der Sünde durch sein Opfer erschienen. Und wie es dem Menschen bestimmt ist, Ein Mal zu sterben, worauf das Gericht folgt, so ward auch Christus Ein Mal geopfert, um vieler Menschen Sünden hinwegzunehmen. Hebr. 9, 23—28.

e) Die täglichen Morgen- und Abendopfer. Die Juden opferten nämlich täglich am Morgen und Abend je zwei Lämmer; dieses hieß auch das immerwährende Opfer. Auch dieses Opfer hat auf den Opfertod Jesu Christi Bezug. Christus ist wahrhaft das immerwährende Opfer; denn einmal zwar ist er gestorben; aber immerwährend stellt er seinen Opfertod Gott, seinem himmlischen Vater, dar zur Versöhnung der Menschen. Christus ist das Opfer vom Anfange der Welt; denn im Hinblick auf dasselbe ist Gott den Menschen von jeher gnädig gewesen. Auffallender Weise ereignete sich der Tod Jesu gerade zu jener Zeit, als das tägliche Abendopfer dargebracht wurde.

Aus diesem erhellet zur Genüge, wie die Opfer des alten Bundes das große, durch Jesus Christus vollbrachte Opfer vorbildeten. Daher hörten sie auch auf, nachdem Jesus sein Opfer vollbracht hatte; denn sie hatten jetzt keine Bedeutung mehr. Wenn die Sonne aufgeht, verschwinden die Sterne; so hörten auch die

alttestamentlichen Opfer auf, nachdem Jesus sein allversöhnendes Opfer am Kreuze vollbracht hatte.

V. Wirkliche Erlösung durch Jesus Christus. — Der göttliche Heiland hat das längst voraus verkündete (vergl. B. I. S. 173), erwartete und ersehnte Erlösungswerk vollbracht. Er nennt sich daher selbst den Erlöser, wenn er z. B. sagt: Des Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen, und sein Leben als Lösegeld für Viele hinzugeben. Matth. 20, 18. Er bestimmte auch die Art, wie die Erlösung vollbracht werden soll: „Gleichwie Moses die Schlange in der Wüste erhöhet hat, so muß der Menschensohn erhöhet werden, damit Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 14. 15. — Beim letzten Abendmahle endlich sagt Jesus ganz deutlich, daß sein Blut zur Vergebung der Sünden vergossen werden wird. Matth. 26, 28.

Der heilige Apostel Paulus redet in vielen Stellen von der Erlösung durch Christus. Das ganze fünfte Hauptstück des Briefes an die Römer handelt davon. Hier heißt es unter Anderm: „Es erweiset Gott seine Liebe zu uns dadurch, daß Christus, als wir noch Sünder waren, zur bestimmten Zeit für uns gestorben ist. Um so mehr werden wir jetzt, da wir durch sein Blut gerechtfertiget sind, durch ihn gerettet werden vom Zorne u. s. w." — Im Briefe an die Hebräer schreibt er: Christus ist, nachdem er als Hoherpriester der zukünftigen Güter gekommen, durch ein höheres und vollkommeneres Zelt, das nicht von Menschenhänden gemacht, nämlich nicht von dieser Welt ist, auch nicht durch Blut von Böcken und Stieren, sondern mit seinem eigenen Blute ein für allemal in's Heiligthum eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden u. s. w. Hebr. 9, 11. u. folgd. — Der heil. Petrus sagt: Ihr wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Golde oder Silber erlöset seid von dem eiteln Wandel, der sich von den Vätern auf euch ererbet hat, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines unbefleckten und tadellosen Lammes. 1. Petr. 1, 18 u. 19.; cf. 1. Petr. 2, 21. u. 1. Petr. 3, 18. — Der heil. Johannes schreibt: Hat Jemand gesündiget, so haben wir beim Vater einen Stellvertreter, Jesum Christum, den Gerechten. Er ist die Versöhnung für unsere Sünden, aber nicht allein für unsere, sondern auch für die Sün-

den der ganzen Welt. 1. Joh. 2, 1. Vergl. 1. Joh 3, 5. und 1. Joh. 1, 7.

Die heilige Schrift spricht auch aus, wovon uns Christus erlöste, nämlich:

a) Von den Sünden, und zwar sowohl von der Erbsünde, als den wirklichen Sünden. Vergl. Röm. Kap. 5 u. 7. Apostelg. 10, 43. Röm. 3, 23—26.

b) Von den Sündenstrafen. Matth. 20, 28.; 1. Joh. 2, 2.; Hebr. 9, 26.; 1. Petr. 1, 18—19. u. s. w.

c) Von unserm verdorbenen, zum Guten kraftlosen Seelenzustande. Röm. 8, 3. 4.

Die Erlösung selbst bewirkte der Heiland vorzüglich durch sein Leiden und Sterben. Auch dafür zeugt die heilige Schrift. Vergl. Joh. 3, 14.; Matth. 26, 28.: Joh. 10, 18.; Hebr. 2, 9—13.; Eph. 1, 5—7.; 1. Corinth. 15, 1—8.; Hebr. 10. u. s. w.

Die Genugthuung, welche Christus leistete, war vollkommen; denn Christus war nicht bloß Mensch, der leiden und sterben konnte, sondern auch Gott, wodurch sein Leiden und Sterben einen unendlichen Werth erhielt. Ja durch die Genugthuung Christi geschah Gott höhere Ehre, als Beleidigung durch die Sünden der Menschen. Die beleidigenden Menschen sind nur endlich, obschon der Beleidigte unendlich ist, daher die Sünde in Rücksicht des Beleidigten eine unendliche Schuld ist. Der Genugthuende hingegen, der Gottmensch Jesus Christus, ist so groß, als der, dem er genugthat, und er that ihm mit sich genug; unendlich war also das Opfer der Genugthuung. War dort der Beleidigte unendlich und der Beleidigende endlich, so ist hier nicht nur der Versöhnte unendlich, sondern auch der Versöhnende, weil Gott von Gott.

Christus hat auch für Alle genug gethan. Daher sagt der heil. Paulus: Er (Jesus) gab sich selbst dar zur Loskaufung für Alle. 1. Timoth. 2, 6. Von ihm sagt er, er sei der Heiland Aller, vornehmlich der Gläubigen. 1. Timoth. 4, 10. Anderswo lehrt der Apostel, Jesus sei auch für Solche gestorben, die zu Grunde gehen. 1. Corinth. 8, 11. Dasselbe sprechen die Concilien und Glaubenssymbole aus, und lehren alle heilige Väter (vergl. B. IX. S. 596—602), wo von der Reprobation die Rede ist.

Freilich sind dadurch, daß Christus für Alle gestorben ist, noch

nicht Alle in der That erlöset. Daher sagt das Concilium von Trient: Obwohl Christus für Alle gestorben ist, so nehmen doch nicht Alle die Wohlthat seines Todes an, sondern nur diejenigen, denen das Verdienst seines Leidens mitgetheilt wird. Sess. 6. c. 3. Vergl. die Lehre von der Rechtfertigung B. IX. S. 612 u. folgd.

Weil Christus für Alle gestorben ist, und weil Alle die ihnen unleistbare Genugthuung schuldeten, so sind Alle, die je das Heil erlangt haben, durch Christus gerettet werden. Auf ihn mußte die frühere Menschheit vorwärts, die spätere rückwärts sehen. An ihn mußten und müssen Alle glauben; denn es gibt keinen andern Namen, in welchem man selig werden kann, als den Namen Jesus.

Vernehmen wir nun einige Aussprüche der heiligen Väter über die durch Jesus geleistete Erlösung. Clemens von Rom schreibt: Lasset uns unsere Blicke auf das Blut Jesu richten, das zu unserm Heile vergossen ist, und der ganzen Welt Gnade der Buße verschafft. Durch das Blut des Herrn erhalten Alle Erlösung, welche Glaube und Liebe zu Gott haben. Aus Liebe hat unser Herr nach dem Willen Gottes sein Blut für uns hingegeben, sein Fleisch für unser Fleisch, seine Seele für unsere Seele. Epist. 1. Corinth. c. 12. — Justin, der Martyrer: Christus, welcher unsertwegen Mensch geworden ist, ertrug für uns Leiden und Schmach. Apol. 1. — Irenäus: Ein und derselbe ist Christus Jesus, der Sohn Gottes, welcher durch sein Leiden uns mit Gott ausgesöhnt hat. Advers. haer. l. 3. c. 18. — Tertullian: Christus mußte für alle Völker ein Opfer vollbringen, er, welcher wie ein Schaf zur Schlachtbank geführt worden ist, und wie ein Lamm keinen Laut von sich gibt, während man es scheert. Advers. Jud. c. 13. — Origenes: Christus ist für uns die Heiligung und Erlösung geworden, und ein Jeder aus uns wird durch jene Heiligung geheiligt und durch jene Erlösung erlöst. Comment. in Joan. — Hilarius: Jesus nahm das Fleisch der Sünde an, um zu sühnen die Sünden in der Annahme unsers Fleisches, während er Theilnehmer an demselben wird durch Annahme, nicht durch Vergehen, indem er tilgt durch Tod das Urtheil des Todes. De Trinit. l. 1. — Athanasius: Gänzlich wäre verloren gewesen das sterbliche Geschlecht, wenn nicht der Sohn Gottes, der Herr und der Erlöser Aller, dem äußersten Tode sich unterzogen hätte. Durch die Hin-

opferung seines Leibes machte er dem uns feindlichen Gesetze ein Ende. De incarnat. verb. Dei. — Cyrillus von Jerusalem: Christus hat angenommen die Sünden am Körper auf dem Holze, damit wir durch seinen Tod den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Catech. 13. c. 33. — Ein anderer Kirchenlehrer: Weil Christus keine Sünde auf sich hatte, um für sich zu opfern, so opferte er sich für die ganze Welt, und drang durch sein Blut in das Heiligthum ein. — Hieronymus: Christus wurde geopfert, weil er wollte; er trug nicht gezwungen das Kreuz, sondern willig. In Is. c. 53. — Augustin: Christi Blut ist zur Nachlassung aller Sünden vergossen worden. In Evang. Joann. tract. 92.

Die Erlösung durch Jesus Christus ist in allen Glaubensbekenntnissen ausgesprochen. So im apostolischen, nicenischen und athanasischen Symbolum. Das Concilium von Trient sagt: Christus verdiente uns, da wir Feinde Gottes waren, wegen seiner übergroßen Liebe, womit er uns liebte, durch sein heiliges Leiden am Kreuzholze Rechtfertigung und leistete für uns Gott dem Vater Genugthuung.

VI. Rationelle Erwägung über das durch Jesus vollbrachte Opfer. — Was die Menschen ihrer Bestimmung nach hätten thun sollen, aber nicht gethan haben, nämlich sich ganz und gar, nach ihrem gesammten Wirken und Seyn an Gott und seine heilige Absicht hinzugeben, — dieses hat Jesus auf die vollkommenste Weise gethan. All sein Wirken und Seyn war eine gänzliche, allseitige, vollkommene Hingabe an seinen himmlischen Vater und an seinen heiligen Willen; daher ein wahres Opfer. Dieses vollkommenste Opfer von unendlichem Werthe, weil es von Gott selbst, der Mensch geworden, dargebracht wurde, begann schon in der Incarnation. Die Menschwerdung ist gleichsam der erste Opferakt des Erlösers; denn um den ewigen Rathschluß seines himmlischen Vaters auszuführen, begibt er sich des Glanzes seiner göttlichen Würde; wird ein Mitglied eines dem Himmel mißfälligen Geschlechtes, und entschließt sich, als der Stellvertreter der Sünder in die Gerechtigkeit seines himmlischen Vaters sich hinzugeben, damit der beleidigten Majestät Gottes Genugthuung geleistet werde. Ein Mitglied dieses Geschlechtes geworden, that Jesus von Jugend auf bis zu seinem Tode gerade das Gegentheil von dem,

was der aufrührerische Mensch gethan hatte. Sein Höchstes und Letztes, worauf all sein Denken, Trachten und Ringen sich richtete, war der heilige Wille seines himmlischen Vaters. Joh. 5, 30. u. 6, 38. Dieser Wille seines Vaters war ihm so heilig, daß er demselben Alles unterordnete, auch mit der strengsten Selbstverleugnung. Bestimmt, Menschen zu lehren und zu bessern, versagte er sich um dieses Zweckes willen selbst die körperliche Nahrung Joh. 4, 31—34.; ermüdet von der Arbeit, versagte er sich zur Beförderung seiner großen Bestimmung selbst die nächtliche Ruhe. Luk. 6, 12. Um den Willen seines himmlischen Vaters vollkommen zu erfüllen und zu vergüten jene Verletzungen der göttlichen Gesetze, welche die Menschen aus übertriebener Anhänglichkeit an die irdischen Güter begehen, entsagte er allen irdischen Gütern und wählte für sich die Armuth. Seine eigene Ehre opferte er bereitwillig der Ehre seines himmlischen Vaters auf; duldete, das Werk zu vollenden, um dessen willen er gesandt ward, schweigend Spott und Hohn; ließ sich selbst den Mördern gleich setzen, ja sogar denselben unterordnen.

Auf eine ganz besonders auffallende Weise hat Jesus seine gänzliche Hingabe in den Willen seines Vaters bei seinem Leiden und Sterben bewiesen; daher pflegt man, wenn vom Opfer Jesu die Rede ist, mit Vorzug darauf zu denken, und dieses sein Leiden und Sterben darunter zu verstehen. Schon vor dem Beginn seines Leidens beim letzten Abendmahle vollbrachte Jesus, da er seinen Jüngern seinen Leib und sein Blut unter den Gestalten des Brodes und Weines zur geistigen Nahrung darreichte, einen ganz eigenen, auffallenden Akt der tiefsten Erniedrigung und vollsten Hingabe. Abgesehen also davon, daß sich hier Jesus aus Gehorsam gegen den Willen seines himmlischen Vaters zum Heile der Menschen ganz bestimmt dem Tode weihte, weßwegen er auch gleich darauf den Weg dazu antrat; abgesehen davon, ist diese Handlung auch ein wahrer, großer, auffallender Opferakt. Dieses Geheimniß muß man fast noch eine tiefere Erniedrigung nennen, als die Menschwerdung selbst. Denn in der Eucharistie verbirgt er nicht bloß seine Gottheit unter die gleichwohl noch ehrwürdige Menschengestalt, sondern Gottheit und Menschheit zugleich unter die ganz gering scheinende Gestalt von Brod und Wein, und seine Opfer-

willigkeit geht so weit, daß er sich jedem Einzelnen zur Nahrung seiner Seele hingibt. Wo gibt es eine größere Hingabe, wo ein vollkommneres Opfer? — Dieser heiligen Handlung, der Einsetzung des eucharistischen Opfers, folgte sogleich sein Leiden und sein blutiger Tod, und mit Recht; denn beide machen nur Ein Ganzes aus, da dasselbe, was am Kreuze blutig geschah, in der Abendmahlsfeier unblutiger und geheimnißvoller Weise bereits dargestellt worden ist. Nachdem sich der Erlöser zuvor noch im dreimaligen Gebete auf dem Oelberge seinem himmlischen Vater als ein freiwilliges Opfer hingegeben hatte, vollbrachte er in seinem darauf folgenden Leiden und Sterben den höchsten und letzten Opferakt, dessen Jemand fähig ist. Dieses war gleichsam das letzte Siegel, womit er seine gänzliche Hingabe an seinen Vater bewährte, der letzte und stärkste Akt jenes großen Opfers, welches er mit seiner Menschwerdung begann und mit seinem Tode vollendete. Cf. Frint's Lehre vom heiligen Abendmahle.

VII. Praktische Folgen der Erlösung. — Die Lehre von der Erlösung durch Christus ist von dem wohlthätigsten Einfluß auf unser Leben. Sie verschafft uns Ruhe, welche die Menschen von jeher gesucht, aber nirgends gefunden. Wie niedergeschlagen und muthlos müßte es uns machen, wenn wir im Bewußtseyn unserer Sünden und im Gefühle des eigenen Unvermögens, für sie genug zu thun, Niemand hätten, der uns davon befreite? Wie sehr würde dadurch unser Streben nach Tugend und Frömmigkeit ermatten! Aber der Gedanke: „Jesus hat für unsere Sünden genug gethan; wer sich wahrhaft bessert, findet jetzt gewiß Verzeihung;" — richtet das ängstliche Herz auf und belebt mit der freudigsten Hoffnung. Jetzt muß sich auch ein Jeder angetrieben fühlen, dasjenige zu thun, was von seiner Seite zur Erlangung des Heiles gefordert wird, und insbesonders jene Mittel zu gebrauchen, an welche Jesus Christus die Gnade der Entsündigung und Wiederherstellung gebunden hat.

Wir erkennen aus der Erlösung die Schändlichkeit und Strafwürdigkeit der Sünde; denn wenn selbst ein Gottmensch den schmerzlichsten Kreuztod erdulden mußte, um uns mit Gottes Gerechtigkeit wieder auszusöhnen; wie strafwürdig muß die Sünde in den Augen Gottes seyn! Wahrlich, nichts bringt uns zur deutlichern Anschau-

ung, welch ein Uebel die Sünde in den Augen Gottes ist, als die Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Und wir sollen noch fortfahren zu sündigen?

Im Erlösungswerke zeigt sich die unendliche Liebe Gottes zu den Menschen. Hätte uns Gott eine größere Liebe erweisen können, als daß er seinen eingebornen Sohn für uns dahingab? Was gibt es noch für einen größern Beweis der Liebe, als daß Jemand sein Leben für seine Freunde hingibt? Die Liebe Gottes übersteigt aber dieses Maaß noch; denn wir waren nicht Freunde, sondern Feinde Gottes. Um seine Feinde also vom größten Elende zu retten, ist der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen und am Kreuze gestorben. Sollte eine so große Liebe nicht unsere Gegenliebe wecken? Sollten wir uns nicht zum lebendigsten Danke angespornt fühlen?

Durch die Lehre von der Erlösung wird aller Selbstruhm und aller Stolz auf eigene Verdienste vom Grunde aus gehoben; denn wir sehen nun, daß die Vergebung der begangenen Sünden die Wirkung der freien, von uns unverdienten Gnade Gottes ist; wir lernen demüthig von uns denken, und legen eben dadurch den Grund zur wahren Besserung.

VIII. Widerlegung der Einwendungen gegen die Lehre von der Erlösung. — Man bringt gegen die Erlösung durch Christus verschiedene Einwendungen vor. Man sagt nämlich:

1) Eine stellvertretende Genugthuung widerspricht der Vernunft; die Sünde und Schuld sind etwas ganz Persönliches, wie es auch die Tugend ist; folglich muß auch Lohn und Strafe persönlich seyn. Gleichwie Niemand an unserer Statt selig seyn kann, so kann auch Niemand die Strafe übernehmen, welche wir durch unsere unsittlichen Handlungen verdient haben. — Obgleich die Schuld etwas Persönliches ist, so ist es doch möglich, daß ein Wesen statt der Andern unter gewissen Bedingungen Genugthuung leiste. Die Strafe hat den Zweck, die verletzte Gerechtigkeit zu sühnen und dem Gesetze für die Zukunft Ansehen zu verschaffen, also von künftigen Uebertretungen zurückzuhalten. Jesus Christus hat unsere Natur angenommen und ist wahrhaft Mensch geworden; zugleich war er auch Gott. Mit der

Annahme unserer Natur hat er zugleich unsere Sünden auf sich genommen, und konnte also auch für unsere Schulden einstehen; weil er aber zugleich auch Gott war, so hatten seine Handlungen einen unendlichen Werth. So geschah es, daß der Gerechtigkeit Gottes durch den Opfertod Jesu Christi auf das Vollkommenste Genugthuung geleistet wurde. Wiederum ist nichts mehr geeignet, vor künftigen Uebertretungen zurückzuschrecken, als gerade der Hinblick auf das Leiden und Sterben des Gottmenschen; denn wenn die Sünde ein so großer Gräuel in den Augen Gottes ist, daß ihretwegen der Sohn Gottes selbst so bittere Qualen und einen so schmerzlichen Tod sterben mußte: wer wird sich nicht von ihr zurückgeschreckt fühlen?

2) Die Lehre von der Erlösung ist der Moralität nachtheilig, indem der Sünder dadurch eine schädliche Sicherheit erhält und im Streben nach dem Guten nachläßt. — Dieß ist völlig falsch; denn nur unter der Bedingung einer wahren Besserung und eigenen Sterbens nach Vollkommenheit können wir der Erlösung theilhaftig werden. Statt daß die Lehre von der Erlösung den Menschen im eigenen Ringen nach Tugenden nachläßig machte, spornt sie ihn vielmehr dazu an.

3) Es ist der Gerechtigkeit zuwider, daß ein Unschuldiger, wie Jesus war, gestraft werden soll. — Jesus hat freiwillig unsere Sünden auf sich genommen und hat für dieselben Genugthuung leisten wollen. Es war daher nicht gegen die Gerechtigkeit Gottes, Jesum, der unsere Sünden auf sich genommen, auch die dafür gebührende Strafe leiden zu lassen.

4) Wenn Gott Sünden nachlassen kann, warum hat er sie nicht unmittelbar, sondern erst in Folge des Todes Christi erlassen? — Die Sündenvergebung muß auf eine der göttlichen Gerechtigkeit würdige Weise ertheilt werden, und ohne Beeinträchtigung der sittlichen Ordnung. Gerade dieses aber wurde durch Christi Opfertod erreicht.

IX. Ob ein Blutstropfen, wie man zu sagen pflegt, zur vollkommenen Erlösung genügt hätte. — Die heiligen Väter bejahen diese Frage. So der heil. Augustin Enchir. c. 108., und der heil. Leo serm. I. de nativ. Bekannt ist der Spruch des heil. Bernard hierin, er sagt nämlich: Cum posset

gutta, redemit unda. Papst Clemens VI. sagt: Non guttam sanguinis modicam, quae tamen propter unionem ad Verbum pro redemtione generis humani suffecisset, sed copiose velut quoddam profluvium effudit.

57. Ueber das Leiden Jesu.

I. Allgemeine Bemerkungen.

1) Wie heilbringend die Betrachtung des Leidens Jesu ist. Der heil. Augustin sagt, es sei für uns nichts so heilbringend, als täglich zu bedenken, wie viel Jesus Christus für uns gelitten hat. Und der heil. Bernard schreibt: Es ist nichts so wirksam, die Wunden unsers Gewissens zu heilen, und unsere Seele zu reinigen und vollkommen zu machen, als die häufige und beständige Betrachtung der Wunden Christi und seines Leidens und Todes. Der heil. Bonaventura aber bemerkt: Wer sich anhaltend und innig in dem allerheiligsten Leben und Leiden des Herrn übt, der findet da Alles überflüssig, was ihm nützlich und nothwendig ist. Daher sehen wir, daß die Heiligen diese Uebung mit anhaltendem Fleiße vorgenommen haben, und dadurch sind sie zur großen Vollkommenheit gelangt. Der heil. Bernardus brachte fast sein ganzes Leben in dieser heiligen Uebung zu. Ebenso unermüdet in Betrachtung des bittern Leidens unsers Herrn war der heil. Franz Seraphikus, der in Folge dessen mit den Wundmalen des Herrn begnadiget worden ist. Dasselbe ist von vielen andern Heiligen bekannt. Cf. B. II. S. 484—488.

2) Von der Art und Weise der Betrachtung des bittern Leidens unsers Herrn. Im allgemeinen gelten von der Betrachtung des Leidens Christi dieselben Vorschriften, wie sie bezüglich der Betrachtung überhaupts gegeben sind. Vergl. den einschlägigen Artikel B. II. S. 474 u. folgd. Indeß ist es gut, sich das Leiden Christi gleichsam in Theile zu zerlegen. Man kann einen Tag sich Christum in seinem Angstschweiß im Garten vorstellen, einen andern den Verrath des Judas überdenken, und so immer ein anderes Geheimniß sich vergegenwärtigen.

Durch die Betrachtung des Leidens Christi soll vorzüglich das Herz gerührt werden; es sollen nämlich in demselben vor Allem entstehen:

a) Der Affekt des Mitleidens. Um diese Empfindung hervorzubringen, erwäge man die Größe der Leiden und Qualen Christi. Sie waren nach der Aussage der Heiligen die größten, die in diesem Leben gelitten werden können. Dieß bezeugt auch der Prophet mit den Worten: O ihr Alle, die ihr am Wege vorübergeht, gebt Acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerze. Thren. 1, 12. An Christus war kein Theil, welcher nicht die heftigsten Schmerzen litt. Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihm, sagt Isaias (Is. 1, 6.); denn seine Hände und Füße waren angenagelt, das Haupt von der Dornenkrone durchbohrt, das Gesicht mit Speichel bedeckt und mit Fäusten zerschlagen, der ganze Leib von den Geißelstreichen zerfleischt, und alle Glieder durch die Marter des Kreuzes verrenkt. Und seine Schmerzen waren nicht bloß am Leibe, sondern auch in der Seele, und letztere waren noch einschneidender als erstere. Denn vom ersten Augenblick seiner Empfängniß bis zu seinem Tode am Kreuze hatte er alle vom Anfang der Welt begangene Sünden der Menschen stets gegenwärtig, und da er auf der einen Seite Gott so sehr liebte, und sah, wie sehr sein himmlischer Vater dadurch beleidiget werde, und auf der andern nicht weniger die Menschen liebte, und sah, daß ungeachtet seines Leidens ein großer Theil derselben ihrer Sünden wegen zu Grunde gehe; so war dieses für ihn ein zweischneidiges Schwert, das ihn auf beiden Seiten verwundete, einmal in Hinsicht auf die Beleidigung Gottes, und das andere Mal wegen des Verlustes der Seelen. Dabei bedenke, daß Christus, um seine Leiden zur höchsten Spitze zu bringen, alles Trostes beraubt, und selbst von seinem himmlischen Vater verlassen seyn wollte. Wer dieses Alles erwägt, wird seinem leidenden Erlöser das innigste Mitleiden schenken.

b) Der Affekt der Reue und des Schmerzes über die begangenen Sünden. Dieses ist eine der vorzüglichsten Früchte, die wir aus der Betrachtung des Leidens Christi schöpfen. Wir sollen aus der Betrachtung des Heilmittels die Größe und Schwere unserer Sünden erkennen. Lerne einsehen, ruft der heil. Bernard aus, wie schwer die Wunden seien, für welche es nothwendig war, daß Christus, der Herr, sich verwunden ließ. Der Erkenntniß der Größe der Sünden wird von selbst die Reue über

dieselben folgen, und vom Schmerz ergriffen wird eine solche Seele ausrufen: Ach, ich bin schuldig an den Qualen, welche mein Erlöser leidet; meine Sünden haben ihn an's Kreuz geschlagen. O verfluchte Sünde, die du meinen Herrn so schrecklich zurichtest! O könnte ich dich in den tiefsten Abgrund der Hölle werfen und auf ewig dorthin verbannen!

c) Der Affekt der Liebe. Es gibt nichts, was mehr zur Liebe bewegt, als sich geliebt sehen. Nun ist die Liebe Jesu Christi gerade in seinem Leiden am hellsten hervorgetreten. Es kann keine größere Liebe geben, als daß Jemand sein Leben für seine Freunde hinopfert. Die Liebe Jesu Christi ist aber selbst noch weiter gegangen; denn er ist für seine Feinde gestorben. Darum bezeichnet die heilige Schrift den Mittlertod des Herrn als ein Uebermaaß der Liebe. Luk. 9, 31. Wer wird nun den, der ihn so unaussprechlich geliebt hat, nicht wieder lieben wollen? Ja, wie derjenige erwärmt wird, der zum Feuer hinzutritt; so muß auch das Herz desjenigen mit der Gluth der innigsten Liebe durchdrungen werden, der in der Betrachtung des Leidens Christi seine unendliche Liebe zu den Menschen erkennt.

d) Der Affekt der Danksagung. Die Natur selbst verlangt es, für empfangene Wohlthaten dankbar zu seyn. Die größte Wohlthat aber, die je dem Menschengeschlecht zu Theil geworden, ist jene, daß sich Jesus für uns hat kreuzigen lassen. Wie groß soll daher nicht auch unsere Dankbarkeit für das Leiden Christi seyn? Sollten wir uns nicht in ganze Ströme von Danksagungen ergießen, wenn wir dasselbe betrachten?

e) Der Akt der Bewunderung und der Hoffnung. Es gibt in Betrachtung des Leidens Christi viele Veranlassung, den Akt der Bewunderung zu erwecken. Die Seele soll in ihrer Betrachtung gleichsam inne halten, und sich verwundern, daß Gott leidet und stirbt, der an sich unfähig zu leiden und zu sterben ist; sie soll staunen darüber, daß er eben für die leidet und stirbt, die ihm den Tod geben und alles Guten so unwürdig sind; sie soll staunen über den so höchst weisen Rathschluß Gottes, da er zur Erlösung der Menschen ein Mittel wählte, wodurch er ebenso seine Barmherzigkeit als seine Gerechtigkeit zeigte. — An die Bewunderung soll sich die Hoffnung reihen. Ja, Nichts ist mehr im

Stande, uns in der Hoffnung auf unser Heil zu befestigen, als die Erwägung dessen, was Christus Alles für unsere Seligkeit gethan hat. Der Apostel selbst bedient sich dessen zur Befestigung der Hoffnung, wenn er sagt: Hat doch Gott seinen eingebornen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns dahingegeben: wie sollte er nun mit ihm uns nicht Alles geschenkt haben? Röm. 8, 32. Wenn nun Gott, da wir noch seine Feinde waren, uns solche Gnade erwies: was wird er uns jetzt noch versagen, nachdem wir durch das Blut seines Eingebornen mit ihm versöhnt worden sind? Wie mächtig muß dieser Gedanke unser Vertrauen beleben?

Endlich sollen wir uns in der Betrachtung des Leidens Christi mächtig angestachelt fühlen:

f) Seine Tugenden nachzuahmen. In dieser Beziehung nennt der heil. Augustin das Kreuz eine Lehrkanzel, von welcher herab alle Tugenden geprediget werden. Schön bemerkt der geistreiche Alphons Rodriguez: „Obschon das ganze Leben Christi ein vollendetes Muster und ein Spiegel von Tugenden war, so scheint es doch, er habe in seinem Leiden noch einmal kurz zusammenfassen wollen, was er während seines ganzen Lebens uns durch Wort und Beispiel gelehrt hat, indem er darin alle Tugenden im höchsten Grade hervorleuchten ließ." Unter dem Kreuze können wir zwar alle Tugenden lernen, doch müssen wir uns vorzüglich angespornt fühlen, die Demuth, den Gehorsam, die Geduld, die Liebe zu Gott und den Menschen, die Sanftmuth unsers göttlichen Erlösers nachzuahmen. Auch kann ein Jeder jene Tugend sich besonders vor Augen stellen und sich anzueignen suchen, welche ihm am nothwendigsten ist, und wodurch in ihm eine entgegengesetzte Leidenschaft und Sünde ausgerottet wird.

II. Das Leiden unsers Herrn selbst.

(In seinen vornehmsten Momenten hervorgehoben.)

1) Jesus am Oelberge. Hier verrichtet der Erlöser das große Gebet: Vater, wenn es möglich ist, so laß diesen Leidenskelch an mir vorübergehen; doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Luk. 22, 41. So betete er dreimal, uns dadurch ein Beispiel gebend, daß unser Gebet beharrlich und zugleich Gott ergeben seyn müsse. Und er betete in seiner Angst, wiederum uns zur Lehre, daß wir in all unsern geistigen und leiblichen Anliegen

unsere Zuflucht zu Gott nehmen und seine Hilfe uns erflehen sollen. Während indeß der Erlöser betete, schliefen seine Jünger. Die schlafenden Jünger sind ein Bild jener lauen und trägen Christen, die, während die Kirche ihre Kinder zur Buße und Abtödtung, wie in der heiligen Fastenzeit, mahnet, in ihren gewöhnlichen Genüßen und in träger Ruhe verharren. Der Heiland weckte öfters die schlafenden Jünger, zum Zeichen, wie oft Gott durch seine Gnade die lauen Christen zur Lebensänderung mahnt; aber vergebens.

Die Angst unsers göttlichen Erlösers nahm am Oelberge so sehr zu, daß er blutigen Schweiß vergoß. Man muß es nicht für unmöglich halten, daß ein Mensch Blut schwitzen kann. Im Leben Sixtus V. lesen wir, daß ein Mensch, der zum Tode verurtheilt war, Nachts sehr viel Blutschweiß von sich gegeben; auch Maldonat erzählt von einem an Kräften sowohl als an Gesundheit rüstigen Menschen, daß er bei der Anhörung seines richterlichen Urtheils, wornach er mit dem Tode bestraft werden sollte, plötzlich Blut schwitzte. Hierauf bezüglich ruft ein Kirchenlehrer aus: Gleich der Traube auf der Kelter, die von der Last, die darüber liegt, gepreßt, ihren ganzen Saft ergießt, vergoß dein gebenedeites Fleisch, o Jesu! unter der Kelter der Schmerzen im reichlichen Maaß den Purpurthau deines heiligen Blutes. Dieß ist die erste Traube, woraus du den Wein für die jungfräuliche Tochter Juda, für deine Kirche kelterteſt; hier wirst du ihr Bräutigam, hast du gleichwohl schon in deiner Beschneidung es zu werden begonnen.

Was war aber die Ursache, daß Christus blutigen Schweiß schwitzte? Unsere Sünden haben den Angstschweiß des Herrn verursacht. Denn alle Sünden der Welt stunden damals dem göttlichen Erlöser vor Augen, ja sie lagen als eine fürchterliche Last auf ihm. Lerne daraus, welch ein entsetzliches Uebel es um die Sünde seyn muß, da sie dem Herrn blutigen Angstschweiß auspreßte. Der heil. Ambrosius bemerkt hiezu: Nichts reißt mich mehr hin, die Güte meines Heilandes zu bewundern, als diese Todesangst; denn er hätte mir nicht so viele Merkmale seiner Liebe gegeben, wenn er nicht mit meiner Natur auch mein Gefühl angenommen hätte. Er fühlte die Traurigkeit für mich, er, der keine Ursache hatte, für sich selbst zu trauern. Er entzog sich freiwillig die Wonne seiner Gottheit, und wählte für sich, in die tiefste

Bitterkeit, die ihm die Schwachheit meiner Natur verursachen konnte, versenkt zu werden.

In diesem schweren Kampfe kam ein Engel vom Himmel und tröstete ihn. Die Erscheinung geschah in irgend einer in die Sinne fallenden Weise. Der erschöpfte Heiland bekam dadurch wieder neue Kraft, so daß er aufstund und seinen Feinden entgegenging. Uebrigens lehrt uns die Engelserscheinung, daß Gott die, welche auf ihn vertrauen, nie verläßt, sondern daß er, wenn er ihnen auch aus höhern Rücksichten den Leidenskelch nicht abnimmt, doch zur rechten Zeit Hilfe sendet.

2) Gefangennehmung des Herrn und Flucht der Jünger. Judas hatte seinen Herrn und Meister, gleich den verächtlichsten Sklaven, um dreißig Silberlinge verkauft. Er hatte es mit seinen Feinden verabredet, daß der es sei, welchen er küssen würde. Da kam er nun heran, der treulose Jünger, und gab seinem Herrn und Meister den verrätherischen Kuß. O wie viele Christen gleichen dem Judas! Wer immer äußerlich eine gewisse Frömmigkeit heuchelt, ohne im Herzen tugendhaft zu seyn; wer insbesonders zum Tisch der Gnade hinzutritt, ohne würdig vorbereitet zu seyn; wer überhaupts die Gott beschworne Treue wieder bricht, — ist ein Verräther, ein zweiter Judas; er küßt den Herrn, um ihn zum Tode zu überliefern. — Bewundern wir die unendliche Sanftmuth Jesu; er läßt sich küssen, und ohne alle Vorwürfe spricht er voll Wehmuth: Freund, mit einem Kuß verräthst du den Menschensohn! Lerne hier Liebe zu deinen Feinden! Lerne, wie man Unrecht und Beleidigung ertragen muß.

Jesus läßt es seinen Feinden noch einmal fühlen, wer er sei. Mit dem bloßen Worte: „Ich bin es!" streckt er sie zu Boden hin. So läßt es Gott nie daran fehlen, den Sünder bald durch Schrecken, bald in Liebe zu ermahnen, und ihm fühlen zu lassen, wer derjenige sei, den er beleidiget. Aber wie die Kriegsknechte bleibt der Sünder ungerührt, und wenn der Schrecken des ihn heimsuchenden Gottes vorüber ist, erhebt er sich, ihn neuerdings zu beleidigen.

Nun fesseln die rohen Kriegsknechte den Herrn und führen ihn gefangen fort. Welch eine Schmach, welch eine Qual für den Herrn! Aber wehe, die Ketten, in welche man ihn schlägt, sind meine Sünden! Ich selbst bin es, welcher dem göttlichen Erlöser

Fesseln anlegt, und die rohen Kriegsknechte sind nur meine Werkzeuge.

Petrus zog im unzeitigen Eifer das Schwert und hieb dem Malchus das Ohr ab. So meint Mancher durch Hitze und Heftigkeit der guten Sache helfen zu müssen, wenn diese verfolgt wird. Aber dieß ist nicht die rechte Weise, sich Christi anzunehmen; solche Mittel verschmäht der Herr. Darum sprach er auch zu Petrus: Steck' ein dein Schwert. Der Christ greift nicht zur Gewalt. Er hat andere Mittel, wodurch er siegt, nämlich durch Geduld und Ausdauer. Christus heilte dem Malchus das Ohr wieder an. Lerne hier, wie du dich an deinen Feinden rächen sollst, nämlich dadurch, daß du ihnen Böses mit Gutem vergeltest. Bitte übrigens den Herrn, er möge es geschehen lassen, daß auch deine Ohren zuvor abgehauen werden, d. h. der Herr möge machen, daß du an eitlem Geplauder kein Wohlgefallen mehr findest; und daß er dir hernach dein Ohr wieder anheile, d. h. daß er dich mit seiner Gnade erleuchte, damit du verstehest, was er zu dir spricht und von dir will.

Nunmehr ergreifen die Jünger die Flucht. Zum Abendmahle waren sie dem Herrn gefolgt; aber im Leiden verlassen sie ihn. Hierin ahmen die meisten Christen die Jünger nach; denn fast Alle weichen wir den Trübsalen aus, und lassen den Herrn allein in die Marter des Kreuzes gehen. Kehrt er aber in sein Reich zurück, dann wollen wir mit ihm gehen. Folgen wir aber ja bisweilen dem Herrn in seinem Leiden nach, so geschieht es nur in der Ferne, d. h. wir wollen nur so wenig, als möglich leiden. Es flohen indeß die Jünger nur beim Anblick der Gefahr; wir Christen verlassen aber den Herrn auch da, wo es für uns keine Gefahr gibt, ja selbst dann, wenn mit der Flucht Gefahr verbunden ist.

3) Jesus vor Annas. Die wilde Kriegsrotte führte Jesum zuerst zu Annas. Welchen Hohn und welche Verachtung wird der göttliche Erlöser auf diesem Wege erfahren haben! — Bei Annas angelangt, fragt ihn dieser über seine Lehre und Jünger. Drei Jahre hatte Jesus bereits öffentlich gelehrt, und von seinen Wundern redete das ganze Land. Dieser Annas scheint aber fast noch nichts von Jesus zu wissen. Wie viele Annas gibt es auch unter den Christen! Denn wie groß ist die Zahl derjenigen, die sich um Christus und seine Lehre nichts bekümmern!

Um seine Lehre befragt, antwortet Christus mit aller Freimüthigkeit, ohne Furcht und Zagen. Möchten auch wir immer der Wahrheit Zeugniß geben! Aber wie oft schüchtert uns das Ansehen vor den Menschen ein, und verleitet uns zur Lüge und zum Unrecht.

Hier war es, wo ein roher Kriegsknecht dem Herrn einen Backenstreich versetzte. Diesem wilden Menschen gleichen all diejenigen, die, um Andern zu gefallen oder aus zeitlichen Rücksichten überhaupts, die Wahrheit und das Recht verletzen. O wie viele solche Backenstreiche werden ausgetheilt! — Was dem Herrn begegnete, war eben so empfindlich, als beschämend und unverdient. Aber Christus ertrug auch diese Schmach mit himmlischer Geduld, uns ein Beispiel gebend, wie wir uns bei thatsächlichen Beleidigungen benehmen sollen.

Es begegnete aber dem Herrn im Hause des Annas noch etwas viel Schmerzlicheres: sein Jünger Petrus wird an ihm treulos und verleugnet ihn dreimal. O wie viele Petrus hat der Herr unter uns! Wie oft ist eine Kleinigkeit hinreichend, uns in der beschwornen Treue wankend zu machen! Aber wenn wir den Herrn wie Petrus betrübt haben, so lasset uns ihn auch wie Petrus wieder erfreuen. Denn kaum hat Jesus seinen Jünger angeblickt, so erkannte er sein Unrecht und weinte bitterlich darüber. Wie lange blickt uns der göttliche Erlöser bereits an, wie lange erträgt er uns liebevoll in unsern Sünden; und noch kehren wir nicht zur Buße zurück!

4) Jesus vor Kaiphas. Nachdem sich bei Kaiphas alle jene Rathsherren versammelt hatten, die unserm Herrn vorzüglich Feind waren, ward Jesus in ihre Versammlung geführt. Hier traten nun falsche Zeugen wider ihn auf, und sagten Lügen gegen ihn aus. Jesus aber setzte ihren Verleumdungen Stillschweigen entgegen. Dieses that er, zu büßen für unsern Stolz, mit welchem wir unsere Fehler immer zu bemänteln und zu entschuldigen trachten. Dann schwieg aber Christus auch, um uns zu lehren, daß wir geschmäht, nicht wiederum schmähen, sondern die Verleumdungen unserer Feinde mit stiller Gelassenheit übertragen sollen.

Hier wurde Jesus zum Tode verurtheilt. Der Herr nahm dieses ungerechte Urtheil in aller Geduld hin; nicht der geringste

Unwille bemächtigte sich seiner. Ahme das Beispiel deines Herrn nach! Lerne von ihm auch in ungerechten Leiden Geduld und Schweigen.

Nachdem der hohe Rath den Heiland zum Tode verurtheilt hatte, that man ihm alle möglichen Unbilden an. Einige spien ihm in das Gesicht. Was war dieses für eine Schmach, indem man den niedrigsten Menschen kaum so behandeln würde! Aber diese Schmach thun noch täglich all diejenigen dem Herrn an, welche Sünden der Unlauterkeit begehen. Ihre unreinen Gedanken, Worte und Werke sind der Speichel, welchen sie ihm in das Angesicht werfen. Andere verhüllten dem Herrn das Angesicht aus Geringachtung mit einem Tuche. Dieses ahmen all diejenigen nach, welche aus ihren Sünden sich nichts machen, weil sie dieselben heimlich vollbracht haben. Diese wollen Gott gleichsam einen Schleier über das Haupt werfen, damit sie desto ungestörter sündigen können. — Wieder Andere schlugen den Herrn mit großer Grausamkeit in das Angesicht. Diese Backenstreiche wiederholen all diejenigen, welche von ihren Händen einen üblen Gebrauch machen, indem sie dieselben entweder nach fremdem Gut ausstrecken, oder zu eitlem Putz gebrauchen, oder sich unerlaubte Berührungen gestatten oder sonst etwas gegen das Sittengesetz thun. — Noch Andere rissen Jesum unbarmherzig den Bart aus. Is. 50, 6. Dadurch büßte Christus für deine unordentliche Liebe, mit welcher du den zeitlichen Gütern anhängst.

5) **Jesus vor Pilatus und Herodes.** — Nachdem der Herr noch einmal vom hohen Rathe für schuldig und des Lebens verlustig erklärt worden war, schleppten sie ihn gebunden zu Pilatus, dem römischen Landpfleger. O mit welcher Grausamkeit reißen sie ihn mit Stricken und Ketten fort! O wie viele sündhafte Schritte hast du, mein Christ, schon in deinem Leben gemacht! Dafür mußte dein Heiland so schwer auf den Wegen büßen, auf welchen man ihn unter Spott und Hohn herumzog.

Inzwischen hatte sich Judas aufgehängt, und Christus hat gewiß wegen seines Unterganges einen viel größern Schmerz empfunden, als wegen des Verraths, dessen er sich schuldig gemacht. O daß dich, wenn du immer der Gnade widerstreitest, zuletzt nicht das Schicksal des Judas ereile!

Bei Pilatus drangen die Juden mit Lärm und Geschrei auf

die Kreuzigung Jesu Christi. Der Heiland aber schwieg auf alle falschen Anklagen, die sie wider ihn vorbrachten. Als aber Pilatus ihn fragte: Bist du der König der Juden u. s. w., da öffnete er seinen Mund und gab der Wahrheit Zeugniß, uns lehrend, wie wir uns vor öffentlichen Richterstühlen benehmen sollen, und daß es unsere Pflicht sei, die Fragen des Richters freimüthig, aber auch wahrheitsgetreu zu beantworten.

Pilatus wollte unsern Herrn frei geben, getraute sich aber nicht aus Furcht vor den Juden. O wie oft fürchten wir die Menschen mehr als Gott, und bestimmt uns Menschenfurcht zu einer Sünde! Da indeß Pilatus hörte, daß Jesus ein Galiläer sei, so glaubte er den beßten Ausweg zu finden, wenn er den Heiland zum Herodes schicken würde, der eben in Jerusalem war. Herodes hätte schon längst gerne Jesum kennen gelernt; denn er hatte bereits Vieles von ihm gehört. Er war aber hiebei nur von der Neugierde getrieben, darum nützte es ihm nichts, Jesum zu sehen, ja der Herr würdigte ihn nicht einmal einer Antwort. Darüber erzürnte sich Herodes mit den Seinigen, und er und sein ganzer Hof verspotteten ihn. Herodes ließ ihm auch ein weißes Kleid anziehen, und sodann ihn wieder zu Pilatus zurückführen. Das weiße Kleid war damals ein Zeichen besonders hoher, ja königlicher Würde. Dem Heilande zog man es aber aus Verachtung an, um dadurch seine Thorheit, nach der Königswürde Judäa's getrachtet zu haben, zu bezeichnen. Diese Demüthigung ertrug Jesus, um für deinen Ehrgeiz zu büßen, mit welchem du nach Würden und Auszeichnungen verlangst. Wie übrigens Herodes und sein Hof, so verfahren noch heutigen Tages gar viele, besonders Vornehme mit Christus, dem Herrn. Sie werfen über die Geheimnisse der Religion verschiedene Fragen auf, nicht um sich zu belehren, sondern um Alles lächerlich zu machen. Sie ziehen wirklich mit Hohn und Spott gegen gewisse Wahrheiten des Christenthums los, und freuen sich, wenn sie dadurch das Wohlgefallen Anderer erregen.

Die Verlegenheit des Pilatus steigerte sich, als Jesus wieder zu ihm zurückgebracht wurde. Er sann auf ein neues Mittel, ihn zu retten. Es war Sitte, daß zu Ostern ein Missethäter losgelassen wurde. Pilatus stellte nun Jesum mit Barabbas, einem

großen Verbrecher, zusammen, und erwartete, das Volk würde Jesu Befreiung verlangen. Welch eine Schmach für den Herrn, mit diesem Missethäter verglichen zu werden! Diese Schmach wurde noch um so größer, dadurch, daß die Juden die Loslaßung des Barabbas verlangten, für Jesus aber, die himmlische Unschuld, die Kreuzigung forderten. Lerne hier von Jesus jede Zurücksetzung geduldig und willig ertragen. Möchte aber Christus nicht noch fortwährend dem Barabbas nachgesetzt werden! Dieß geschieht von Allen, die mit Wissen und Willen das Laster der Tugend vorziehen. O welche Schmach ist es für Jesus, wenn Einer weiß, daß etwas Sünde ist, und es dennoch thut!

Noch nicht konnte sich Pilatus entschließen, Jesum zum Tode zu verurtheilen; damit er aber das Volk einigermassen beruhigte, ließ er den Herrn geißeln. Wie groß waren die Schmerzen, die Jesus dabei litt! Denn er wurde an eine niedrige Säule angebunden, so daß der Heiland während der ganzen Geißelung in gebeugter Stellung verbleiben mußte, was ihm nicht geringe Leiden verursachte. Die Geißelung selbst geschah mit in eine Ruthe verbundenen Stricken, in welche mehre Knöpfe, und auch bleierne Kügelchen hineingebunden waren. Mit diesem grausamen Werkzeuge führten die rohen Henkersknechte mehr als fünftausend Hiebe auf den Rücken des Herrn und zerfleischten ihn jämmerlich. Welche Schmerzen wird der Herr empfunden haben! Der Heiland litt bei der Geißelung zugleich auch an der Seele, und zwar wegen der schändlichen Entblößung, die dabei stattfand. Christus wollte aber gegeißelt werden, um dadurch die Sünden unserer Weichlichkeit abzubüßen. Wer daher sein Fleisch üppig nährt, insbesonders wer sich der Wollust ergibt, erneuert dem Herrn die Schmerzen der Geißelung.

Nach der Geißelung warfen die rohen Kriegsknechte, die nicht satt wurden, den Herrn zu quälen, ihm ein Stück rothen, abgetragenen Tuches um die Schulter, welches statt eines Purpurmantels dienen soll. Die Soldaten bekleideten ihn mit diesem rothen Tuch, um sich über ihn lustig zu machen, daß er sich für einen König ausgegeben habe; denn der Purpur war ein Abzeichen königlicher Gewalt. Wie entehrend war nicht auch wieder diese Handlung für den Erlöser! Er unterzog sich aber willig diesem Spotte,

um für unsere Sünden Genugthuung zu leisten, die wir durch unsere Kleiderpracht begehen.

Sofort brachten einige aus der muthwilligen Schaar ein Geflecht von Dornen herbei, das die Form eines Kranzes bildete, setzten es dem Heilande statt einer Krone auf das Haupt, und drückten es mit Hilfe von Prügeln tief in den Kopf hinein, und dieser schmerzlichen Handlung fügten sie neuen Spott und Hohn hinzu. Dadurch büßte der Heiland für die Sünden unserer Hoffart, und insbesonders für das eitle Gepräng der Haare und den übrigen Kopfputz, in welchem sich Manche so sehr gefallen.

Die Wuth der Feinde Jesu war unersättlich; daher fiel ihnen immer wieder Neues ein, den göttlichen Erlöser zu quälen. Jetzt gaben sie ihm zum Spott statt eines Scepters ein Schilfrohr in die Hände, um ihn wieder als vermeintlichen König zu verhöhnen. Aber die Feinde Jesu wissen nicht, was sie thun. Das Schilfrohr ist wirklich in der Hand Jesu lehrreich, und ein Bild davon, wie er sein geistiges Reich, die Kirche, regiert; denn das Schilfrohr ist zwar dem Anscheine nach sehr schwach; allein es bietet fast allen Elementen trotz. Wenn ein heftiger Sturm brauset, so daß Eichen davon entwurzelt werden, bleibt das Schilfrohr unverletzt; denn es beugt sich vor dem Winde. Wenn Wasserfluthen die Saaten verderben, so erhält sich das Schilfrohr; denn es ist tief im Schlamme gewurzelt. Wenn die Sonnenhitze alles Getreid verbrennt, so bleibt das Schilfrohr; denn es hat Feuchtigkeit in seinen Wurzeln. Wenn Alles vom Feinde verheert wird, das Schilfrohr bleibt; denn es ist im Schlamme, wohin der Feind nicht dringen kann. So nun regiert der Herr seine Kirche auf eine, dem Anscheine nach unbedeutende, schwache Weise, ohne irdische Macht, ohne bemerkbaren Widerstand; aber mit einer unüberwindlichen Kraft und unerschütterlichen Ausdauer.

Nachdem die rohe Menge unsern Herrn auf die eben bezeichnete Weise längere Zeit mißhandelt und verspottet hatte, und er schrecklich verunstaltet, ganz mit Koth und Speichel bedeckt und mit Blut überronnen war, nahm ihn Pilatus und zeigte ihn mit den Worten: „Sehet, welch ein Mensch!“ dem Volke, in der Hoffnung, man werde jetzt mit ihm Mitleiden haben, und nicht länger auf seinem Tode bestehen. Pilatus ist hier ein Bild all derjenigen, die

zwar das Gute wollen, die sich aber von den Hindernissen, welche dem Vollbringen desselben im Wege stehen, davon abhalten lassen. — Das Volk ließ sich nicht rühren; es verharrte auf seinem Willen, und schrie: Kreuzige ihn, Kreuzige ihn! So ist ein verhärteter Bösewicht; auf ihn macht der rührendste Anblick keinen Eindruck; er verharrt in seiner Bosheit.

Pilatus zögerte noch mit der Verurtheilung Jesu; er nahm den Herrn zu sich in die Gerichtsstube hinein, und unterredete sich allein mit ihm. Nach dieser Unterredung, wodurch er noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt wurde, Jesum zu befreien, führte er ihn wieder heraus, und sprach zum Volke: „Sehet da euern König!" So macht ein wankelmüthiger Mensch manche Versuche, sich der Tugend zu weihen; aber es sind nur schwache Angriffe, daher führen sie zu Nichts.

Das Volk blieb auch jetzt beharrlich; denn es schrie: Hinweg mit ihm! Kreuzige ihn! — Pilatus wäscht sich die Hände und spricht: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten!" Damit ist dargestellt das Leben all derjenigen, die äußerlich einen gewissen Tugendschein annehmen, innerlich aber voll Ungerechtigkeit und böser Gesinnung sind. Sie gleichen, wie der Herr bei einer andern Gelegenheit sagt, übertünchten Gräbern. — Die Juden riefen indeß bei der Handlung des Pilatus aus: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder." Wie buchstäblich sich dieser sündhafte Wunsch erfüllte, zeigt die Zerstörung der Stadt Jerusalem. Daß aber dieses Blut an den unbußfertigen Sündern nicht noch viel strenger am Tage des Gerichtes gerächt werden möchte!

Endlich gibt der schwache Pilatus nach, er verurtheilt Jesum gegen seine Ueberzeugung zum Kreuztode. O wie viel solche schwache Christen gibt es, die aus menschlichen Rücksichten sich zu Handlungen hinreißen lassen, die sie gemäß ihrer Ueberzeugung als ungerecht erkennen!

6) Jesus auf seinem Kreuzwege. — Nachdem Pilatus das ungerechte Urtheil gesprochen hatte, werden sogleich Anstalten getroffen, es zu vollziehen. Es werden dem Herrn die Spottkleider ausgezogen und seine eigenen Gewande wieder angelegt. Dieß soll dich erinnern, daß du Alles, was der Welt gehört, namentlich ihre

Ehren, Schätze und Freuden ablegen, und das, was Christi ist, Tugend und Heiligkeit, anlegen sollst.

Sofort wird dem Herrn das Kreuz aufgelegt. O welch eine schwere Last war dieses für den bereits völlig erschöpften Heiland! Aber noch schwerer als das Kreuz selbst waren die Sünden der Welt, welche er mit demselben auf sich nahm. Auch deine Sünden waren dabei, und so oft du eine neue begehest, vermehrst du ihm die Last. Der Erlöser nimmt aber das Kreuz mit Freuden an. Dieß lehrt dich, daß auch du alle Leiden, welche dir Gott schickt, willig aus der Hand deines himmlischen Vaters annehmen sollst.

Als Jesus eine Strecke Weges unter der schweren Last des Kreuzes einhergegangen war, fiel er entkräftet unter demselben zusammen. Auch jetzt findet er kein Mitleiden; die rohen Kriegsknechte rissen ihn schonungslos auf und schleppten ihn weiter fort. — Auch manche fromme Seele fällt auf ihrem Kreuzwege unter den Mühseligkeiten dieses Lebens; aber da soll sie, ohne sich lange zu besinnen, mit der Gnade Gottes schnell wieder aufstehen und geduldig unter ihrem Kreuze einhergehen.

Bald darauf begegnete Jesus seiner lieben Mutter. O was haben diese heiligen Seelen alles empfunden, als sie sich in diesem Zustande gegenseitig ansichtig wurden! Nimm Theil an ihrem Schmerze und bemitleide sie, auf daß auch du Mitleiden und Erbarmen bei ihnen findest.

Die Kräfte unsers Herrn sanken immer mehr, und nur langsam vermochte er noch dahinzuwanken. Da kam Simon von Cyrene dahergegangen, und ihn zwang man, daß er Jesu das Kreuz tragen half. Simon that es anfangs ungerne; aber als er so hinter dem Heilande einhergeht und sein Dulden beobachtet, wird er gerührt, er läßt sich durch die Gnade, die ihm Jesus gibt, finden, und er trägt nun das Kreuz mit größter Freude. Auch du kannst Jesu das Kreuz tragen helfen, wenn du willig und geduldig alle Leiden, die dir Gott schickt, auf dich nimmst. Scheint dir diese Last auch anfangs zu schwer, harre nur aus, die Gnade wird dir Alles erleichtern, so daß es dir zuletzt noch eine sanfte Bürde wird!

Es ging bereits auf Mittag zu, und die Sonne sendete immer glühendere Strahlen herab. Kein Wunder also, wenn der Heiland

an seinem ganzen Leibe vom Schweiß träufelte. Als dieses Veronika, eine fromme Frau, bemerkte, drängte sie sich durch die Menge hindurch, und reichte Jesu ein Schweißtuch dar. Der Herr ergreift es, drückt es an sein heiliges Angesicht, und gibt es mit dankbarem Blick der frommen Seele wieder zurück. Und sieh, sein ganzes Antlitz ist in dasselbe eingedrückt! Wer immer sich der Nothleidenden erbarmt, und ihre Lage erleichtert, erweiset Jesu dieselben Dienste, wie Veronika dem göttlichen Heilande; und auch er wird einen herrlichen Lohn empfangen, Christus wird sich ihm selbst geben, und zwar in der Wirklichkeit, nicht bloß im Bilde.

Jesus fällt zum zweiten Male unter dem Kreuze. Dieß kann dich an die Rückfälle in das Böse erinnern, und muß dich mächtig antreiben, Alles zu meiden, was sie herbeiführt, namentlich die bösen Gelegenheiten.

Im Zuge befanden sich noch einige Frauen. Als diese das große Leidwesen des Herrn und sein von Schmerz entstelltes Angesicht sahen, konnten sie ihm ihr Mitleiden nicht versagen; sie fingen laut zu weinen an. Der Herr aber erwiderte ihnen: „Weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder." Diese Worte deuten den Zustand jener Frauen an, und sind eine Einladung an sie und die Ihrigen zur Buße. Sieh, wie Alles umsonst ist, wenn die Buße fehlt! Ueber seine Sünden soll man weinen; dieß sind die dem Herrn wohlgefälligsten Thränen. Aber wie oft weinst du über ganz andere Dinge! Wie oft weinst du aus Eigensinn, weil dein Wille nicht geschieht; wie oft, weil du an einer Sünde gehindert wirst; wie oft aus sinnlicher Leidenschaft, weil du von einer Person getrennt wirst, an welcher du mit unordentlichen Neigungen hängst.

Jesus fällt zum dritten Male unter der Last des Kreuzes. Er bleibt aber nicht liegen, sondern rafft seine letzten Kräfte zusammen, nm sich wieder zu erheben. Steh auch du jedes Mal wieder auf, wenn du gefallen bist; verlier den Muth nicht, sondern stärke dich im Vertrauen, und harre aus bis an das Ende.

Nachdem Jesus auf der Richtstätte angekommen, trifft man Anstalten zu seiner Kreuzigung; zuvor aber reichte man ihm noch Galle und Essig zum Trinken dar. O wie oft schon hast du diese Qual deinem Heiland erneuert! Deine bittern, feindseligen, oft

auch unfläthigen Reden sind der Essig und die Galle, womit du deinen Herrn tränkst.

Nach diesem entkleidet man den Herrn. Er ließ es willig geschehen, so sehr auch sein Schamgefühl dabei verletzt wurde, und so schmerzlich es für ihn war, da mit dem Herabreißen der Kleider alle seine Wunden wieder aufgerissen wurden. Ertrage auch du es mit Gleichmuth und Geduld, wenn man dir das Deinige widerrechtlich nimmt.

Sofort wird Jesus an das Kreuz genagelt. Man stoßt ihn zur Erde und wirft ihn auf das Kreuz hin; seine Hände und Füße werden peinlichst angezogen und ausgestreckt, und hierauf angenagelt. O wie viel hat Jesus hiebei gelitten! Dieses Alles ertrug er aber in bewunderungswürdiger Geduld. Warum wirst du beim geringsten Schmerz sogleich unwillig?

7) Jesus am Kreuze. — Nachdem Jesus an das Kreuz festgenagelt worden war, wurde dieses erhöhet und in die dazu bereitete Grube gesenkt. Und nun hängt der Erlöser da in unaussprechlichen Schmerzen zwischen Himmel und Erde, und vollbringt das große Opfer zur Rettung der Menschen. O wer kann dieses Schauspiel ansehen, und wird nicht im Herzen gerührt!

Sofort vertheilen die Soldaten die Kleider Jesu unter sich. Sie achten sie nicht, wiewohl sie so kostbare Reliquien waren. Diesen Soldaten gleichen alle diejenigen, welche das kostbare Gut der Gnade Gottes geringschätzen. Die heiligmachende Gnade ist gleichsam jenes Kleid Christi, das uns durch seinen Tod am Kreuze zu Theil geworden ist. O wie verächtlich gehen Manche damit um! Wie Viele geben sie um jede Kleinigkeit hin!

Wie der Heiland so am Kreuze dahing, erhob sich von allen Seiten ein gewaltiges Spötteln wider ihn; er aber ertrug alle Kränkungen mit unerschütterlicher Geduld. Wie sehr wird auch heutigen Tages Christus noch verspottet! Dieß geschieht von allen Jenen, welche seine Kirche, ihre Lehre und Gebräuche verachten; von Jenen, welche sündhafter Zweifelsucht sich hingeben und nur das glauben wollen, was ihre Vernunft einsieht; von Jenen, welche die Tugend lächerlich machen u. s. w.

In seinen Schmerzen am Kreuze öffnete Jesus siebenmal seinen Mund. Das erste Wort, welches er sprach, war ein Gebet für

seine Feinde: „Vater, verzeihe ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Wirst du noch eine Feindschaft hegen können, wenn du dieses Gebet deines Heilandes hörst? — Das zweite Wort sprach die Begnadigung des reumüthigen Schächers aus: „Heute wirst du bei mir im Paradiese seyn.“ O bekehre auch du dich, und der Heiland wird auch dir Gnade angedeihen lassen. — Das dritte Wort spricht der Herr zu seiner Mutter, der seligsten Jungfrau Maria, und seinem Lieblingsjünger, dem heil. Johannes: „Weib, sieh da deinen Sohn! Sieh da deine Mutter!“ Mit diesen Worten hat Jesus gleichsam alle seine Anhänger in den Schooß Mariens gelegt, und sie ihnen als Mutter gegeben.

Die Evangelisten erzählen, daß, während Jesus am Kreuze hing, Gott gegen die Gesetze der Natur eine Finsterniß eintreten ließ. Dadurch wollte Gott nicht bloß seinen Zorn über die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Juden zu erkennen geben, sondern auch ihre gänzliche Verstocktheit sinnbilden.

Uebrigens sollte die Finsterniß beim Tode Jesu auch den innern Leidenszustand Jesu, und insbesonders seine Verlassenheit von Gott sinnbilden. Darum sagt ein Schriftsteller der Neuzeit: „Jesus sollte nicht bloß sterben, sondern des Todes sterben, wie der Fluch auf Adams Sünde gelegt ward, um als Aequivalent der Schuld gegenüber zu stehen, die er zu tragen hatte. Wie Bergeslast liegen alle Sünden über ihm, in ihrer ganzen Häßlichkeit schweben sie wie Furiengestalten vor seiner Seele und erfüllen ihn mit Entsetzen. Die Hölle, die jetzt ihr Unrecht an die ihr verfallene Menschheit verlieren soll, läßt nun, sich schadlos haltend für ihre Racheforderung, die ganze Wuth an ihrem Bürgen aus; aber indem sie den Stachel gegen ihn aussetzt, bleibt dieser in seinem Fleische zurück, und Sünde, Tod und Hölle hat fürder seinen Stachel verloren. Von der sechsten bis zur neunten Stunde zieht sich das Opfer hin, und in dem Grade, wie sein Inneres umnachtet, muß zunehmend auch die äußere Natur sich verdunkeln. Die Sonne wird blaß und glanzlos, daß selbst die Sterne am Himmel erscheinen; ein Schauer weht durch die harrende Schöpfung, und Beben durchzuckt jede, auch unbewußte Kreatur. Es herrschte zuletzt eine so dichte Finsterniß, daß nie eine größere zur menschlichen Kunde gekommen ist.“

Das vierte Wort Jesu am Kreuze lautet: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ Damit ist der äußerste Schmerz, welchen Jesus erlitten, nämlich seine innere Verlassenheit und Trostlosigkeit ausgedrückt.

Im fünften Worte spricht Jesus: „Mich dürstet!“ Der ungeheuere Blutverlust und die in seinem Innern entstandene Hitze haben einen schrecklichen Durst in ihm hervorgebracht; aber man versagt dem Herrn den letzten Liebesdienst, selbst einen Tropfen Wassers; denn man gibt ihm Essig zu trinken. — Der Erlöser durstet noch immer, nämlich nach dem Heile der Seelen. Aber statt daß wir seinen Durst stillten und uns bekehrten, tränken wir ihn mit Essig, indem wir in unsern Sünden fortmachen.

Jesus sechstes Wort lautet: „Es ist vollbracht!“ O möchte auch von uns ein Jeder am Abende seines Lebens sagen können: „Es ist vollbracht“, — nämlich das Werk, um dessen willen ihn Gott auf die Erde gesetzt hat. — Noch einmal eröffnet der Herr den Mund und spricht: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ — So soll auch der gläubige Christ enden, sein letzter Seufzer soll eine Empfehlung seiner Seele in die Hände Gottes seyn.

58. Der Tod und die Begräbniß Jesu.

Nach dem Worte: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ neigte Jesus sein Haupt und starb. Im Neigen des Hauptes ist nicht nur die Wirklichkeit seines Todes angedeutet; denn Todte lassen das Haupt sinken, — sondern auch seine Liebe und zärtliche Zuneigung; denn man neigt das Haupt in der Richtung des Geliebten hin. Christus neigt das Haupt sterbend zu uns, weil er uns so innig liebt.

Christus ist wirklich gestorben, und es kann nichts Lächerlicheres geben, als Christum nur scheintod seyn lassen. Niemand der beim Kreuze Gegenwärtigen zweifelte, daß er wirklich gestorben sei; auch das Oeffnen seiner Seite, aus welcher Blut mit Wasser vermischt hervorquoll, ist ein Zeichen seines wirklichen Abscheidens. Symbolisch lehrt uns die Oeffnung der Seite Jesu, daß sein Herz für uns offen steht, und er bereit ist, uns in dasselbe aufzunehmen.

In dem Oeffnen der Seite Jesu ist zugleich die Bildung der Kirche gesinnbildet. Wie nämlich Gott dem Adam eine Gattin

gab, die von seiner Seite genommen, Fleisch von seinem Fleische und Bein von seinem Beine war; also hat auch Gott seinem Sohne in der Kirche eine Braut gegeben und diese von seiner Seite genommen und in seinem Blute gewaschen, so daß sie rein und unbefleckt ist. Die Kirche ist der Leib Jesu Christi, und wir sind die Glieder desselben, die gleichsam von seiner Seite genommen sind. Wie alle Menschen von dem ersten Adam abstammen, indem sie von der Eva geboren worden, und zugleich diese selbst von Adam ist, indem sie von ihm genommen worden; so hat es Gott auch gefügt, daß Niemand die Gnade der Rechtfertigung erlange und zur Seligkeit anders gelange, als durch die Kirche, sei es unmittelbar oder doch mittelbar, und daß überdieß die Kirche selbst, welches ist die Braut Jesu Christi, zugleich von seiner Seite genommen sei. Ueberdieß finden die heiligen Väter in der geöffneten Seite Jesu auch die Quelle aller Sakramente, weil sie insgesammt die Wirkung seiner Liebe und der Preis seines Blutes sind; insbesonders erinnern uns das Blut und das Wasser, welches hier aus der Seite Jesu fließen, an die Taufe und das Abendmahl: bei letzterm genießen wir das Blut Jesu Christi, und bei ersterm erscheint das Wasser als Materie.

Für den wirklichen Tod Jesu Christi zeugt übrigens auch die Begräbniß seines Leichnams, und die von den Juden bestellte Grabeswache. Denn wäre der Heiland wirklich am Kreuze noch nicht verschieden gewesen, so hätte er in der Zeit, während welcher er im Grabe lag, völlig ausgeistern müssen. Denn man schließe einen dem Tode Nahen in den engen Raum eines Grabes ein und verschließe die Höhle mit einem großen Stein, und man wird sich überzeugen, daß nicht lange mehr das Leben in ihm bleibt. Die Juden zweifeln auch keineswegs an dem wirklichen Tode des Herrn. Daher ließen sie das Grab bewachen, auf daß man seinen Leichnam nicht stehle. Hätten sie an seinem Tode gezweifelt, so würden sie nicht von seinem Leichnam geredet haben, ja sie hätten ihn überhaupts vom Kreuze nicht abnehmen lassen, bis er wirklich gestorben, weil ihnen ja an seinem Tode Alles gelegen war. Hiebei müssen wir noch eines besondern Beweises für den wirklichen Tod Jesu gedenken; dieses ist eben das bereits erwähnte Durchstechen seiner Seite mit einem Speere. Durch diesen Stich wurde dem

Herrn der Herzbeutel durchstochen, weil aus der Wunde Blut und Wasser floß, jene Feuchtigkeit nämlich, in welcher das menschliche Herz im Herzbeutel schwimmt; ein Stich, bei welchem der Tod nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Aerzte unausbleiblich eintreten muß.

Beim Tode Jesu ereigneten sich mehre Wunder. Denn der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel zerriß. Dadurch war angedeutet die Aufhebung des alten Bundes mit seinen vorbildlichen Opfern und Gebräuchen. — Die Erde bebte und die Felsen spalteten sich. Dadurch, sowie auch durch die schon während des Leidens des Herrn eingetretene Sonnenfinsterniß gibt die ganze Natur ihre Theilnahme an dem Tod des Erlösers zu erkennen, und bekennt, daß der, welcher am Kreuze gestorben, ihr Herr und Gebieter sei. Die Gräber öffnen sich und die Todten gehen daraus hervor. Dadurch bestätiget es sich, daß Jesus auch Macht über die Todten habe und der Herr des Todes, also wahrer Gott sei. — In symbolischer Beziehung ist in den wunderbaren Ereignissen beim Tode Jesu der traurige Zustand der Juden angedeutet. Es ist nämlich im Zerreißen des Vorhangs im Tempel das Aufhören ihres Gottesdienstes, und im Erdbeben und Spalten der Felsen sind die großen Unordnungen und Verwirrungen angedeutet, welche über ihr Land zur Zeit der Zerstörung Jerusalems kamen; das Oeffnen der Gräber aber sinnbildet die unzählbare Menge derjenigen, die während dieser traurigen Zeit durch das feindliche Schwert, durch Hunger oder durch andere Unfälle umkam. — Für die Gläubigen ist aber die Bedeutung der wunderbaren Ereignisse beim Tode Jesu trostreich. Im Erdbeben ist nämlich die heilsame Zerknirschung der bußfertigen Seele angedeutet; im Zerspringen der Felsen der Reueschmerz über die begangenen Sünden; im Oeffnen der Gräber das Bekenntniß der im Herzen verschlossenen Sünden; im Zerreißen des Vorhangs das Verschwinden jener Scheidewand, welche zuvor zwischen Gott und den Menschen bestund.

Zwei angesehene Männer, Joseph von Arimathäa und Nikodemus, erbaten sich vom Statthalter die Gnade, den Leichnam Jesu vom Kreuze abnehmen zu dürfen. Sieh, wie Gott sich seines Sohnes annimmt. Bei den Juden war der Leichnam eines Gekreuzigten ein Gegenstand des Abscheues, und wurde in die nächste

Grube geworfen. Aber solcher Schmach sollte der Leichnam des Herrn nicht preisgegeben werden; denn sein Grab sollte glorreich seyn. Js. 11, 10. Darum gab Gott den Genannten den Gedanken ein, daß sie sich den Leichnam des Herrn erbaten und ihn anständig beerdigten.

Nach der Kreuzabnahme legten sie den Leichnam in den Schooß der seligsten Jungfrau. O wie groß wird dabei der Schmerz Mariens gewesen seyn! Aber sie klagt nicht. Lerne hier, wie du den Verlust der Deinigen, die dir durch den Tod entrissen werden, tragen sollst.

Der Leichnam Jesu wurde in feine Leinwand gehüllt und mit kostbaren Spezereien gesalbt, und dann in ein neues, in Felsen gehauenes Grab gelegt. Es ist eine besondere Fügung Gottes, daß Jesus in ein neues Grab gelegt wurde, in welchem noch kein anderer Leichnam gelegen; denn nun konnte man nicht sagen, es sei ein anderer, und nicht der Leib Jesu auferstanden. — Auch du, gläubige Seele, begräbst den Leib des Herrn, so oft du ihn im heiligen Altarssakrament empfängst. Beobachte also die Umstände des Begräbnisses: Joseph geht unerschrocken hin, den Leichnam Jesu zu verlangen. Gehe auch du, die heilige Communion zu empfangen, ohne das Urtheil der Welt zu fürchten, welche eine öftere Communion als Betschwesterei verschreit; scheue dich nicht vor dem Spott und der Verunglimpfung der Lauen und Ungläubigen. Das Grab ist neu; dein Herz sei es auch durch vorhergegangene, reumüthige Beicht; es verberge in keiner Falte einen andern Leichnam, d. h. eine Sünde oder böse Neigung. Das Grab ist in einen Felsen gehauen; dein Herz sei fortan unerschütterlich und standhaft. Der Leichnam wird in reine, weiße Tücher gewickelt und mit Gewürzen bedeckt; du empfange Jesum in Unschuld und Reinigkeit des Herzens, und bewahre ihn durch den Geruch heiliger Tugenden. Der Stein, der das Grab verschließt, sei dein beharrlicher Vorsatz zum Guten; die heiligen Frauen vor dem Grabe seien heilige Betrachtungen, mit welchen du bei dem heiligen Geheimnisse, welches du empfangen hast, verweilest. Die Frauen, sagt der heil. Lukas (23. K. 56. V.) kehrten zurück und bereiteten Spezereien und Salben; du aber gehe hin von dem Genuß des heil. Geheimnisses, und befleiße dich eines frommen und heil. Lebenswandels.

59. Ueber die Wunder beim Tode Jesu insbesonders.

Wir haben die Wunder, die beim Tode Jesu sich ereigneten, so eben erwähnt, und kommen hier noch eigens darauf zurück. Der heil. Matthäus erzählt: „Von der sechsten Stunde an ward eine Finsterniß über die ganze Erde bis um die neunte Stunde." Ferners: Der Vorhang des Tempels zerriß von oben bis unten in zwei Stücke, die Erde bebte, und die Felsen spalteten sich; die Gräber öffneten sich, und viele Leiber der Heiligen, die entschlafen waren, standen auf; sie gingen nach seiner (Jesu) Auferstehung aus den Gräbern, kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen. Matth. 27, 45. 51—54.

Das erste Wunder war also die Finsterniß. Diese Finsterniß war gegen die Gesetze der Natur, also eine wunderbare. Denn nach den Gesetzen der Natur tritt eine Sonnenfinsterniß ein, wenn der Mond zwischen die Sonne und die Erde tritt. Damals aber war Vollmond. Zu dieser Zeit kann auf natürlichem Wege eine Sonnenfinsterniß nicht stattfinden. Dieses Ereigniß sagte bereits der Prophet Amos voraus in den Worten: „Die Sonne wird sich am vollen Mittage verbergen, und ich, spricht der Herr, will die Erde mit Finsterniß bedecken, wann der Tag am hellsten leuchtet. Kap. 8, 9. Man nimmt gewöhnlich an, diese Finsterniß sei eine allgemeine gewesen, und habe sich auf die ganze Erde erstreckt. Tertullian beruft sich in seiner Schutzschrift für die Christen in Beziehung auf die Finsterniß bei dem Tode Jesu auf das Zeugniß der römischen Jahrbücher selbst, in welchen man sie aufgezeichnet finden könne. Dasselbe thut der Martyrer Lucian vor dem Landpfleger in Nikomedien. Der dortmals noch heidnische Philosoph Dionysius, der zur Zeit dieser Finsterniß zu Heliopolis in Aegypten sich befand, habe dabei ausgerufen: Entweder leidet Gott, der Schöpfer der Welt, oder die Maschine der Welt löset sich auf. Auch der Heide Phlegon berichtet von dieser Finsterniß und sagt, sie sei um Mittag so groß gewesen, daß man die Sterne gesehen habe. Nun war diese Zeit der Beginn der Finsterniß; denn um die sechste Stunde, d. h. um die Mittagszeit, begann sie. Bei einer natürlichen Sonnenfinsterniß pflegt die größte Dunkelheit um die Mitte ihrer Dauer einzutreten, weil die Finsterniß allmälig zu,

und so auch wieder abnimmt. Auch die lange Dauer dieser Finsterniß, nämlich von der sechsten bis zur neunten Stunde, also während der ganzen Zeit, als Jesus am Kreuze hing, ist wunderbar.

Das zweite Wunder war, daß der Vorhang im Tempel zerriß. Es gab einen doppelten Vorhang im Tempel, von welchem der eine, nämlich der äußere, sich beim Eingang in das Heilige befand, wo der goldene Rauchaltar stund, und die Priester täglich opferten; der andere am Eingang in das Allerheiligste, der innere nämlich, in welches der Hohepriester nur einmal des Jahres einging. Der Vorhang, welcher zerriß, war jener vor dem Allerheiligsten selbst. Dieses Zerreißen trat wohl unmittelbar nach dem Tode Jesu ein, und war für die Juden ein außerordentliches Ereigniß; denn das innere Heiligthum, in welches der Hohepriester selbst nur einmal des Jahres eintreten durfte, geöffnet, und diesen starken, eine flache Hand dicken Vorhang plötzlich von oben bis unten zerrissen zu sehen: — welch ein schauerlicher Anblick! Außerdem, daß dadurch auf die Aufhebung des alten Bundes und seiner Opfer hingedeutet ist, soll damit auch noch gesinnbildet seyn die Trauer über den Tod Jesu. Das Zerreißen der Kleider galt bei den Juden für das Zeichen des größten Schmerzes. So zerriß Jakob, als er den Tod seines lieben Sohnes Joseph erfuhr, vor Betrübniß seine Kleider. Auf gleiche Weise zerriß das Volk so oft, als es von einem besondern Unglück heimgesucht worden ist, im Gefühle desselben und in der Betrübniß hierüber sein Gewand. Jetzt aber ist durch den Mord des Messias die gräuelvollste That begangen worden: darum zerriß gleichsam Gott selbst sein Gewand, womit er sich im Allerheiligsten des Tempels verhüllt hatte. — Nach andern heiligen Vätern ist durch das Zerreißen des Vorhanges angedeutet, daß nunmehr, nachdem Christus gestorben, der Weg zum Himmel gebahnt, und dieser gleichsam selbst geöffnet sei, indem die Scheidewand gefallen.

Das dritte Wunder ist das Erdbeben. Die Erde wurde erschüttert und bebte, und dieses Erdbeben war ein Allgemeines. Daher berichtet nicht bloß der Geschichtsschreiber Eusebius, sondern auch Phlegon, ein Freigelassener des Kaisers Adrianus, daß durch dieses um das Jahr dreiunddreißig nach Christus vorgefallene Erdbeben auch außer Judäa, und namentlich zu Nicäa in Bythinien

viele Häuser zerstört worden sind. Deßgleichen bezeugt Plinius (lib. 2. c. 84.), daß unter Tiberius (unter dessen Regierung Christus gelitten hat) durch ein ungeheueres Erdbeben zwölf Städte in Asien zerstört worden seien. Dasselbe berichtet auch Sueton. Darnach ist das Erdbeben beim Tode Christi, wovon die Evangelisten reden, selbst durch heidnische Schriftsteller begründet. Ueber die geheimnißvolle Bedeutung dieses Erdbebens wurde bereits gesprochen; wir fügen hier noch bei, daß damit auch auf die Erschütterung der menschlichen Herzen hingewiesen ist, welche die Lehre Jesu in ihnen hervorbrachte, indem ihnen ihre Sünden zu Gemüthe geführt und sie zur Buße umgestimmt wurden. Dieses letztere ist vorzüglich gesinnbildet im:

Spalten der Felsen. Zunächst spalteten sich die Felsen auf Golgatha, wo Christus starb. Diese Risse der Felsen waren noch später lebendige Erinnerungszeichen an den Tod Jesu. Daher berufen sich auch mehre heilige Väter darauf. Cyrillus von Jerusalem sagt: Noch heutigen Tages ist der Berg Golgatha ein Zeugniß, wo sich wegen Christus die Felsen spalteten. Der Priester und Martyrer Lucian redet ebenfalls davon. Ebenso ist durch die Ueberlieferung bestätiget, daß auch in andern Ländern mehre Felsen sich spalteten, und wird dieses namentlich vom Berge Alvernia in Hetrurien behauptet.

Ein weiteres Wunder ist, daß die Gräber sich öffneten und viele Todte aus denselben hervorgingen. Waren die bisherigen außerordentlichen Erscheinungen Wunder auf Erden, so ist dieses gleichsam ein Wunder in der Vorhölle, und Christus bewies sich hier als Herr des Todes, wie er sich durch die frühern Wunder als Herr der Erde zeigte. Das Auferstehen vieler gerechter Seelen ist ein Zeichen, daß Christus den Tod überwunden; ferners ist dadurch die allgemeine Auferstehung des Fleisches am jüngsten Tage gesinnbildet. Matthäus setzt zwar das Oeffnen der Gräber und das Hervorgehen vieler Todten aus denselben in ein und dieselbe Zeit; nur das Kommen derselben in die Stadt verbindet er erst mit der Auferstehung des Herrn. Es ist aber das Wahrscheinlichere, daß, wenn auch die Gräber beim Erdbeben Oeffnungen bekamen, doch die Entschlafenen erst bei der Auferstehung Jesu aus denselben hervorgingen und in die Stadt kamen. Wer diese auf-

erstandenen Heiligen waren, ob Patriarchen, Propheten oder erst kürzlich Gestorbene, ist nicht näher gesagt; auf jeden Fall aber Solche, die im Glauben an den Erlöser gestorben, und deren Wandel ein frommer war. Ihr Erscheinen läßt sich nicht anders erklären, als daß sie vor Vielen sich sehen ließen und von ihnen auch erkannt wurden.

Eine neue Art Wunder ist die Bekehrung Vieler, welche diese Ereignisse schauten. Der Evangelist sagt: Der Hauptmann aber, und die mit ihm waren, Jesum zu bewachen, erschracken sehr, als sie das Erdbeben und die übrigen Ereignisse sahen, und sprachen: Dieser war in der That der Sohn Gottes. Matth. 27, 54. Dieß kann man als ein Wunder im Herzen bezeichnen, wodurch Christus sich auch als Herrn der menschlichen Herzen erwies. Es durfte nämlich kein Zeugniß für Jesum fehlen, und mußte daher auch von den Heiden gegeben werden, da sie von Gott nachher, weil die Juden das Reich Gottes verschmähten, zur Weisheit des Kreuzes berufen werden sollten. Uebrigens sind die meisten heiligen Väter der Meinung, daß dieser Hauptmann hernach stark im Glauben und reich an Tugenden geworden sei, und selbst die Marterkrone empfangen habe.

Außer diesen von den Evangelisten erzählten Wundern führen die Rabbiner selbst noch manche auffallende Ereignisse an. So erzählt der Talmud von Jerusalem: Vierzig Jahre vor der Zerstörung des Heiligthums erlosch mit einem Male das Licht vom goldenen Leuchter, der nebst dem Tische der Schaubrode im Sanktuarium stand, und brannte nie wieder. Das Loos der Wüste, das über die beiden Sündenböcke geworfen wurde, fiel von nun an immer auf den zur Linken, und das zungenförmige Scharlachband, das ihm halb an die Hörner, halb an der Tempelpforte befestiget wurde, bleichte nach dem Tode Christi seine Blutfarbe nicht mehr, während früher, namentlich während des vierzigjährigen Pontifikats Simon des Gerechten dasselbe Loos immer auf den Bock zur Rechten des Hohenpriesters gefallen, und die blutrothe Farbe plötzlich wie Schnee vor aller Augen gebleicht war. Es war dieß ein Zeichen, daß diese Sünde nimmer von ihnen genommen, und Gott ihnen nicht mehr gnädig seyn werde; denn roth ist die Farbe der Schuld nach der Grundanschauung aller Völker des Alterthums;

darum mußte auch bei den Juden eine rothe Kuh zum Behuf der Reinigung verbrannt werden. — Ferners wird erzählt, des andern Morgens nach der Hinrichtung Jesu fand man die Pforte Nikanor, vor welcher Jesus in seiner Kindheit im Tempel aufgeopfert und losgekauft worden war, von freien Stücken in weiten Angeln aufgesprungen, was den meisten Juden für ein unzweifelhaftes Vorzeichen der unabwendbaren Zerstörung galt. Josephus sagt von dieser Pforte, daß sie ganz von Erz gegossen, in massiven, eisernen Angeln und Schwellen von Quadern hing, und so gewaltig schwer war, daß zwanzig Mann sie schließen oder öffnen mußten, was die Thatsache der plötzlichen Selbsteröffnung um so unbegreiflicher machte. Andere Nachrichten fügen noch hinzu, und bereits der heil. Hieronymus erinnert seine Zeitgenossen daran, daß dabei die Oberschwelle des Tempels in gewaltigen Dimensionen geborsten und gebrochen sei. Diese und noch manch andere auffallende Erscheinungen machten auf mehre nachdenkende Juden den tiefsten Eindruck; großes Wehe und unbeschreibliche Betrübniß bemächtigte sich ihrer; denn sie hielten das Verderben ihres Volkes für nahe bevorstehend. Es fehlte auch nicht an Solchen, die durch eigene Bußübungen den Zorn Gottes wieder zu besänftigen suchten. So fing der Rabbi Zadok zu fasten an und setzte es fort alle noch übrigen Tage seines Lebens, um das drohende Uebel zu sühnen, und zwar in solchem Maaße, daß er ganz zum Skelette einschrumpfte, und von dem Volke nur der Schwache genannt wurde.

60. Christi Höllenfahrt.

Nachdem Jesus am Kreuze gestorben war, stieg seine heilige Seele in die Vorhölle hinab, in jenen Ort, wo die Seelen der Gerechten des alten Bundes sich bis zur Erlösung befanden. Diesen Ort nennt der Heiland selbst den Schooß Abrahams.

Die Höllenfahrt Jesu Christi ist Dogma, welches durch die heilige Schrift selbst bestätiget wird. So lesen wir von Christus: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle verlassen, noch zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung schaue. Ps. 15, 10. Daß hier von Christus die Rede ist, bestätiget Apostelg. 2, 25. und 26. 27. — Der heil. Paulus schreibt: Er ist in die Höhe hinaufgefahren, hat die Gefangenen mit sich gefangen hinweggeführt und

den Menschen Geschenke gegeben. Er ist aber deßwegen aufgefahren, weil er zuvor in die Tiefe der Erde hinabgefahren ist. Derjenige nun, der hinabgefahren ist, ist eben derselbe, der auch über alle Himmel hinaufgefahren ist. Eph. 4, 8—10. Und der heil. Petrus: Christus ist zwar nach dem Fleische gestorben, er wurde aber durch den Geist wieder belebt, in welchem er auch zu den Geistern, die im Gefängnisse waren, kam, und ihnen predigte, die vor Zeiten nicht geglaubt hatten, sich in den Tagen des Noa verlassend auf Gottes Langmuth. 1. Petr. 3, 18—20.

Auch die heiligen Väter sprechen die Höllenfahrt des Herrn aus. So sagt Ignatius der Martyrer: Allein stieg Christus in die Vorhölle, aber mit einer Menge ist er daraus hervorgegangen. Ep. ad Trall. — Cyrillus von Jerusalem: Er stieg in die Vorhölle hinab, um die Gerechten daraus zu befreien. Catech. 4. — Hieronymus: Das Innere der Erde wird als Vorhölle genommen, in welchen Ort Christus hinabgestiegen ist. In c. 4. Eph. — Ebenso erklären sich: Augustin, Hilarius, Gregor der Große; ferners Origenes, Epiphanius, Basilius, Gregor von Nazianz u. s. w.

Damit stimmt der Glaube der Kirche überein; denn im apostolischen Symbolum heißt es: „Ist abgestiegen zur Hölle."

Daß einige Sektirer, und namentlich die Kalvinisten, das Dogma von der Höllenfahrt Christi nicht haben, sondern bald nur seine Begräbniß, bald aber die Schmerzen der Verdammten darunter verstehen, die Christus am Kreuze gelitten haben soll, kann uns nicht beirren.

Es ist die Frage entstanden, ob Christus auch die Seelen im Reinigungsorte heimsuchte. Einige bejahen es. Stollberg schreibt: Ob der Heiland auch die Seelen, welche noch im Zustande der Läuterung waren, heimsuchte, ob er auch sie bei seiner Himmelfahrt mit sich in den Himmel einführte; darüber wissen wir nichts. Mich dünkt, daß man es wohl vermuthen, wenigstens diese Meinung nicht für ungereimt halten möge, da ja auch bei der Auferstehung der Todten am Gerichtstage alle Seelen, die alsdann im Fegfeuer seyn werden, zur Seligkeit der Gerechten gelangen sollen. Auch scheint mir, daß einige Stellen der heil. Schrift, die von dieser Heimsuchung reden, mit welcher unser Heiland die Seelen der Verstorbenen begnadigte, sich natürlicher auf diejenigen, welche

noch geläutert wurden, als auf die, welche im Paradiese waren, deuten lassen.

In die Vorhölle stieg Christus hinab, um den dort befindlichen Seelen den Tag ihrer Befreiung anzukündigen. O was wird dieß für ein Jubel für jene Seelen gewesen seyn! Wer kann ihre Freude beschreiben? Wornach all ihr Verlangen ging, wohin all ihre Seufzer zielten: das ist nun erfüllt. Sie haben den Ersehnten, ihren Erlöser, in ihrer Mitte, und werden bald für ewig mit ihm im Himmel vereint seyn!

61. Christi Auferstehung.

Hievon ist ausführlich gehandelt beim Artikel „Auferstehung" B. II S. 15 u. folgd.

62. Christi Himmelfahrt und sein Sitzen zur Rechten Hand des Vaters.

Nicht etwa nur eine symbolische, sondern eine wahrhafte Himmelfahrt des Herrn ist hier zu glauben.

Die heilige Schrift bezeugt die Himmelfahrt Christi deutlich. Vergl. Ps. 67, 19.; Ps. 109.; Ezech. 11, 23.; Joh. 6, 62.; Joh. 20, 17.; Apostelg. 2, 34.; 3, 21.; 5, 31.; 1. Petr. 1, 21.; 3, 22.; Eph. 4, 8.; Hebr. 8, 1. u. s. w.

Die heiligen Väter lehren einmüthig die Himmelfahrt Jesu Christi, und die Kirche spricht diesen Glauben aus, wenn sie im apostolischen Symbolum sagt: „Aufgefahren zum Himmel, sitzt er zur Rechten Hand Gottes."

Christus mußte leibhaftig in den Himmel auffahren; denn er hatte bei seiner Auferstehung einen wirklichen Leib. Wäre er nun mit demselben nicht in den Himmel aufgefahren, so hätte eine abermalige Trennung der Seele Christi von dem Leibe stattfinden müssen, was eben wieder einen Tod voraussetzte. So wäre Christus nach seiner Auferstehung wieder gestorben, was unmöglich ist. Die Himmelfahrt ist eine nothwendige Folge der Auferstehung; denn Christus konnte seinen verklärten Leib nicht auf der Erde lassen; er mußte ihn, um seinen Triumph zu vollenden, in den Himmel mitnehmen. Dadurch ist auch uns bereits ein Unterpfand gegeben, daß auch unsere Leiber einstens dahin gelangen; denn in Christus

ist unsere Natur bereits in den Himmel eingegangen. Das Haupt hat dort schon Aufnahme gefunden; wo aber das Haupt ist, dahin sollen auch die Glieder kommen.

Der heil. Chrysostomus sagt daher: Als Christus in den Himmel fuhr, hat er dem Vater die Erstlinge unsers Geschlechtes dargebracht. Der Vater ist über diese Gabe in solche Verwunderung gesetzt worden, theils wegen der Würde dessen, der sie darbrachte, theils auch wegen der Vollkommenheit der Gabe selbst, an der kein Tadel war, daß er sich auch würdigte, mit eigenen Händen sie zu empfangen, und nahe bei sich selbst zu hinterlegen, da er sagte: Setze dich zu meiner Rechten. Zu welcher Natur aber sagte dieß Gott? Zu derselben, zu welcher Gott einstens gesagt hatte: Du bist Erde, und sollst wieder zur Erde werden. Unsere Natur wurde hiebei über die Engel erhoben; sie ließ die Erzengel, Cherubim und Seraphim und alle Mächte des Himmels weit unter sich, und stand nicht eher in ihrer Erhöhung still, als bis sie zum Throne Gottes selbst gelangte. — Und der heil. Leo sagt: Heute wurden wir nicht bloß in den vorigen Besitz des Paradieses wieder eingesetzt, sondern wir sind sogar in das Heiligthum der Himmel vorgedrungen mit Christus, und haben durch Christi unaussprechliche Gnade Größeres wieder erlangt, als wir durch des Teufels Neid eingebüßt hatten! Denn uns, welche der giftige Feind aus der Seligkeit des ersten Wohnortes vertrieben, hat nun der Sohn Gottes, als sich selbst Einverleibte, zur Rechten des Vaters gesetzt.

Mit der Himmelfahrt des Herrn verhielt es sich aber also: Als die Stunde seiner Auffahrt gekommen war, ging er mit seinen Jüngern hinaus auf den Oelberg. Der Heiland wählte bezeichnend den Ort, wo man seine tiefste Erniedrigung gesehen hatte, auch zum Orte seiner Verherrlichung. Hier segnete er die Seinigen noch einmal und gab ihnen wiederholt den Auftrag, alle Völker zu lehren und sie zu taufen. O mit welcher Rührung werden die Jünger dagestanden seyn, den letzten Segen ihres Herrn und Meisters zu empfangen! Sodann ward er vor ihren Augen in den Himmel emporgehoben. Die Jünger sollten mit eigenen Augen die Himmelfahrt des Herrn sehen, um desto glaubwürdigeres Zeugniß davon ablegen zu können. Es bedurfte aber nicht mehrer Zeugen, als der Apostel; denn wenn Jesus auch vor den Augen

von ganz Jerusalem aufgefahren wäre, so würden die Verblendeten, wie sie schon früher thaten, auch dieses Wunder nicht geachtet haben. — Jesus erhob sich aber aus eigener Macht. Daher sagt der heil. Augustin: Erkenne in dem, welcher erhebt, die göttliche Allmacht, und in dem, welcher erhoben wird, die menschliche Natur. Als Gott erfüllte nämlich Jesus Himmel und Erde und war allzeit im Himmel, sowie er auch auf Erden war; aber als Mensch wohnte er nur auf der Erde. Der Menschheit nach wurde er also in den Himmel erhoben, oder die göttliche Natur nahm die menschliche zu sich und mit sich in den Himmel.

Jesus schwebte immer höher, bis ihn eine Wolke ihren Blicken entzog. Ohne Zweifel war dieß eine wunderbare Wolke, die durch ihren Glanz die Herrlichkeit dessen verkündete, der als Herr des Himmels von seinem Throne in demselben Besitz nahm. — Sehnsuchtsvoll werden die Jünger ihrem Herrn und Meister nachgesehen und geseufzet haben: O Herr, zieh auch uns nach dir; nimm auch uns in deine Wohnungen auf! Dieß soll auch der Wunsch und das Verlangen aller Christen seyn. — Wer kann aber den Jubel beschreiben, der im Himmel wird stattgefunden haben? Der heil. Augustin sagt: Die himmlischen Heerschaaren jubeln, es ertönen die Siegesposaunen, süße Gesänge, die sich unter die freudigen Chöre mischen, werden gehört; die himmlische Versammlung erhebt sich auf ihrem Thron; Alle sehen Christum strahlend in seinen Wunden; sie sehen die dem Feinde entrissene Beute; im Jubelgesang rufen sie einstimmig: Wer ist jener König der Glorie?

Die Jünger sahen zwei Männer im weißen Gewande, die zu ihnen sprachen: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da, und schauet gegen den Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch hinweg in den Himmel aufgenommen worden, wird ebenso wieder kommen, wie ihr ihn sahet hingehen in den Himmel.“ Diese Männer waren Engel. Ihre Erscheinung sollte die Jünger von dem versichern, was sie mit eigenen Augen nicht mehr sehen konnten, nämlich von dem wirklichen Eingang Jesu in den Himmel, und zugleich von seiner einstigen Wiederkunft. Sie sagten ferners: Was steht ihr da und schauet gegen den Himmel? Dadurch wollten die Engel andeuten, daß sie es beim Hinaufschauen nicht bewendet seyn lassen, sondern hingehen und sich den Himmel durch Werke verdienen sollen.

Christus setzte sich im Himmel zur Rechten des Vaters. Damit ist gesagt, daß ihm dort alle Gewalt übergeben ist, die er von Ewigkeit her als Sohn Gottes besitzt.

Noch wollen wir es erwähnen, daß Christus an dem Orte, wo er zum Himmel auffuhr, seine Fußstapfen eingedrückt hinterließ. Dieß bezeugen Hieronymus, Optatus von Milevi und viele andere Väter. Ein Reisender in neuester Zeit in die heiligen Orte, nämlich Geramb, sagt: Was den Eindruck des linken Fußes betrifft, so ist sein Daseyn völlig unzweifelhaft, obgleich er durch die unzähligen Küße der Pilger, die ihm seit vielen Jahrhunderten aufgedrückt worden sind, und vielleicht auch durch einige fromme Diebereien, in Etwas abgenützt ist.

63. Christus sendet den heiligen Geist.

Von der Sendung des heiligen Geistes ist die Rede B. VIII. S. 185 u. folgd.

64. Christus kömmt wiederum auf die Erde, um Gericht zu halten.

Sieh den Artikel „Gericht" B. VIII. S. 476 u. folgd.

Jugend.

(Sieh den Artikel Kinder.)

Artikel CII.

Jungfräulichkeit.

(Cölibat.)

1. Begriff.

Die Jungfräulichkeit besteht bezüglich beider Geschlechter in einem vollkommenen keuschen Leben, vermöge dessen man aller geschlechtlichen Verbindung entsagt, sei es in Folge eines Gelübdes oder auch nur in Folge eines festen und beharrlichen Willens. Die wahre Jungfräulichkeit meidet aber nicht bloß die äußere Befleckung, sondern hütet sich auch vor jeder innern Unlauterkeit, und wacht daher mit Sorgfalt über alle Gedanken, Neigungen und Begierden. Denn die Jungfräulichkeit ist eine gar zarte Blume, die leicht verwelkt, und oft eher erstirbt, als man es glaubt. Die Welt wendet diesen Begriff oft sehr unrichtig an; denn sie kann nur nach den äußern Erscheinungen urtheilen; vor Gott mag daher manche Person, die in der Welt noch als Jungfrau begrüßt wird, diese Zierde verloren haben. Indeß wird allgemein angenommen, daß die Jungfräulichkeit durch innere, fleischliche Lüste zwar befleckt, aber doch erst durch äußere, fleischliche Werke wirklich, und zwar unwiederbringlich verloren wird.

2. Stellen der heiligen Schrift.

Es gibt Verschnittene, die sich um des Himmelreiches willen selbst verschnitten haben; wer es fassen kann, der fasse es. Matth. 19, 12.

Eine Jungfrau ist auf das bedacht, was des Herrn ist, damit sie an Leib und Geist heilig sei. 1. Corinth. 7, 34.

Wer seine Jungfrau verheirathet, thut wohl; wer sie aber nicht verheirathet, thut besser. Ebend. V. 38.

Die Jungfrauen folgen dem Lamme, wohin es geht. Apokal. 14, 4.

So spricht der Herr zu den Verschnittenen: Ich will ihnen einen bessern Namen geben, als Söhne und Töchter, einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht soll untergehen. Js. 56, 5.

O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze; denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und den Menschen ist es anerkannt. Weish. 4, 1.

Vergl. auch unten den Artikel: „Keuschheit."

3. Väterstellen.

Solche kommen unten vor, wo davon die Rede ist, daß die Kirche dem jungfräulichen Stande vor dem ehelichen den Vorzug gibt; dann auch beim Artikel: „Keuschheit."

4. Geschichtliches.

Die heil. Lucia stürzte sich von der Höhe eines Daches herab, um der Gewaltthätigkeit ihres unverschämten Verfolgers zu entgehen.

Die heilige Aebtissin Ebba schnitt sich selbst die Nase ab, um sich zu verunstalten, und der Frechheit der feindlichen Dänen zu entgehen.

Die heil. Andragisina bat den Herrn inständig um den Verlust ihrer reizenden Schönheit. Als sich nach einiger Zeit ihr früher so schönes Gesicht wirklich der Art verunstaltete, daß man sie kaum mehr ansehen mochte, frohlockte sie darüber in ihrem Geiste und dankte Gott innig dafür.

Als Karl Borromäus als Jüngling zu Pavia studirte, suchten ihn seine Mitschüler an verdächtige Orte, wo es namentlich Gefahr für die Reinigkeit des Herzens gab, hinzulocken; er folgte ihnen aber nicht, und setzte sich lieber ihrem Gespötte aus, als daß er an sittengefährliche Orte sich begeben hätte. Derselbe Heilige zitterte am ganzen Leibe, und ergriff eiligst die Flucht, wenn er seine Unschuld in Gefahr glaubte.

Als dem heil. Franz von Sales, während er noch Student war, einmal eine freche Weibsperson unehrerbietige Zumuthungen machte, ergriff er, wie auch der heil. Thomas von Aquin in einem ähnlichen Falle einmal gethan, ein brennendes Scheit Holz und jagte die Person aus seinem Zimmer hinaus.

Um die jungfräuliche Reinigkeit zu bewahren, ermahnt die

heilige Jungfrau Synkletika, müsse man seine Augen stets im Zaum halten, sich in keine vertrauliche Bekanntschaft mit Personen des andern Geschlechts einlassen, den Umgang und das eitle Geschwätz mit weltlich gesinnten Personen fliehen, und das eitle Gelächter und die lärmenden Ergötzlichkeiten vermeiden. Um durch die schöne Gestalt eines Menschen nicht betrogen zu werden, soll man sich bei Versuchungen denselben als Todtengeripp vorstellen. Vor Allem soll man stets wachsam seyn auf die geheimsten und leisesten Regungen des Herzens. Bei jenen, die sich der Tugend befleißen, sind die Anfälle des Feindes um so verschlagener und gefährlicher; daher muß man klug seyn, wie die Schlange, und einfältig wie die Taube, und ohne Unterlaß in der Mässigkeit, in der Betrachtung und im Gebete verharren.

Aus der Jugendgeschichte des Johann Godefried von Aschhausen, nachmaligen Bischofs von Bamberg, führen die Bollandisten Nachstehendes an: Godefried von Aschhausen war, wie es Jedermann wußte, ein sehr schöner und edelgebildeter Jüngling. Einstens luden ihn gewisse Damen zum Essen ein, und legten es vorsätzlich darauf an, daß er etwas betrunken wurde. Sie überredeten ihn, er möge diese Nacht bei ihnen bleiben, und ließen ihn zu Bett führen. Der gute Jüngling argwohnte nichts Böses. Da er sich aber schon schlafen gelegt hatte, kamen ein paar wollüstige Dirnen und reizten ihn zur Wollust. Der keusche Jüngling sprang aber, mit bloßen Nachtkleidern angethan, aus dem Bette, entwand sich ihren Händen und lief bei dunkler Nacht zu einem Freunde, um den übrigen Theil der Nacht dort zuzubringen.

5. Die heilige Schrift gibt dem jungfräulichen Leben vor dem Ehestande den Vorzug, und erblickt im erstern eine größere Vollkommenheit.

Im alten Bunde waren zwar Enthaltsamkeit und Ehelosigkeit eine große Seltenheit. Dieses Volk hielt, die ihm von Gott gemachten Verheißungen zu wörtlich auffassend, Alles auf den Kindersegen, und sah im Leben außer der Ehe und in der Kinderlosigkeit eine Art Schande. Bei Allen dem fehlt es nicht an Spuren einer der Jungfräulichkeit zum Theil unbewußt geweihten Achtung. Die heilige Schrift des alten Bundes ermangelt nicht den Vorzug

der Virginität bei verschiedenen Gelegenheiten hervorzuheben. So wird nach dem Mosaischen Gesetze ein Mann, wenn er seinem Weibe beiwohnt, unrein. Der Prophet Isaias redet von Verschnittenen, denen Gott in seinem Hause einen bessern Namen als Söhnen und Töchtern geben will, einen ewigen Namen, der nicht soll untergehen. Is. 56, 5. Der heil. Augustin versteht unter diesem ewigen Namen, welcher den Verschnittenen verheißen ist, die besondere Belohnung, welche die erhalten, die um des Himmelreiches willen jungfräulich leben. Ferners ist bekannt, daß mehre Propheten, wie Elias, Elisäus u. s. w., jungfräulich lebten. Daß auch Wittwen, um Gott besser zu dienen, bei den Juden das Gelübde der Keuschheit ablegten, beweist das Beispiel der Anna, der Tochter des Phanuel. Daß die Frommen des alten Bundes bei allem Verlangen nach Kindersegen den Vorzug der Enthaltsamkeit erkannten, bezeugt Eusebius von Cäsarea, wenn er sagt: Durchforscht man die Lebensgeschichten der Heiligen des alten Bundes, so findet man, daß sie sehr frühzeitig aufgehört haben, den Frauen beizuwohnen und Kinder zu erzeugen. Von Henoch heißt es, daß er Gott gefallen, nachdem er Methusalah erzeugt; man liest aber nicht, daß er mehre Kinder erzeugt habe; Noa hat nur vor der Sündfluth Kinder erzeugt; er lebte nach derselben noch lange, zeugte aber keine Kinder mehr. Isaak war mit Zwillingen zufrieden und wohnte dann der Rebekka nicht mehr bei. Joseph erzeugte nur zwei Söhne. Von Moses und Aaron liest man, daß sie, ehe ihnen Gott erschienen war, Kinder gezeugt haben; daß sie aber, nachdem ihnen göttliche Orakel zu Theil geworden, Kinder gezeugt hätten, findet man nicht.

Wir kommen zum neuen Bunde. Bei Matth. Kap. 19. findet es Petrus hart, mit einer Frau unzertrennlich zusammenleben zu müssen, und sagt daher: Wenn es sich mit Mann und Frau also verhält, so ist es besser, gar nicht zu heirathen. Hierauf antwortete Jesus: „Nicht Alle fassen dieses Wort, sondern nur die, welchen es gegeben ist; denn es gibt Verschnittene, welche aus dem Mutterleibe so geboren sind; und es gibt Verschnittene, welche es geworden sind von Menschen, und es gibt Verschnittene, welche sich selbst verschnitten haben des Himmelreiches wegen. Wer es fassen kann, der fasse es.“ Die Worte: „Es gibt Verschnittene,

welche sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen," haben die heiligen Väter immer von der Empfehlung des jungfräulichen Lebens verstanden. In dieser Stelle liegt wieder offenbar gebilliget, wenn die Gläubigen die Ehe, obschon ein von Gott geheiligtes, aber doch nur irdisches Verhältniß um des höhern Zweckes willen sich versagen, nämlich deßwegen, um sich eben so ungetheilt den himmlischen Dingen hingeben zu können, als die Gatten sich einander hingeben. — Auch in jener Stelle, wo der Heiland sagt: „Jeder, welcher sein Haus, seinen Bruder, seine Schwester, seinen Vater, seine Mutter, seine Gemahlin, seine Kinder oder Aecker um meines Namens willen verläßt, wird Hundertfaches dafür erhalten und das ewige Leben besitzen," — gibt er dem enthaltsamen Leben vor dem ehelichen den Vorzug.

Der heil. Paulus schreibt: Entziehet euch einander nicht, außer mit gegenseitiger Einwilligung, eine Zeit lang, um euch dem Gebete zu widmen ... Dieses sage ich aber nur aus Nachsicht, nicht als Gebot; denn ich wünschte, daß ihr Alle wäret, wie ich; aber ein Jeder hat seine Gabe von Gott, der Eine diese, der Andere jene. Den Unverheiratheten und Wittwen nun sage ich: Es ist ihnen gut, wenn sie bleiben wie ich. Können sie sich aber nicht enthalten, so sollen sie heirathen; denn es ist besser heirathen, als vor Begierde brennen.... Was die Jungfrauen betrifft, so habe ich kein Gebot vom Herrn; einen Rath aber gebe ich, als der ich vom Herrn Barmherzigkeit erlangt habe, treu zu seyn. Ich halte also dafür, dieses sei gut um der obwaltenden Noth willen; denn es ist dem Menschen gut, also zu seyn. Bist du an ein Weib gebunden, so suche nicht los zu werden; bist du aber frei von einem Weibe, so suche kein Weib. Wenn du aber heirathest, so sündigest du nicht, und wenn die Jungfrau heirathet, so sündiget sie nicht; doch Solche werden Drangsale des Fleisches haben.... Ich wünschte, daß ihr ohne Sorge wäret. Wer kein Weib hat, sorgt nur für das, was des Herrn ist, wie er Gott gefallen möge. Wer aber ein Weib hat, sorgt für das, was der Welt ist, wie er dem Weibe gefallen möge, und er ist getheilt. Und ein unverheirathetes Weib und eine Jungfrau ist auf das bedacht, was des Herrn ist, damit sie an Leib und Geist heilig sei; die Verheirathete aber ist auf das bedacht, was der Welt ist, wie sie dem Manne

gefallen möge. Dieses sage ich jedoch zu euerm Beßten, nicht daß ich euch einen Strick anlege, sondern um zu dem zu ermahnen, was wohlanständig ist und geschickt macht, ohne Hinderniß dem Herrn anzuhängen. Wenn aber Jemand meint, daß es ihm nur Unehre wäre, wenn seine Jungfrau über die Jahre käme, und es so geschehen muß; so thue er, was er will; er sündiget nicht, wenn sie heirathet. Wer aber festen Entschluß gefaßt in seinem Herzen, und nicht genöthiget ist, sondern Freiheit hat, nach seinem Willen zu handeln, und er hat es in seinem Herzen beschlossen, seine Jungfrau zu bewahren: der thut wohl. Also, wer seine Jungfrau verheirathet, thut wohl; wer sie aber nicht verheirathet, thut besser. 1. Cor. 7. — Wer diese Stelle mit Aufmerksamkeit liest, wird sich überzeugen, daß der heil. Paulus dem jungfräulichen Stande vor dem ehelichen den Vorzug gibt. Wohl fehlt es nicht an Schriftauslegern (die aber außer der Kirche stehen), welche meinen, der Apostel habe die Virginität nicht für alle Zukunft, sondern nur für sein Zeitalter propter instantem necessitatem, d. h. wegen den bevorstehenden Christenverfolgungen empfohlen. Allein dieses heißt offenbar dem heil. Text Gewalt anthun; denn die Geschichte weiß nichts von solchen um diese Zeit so nahe bevorstehenden Verfolgungen. Die Neronische wurde schwerlich in Corinth empfunden; unter Titus und Vespasian wurden die Christen ohnehin nicht verfolgt; die Verfolgung unter Domitian ist von keinem Belang; erst unter Trajan (98 bis 117) nahm die Verfolgung einen mehr allgemeinen und ausgedehnten Charakter an. Der Apostel hatte demnach keinen Grund, die Christen seiner Zeit wegen dieser Verfolgungen, die noch ferne lagen, zur Virginität zu ermahnen, sondern der Ausdruck: „Propter instantem necessitatem“ bezieht sich auf die Ehe selbst, und sind die Beschwernisse gemeint, welche der Ehestand an und für sich mitbringt. Da diese Beschwernisse für alle Zeiten gleich bleiben, so gilt auch die Ermahnung des Apostels zur Virginität für alle Zeiten.

Der Vorzug der Virginität vor der Ehe ist auch Apokal. Kap. 14. ausgesprochen, wo es von den Jungfrauen heißt, daß sie vor dem Throne Gottes ein neues Lied singen, welches kein anderer Auserwählter singen kann. Diese größere Glorie der Jungfrauen in der Ewigkeit berechtiget zum Schluße, daß das jungfräuliche Leben verdienstlicher, und daher vorzüglicher seyn müsse, als das eheliche.

6. Die Kirche gibt dem jungfräulichen Stande vor dem ehelichen den Vorzug.

Die heiligen Väter reden in begeisterten Worten von dem Vorzuge, welchen die Jungfrauschaft vor dem Ehestande hat. Wollen wir einige Aussprüche derselben vernehmen:

Der heil. Cyprian sagt: Die Engel beten Christum im Himmel an; die Jungfrauen aber sind die Engel, welche ihm auf Erden dienen. Ja es scheint, daß die auf Erden lebenden Jungfrauen im Lobe der Reinigkeit den Engeln vorgehen, indem diese von Natur rein sind, weil sie keine Leiber haben; die Jungfrauen aber sind rein durch heldenmüthiges Kämpfen, da sie im Fleische das Fleisch überwinden, und nicht nur wider das Fleisch und die Welt, sondern auch wider die unsichtbaren Geister tapfer streiten, und einen herrlichen Sieg erhalten. — Wiederum sagt der heilige Kirchenlehrer von den Jungfrauen: Sie sind die Blüthe der kirchlichen Aussaat, Zierde und Schmuck der geistigen Gnade ... Gottes Bild, in welchem die Heiligkeit des Herrn sich wiederspiegelt, der erhabene Theil der Heerde Christi. In ihnen freuet sich die Kirche, und in ihnen entsprießt ihrem glorreich gesegneten Mutterschooß sein reichlicher Flor, und um so viel der Jungfrauenstand seine Anzahl mehrt, um so viel hebt sich die Freude der Mutter. De habitu virgin.

Erkennen wir die Glorie der Jungfrauschaft, denn die Krone ist englisch, und diese Vollkommenheit übermenschlich. Schonen wir der Leiber, die glänzen sollen wie die Sonne. ... Die Jungfrauen werden ihren Theil haben mit Maria, der Jungfrau. St. Cyrill. Hieros. catech. 12.

Der heil. Athanasius sagt: Die Jungfrauschaft ist ein köstlicher Edelstein; sie ist der Tempel Gottes und die Wohnung des heiligen Geistes; sie ist das Leben der Engel und die Krone der Auserwählten.

Der heil. Ephräm sagt: Die Jungfrauschaft ist eine himmlische Frühlingsrose, die in Mitte der Seele wohnt, und deren Wohlgeruch durch das ganze irdische Haus des menschlichen Leibes eine reizende Anmuth verbreitet.

Der heil. Hieronymus: Ich will kühn reden: Kann Gott auch

Alles, so kann er doch eine Jungfrau nach dem Falle nicht in den vorigen Zustand zurückversetzen. Zwar vermag er sie von der Strafe zu befreien; aber er will die Entehrte nicht als Jungfrau krönen. Br. an Eustach.

Der heil. Augustin: Keine Fruchtbarkeit des Fleisches kann der heiligen Jungfrauschaft verglichen werden. Buch von der Jungfrauschaft 8. Kap.

Der heil. Chrysostomus rühmt Hom. 13. in epist. ad Ephes. jene Mädchen, welche sich von aller irdischen Pracht trennen, und in stiller Zurückgezogenheit als Jungfrauen ein abgetödtetes Leben führen.

Der heil. Ambrosius rühmt sich des Vorwurfes, den man ihm machte, indem er den Meisten die Jungfrauschaft anräth, und wünscht nur, daß in der That recht Viele ihm folgen und den jungfräulichen Stand wählen würden. Lib. de virgin. c. 5.

Der heil. Bernard sagt: Die Jungfrauschaft ist eine Nacheiferin der Engel und mit ihnen verwandt; denn im Fleische nicht nach dem Fleische leben, ist kein irdisches, sondern ein himmlisches Leben. Zwar sind ein keuscher Mensch und ein Engel von einander unterschieden; aber nicht durch die Tugend, sondern durch die Glückseligkeit.

Endlich hat die Kirche durch einen klaren Ausspruch den Vorzug des jungfräulichen Standes vor dem ehelichen erklärt; denn das Concilium von Trient sagt: Wenn Jemand behauptet, der Ehestand sei dem jungfräulichen Stande oder Cölibat vorzuziehen, oder es sei nicht besser und seliger in der Jungfrauschaft oder im Cölibat zu bleiben, als sich zu verehelichen, der sei mit dem Anathem belegt. Sess. 24. can. 10.

7. In den ersten Zeiten des Christenthums lebten Viele in unbefleckter Jungfräulichkeit.

Die ersten Christen führten das enthaltsamste und mäßigste Leben; sie waren oft wahre Engel im Fleische. Es ist daher selbstverständlich, daß sie auch im ehelichen Gebrauche enthaltsam gewesen seyn werden. Dieß läßt sich auch aus der Geschichte nachweisen. Bei Minutius Felix sagt Oktavius, der Vertheidiger der Christen, im gleichnamigen Dialoge: Wir sind keusch in unsern

Geberden, noch keuscher an unserm Leibe, und sehr Viele von uns bewahren, obgleich sie sich dessen nicht rühmen, beständig eine unverletzte Jungfrauschaft. — Justin, der Martyrer, schreibt in seiner Apologie des Christenthums, daß unter den Christen sich eine große Menge beiderlei Geschlechts befände, welche von ihrer Kindheit an im Christenthume erzogen bis zum sechzigsten und siebenzigsten Jahre enthaltsam und unvermählt geblieben waren. — Athenagoras sagt in seiner Schutzschrift: Es ist sehr leicht, unter uns Männer und Frauen zu finden, welche bis in das höchste Alter ehelos bleiben, weil sie überzeugt sind, im ledigen Stande mehr Gelegenheit zu haben, sich Gott angenehm zu machen. — Daß schon frühzeitig auch Gelübde zur Keuschheit vorgekommen seien, beweiset 1. Timoth. 5, 12., wornach diejenigen Wittwen, welche im Dienste von Diakonissinen stunden (Röm. 16, 1.), das Versprechen des ehelosen Standes abzulegen hatten.

8. Bei allen Völkern erscheint der jungfräuliche Stand geehrt und geachtet.

Die Geschichte weist nach, daß bei allen Völkern die Jungfräulichkeit in hohen Ehren steht, und daß auch unter den Heiden häufig diejenigen, welche sich dem Dienste Gottes widmen, zu einem jungfräulichen Leben verpflichtet sind. Porphyrius sagt, daß die Sammäer, eine Art der Brahminen, ehelos leben. Deßgleichen berichtet Strabo von Philosophen, die am Ganges leben und vollkommene Keuschheit bewahren. Es ist überhaupts bekannt, daß die Brahminen bei den Indiern unter andern Verleugnungen sich auch der Ehe enthalten müssen. Nach der indischen Vorstellungsweise schuf Birmah den Brahman, d. h. den Priester, schon ursprünglich, ohne ihm ein Weib zu geben. Da Brahman sich darüber beklagte, daß er keine Genossin habe, gab Birmah ihm zur Antwort: es sei dieses deßwegen geschehen, damit er sich nicht zerstreue, sondern einzig der Lehre, dem Gebete und Gottesdienste obliege.

Die dem Dienste der Sonne geweihten Jungfrauen mußten bei den Persern ausdrücklich die Verpflichtung zum Cölibat übernehmen. — Herodot bezeugt, daß die Babylonier, wenn sie heilige Handlungen vorzunehmen beabsichteten, sich zuvor geschlechtlich nicht berührten, auch sich zuvor reinigten, ehe sie den heiligen Akt be-

gannen, was beweist, daß nach ihrer Vorstellung der Geschlechtsverkehr als eine Art Verunreinigung galt. Dieselbe Ansicht finden wir bei den Chinesen, Japanesen u. s. w.

In Aegypten wurden die Priester der Isis, sowie die meisten der übrigen Gottheiten, ausdrücklich zur Ehelosigkeit verpflichtet; ja es fanden zur bessern Bewahrung dieses Gelübdes selbst Verstümmlungen statt.

Die Griechen haben sich zwar der Enthaltsamkeit im Allgemeinen wenig beflissen; aber dennoch stund diese Tugend bei ihnen in hoher Achtung. Ihre Opfer wurden nicht für vollkommen gehalten, wenn nicht eine reine Jungfrau dabei war. Ihre Gottheiten Athene und die Musen werden wegen ihrer Freiheit von geschlechtlichen Leidenschaften gefeiert. Bei der Feier der Panathenäen wurde der Jungfräulichkeit eine besondere Ehre erwiesen; im Festzuge spielten Jungfrauen eine Hauptrolle, welche die geweihten, in Verwahrung der Architheoren befindlichen Körbe trugen. Die Eingeweihten der Eleusinischen Mysterien mußten sich der größten Enthaltsamkeit befleißen, und nur bei vorangegangener Uebung der Keuschheit wurden die Mysterien selbst für wirksam gehalten. Arian nennt jenen sogar einen Profanator der Mysterien, welcher sie ohne Beobachtung der Keuschheit begeht. Außerdem erklärt eine Menge griechischer Weisen und Dichter den ehelosen Stand ebenso durch das Beispiel als durch Worte für einen vollkommnern. Thales, Pythagoras, Plato, Aristoteles, Zeno, Epikur u. s. w., blieben unvermählt. Diogenes wunderte sich darüber, daß nur Wenige die so vernünftige Alleinigkeit wählten, d. h. ehelos blieben. Plato's und Zeno's Schüler waren grundsätzlich Beförderer einer den Umgang mit Frauen ausschließenden Ascese.

Bei den Römern ist Vesta die Repräsentantin der Keuschheit; ihre Dienerinen mußten bekanntlich lebenslängliche Keuschheit beobachten. Die Priester der Cybele waren sogar Verschnittene. Ueberhaupt galt auch bei den Römern der geschlechtliche Umgang für eine Verunreinigung, und mußte man sich bei der Vornahme heiliger Handlungen desselben enthalten.

Bei den alten Galliern gab es nach Strabo druidische Jungfrauen, welche Hüterinen eines berühmten Orakels auf der Insel Sene waren, und nach dem Glauben des Volkes überirdische Ein-

sichten besassen. Deßgleichen hatten die Britten und die Germanen ihre heiligen Jungfrauen.

Die Jünglinge und Mädchen, welche den Dienst im großen Tempel in Mexiko verrichteten, durften während ihres Dienstjahres nicht heirathen.

Die Priester der Peruaner dienten wochenweise im Tempel und mußten sich während dieser Zeit ihrer Weiber enthalten. Der Gottheit Sonne waren bei fünfzehnhundert Jungfrauen geweiht. Um ihrer Virginität gewiß zu seyn, nahm man sie bereits mit dem achten Jahre in das Kloster, welches Haus der Sterne hieß. Auf die Verletzung der Keuschheit stund lebendiges Begräbniß für die Sonnenjungfrauen, und Strafe des Galgens für ihre Verführer.

Ebenso haben die Muhamedaner ihre Derwische, die ledig leben; auch dürfen bei ihnen Männer, welche eine heilige Handlung vornehmen, zuvor kein Weib berührt haben.

Bei den Japanesen gibt es eine Menge von Klöstern, in denen die Mönche unter andern strengen Uebungen sich auch des Umganges mit Frauen enthalten müssen.

Die Lama's und Bonzen der Chinesen haben nicht minder das Gelübde der Keuschheit. — So gibt es fast kein Volk weder in der alten noch neuen Welt, das nicht hohe Achtung vor dem jungfräulichen Stande hätte.

9. Die Jungfrauschaft ist kein Gebot, sondern nur ein Rath.

Ungeachtet die Jungfräulichkeit vorzüglicher ist, als der Ehestand, so ist doch Niemand genöthiget, jungfräulich zu bleiben, es sei denn, daß gewisse Standesverhältnisse, wie beim Priester, bei der Nonne, ihn von vorneherein an der Eingehung einer Ehe hindern. Dieß ist klar; denn Christus hat nirgends zur steten Jungfräulichkeit verpflichtet. Auch der Apostel Paulus befiehlt sie nicht, sondern räth nur dazu; denn er sagt: Wenn die Jungfrau heirathet, so sündiget sie nicht. 1. Corinth. 7, 28. Und wiederum: Wer seine Jungfrau verheirathet, thut wohl; wer sie aber nicht verheirathet, thut besser. . . . Seliger aber ist sie, wenn sie so bleibt nach meinem Rathe. Ebend. V. 38 u. 40.

Als eine Sache der freien Wahl stellen den jungfräulichen

Stand auch die heil. Väter dar. So schreibt der heil. Ambrosius: Wollen euere Töchter einen Menschen lieben, so können sie nach den Gesetzen wählen, wen sie wollen. Da es ihnen nun erlaubt ist, einen Menschen zu wählen, sollte es ihnen nicht auch erlaubt seyn, Gott zu wählen? Lib. 1. de virgin. c. 10. Dasselbe sagt der heil. Hieronymus im Briefe ad Demetriad. Ebenso der heil. Augustin: „Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß der Abfall von der Keuschheit, welche Gott gelobt wird, schlechter sei, als der Ehebruch. Denn da, was durchaus nicht zu bezweifeln ist, es zur Beleidigung Christi gehört, wenn ein Glied desselben dem Gatten die Treue nicht bewahrt; wie weit schwerer wird er beleidiget, wenn ihm in dem keine Treue bewahrt wird, was er als ihm dargebracht, verlangt, da er dessen Darbringung nicht begehrt hatte? Denn wenn Jemand nicht entrichtet, was er, nicht durch einen Befehl genöthiget, sondern auf eigenen Antrieb gelobt hat, so vergrößert er um so mehr die Ungerechtigkeit des getäuschten Gelübdes, je weniger er gezwungen war, das Gelübde zu thun." Lib. de bono viduitatis c. 11.

10. Von dem großen Werthe, den die jungfräuliche Reinigkeit hat.

Keine Tugend ist edler und vorzüglicher, als die jungfräuliche Reinigkeit. Wie das Gold das edelste und kostbarste unter den Metallen ist, so ist unter den übrigen Tugenden die Jungfräulichkeit die erhabenste. Sie erhebt den Menschen über die Schwächen und die Triebe der Natur, bringt ihn in die nächste Vereinigung mit Gott und verklärt sein ganzes Wesen. Die jungfräulichen Seelen, sagt der heil. Gregor, ahmen im irdischen Leibe das Leben der Engel nach. Eine wahre Jungfrau ist ein Engel im Fleische. Eine solche Seele wandelt in steter Erinnerung an die Gegenwart Gottes; sie steht in ihren Gedanken immer vor dem Throne Gottes; sie bringt Gott das Opfer ihres Herzens dar, alle ihre Absichten sind auf ihn gerichtet, und das Feuer der Liebe Gottes, von dem sie durchglüht ist, entkräftet allen Eindruck, den die Versuchungen auf sie machen könnten. Eine keusche Seele lebt also wahrhaft wie ein Engel, an welchem der Allerhöchste sein Wohlgefallen hat.

Aber was sage ich, daß eine keusche Seele wie ein Engel lebt? Sie übertrifft sogar die Engel. Den Engeln ist es leicht rein zu seyn; sie sind es durch ihre Natur; sie leiden keine Anfechtung; sie sehen nichts als die reinsten Gegenstände; kein unfläthiger Gedanke bestürmt ihre Einbildungskraft; sie haben keinen Streit zu bestehen. Wenn aber wir Menschen reinen Herzens sind, so können wir es nur Kraft der Tugend, durch die höhere Gewalt über uns selbst, durch Wachsamkeit gegen die Anfälle des Feindes unserer Seele. Unsere Reinigkeit ist die Frucht der heiligsten und starkmüthigsten Gottesliebe, da sie hingegen bei den seligen Geistern eine natürliche Eigenschaft ist. Eben daraus folgt aber auch, daß unsere Reinigkeit jene der Engel an Werth weit übertrifft.

Außer diesem kann mit Recht behauptet werden, daß keine Tugend uns Gott näher bringt und mit ihm uns inniger verbindet, als die Reinigkeit. Denn worin besteht die Wesenheit Gottes? Darin, daß er der reinste Geist ist, der nichts Körperliches an sich hat, und keiner Unvollkommenheit unterworfen ist. Eine reine Seele reißt sich ebenfalls von aller fleischlichen Sinnlichkeit los, um allein in Gott zu leben. Sie ist auf das Innigste mit ihm vereiniget, und hat nur das eine Verlangen, ewig mit ihm vereiniget zu bleiben.

Welche Vorrechte gewährt also diese himmlische Tugend nicht? Daher sagt der heil. Athanasius von der Jungfräulichkeit: Sie ist das Leben der Engel, die Krone der Heiligen, die Zierde der Seligen, eine Nachbildung des göttlichen Lebens selbst. Ein anderer Kirchenlehrer sagt: Die Jungfrauen gleichen einer mit Blumen übersäten Au, welche wie Edelsteine funkeln und eines der angenehmsten Gemälde bilden. Vergl. zeitgemäße Glaubenspredigten von Westermayer. Cf. Auch unten den Artikel „Keuschheit."

11. Der Bräutigam der Jungfrauen ist Jesus Christus selbst.

Die wahren Jungfrauen haben Jesum zu ihrem Bräutigam. Welch eine Ehre, welch eine Auszeichnung! Darauf bezüglich ruft der heil. Augustin aus: Freuet euch, Gott verlobte Jungfrauen! Denn welch eine Ehre für euch, denjenigen, dessen Mutter zu seyn die allerreinste Königin aller Jungfrauen allein würdig war, habt

ihr zu euerm Bräutigam! — Kann wohl ein Mensch im sterblichen Leben noch zu einer höhern Würde gelangen, als es den Jungfrauen möglich ist? Was für ein Glück hat diese Person gemacht! — hört man oft sagen, wenn ein vornehmer, reicher Herr ein armes Mädchen heirathet. Wie groß würde nicht erst unser Staunen seyn, wenn ein Königssohn ein Bauernmädchen heirathete und es auf den Thron erhöbe? Wie würde sich nicht dieses Mädchen geehrt fühlen? Für wie glücklich würde sie sich nicht halten? Nun freuet euch, Jungfrauen; denn ein viel größeres Glück ist euch zu Theil geworden. Ein noch größerer Herr, als ein irdischer Königssohn, hat sich mit euch vermählt; der Sohn Gottes selbst hat euch als Bräute auserwählt; er will euch einstens auf den unvergänglichen Thron des Himmels erhöhen, und dort seine Herrlichkeit mit euch theilen. Kann es ein größeres Glück geben?

12. Die jungfräuliche Reinigkeit läßt an der Krone des Martyrthums Theil nehmen.

Alle übrigen Tugenden haben eine gewisse Verwandtschaft mit unsern natürlichen Anlagen. So heftig auch die Neigungen sind, die wir wider das Gesetz fühlen, so haftet doch in unserer Seele noch ein Zug nach dem Guten, wodurch uns viele Tugenden liebenswürdig erscheinen. Man kann mitleidig, barmherzig und freigebig seyn, ohne sich eine besondere Gewalt anzuthun; mit leichter Anstrengung übt man auch gewisse Werke der Frömmigkeit. Zwar empört sich auch hier oft die Eigenliebe und setzt Hindernisse in den Weg; aber es ist doch die Verleugnung seiner selbst nicht so gewaltsam. Ganz anderer Art sind die Kämpfe, welche die Bewahrung der Keuschheit hervorruft. Dieser innere Streit hebt den Menschen gleichsam aus seiner natürlichen Beschaffenheit und bringt ihn in einen beständigen Widerspruch. Er muß sich unversehrt erhalten in einem Körper, der beständig zur Unlauterkeit hinneigt, und in Mitte des Verderbens leben, wie wenn er schon im Reiche der Vollendung wohnte. Wie hart ist es nicht, so stets im Kampf und Streit zu leben? Daher vergleichen auch die heiligen Väter das mühevolle Leben keuscher Seelen mit dem Martertode. Der heil. Augustin nennt die Kreuzigung des Fleisches und das Niederkämpfen der Begierlichkeit einen Theil des Martertodes. Der heil.

Ambrosius schreibt: Nicht nur darum ist die Jungfrauschaft alles Lobes und aller Ehre Werth, weil sie bei den Martyrern gefunden wird, sondern weil sie selbst Martyrer macht. Und in der That, was verdient mehr eine Marter genannt zu werden, als der unabläßige Kampf keusch leben wollender Menschen? Was ist schwerer, als von der bösen Lust gereizt zu werden, und dieselbe verachten? Mitten in den Flammen sitzen, ohne zu brennen? Die Gewalt der Begierlichkeit fühlen, und doch seine Seele rein erhalten? Was ist härter, als den angebornen Neigungen allzeit widerstreben, und stets das sich verweigern, was der verderbte Sinn des Menschen so gewaltig fordert? Ja, man kann behaupten, daß wahrhaft keusch leben trotz aller Versuchungen, welche man zu bestehen hat, noch mehr sei, als Martyrer werden durch schmerzliche Hinopferung seines Lebens. Wir wissen auch aus der Geschichte, daß Manche, welche weder durch die Schrecknisse finsterer Kerker, noch durch die anhaltenden Schmerzen unerhörter Qualen in ihrem Glauben erschüttert werden konnten, welche dem Feuer und Eisen, dem Hohne und Spott beharrlich Widerstand geleistet, durch Verlockung zur Unzucht oft Glauben und Verdienste verloren. Auch ist von den heiligen Martyrern selbst bekannt, daß sie es für eine viel schrecklichere Verfolgung hielten, wenn sie durch den Reiz des Fleisches zum Abfall angetrieben wurden, als wenn man ihnen an allen Theilen des Leibes die tiefsten Wunden schlug.

13. Wie sehr Gott selbst die Jungfräulichkeit ehrt und auszeichnet.

Wie wohlgefällig die Jungfräulichkeit in den Augen Gottes erscheint, bezeugt der heilige Geist in den Worten der heiligen Schrift: O wie schön ist ein keusches Geschlecht im Glanze; denn unsterblich ist sein Andenken, und bei Gott und den Menschen anerkannt. Weish. 4, 1. Läßt sich mehr zum Ruhm der Jungfräulichkeit sagen? Der heilige Geist selbst nennt ihren Ruhm unsterblich und bewundert den Glanz ihrer Schönheit. Nach diesem läßt sich nicht mehr daran zweifeln, daß die jungfräulichen Seelen sich auch im Himmel vor den übrigen Auserwählten auszeichnen werden. Auch hiefür legt die heilige Schrift Zeugniß ab. Denn der heil. Johannes sagt von ihnen, daß sie ein neues Lied singen

werden; also nicht jenes Lied, wie es die ganze Schaar der Seligen anstimmt, sondern ein Lied, wie es kein anderer Chor der Seligen zu singen vermag; ein Lied, durch welches die jungfräulichen Seelen, wie der heil. Augustin lehrt, Gott freudiger loben, weil sie reiner an ihn gedacht haben; durch welches sie die Wonne der ewigen Glückseligkeit in noch höherm Maße genießen, weil sie ihm eifriger gedient haben, und durch welches Gott selbst ein zärtlicheres Wohlgefallen bezeigen wird, weil er glühender von ihnen geliebt worden ist. Ueberdieß werden sie am nächsten beim göttlichen Lamme seyn, und ihm folgen, wohin es immer gehen wird. Jesus hatte ja schon auf Erden an keuschen Seelen seine innigste Freude. Wie viele Zeichen der Liebe und Hochachtung hat er nicht dieser Tugend gegeben. Johannes lebte von Jugend auf in vollkommenster Jungfräulichkeit; deßwegen war er dem Herzen Jesu so theuer, und deßwegen theilte sich ihm der Herr so liebreich mit. Und war nicht die gnadenvollste unter den Weibern zugleich auch die reinste unter den Jungfrauen? Wie besorgt war ferners der Heiland nicht, unter seinen Jüngern diese Tugend zu befestigen? Er duldete unter ihnen einen Geizigen und Treulosen; aber befand sich unter ihnen auch ein Unkeuscher? Da sehen wir, welches Gewicht Gott selbst auf die Tugend der Keuschheit legt. Wie wohlgefällig muß sie also nicht in seinen Augen seyn?

14. Vorzüge des jungfräulichen (ledigen) Standes vor dem verehelichten.

Wenn der Apostel sagt, es sei besser nicht zu heirathen, so muß der jungfräuliche Stand vor dem ehelichen Vorzüge haben. Und dieses ist auch der Fall. Einen nicht geringen Vorzug des jungfräulichen vor dem verheiratheten Stande gibt der heil. Paulus selbst an, wenn er sagt: Eine Jungfrau denkt an das, was des Herrn ist. 1. Corinth. 7, 34. Während Andere, die vom Bande der Ehe umstrickt sind, gleichsam wie in der Dienstbarkeit leben, weil sie von vielerlei Kümmernissen und Betrübnissen beschwert sind, befindet sich eine Jungfrau im ungeschmälerten Besitze der Freiheit, und hat außer der geringen Sorge, sich selbst fortzubringen, kein anderes Anliegen, als wie sie ihrem Gotte dienen möge. Während Andere sich schmücken und zieren müssen, um den Augen eines

sterblichen Menschen zu gefallen, hat die Jungfrau Zeit, ihre Seele mit Tugenden zu bereichern, um Gottes Wohlgefallen zu erringen. Während Andere, wenn oft die Heirath nicht am besten ausgefallen ist, unzähligen Verdruß und Unannehmlichkeiten zu ertragen haben, weiß die Jungfrau nichts davon, sondern bringt ihre Tage im Frieden hin. Während Andern, wenn sie auch in glücklicher Ehe leben, oft der Bräutigam stirbt, und sie nicht bloß auf schmerzliche Weise von ihm getrennt, sondern oft auch in großem Elende sammt vielen Kindern zurückgelassen werden, hat die Jungfrau auch in dieser Beziehung nichts zu befürchten; denn ihr Bräutigam stirbt nicht, sie verliert ihn nicht durch den Tod, und wenn sie selbst stirbt, so kömmt sie erst vollkommen zu ihm und wird mit ihm in die innigste Vereinigung gesetzt. Wie getrost kann nicht überhaupts eine Jungfrau dieses zeitliche Leben verlassen? Sie ist ja in der Welt an Nichts gebunden; ihr Herz hängt an nichts Irdischem. Das Abscheiden von dieser Erde ist also für sie nicht schwer. Sie hat alle Tage ihres Lebens dem göttlichen Heilande angehört: was kann es für sie Trostreicheres geben, als nun mit ihm auf ewig vereint zu werden. O was gibt es Schöneres, als den Tod eines solch auserwählten Geschöpfes! Die heiligen Engel, denen die Jungfrau im Leben sich ähnlich machte, kommen, ihre Seele vor den Thron Gottes zu bringen, und sie sieht, wie Stephanus, den Himmel offen, und Jesum, ihren Bräutigam, zur Rechten des Vaters sitzen, der ihr die ihr bereitete Wohnung und Krone zusichert. Und auch jenseits werden die Jungfrauen, wie wir schon besprochen haben, viel vollkommnere Freuden genießen, als die übrigen Auserwählten. Die Stellen Is. 56, 5. und Apok. 14, 3. zeugen dafür. Die Freuden der Jungfrauen, sagt ein frommer Geistesmann, werden darin bestehen, daß sie Jesum auf eine ihnen ganz allein eigene, und keinem andern Heiligen verliehene Weise genießen, und an Seele und Leib ganz besondere Vorzüge erlangen werden. Damit stimmen die heiligen Väter überein. Der heil. Hieronymus vergleicht den Jungfrauenstand mit einem Waizenkorn, welches hundertfältige Früchte für das Paradies hervorbringt, da indessen aus dem Wittwenstande die sechzigste, aus dem Ehestande aber nur die dreißigste Frucht hervorwächst. Der heil. Chrysostomus aber sagt: Die Keuschheit ist an Verdiensten so wun-

derbar fruchtbringend, daß derjenige, der auf Erden keine Erben zu haben verlangt, im Himmel eine größere Herrlichkeit für sein Erbe zu erwarten hat.

Da also die Jungfräulichkeit auf Erden den Dienst Gottes erleichtert, da sie im Abscheiden von dieser Welt den Tod versüßt, und endlich im Himmel die Seligkeit vermehrt: was kann es noch Vortheilhafteres geben?

15. Von den Gefahren des jungfräulichen Standes.

Die heilige Schrift sagt: Ein Streit ist des Menschen Leben auf Erden. Job 7, 1. Dieses ist von allen Menschen gesagt, wessen Standes und Alters sie seyn mögen. Aber von Niemanden gilt es mehr, als von denen, welche jungfräulich leben wollen. Denn je kostbarer der Schatz ist, den sie bewahren wollen, desto mehr Diebe gibt es, welche auf der Lauer stehen und denselben rauben wollen.

Der Teufel, welcher in der heiligen Schrift ein unreiner Geist genannt wird, ist der größte Feind des jungfräulichen Lebens, und verursacht jenen, die sich demselben widmen, die ärgsten Kämpfe. Diese höllische Schlange, stets darauf bedacht, wie sie die Seelen verführen kann, macht nicht immer offene und gewaltthätige Angriffe, sondern sucht oft auf eine ganz feine Art ihr Ziel zu erreichen. Sie benützt die bösen Neigungen, welche im Menschen sind, und lispelt mancher unvorsichtigen Tochter in's Herz: Dieß oder jenes, wozu der Reiz in deiner Natur liegt, welche der Schöpfer dir gab, ist noch nichts Böses; diese Triebe, welche Gott selbst dem Menschen in's Herz legte, muß man befriedigen, dann wird man ihrer leichter los; es ist dabei so weit nicht gefehlt, und wenn es auch eine Sünde ist, so ist ja Gott unendlich barmherzig, und verzeiht wieder. So sucht der Satan das Herz zu bethören und den Willen zur bösen That zu überreden. Ein anderes Mal kömmt er wie im Sturme herangezogen und sucht mit Gewalt zur Sünde fortzureißen. Es ist unglaublich, welch schreckliche Kämpfe er in dieser Beziehung oft bei den frömmsten Seelen anfacht.

Die zweite Feindin des jungfräulichen Sinnes ist die böse Welt. Die Grundsätze der Welt sind allzeit dem Evangelium entgegen: wie sollte sie also nicht auch eine Feindin jungfräulicher

Keuschheit seyn? O wie betrügerisch sind die Wege, auf welchen die Welt die Ihrigen führt! Sie gibt oft die Sünde für eine Tugend aus, und nennt die Finsterniß Licht; sie stachelt fortwährend die Sinnlichkeit auf durch die Genüsse, welche sie den Ihrigen bietet; sie erklärt Alles für erlaubt, was den Sinnen schmeichelt und ruft fortwährend den Ihrigen zu, sich nichts zu versagen, was ihnen angenehm ist. O wie gefährlich ist es für jungfräuliche Seelen in einer solch verpesteten Luft zu leben! Welche Kämpfe stellen sich ein, und wie schwer wird es oft, zu widerstehen. Die Gefahr wird um so größer, wenn oft eben diejenigen selbst, welche die Pflicht auf sich hätten, die Unschuld zu bewahren, derselben nachstellen. Welchen Streit kostet es nicht, wenn eine Jungfrau in einen Dienst zu kommen das Unglück hat, wo ihr Alles zu Gebote steht, und sie den größten zeitlichen Vortheilen entgegensieht, wenn sie einem Wüstling zu Willen ist. Dieß Alles, heißt es oft, will ich dir geben, wenn du mir dein Herz schenkest: weniger Arbeit, besseres Essen, schönere Kleidung, reichlichern Lohn. Im Weigerungsfalle aber droht der Verführer mit seinem Zorne, mit dem Fortjagen, selbst mit Mißhandlung. Welch ein Starkmuth wird erfordert, um jederzeit zu widerstehen!

Der dritte Feind endlich, der noch am meisten zu fürchten ist, dem man am wenigsten ausweichen kann, und den ein Jeder Tag und Nacht bei sich herumträgt, ist das eigene Fleisch und die böse Begierlichkeit. Darüber klagt selbst der Apostel, wenn er sagt: Ich sehe ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, welches dem Gesetze meines Geistes widerstreitet, und mich gefangen hält unter dem Gesetze der Sünde, das in meinen Gliedern ist. Röm. 7, 23. Es ist, als hätte der Apostel gesagt: Ich fühle stets in meinen Gliedern die böse Begierde, welche meinem Geiste widerstreitet, und nicht zugeben will, daß das Fleisch in seinen Schranken gehalten werden und von der verbotenen Lust nichts genießen soll. Darüber seufzet der Apostel sogar und sagt: O ich unglücklicher Mensch, wer wird mich von dem Leibe dieses Todes befreien? Röm. 24. Wenn der heil. Paulus selbst diese Kämpfe beklagt, um wie viel mehr haben wir uns vor denselben zu fürchten. Denn wie arglistig ist dieser Feind. Das wildeste Thier, sagt der heil. Fulgentius, ist nicht unbändiger, als die böse Lust. Wie viel Helden hat

sie nicht schon in jedem Stande und in jedem Alter unterjocht! Wie hart ist dieser Kampf und wie selten der Sieg! Was unser Unglück vermehrt, ist, daß dieser Feind aus unserm Innern fast unvertreibbar ist. Er schläft mit uns, er nährt sich an unserm Tische, und bekömmt, je besser wir ihn halten, desto mehr Kräfte, womit er uns angreift; er versteht sich auf keinen Waffenstillstand auch nur einige Tage; dieser Löwe steht auf und fängt zu wüthen an, wenn ihn auch Niemand reizt. Was hat man von diesem grimmigen Thiere nicht erst zu fürchten, wenn man dasselbe reizt, wenn man sein verderbtes Fleisch verzärtelt, es mit eitlem Putz schmückt oder die Versuchungen sich auf andere Weise vermehrt!

So sind also die Gefahren, denen die Jungfräulichkeit ausgesetzt ist, viel und groß; aber verzage darüber Niemand. Im Vertrauen auf den göttlichen Beistand kämpfe er muthig, und wird, ist der Feind auch noch so ungestüm, dennoch siegen, zwar nicht aus eigener Kraft, sondern mit der göttlichen Hilfe.

16. Welch zärtliche Sorgfalt die jungfräuliche Keuschheit verlangt, und wie leicht sie verletzt wird.

Davon unten beim Artikel „Keuschheit."

17. Von dem, was man vorzüglich meiden und thun muß, um sich keusch zu erhalten, d. h. seine Jungfräulichkeit zu bewahren.

Sieh unten den Artikel „Keuschheit" am entsprechenden Orte.

18. Es ist dem Christen mit der Gnade Gottes möglich, keusch und jungfräulich zu leben.

Die Feinde des katholischen Glaubens, und insbesonders die Gegner der Virginität, behaupten, es sei dem Menschen gar nicht möglich, jungfräulich zu leben. Allein bei dieser Ansicht wäre es um die menschliche Freiheit geschehen, sowie die Unzucht aufhören würde, eine Sünde zu seyn; denn wenn der Mensch vermöge des ihm eingepflanzten Triebes denselben befriedigen muß, weil es so seine Natur unabweislich verlangt, so kann er für solchen Zwang nicht verantwortlich gemacht werden, und es kann dabei von einer Sünde nicht mehr die Rede seyn. Zudem, wie viele Menschen gibt

es nicht, welche an der Eingehung einer Ehe gehindert sind, und also nie erlaubter Weise dem Naturtrieb Genüge leisten können? Schwächlinge, Kränklinge, Krüppel, in denen die sinnlichen Triebe oft am stärksten zu seyn pflegen, sollen nach dem Urtheil der Aerzte auf die Ehe verzichten. Die kräftigsten Männer im Volke, der gesunde, starke Kern der Nation, die Soldaten, leben wenigstens zeitweise in erzwungener Ehelosigkeit. Hiezu kömmt noch die ganze Menge derer, denen Stellung und Einkommen nie zu heirathen erlaubt. Wie Viele werden auch nicht auf ihre ganze Lebensdauer eingesperrt, und dadurch vom ehelichen Rechte ausgeschlossen! Wenn es nun nicht möglich wäre, jenen Trieb zu bändigen, — wohin käme man? Ueberhaupts erscheint jener Trieb bei näherer Erwägung als eine Unordnung beim Menschen, dem schon deßwegen, wie jeder andern Unordnung, begegnet werden muß. Denn diese Begierlichkeit erwacht schon, und ist gerade oft in jenen Jahren schon am heftigsten, wo Vernunft und Natur gegen eine Befriedigung desselben sind; denn der Jüngling oder das Mädchen sind noch nicht reif, noch nicht ausgewachsen, noch viel weniger im Stande, die Frucht ihres Triebes zu ernähren oder zu erziehen. Bei den Thieren findet sich dieses Mißverhältniß nicht; denn ihr Geschlechtstrieb erwacht erst, wenn sie ausgewachsen und fähig sind, ihre Jungen zu ernähren. Hier erscheint also offenbar in den fleischlichen Begierlichkeiten des Menschen eine Unordnung, die ihn und Andere und zuletzt ganze Völker unglücklich machen würde, wenn ihr der Mensch nicht widerstünde.

Im Menschen ist die fleischliche Begierlichkeit nicht auf ihren Zweck, auf die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts eingeschränkt. Zur Zeit, wo die Mutter mit Furcht und Hoffnung die Tage der kommenden Geburt zählt, und wo den Thieren der Begattungstrieb unmöglich wird, und ebenso nach der Geburt, wo sie nur mit der Liebe und Sorgfalt für ihre Jungen beschäftiget sind, ohne daß ihnen eine Begattung möglich wäre: auch da wird der Mensch von seiner Begierlichkeit getrieben.

Das Christenthum verbietet die Vielweiberei und erlaubt, wie es schon ursprüngliche Einrichtung des Schöpfers war, einem jeden Manne nur Ein Weib. Welche große Unordnung erscheint von diesem Gesichtspunkte aus in den fleischlichen Trieben des Menschen!

Denn sie sind, sobald die Mutter empfangen hat, zwecklos, ja schädlich, und bleiben es mehrere Monate lang, deren die Mutter zum Gebären und Säugen des Kindes bedarf; wie oft stellen sie sich aber nicht auch während dieser Zeit ein, und wie sehr quälen sie nicht?

Noch auf einer andern Seite erscheint ein Verderben in den fleischlichen Trieben des Menschen: sie sind nämlich so unmäßig, daß die Erde die zu erzeugenden Kinder, wenn den Zeugungstrieben keine Schranken gesetzt werden, zuletzt nicht mehr fassen könnte. In einem jeden Lande ist fast alle Jahre ein großer Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen. Wohin führt nun die Behauptung, daß der sinnliche Trieb nicht beherrscht werden könne, und daß es unmöglich sei, enthaltsam zu leben? Muß man zuletzt nicht zu jenem Laster greifen, womit die Heiden sich beflecken, und die gebornen Kinder theilweise ermorden?

Es muß demnach allerdings möglich seyn, enthaltsam oder jungfräulich zu leben. Dafür zeugt auch die Erfahrung, indem es schon im Heidenthum Viele gab, welche die Enthaltsamkeit übten, und im Christenthume die Schaar derer, welche diese Lebensweise wählten, in allen Jahrhunderten sehr groß ist.

Der Mensch könnte nur dann nicht enthaltsam leben, wenn er seinen sinnlichen Begierden nicht zu widerstehen vermöchte. Dieses aber ist ketzerische Lehre. Mit der Gnade Gottes kann man allerdings seine Begierden bändigen. Daher lesen wir schon Gen. 4, 7.: Die Begierde soll unter dir seyn, und du sollst über sie herrschen. Cf. B. VI. S. 581 u. folgd.

Wäre es nicht möglich, keusch zu leben, so könnte die Kirche dem jungfräulichen Stande vor dem ehelichen den Vorzug nicht geben, und schon der heil. Paulus hätte den erstern mit Unrecht als besser dargestellt. Er hätte auch vergeblich den Rath gegeben, jungfräulich zu leben und den Wunsch dazu geäußert; denn es ist unvernünftig, das zu wünschen oder das anzurathen, was von vorneherein unmöglich ist.

Die Reformatoren selbst, die allerdings die Unmöglichkeit des jungfräulichen Lebens ausgesprochen haben, kommen dadurch mit Aeußerungen, die sie bei andern Gelegenheiten gethan, in argen Widerspruch. Denn so heißt es in der Apologie zur Augsburger-

Confession: „Wir lassen der Jungfrauschaft ihren Preis und ihr Lob, und sagen auch, daß eine Gabe höher sei als die andere; denn gleichwie Weisheit zu regieren eine höhere Gabe ist, denn andere Künste, also ist die Jungfrauschaft der Keuschheit eine höhere Gabe, denn der Ehestand.... Aus der Ursach wird die Jungfrauschaft gelobt, daß man in dem Stande mehr Raum hat, Gottes Wort zu lernen und Andere zu lehren. So lobt auch Christus nicht schlechterdings diejenigen, so sich verschnitten, sondern setzt hinzu, um des Himmelreiches willen, das ist, daß sie desto leichter lernen und lehren können das Evangelium."

Bei Allem dem muß aber auch gesagt werden, daß die Enthaltsamkeit eine Gabe Gottes ist, zwar nicht in dem Sinne, daß gewisse Menschen etwa gar nicht enthaltsam leben können, sondern so, daß der Christ ohne besondere Gnade nicht wahrhaft jungfräulich sich erhalten kann. Der besonderen Gnade bedarf es demnach allerdings, und deßwegen wird die Enthaltsamkeit eine Gabe Gottes genannt. Es ist aber gemeinsame Lehre der heiligen Väter, daß Alle ehelos bleiben können, wenn sie wollen, d. h. wenn sie Gott um die Gabe der Enthaltsamkeit bitten, mit heldenmüthiger Ausdauer darnach streben und mit der von Gott verliehenen Gnade mitwirken. Dabei hat man die Bemerkung gemacht, daß ein Volk um so näher seinem Untergange ist, je weniger es Sinn für Jungfräulichkeit hat, und je mehr die fleischlichen Sünden bei ihm überhand nehmen; daß dagegen die Völker um so kräftiger und blühender sind, je mehr bei ihnen auf keusche Zucht und Schamhaftigkeit gehalten wird. So schreibt Salvian von den Römern, als sie am Rande ihres Untergangs angekommen waren: „Nirgends war frechere Wollust, nirgends schändlicheres Leben und ungebundenere Ausgelassenheit.... Nicht bloß böses Beispiel wurde gegeben, sondern auch Zwang zum Bösen angewendet; denn wider ihren Willen mußten Mägde der Wollust ihrer Herren dienen... Sogar jetzt, wo Viele aus ihrem Vaterlande vertrieben sind, und statt ihres ehemaligen Wohlstandes in Dürftigkeit leben, sind sie beinahe noch ärger, als sie ehemals waren.... Die Barbaren sind ehrbar; wir aber sind in ihrer Mitte unverschämt, so daß sie sich über unsere Fleischeslaster entrüsten. Die Gothen dulden keinen unzüchtigen Gothen unter sich; Römern aber lassen sie freie Unzucht zu,

weil sie schon mit dem römischen Namen ein schändliches Leben verbinden."

Ein großer Geistesmann, der fromme Bischof Wittmann, sagte bezüglich der Gabe der Keuschheit: Jeder einzelne Christ muß nicht auf die große oder kleine Anzahl derjenigen sehen, die er um sich her lebenslängliche Keuschheit halten sieht, sondern er muß auf sein Inneres merken. Wer diese Gabe hat, wird es wissen, wie der Gläubige aus der Gabe des Glaubens weiß, daß Christus lebt und regiert, obwohl dieses der Welt zu allen Zeiten Thorheit ist. Indessen hat uns Christus ein Merkmal derselben angegeben, nämlich das Himmelreich. Matth. 19, 12. Sieh demnach, christlicher Jüngling, ob du gerne in der Tiefe deines Herzens durch die geglaubte und gekannte Macht des getödteten Lammes in der Welt wirken möchtest, wenn du auch keine Belohnung von der Welt dafür erhieltest, ja wohl auch Widerwärtigkeiten und Spott dafür haben solltest. Diese Gemüthsstimmung ist das Reich Gottes im menschlichen Herzen, wovon Christus sagt, daß man gerne Alles dafür hingibt, und das uns einstweilen ein Zeugniß und kleiner Anfang des kommenden, ewigen Reiches Gottes ist. Jüngling, wenn in deinem Busen der Trieb ist, stets zu arbeiten, ohne daß du recht weißt, warum; wenn dich jede verlorne Stunde, jeder unnütz verlängerte Schlaf quält; wenn du nichts schön findest, als Gutes zu thun; wenn dich alles Geliebtwerden und Nichtgeliebtwerden nur immer mehr Gutes zu thun reizt; wenn dir dein Inneres sagt, daß die Wollüstigen unnütze Leute sind, und wenn dich dein guter Engel für jedes mindeste, fleischliche Vergehen unaussprechlich quält; so bist du nicht für die Trübsale des Fleisches bestimmt, sondern für einen höhern Beruf, der dich himmlischen Geschöpfen ähnlich macht. Mädchen, wenn sich dein Herz nach keinem irdischen Bräutigam sehnt, und du in Vergessenheit vor der Welt dein ganzes Leben dem Gebete und der Arbeit widmen wolltest: so ist Christus der Bräutigam deiner Seele, so ist's er, der in dir lebt, und dich über die gewöhnlichen Menschensorgen hinaushebt und zu einer Bürgerin des Himmels auf Erden macht.

19. Von der Thorheit derjenigen, die den großen Schatz ihrer Jungfräulichkeit um jede Kleinigkeit hingeben.

Es gibt leider viele verblendete Jünglinge und Mädchen, welche den großen Schatz ihrer Jungfräulichkeit schon in zarten Jahren vergeuden, ja ihn oft Jedermann anbieten, der nur immer sich mit ihnen abgeben mag. So weit geht die Blindheit Mancher unter ihnen, daß sie sich freuen, wenn sie Gelegenheit gefunden haben, dieses kostbare Gut zu verlieren, da doch dieses himmlische Kleinod, ist es einmal dahin, in alle Ewigkeit nicht mehr ersetzt werden kann. Unglückliche Seelen, wie seid ihr nicht zu bedauern, die ihr oft durch schmeichelhafte, liebkosende Worte oder durch falsche Versprechungen eines Raubvogels euch betrügen lasset, der, nachdem er euch den edelsten Schatz gestohlen, seines Weges geht, und euch vor Gott und der Welt in der Schande sitzen läßt. Was würde man von einem Menschen halten, der eine große Summe Geldes leichtsinnig in den Abgrund des Meeres versenkt? Würde ihn nicht alle Welt für einen Rasenden ausgeben? Welchen Namen verdienen nun die, welche dadurch, daß sie ihre Jungfrauschaft preisgeben, in einem Augenblick einen Schatz hinwegwerfen, der an Kostbarkeit alle irdischen Reichthümer übertrifft, und den unversehrt zu bewahren, so viele Heilige oft bis zum Tode Widerstand geleistet haben?

20. Von dem Unglück derer, die ihre Jungfräulichkeit verloren haben.

Um einer Gefallenen den Verlust zu zeigen, welchen sie erlitten hat, muß man ihr zu Gemüthe führen, was sie vor dem Falle gewesen. Bedauerungswürdige, du warst vor deinem Falle der Seele nach in einem Zustande, mit dessen Schönheit nichts von Allem, was die Erde nur immer Prächtiges hat, verglichen werden kann. Du warst ein Liebling Gottes, im Besitze seiner zärtlichsten Freundschaft; bestimmt zu einer besondern Seligkeit im Himmel. Du warst eine Braut Jesu Christi, dem du auf eine besondere Art zugehörtest, sowie auch er auf eine besondere Art dir angehören wollte, daß du mit der Braut im hohen Liede sagen konntest: **Mein** Geliebter ist mein, und ich bin sein. Hohel. 2, 16.

In diesem seligen Stande warst du der Augapfel des Allerhöchsten, die Freude der Engel, die Ehre deines Geschlechtes, das größte Kleinod auf Erden, die edelste Zierde der Kirche Gottes. Dieß warst du, und jetzt? Ach, in dem Augenblick, wo du den Schatz deiner Jungfrauschaft um eine schändliche Lust, wie Esau das Recht seiner Erstgeburt um ein Linsenmus, verkauftest, wendete sich Gott von dir ab; du wurdest seiner Liebe verlustig und mit seinem Haß beladen. Dahin war das Recht zum Himmel, die Ruhe des Gewissens, der freie Aufblick zum Vater im Himmel; verloren waren die herrlichen Vorzüge der göttlichen Huld, die Ehre deiner Tugend und die Verdienste derselben. Gott ist von dir gewichen, und wer hat nun seine Stelle in dir eingenommen? Die Sünde, und durch sie der Satan, der geschworne Feind aller Menschen, der Mörder vom Anfange. Er triumphirt nun über dich, und macht sich groß, dich in's Unglück gestürzt zu haben. Die Worte des Propheten lassen sich mit Recht auf eine Gefallene anwenden, wenn er voll Betrübniß über das Unglück Jerusalems klagt: Hinweg ist von der Tochter Sions all ihr Schmuck; Alle, die sie ehrten, verachten sie; denn sie sehen ihre Schmach; sie bedachte nicht ihr Ende, sie ist tief gestürzt und hat keinen Tröster. Mit wem soll ich dich vergleichen? Oder wen soll ich dir gleich halten, Tochter Jerusalems? Wen soll ich dir ähnlich nennen, um dich zu trösten? Denn groß wie das Meer ist dein Elend. Wer kann dich heilen? Klagel. Kap. 1 u. 2. — Aber eben deßwegen soll eine solch Unglückliche auch thun, was derselbe Prophet verlangt, wenn er sagt: Laß wie einen Strom deine Thränen fließen Tag und Nacht, und gönne dir keine Ruhe; steh auf, ruf des Nachts, beim Anfange der Nachtwachen; gieße wie Wasser dein Herz aus vor dem Herrn, und erhebe zu ihm deine Hände. Ebend. Ja eine solch Gefallene hat Ursache zu weinen und zu trauern alle Tage ihres Lebens, weil sie so unsinnig handeln, und um eine schnöde Freude die kostbare Perle ihrer jungfräulichen Reinigkeit hingeben konnte.

21. Irrthümer bezüglich der Jungfräulichkeit.

In den ersten Zeiten des Christenthums eiferten Einige mit überspanntem Eifer für die Enthaltsamkeit; sie verwickelten sich aber meistens auch noch in andere Irrthümer und stehen somit

außer der Kirche. So waren die Ophiten, eine gnostische Sekte, grundsätzlich gegen die Ehe; ebenso die Adamiten. Deßgleichen rühmte Marcion den jungfräulichen Stand bis zur Verwerfung der Ehe. Die Manichäer verwerfen ebenfalls die Ehe. Die Anhänger des Ketzers Valesius verstümmelten sich selbst unter Berufung auf Matth. 19, 13., was auch Origenes, sonst ein Gegner dieser Sekte, im falsch verstandenen Eifer gethan hat. — Die Katharer und Manichäischen Sekten im Mittelalter eiferten ebenfalls in übertriebener Weise und mit Verwerfung der Ehe für die Enthaltsamkeit.

In das Gegentheil verfielen die Reformatoren, welche bekanntlich die Virginität gänzlich verwarfen.

22. Vom Cölibat insbesonders.

I. Begriff.

Unter Cölibat versteht man das ehelose Leben der Geistlichen, wozu ein Jeder verpflichtet ist, der in den höhern Weihen stehet.

II. Spuren von dem Cölibat der Priester finden sich bei allen Völkern.

Um das bereits Gesagte nicht wiederholen zu müssen, weisen wir auf den Absatz zurück: „Bei allen Völkern erscheint der jungfräuliche Stand geehrt und geachtet.“ S. 455.

III. Die heilige Schrift ist für den Cölibat der Priester.

Wir haben oben S. 449 dargethan, daß die heilige Schrift dem jungfräulichen Stande vor dem verheiratheten den Vorzug gebe. Eben dadurch haben wir bewiesen, daß die heilige Schrift für den priesterlichen Cölibat ist; denn für wen sollte sich das jungfräuliche Leben mehr schicken, als für die Priester?

IV. Wie sehr die heiligen Väter für den Cölibat der Priester eifern.

Origenes sagt in seiner 23. hom. zum Buche Numeri: Es ist gewiß, daß das immerwährende Opfer von jenen verhindert wird, die den ehelichen Verhältnissen obliegen; daher bin ich der Meinung, daß bloß jener allein das Opfer darbringen soll, der eine immerwährende und ewige Keuschheit gelobt hat.

Papst Siricius schreibt im Jahre 385 an den spanischen

Bischof Himmerius: Wir Priester sind durch ein unauflösliches Gesetz verpflichtet, vom Tage unserer Weihe der Nüchternheit und Keuschheit unsere Herzen und Leiber zu widmen, damit wir Gott bei unsern täglichen Opfern gefallen.

Epiphanius sagt: Wenn der Apostel Paulus dem Volke anräth, zur Zeit des Gebetes des ehelichen Umganges sich zu enthalten; um wie viel mehr muß dieses nicht vom Priester geschehen, der immer mit geistlichen Angelegenheiten beschäftiget ist, und immer im Dienste des Altars sich befindet. Haer. 59.

Der heil. Hieronymus schreibt: Wenn ein jeder gläubige Laie nicht beten kann, außer er enthält sich des ehelichen Umganges; so muß der Priester, der immer für das Volk opfern und immer beten soll, auch immer der Ehe sich enthalten. Contr. Jovin.

Cyrillus von Jerusalem: Wer bei Jesus das Priesterthum recht verwalten will, enthält sich vom Weibe. Catech. 12.

Papst Leo: Das Gesetz der Enthaltsamkeit ist gleich für die Diener des Altares, für die Bischöfe und für die Priester. So lange sie Laien und Vorleser waren, konnten sie erlaubter Weise Gemahlinen nehmen und Kinder erzeugen; aber nachdem sie genannten Grad erlangten, begaben sie sich hierin ihrer Freiheit. — In einem Schreiben an Anastasius, Bischof von Thessalonika, sagt Leo, daß es auch den Subdiakonen nicht erlaubt ist, ein eheliches Verhältniß einzugehen.

Der heil. Ambrosius sagt: Ihr, die ihr mit unbeflecktem Körper, mit unversehrter Keuschheit, ferne sogar vom ehelichen Umgange die Gnade der heiligen Weihe empfangen habt, ihr sehet ein, daß das Amt, wenn es tadellos und unbefleckt verwaltet werden soll, auch nicht durch ehelichen Umgang befleckt werden dürfe. Lib. de offic.

Der heil. Chrysostomus schreibt: Wenn Jemand ein Weib nimmt, so sorgt er für das, was die Welt angeht; dem Bischofe aber kömmt es nicht zu, sich mit den Sorgen dieser Welt zu befassen. Wie sagt nun aber der Apostel: Eines Weibes Mann? Einige verstehen darunter denjenigen, der nach dem Tode seiner Frau als Bischof eingesetzt wird. Derjenige übrigens, der eine Frau hat, muß sich so verhalten, als habe er sie nicht. Hom. 10. ep. ad Timoth.

V. Die katholische Kirche hat von jeher mit Strenge auf Beobachtung des Cölibats von Seite ihrer in höhern Weihen stehenden Diener gedrungen.

Schon die apostolischen Kanonen verordnen: Wir befehlen, daß von den Klerikern, die heirathen wollen, nur die Vorleser und Sänger heirathen dürfen. Can. 19. al. 26.

Die Synode von Elvira vom Jahre 305 oder 306 can. 30., und jene von Ancyra im Jahre 314 can. 10. verpflichten die Bischöfe und Priester, wenn sie vor ihrer Ordination bereits verheirathet waren, sich des ehelichen Umganges mit ihren Frauen zu enthalten.

Die Synode von Neocäsarea im Jahre 314 beschließt can. 1. die Absetzung derjenigen, die als Priester heirathen würden.

Von der Verordnung des allgemeinen Conciliums von Nicäa werden wir unten reden.

Das zweite Concilium von Carthago vom Jahre 390 erklärt in seinem zweiten Kanon ausdrücklich, daß die Enthaltsamkeit der Bischöfe, Priester und Diakonen von Frauen apostolische Einrichtung sei.

Das Concilium von Orange vom Jahre 441 sagt, und zwar can. 22.: Beweibte Diakonen sollen nicht mehr ordinirt werden, es sei denn, daß sie das Gelübde der Enthaltsamkeit vorher abgelegt hätten. Und can. 23.: Wer nach seiner Ordination mit seiner Frau unenthaltsam gelebt hat, soll abgesetzt werden.

Das zweite Concilium von Arles verordnet can. 2.: Kein Verheiratheter darf Priester werden, wenn er nicht zuvor Keuschheit gelobt hat. — Can. 3.: Wenn ein Geistlicher vom Diakonat an außer der Großmutter, Mutter, Tochter, Nichte und der Frau, welche Keuschheit gelobt hat, eine Frauensperson bei sich hat, so soll er exkommunicirt werden.

Das erste Concilium von Tours verordnet, daß ein Priester oder Levit, der sich des ehelichen Lebens nicht enthält, zu einem höhern Grade nicht vorrücken, auch das heilige Opfer nicht darbringen und die Heilsmittel dem Volke nicht ausspenden dürfe.

Das Concilium von Vannes im Jahre 465 sagt can. 11., daß die Priester, Diakonen und Subdiakonen, die nicht heirathen dürfen, auch den Hochzeiten Anderer nicht beiwohnen sollen.

Für den Cölibat eifern ferners das zweite Concilium von Tours im Jahre 567 can. 12.; das dritte, achte und neunte Concilium von Toledo; die Concilien von Verberin im Jahre 752; von Metz im Jahre 753; von Verneuil 755.

Das Concilium zu Augsburg im Jahre 952 bestimmt can. 11., daß die Bischöfe, Priester, Diakonen und Subdiakonen, wie in vielen Concilien festgesetzt worden ist, sich enthalten sollen, Weiber zu nehmen. — Dieselbe Verordnung wird auf dem im Jahre 994 zu Ansa in der Diözese Lyon gehaltenen Concilium wiederholt, und den widerspenstigen Priestern wird mit Absetzung gedroht.

Endlich Papst Gregor VII. eiferte mit allem Nachdruck für Aufrechthaltung des Priester-Cölibats. Er berief 1074 ein Concilium nach Rom, auf welchem beschlossen wurde, daß die Priester gemäß der alten Kanones keine Weiber haben dürfen; hätten sie aber dergleichen, so sollten sie entweder sich von denselben trennen oder ihre Aemter verlieren; auch sollte Niemand künftig mehr zum geistlichen Stande zugelassen werden, der nicht eine immerwährende Keuschheit versprochen hätte. Nun wurden auf mehrern Provincial-Concilien dem Klerus diese Verordnungen des Oberhaupts vorgelegt und zu halten eingeschärft; so noch im nämlichen Jahre auf einem Concilium zu Erfurt unter dem Erzbischof Siegfried von Mainz, und im Jahre 1075 auf einer Synode zu Mainz selbst; deßgleichen auf einem Concilium zu Passau unter Bischof Altmann. — Im Jahre 1075 hielt Papst Gregor ein neues Concilium zu Rom, und verordnete, daß kein katholischer Christ der Messe eines verheiratheten Priesters beiwohnen dürfe. — Im Jahre 1078 hielt Gregor zu Rom abermals eine Synode, und wiederholte die schon früher erlassenen Beschlüsse in dieser Angelegenheit.

In Frankreich wurde auf den Synoden zu Ansa im Jahre 1075, zu Dijon im Jahre 1076, zu Autun im Jahre 1077, zu Poitiers im Jahre 1078, zu Toulous im Jahre 1079, zu Bordeaux im Jahre 1080 und zu Meaux im Jahre 1081 auf Wiederherstellung des Cölibats gedrungen. Auf dem Concilium zu Poitiers sprach man sogar die Exkommunikation gegen jenen Katholiken aus, der wissentlich der heiligen Messe eines beweibten Priesters beiwohnen würde.

In Spanien eiferte die Synode von Burgos im Jahre 1080 für den Priester-Cölibat.

Die spätern Concilien ließen sich diese Angelegenheit nicht minder am Herzen gelegen seyn, und endlich das Concilium von Trient hat in seiner dreiundzwanzigsten Sitzung festgesetzt, daß nur solche Personen zum Empfange der heiligen Weihen zugelassen werden sollen, welche die Hoffnung gewähren, daß sie unter Gottes Beistand enthaltsam leben. — In Sess. XXIV. can. IX. aber verordnet die heilige Synode: Wenn Jemand behauptet, daß die mit der heiligen Weihe versehenen Priester oder solche Regularen, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, eine Ehe eingehen dürften, die eingegangene Ehe aber trotz des Kirchengesetzes und des Gelübdes zu Recht bestände, und das Gegentheil laufe auf nichts Anders hinaus, als auf eine Verachtung der Ehe; und daß Alle in den Ehestand treten dürften, welche fühlen, daß ihnen die Gabe der Keuschheit, welcher sie sich gewidmet, nicht verliehen worden, — der soll mit dem Anathem belegt seyn, da Gott denen, die recht darum bitten, dieselbe nicht versagen wird, er auch nicht zugibt, daß wir über unser Vermögen versucht werden. — Von nun an ist auch der Ordo, d. h. der Empfang einer höhern Weihe, ein absolutes Hinderniß, eine Ehe schließen zu können.

VI. Der Cölibat wurde in der katholischen Kirche von den in höhern Weihen Stehenden immer gehalten.

Der Cölibat beginnt schon mit den Aposteln; denn es ist bekannt, daß unter ihnen nur Petrus verheirathet war. Wenn von Töchtern des Philippus die Rede ist, so muß man darunter die des Diakons Philippus, nicht aber die des Apostels verstehen. Gesetzt aber, einige Apostel wären auch verheirathet gewesen, was jedoch mit Ausnahme des Petrus unrichtig ist, so ist doch über allen Zweifel erhaben, daß sie nach ihrem Berufe zum Apostolate sich von ihren Frauen getrennt und also den Cölibat gehalten haben; denn wie hätte sonst Petrus sagen können: Wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt? Und wie hätte Christus darauf erwidern können: Wer immer sein Haus, seine Brüder oder Schwestern, Vater oder Mutter, Weib oder Kinder oder Aecker um meines Namens Willen verläßt, wird Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen. Matth. 19, 29.

Schon der Ketzer Jovinian beruft sich zwar, um den kirchlichen Cölibat anzufechten, auf die Worte des Apostels: Haben wir nicht auch das Recht, ein Weib, die Schwester ist, mit umher zu führen, wie die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn und Kephas? 1. Corinth. 9, 5. Allein schon der heil. Hieronymus bemerkt dagegen, daß diese Frauen, welche in der Begleitung der Apostel erscheinen, ihnen nicht vermählt waren, sondern als Schwestern sie begleiteten, um für ihre zeitlichen Bedürfnisse zu sorgen. Diese Frauen werden später Mithereingebrachte (συνείσακτοι, subintroductae) d. h. in das Haus genannt, und sind unsern heutigen Haushälterinen der Stellung nach ähnlich. Als sie aber in Folge der Zeit zum Aergerniß Gelegenheit gaben, so ward es den Geistlichen verboten, solche bei sich zu haben; namentlich gab dieses Verbot das allgemeine Concilium von Nicäa im Jahre 325, und erlaubte den Bischöfen, Priestern und Diakonen nur das Zusammenleben mit den nächsten Anverwandten weiblichen Geschlechtes: sogar die weltliche Gesetzgebung nahm dieses Verbot auf; so verordnete Kaiser Theodosius, daß kein Geistlicher mit dergleichen Frauen, die er mulieres extraneae, d. h. Fremde nannte, Gesellschaft haben soll. Es ist überhaupts sowohl in der morgenländischen als abendländischen Kirche von den frühesten Zeiten an allgemeine Disciplin gewesen, daß weder ein Bischof, noch Priester, nachdem er die heiligen Weihen empfangen hatte, sich mehr verheirathen konnte, was zum Schlusse berechtiget, daß die Uebung des Cölibats von den Priestern auf apostolische Institution selbst sich gründet.

Es kam zwar vor, daß in den erstern Jahrhunderten der Kirche auch Verheirathete zu den heiligen Weihen zugelassen wurden; allein dieß rechtfertigt sich aus den Zeitverhältnissen. Der heil. Hieronymus gibt die Gründe hiezu näher an, wenn er sagt: Es werden zwar Ehemänner zu Priestern gewählt, dieß leugne ich nicht; es gibt nämlich nicht so viele Ehelose, als Priester nöthig sind. Werden nicht zu einem Heere, obgleich lauter tapfere Leute dazu erwählt werden sollen, auch schwächere genommen, da nicht alle stark seyn können? Lib. I. contr. Jovin. Aus Epiphanius und andern alten Zeugen wissen wir auch, daß Solche, wenn sie zu den höhern Weihen befördert wurden, gewöhnlich von ihren Frauen sich trennten,

oder doch nur schwesterlich mit ihnen zusammenlebten. Wenn dieses erhabene Verhältniß nicht überall erreicht wurde, und Ausnahmsfälle vorkommen, so fallen sie eben auf Rechnung der menschlichen Schwachheit; die Kirche aber wünschte diese Enthaltsamkeit, und wo die Disciplin strenge gehandhabt wurde, fand sie nach dem Zeugnisse des Epiphanius statt. Dabei kömmt auch dieses in Betracht, daß nur jene aus den Verheiratheten zu den höhern Weihen zugelassen wurden, die nur einmal verheirathet waren; die Bigami, d. h. Solche, welche successiv mehre Ehen eingegangen hatten, waren davon ausgeschlossen. Daraus erklärt sich der Ausspruch des Apostels: „Der Bischof sei Eines Weibes Mann."

Aus Allem erhellet demnach mit voller Gewißheit, daß man sich in der Kirche immer von Seite der Priester des Cölibats befließ; daß, wenn Verheirathete ordinirt wurden, diese von ihren Frauen sich trennten oder doch enthaltsam lebten, und daß in höhern Weihen Stehenden nie mehr zu heirathen erlaubt wurde. Dafür zeugt auch der Vorfall mit dem Bischof Paphnutius auf der Synode zu Nicäa, den die Gegner so oft, aber vergeblich zu ihren Gunsten ausbeuten. Das Concilium war nämlich daran, es zum allgemeinen Gesetze zu erheben, daß diejenigen, welche als Verheirathete zu den höhern Weihen zugelassen würden, von nun an mit ihren Frauen keinen ehelichen Umgang mehr pflegen sollen. Dagegen erhob sich der durch seine Keuschheit berühmte, ägyptische Bischof Paphnutius, und sagte, man solle diesen Leuten kein zu hartes Joch auflegen; es genüge, wenn diejenigen, welche ledig in den geistlichen Stand treten, nach der alten Lehre der Kirche fortan im Cölibat blieben, keineswegs aber solle man die, welche schon vor ihrer Ordination verheirathet waren, zwingen, sich des Umgangs mit ihren Gattinen zu enthalten, sondern es ihrer Wahl überlassen. Darauf gingen die versammelten Väter auch ein. Es war demnach auf der Synode zu Nicäa etwas Ausgemachtes, daß jene, welche bereits in höhern Weihen stunden, nicht mehr heirathen durften; nur denen, welche vor ihrer Ordination schon verheirathet waren, gab sie den ehelichen Umgang mit ihren Frauen frei.

In der folgenden Zeit, wo die Gründe, warum man auch Verheirathete zum geistlichen Stande zuließ, immer mehr hinwegfielen, bildete sich auch die ursprünglich in der Kirche vorhandene

Idee, nur einen jungfräulichen Klerus zu haben, immer mehr aus, und Fälle des Mißbrauches und Sittenverderbnisses ausgenommen, erkannte der Klerus den Cölibat auch als seine Pflicht und verharrte in demselben. Freilich, als eine immer mehr sich entwickelnde Verwilderung im römischen Reiche einriß, und die Rohheit und mit derselben auch Unwissenheit immer mehr der christlichen Länder sich bemächtigte, war allerdings ein großer Theil des Klerus nicht mehr geistig genug, um das Ideal eines Geistlichen an sich darzustellen. Erst als gegen Ende des eilften Jahrhunderts die Wissenschaften sich wieder hoben, und die sittliche Verwilderung allmählig gebrochen wurde, stellte sich auch die Fähigkeit wieder heraus, die priesterliche Virginität zu würdigen und zugleich auch an sich zu verwirklichen. Dieß waren eben die Zeiten des Papstes Gregor VII. Daraus läßt sich abnehmen, wie es sich mit der Vorgabe verhalte, dieser Papst habe den Cölibat eingeführt; er hat ihn nur wieder hergestellt. Dahin erklären sich auch Zeitgenossen. So schreibt unter andern Lambert von Aschaffenburg: Papst Hildebrand hatte auf vielen mit den Bischöfen Italiens veranstalteten Synoden festgesetzt, daß die Priester nach der Bestimmung der alten Kanones keine Ehefrauen haben, oder wenn sie Weiber hätten, dieselben von sich lassen sollten, widrigen Falles sie abgesetzt würden; auch sollte Niemand zum Priesterstande zugelassen werden, welcher nicht beständige Ehelosigkeit und Enthaltsamkeit geloben würde.

VII. Vernunftgründe für den Cölibat der Priester.

Der Priester hat in seiner Gemeinde eine erhabene Stellung; er ist im geistigen Sinne der Vater, der Gatte, Bräutigam, Bruder u. s. w. seiner Gemeindemitglieder. Das Verhältniß der Bruderschaft zu allen Menschen kommt in keinem andern Berufe so deutlich und wirksam zum Vorscheine. Die Schönheit der patriarchalischen Haltung und Leitung eines gegliederten Ganzen läßt sich nirgends so treffend zeigen, als in dem Verbande des Seelsorgers mit seiner Gemeinde. Die ganze Gemeinde ist seine geistliche Familie; er ist der Hirt, sie ist die Heerde. Er lebt, wenn er ein wahrer Seelsorger ist, ganz für seine Gemeinde. Er ist einem Jeden das, was ihm fehlt. Er ist der Vater der Waisen, der Mann der Wittwen, der Sohn der kinderlosen Alten, der

Bruder einsamer Schwestern, der Vormund der unbewachten Jugend. Um diese erhabene Stellung ausfüllen zu können, darf der Priester nicht beweibt seyn; er darf keine fleischlichen Bande schließen, sonst haben die geistigen für ihn keine wahre Bedeutung mehr.

Daß Frau und Kinder dem Priester häufig ein Hinderniß sind, den Pflichten seines erhabenen Standes zu genügen, spricht schon der heil. Paulus aus, wenn er sagt: Wer kein Weib hat, sorgt, wie er dem Herrn gefalle; wer aber ein Weib hat, sorgt für das, was die Welt angeht, wie er dem Weibe gefalle. Im beßten Falle ist ein beweibter Seelsorger wenigstens getheilt, und sehr leicht kann es geschehen, daß die Sorge für seine Hausgenossen ihn auf jene für seine Heerde vergessen läßt. Wie die weltlichen Bekümmernisse und Freuden, welche aus dem Familienleben hervorgehen, die Willensrichtung auf geistliches Wirken lähmen; wie die irdischen Sorgen um Frau und Kind die Selbstaufopferung am Krankenbette hindern, den Muth in Zeiten der Verfolgung niederschlagen, die Freigebigkeit gegen die Armuth vereiteln und viele Stunden rauben, welche dem Gebete, der Sammlung, der Vorbereitung auf die Pflichten des Berufes und der Beschäftigung mit den Wissenschaften gewidmet seyn sollen: dieses ist längst anerkannt und zugegeben. In dieser Beziehung sagt schon Kaiser Justinian: Die Wahl zum Bischofe treffe nur einen Solchen, der das Geld verachtet, und sein ganzes Leben Gott weihet; der keine Kinder und keine Enkel hat. Denn es ist fast unmöglich, daß der, welcher mit den Sorgen des täglichen Lebens beschäftiget ist, die Kinder ihren Eltern gar sehr verursachen, all sein Trachten und Denken auf den Gottesdienst und die kirchlichen Angelegenheiten verwende. Der Bischof darf durchaus nicht durch Liebe zu den fleischlichen Kindern verhindert werden, aller Gläubigen geistlicher Vater zu seyn. Auch vorurtheilsfreie Protestanten äußern sich auf ähnliche Weise. So sagt Doktor King, ein Mitglied der englischen Hochkirche: Es war kein geringes Unglück für die Sache des Christenthums in England, daß man, als uns die Reformation vom Papstthume losriß, unserm Klerus die Erlaubniß gab, zu heirathen; seit diesem Augenblicke sind unsere Geistlichen nur mit ihren Weibern und Kindern beschäftiget. — Es wäre gewissermassen auch ganz unnatürlich, wenn Frau und Kind dem Geistlichen nicht

näher ständen, als seine Gemeinde, und sich nicht hineindrängten zwischen ihn und diese. Wollte der Pfarrer im Gefühle der Pflicht, sich ausschließlich seiner Gemeinde zu widmen, die Familie der Gemeinde hintansetzen, so würde Solches nicht ohne Verletzung der Pflichten, welche Gott und die Natur gegen die Seinigen ihm auferlegen, geschehen können.

Nahrungssorgen und Noth der Familie sind im Allgemeinen die schlimmsten Klippen, an denen die Berufsfreudigkeit eines Seelsorgers, welcher Gatte und Vater ist, scheitert. Die katholischen Pfarrstellen sind größtentheils nur so dotirt, daß dem Geistlichen nach Bestreitung des mäßigen Aufwandes für seinen Haushalt nur Weniges für Unterstützung der Armen übrig bleibt. Welch ein Elend in den meisten Fällen, wenn der ohnehin nicht am beßten gestellte Pfarrer auch noch Frau und Kinder zu ernähren hätte! Wir sehen, wie kümmerlich in den meisten Fällen die protestantischen Geistlichen leben müssen, und wie sie oft zu den ihrem Stande unwürdigsten Nebengeschäften greifen, um sich Einiges zu verdienen, während ihre Frauen und Kinder, um die Ausgabe auf Dienstboten zu ersparen, nicht selten die gröbsten Landarbeiten verrichten.

Neben den Sorgen für den Unterhalt seiner Familie wird der verheirathete Seelsorger nicht selten durch eheliche Mißverhältnisse von der Erfüllung seines Berufes abgezogen, und es wird ihm die zur Erfüllung desselben nöthige Herzensfreudigkeit geraubt. Wenn man erwägt, wie viele unglückliche Ehen dem Publikum bekannt werden; wenn man erwägt, wie wenig die bei Eingehung einer Ehe jetzt vorzüglich obwaltenden Rücksichten auf Schönheit, Vermögen, angenehme Unterhaltung u. s. w. auf die Dauer die Innigkeit eines herzlichen Einverständnisses zu verbürgen vermögen: — so ist die Besorgniß wohl nicht ungegründet, daß recht viele Geistliche durch ihr eheliches Hauskreuz in ihrem Wirken als Seelsorger und Hirten ihrer Gemeinde sehr gehindert würden. Aber auch in sonst gut gerathenen Ehen kommen eine Menge Zwistigkeiten, Verstimmungen und Gereiztheiten vor, welche das Gemüth verdüstern und die Wirksamkeit zum Beßten seiner Gemeinde bei einem Geistlichen nothwendig hemmen und zersplittern. Die Kinder selbst führen oft noch bedenklichere Conflikte herbei. Ferners hat die natürliche Liebe zu der Gattin und den Kindern ein ungemein

verweltlichendes Element in sich. Man wird dadurch mächtig in die Welt hineingezogen, und gezwungen, an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen. Und doch ziemte es den Geistlichen, ein mehr zurückgezogenes Leben zu führen. Was soll ich dann noch sagen, wie sehr der Seelsorger durch die Krankheiten seiner Familienmitglieder und andere Unglücksfälle in seinem Hause, die um so häufiger zu seyn pflegen, je zahlreicher die Familie ist, in seinem Berufe gehemmt wird. Und wie vermag der verheirathete Geistliche in Zeiten ansteckender Krankheiten, wo seiner eine Menge Trostbedürftiger begehren, mit frohem Muthe seinem Berufe obliegen? Der Familie, wenn auch nicht dem Seelsorger selbst, erscheint solch geistliche, Fremden gespendete Hilfe als eine Art von Ungerechtigkeit, ja Grausamkeit gegen seine eigenen Angehörigen wegen der offenbaren Gefahr der Ansteckung, welche er mit sich in sein Haus bringt, und wegen der Befürchtung, selber der Krankheit zu erliegen, wovon Verlassenheit und Elend für die Seinigen die nach menschlicher Voraussicht unvermeidliche Folge ist.

Ein beweibter Klerus würde nicht nur die Ausgaben des Staates und der Gemeinden aus mancherlei Gründen vermehren, und dagegen den Armen das Almosen mindern, sondern für die Kirchengüter selbst sehr bedenklich seyn, und dieses in doppelter Hinsicht; denn es würde einerseits nicht fehlen, daß man Manches Kirchengut seiner Familie zuwendete, andererseits würde sich im Klerus selbst eine Art Kaste bilden, die das Kirchengut als ihr Eigenthum betrachtete. Die Kirche weist diese Erscheinungen als Wirklichkeit in einer Zeit nach, wo der Klerus häufig im Konkubinat lebte. Diese Uebelstände beklagt auch Papst Benedikt VIII. in seinem Zeitalter. Große Landgüter und sonstige Besitzungen nehmen die beweibten Priester der Kirche, sagt der Papst, und wenden sie ihren Söhnen zu. Aus einem Briefe Anselms von Canterbury an Papst Urban II. vernehmen wir dieselbe Klage; deßgleichen enthalten die Briefe Innocenz III. bestätigende Belege hiefür. Mit Recht bemerkt daher ein Schriftsteller der Neuzeit: „Hätte Gregor VII. nicht der Priesterehe gewehrt, so war das Entstehen einer Priesterkaste unausbleiblich. Nicht wen der Geist befähiget, sondern wer aus dem Fleische eines Priesters hervorginge, würde als berufen zu geistlichen Würden angesehen seyn. Es würde hier ein irdisches Element,

leibliche Abstammung in die geistige Freiheit eingeschmugelt seyn, welches derselben sicherlich zum Tode verholfen hätte.

Was sollen wir erst noch von den priesterlichen Funktionen sagen, von denen einige so erhaben sind, daß sie sich mit einem beweibten Klerus nicht vertragen? Sehen wir zunächst auf den Beichtstuhl. Ein beweibter Klerus würde in diesem wichtigen Amte offenbar seinen Einfluß und das ihm nöthige Vertrauen verlieren; denn man würde mit Recht besorgen, das Beichtgeheimniß würde der Ehehälfte gegenüber, mit welcher ja der Gatte Ein Herz haben soll, nicht immer treu genug bewahrt. Wie sehr die Thätigkeit eines verheiratheten Priesters am Krankenbette gehemmt ist, haben wir schon oben erwähnt. Endlich die ehrwürdigste, heiligste Funktion des Priesters, die Darbringung des heiligen Opfers, wie sehr sträubt sich das Gefühl dabei gegen einen verheiratheten Priester. Bei dieser göttlichen Handlung steigt auf sein Wort der Sohn Gottes auf unsere Altäre nieder. Darüber staunen die Engel, die das Wunder einer solchen Liebe nicht fassen können. Wie können wir uns den Priester bei dieser erhabenen Handlung als einen beweibten denken? Wie, das mosaische Gesetz erlaubte nicht einmal den Laien von den Schaubroden zu essen, und den Priestern erlaubte es nicht, das Blut der Kälber und Böcke zu verspritzen, wenn sie nicht rein waren von fleischlichen Gelüsten. Die Synagoge hielt mit aller Strenge auf diese Gesetze, und die christliche Kirche soll weniger Eifer in Aufrechthaltung der ihrigen haben? Weniger Hochachtung für die Wahrheit, als die Synagoge für den Schatten haben? Weniger Sorge für die Heiligkeit ihres göttlichen Opfers, als jene für das Fleisch und Blut der Thiere? Schon des heiligsten Opfers wegen darf also der Cölibat nicht fallen. Und dieses auch um einer andern Hinsicht willen. Beim heiligen Opfer vertritt der Priester so recht die Stelle Jesu Christi. Wie nun Jesus um unsers Heiles willen dabei sich ganz und gar hingibt, so soll auch der Priester bei Darbringung des heiligen Opfers selbst als ein Opfer erscheinen; er soll sich gleichsam zum Wohle seiner Gemeinde opfern, und daher ihr ganz angehören. Ein verheiratheter Priester vermag diese Idee gar nicht darzustellen; denn er gehört nicht seiner Gemeinde, sondern seiner Frau und seinen Kindern an. Er ist also auch bei der Darbringung des heiligsten

Opfers nicht selbst ein Opfer, und vertritt somit nicht auf würdige Weise die Stelle Jesu Christi bei dieser heiligen Handlung. Ebenso verliert gleichsam auch das Wort Gottes im Munde eines verheiratheten Priesters; denn abgesehen davon, daß er mit Weib und Kindern zum wichtigen Geschäfte der Missionen nicht tauglich ist, wird er schon in seiner Gemeinde bei Verkündigung des Evangeliums öfter in Verlegenheit kommen. Es gibt viele Personen, denen es die Verhältnisse nicht gestatten, in eine Ehe zu treten. Diese soll nun der Seelsorger ermahnen, in ihrem ledigen Stande keusch zu bleiben. Auch andere seiner Pfarrkinder hat er zum Kampfe gegen die Sinnlichkeit zu ermuntern. Wie schwer thut sich hiebei ein verheiratheter Geistlicher! Wie wenig Eindruck werden seine Worte machen, da er dabei an die Rede erinnert werden mag, daß er Andern Lasten auflegt, die er selbst mit keinem Finger berühren mag. Daß überdieß ein verheiratheter Klerus bei seiner Gemeinde wenig Achtung besitzt, sehen wir bei der griechischen Kirche, wo bekanntlich die Weltgeistlichen in der Ehe leben. Allein das Volk hat wenig Achtung vor ihnen, und schenkt ihnen fast gar kein Vertrauen; dieses wendet es den Mönchen zu, bei denen es sich Rath erholt, und wo es auch seine Beichten ablegt. Der griechische Weltgeistliche ist überall zurückgesetzt, auch bezüglich der kirchlichen Würden; denn alle Bischöfe und Erzbischöfe werden aus den Mönchen genommen. Da sehen wir, wohin ein verheiratheter Klerus käme, und wie heilsam der Cölibat wirkt.

VIII. Widerlegung der Einwendungen gegen den Cölibat.

1) Mit Unrecht berufen sich die Papisten zur Empfehlung des Cölibatgesetzes auf das Beispiel der Apostel; denn es ist ausgemacht, daß die Apostel ihre Frauen beibehalten und mit sich herumgeführt haben. So sagt der heil. Paulus: Haben wir nicht die Vollmacht, ein Weib, eine Schwester mit herumzuführen, wie auch die übrigen Apostel und die Brüder des Herrn? 1. Corinth. 15, 5. — Der Apostel meint mit diesen Worten zunächst fromme Frauenspersonen, welche nach Sitte der Juden die Arbeiter im Dienste des Herrn begleiteten und ihnen dienten, wie wir dieses von Christus selbst lesen Matth. 27, 55.;

oder allerdings ihre eigenen Gattinen, mit denen sie aber nicht mehr auf ehelichem Fuße, sondern wie mit Schwestern lebten. Daß dieses die rechte Deutung sei, erhellet sowohl aus der heiligen Schrift, wo es heißt, daß die Apostel zu Christus sagten: Sieh, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt (Matth. 19, 27.), als aus der Tradition. So schreibt unter Andern Clemens von Rom: Nicht als Gattinen, sondern als Schwestern haben die Apostel fromme Frauen mit sich geführt, welche zugleich dem weiblichen Geschlechte ihre Dienste leisteten, und durch welche die Lehre des Herrn ungefährdet und unverdächtig auch in die Wohnungen der Frauen gebracht werden konnte.

2) Mit Unrecht beruft man sich zur Aufrechthaltung des Cölibatgesetzes auf die Tradition der Kirche in der frühesten Zeit; denn als auf dem Concilium von Nicäa das neue Gesetz gegeben werden sollte, daß die Geistlichen die schon vor dem Empfange ihrer Weihen geheiratheten Frauen nicht mehr als solche behalten dürften, so erhob sich Paphnutius, ein ägyptischer, seiner Keuschheit wegen berühmter Bischof, dagegen und sagte, man solle den Priestern dieses schwere Joch nicht auflegen; es sei ja genug, daß dieselben nach alter Disciplin der Kirche nicht mehr heiratheten. Auf dieses hin ward beschlossen, daß es einem Jeden freistehe, seine Gattin als solche beizubehalten oder nicht. — Hier fügen wir zu dem oben Gesagten noch Folgendes bei: Wahrscheinlich haben die päpstlichen Gesandten beantragt, die Disciplin der römischen Kirche hinsichtlich des Cölibats allgemein zu machen. Dagegen trat nun Paphnutius auf und sagte: Jene, die bei ihrem Eintritt in die höhern Weihen bereits verheirathet waren, sollten von ihren Gattinen nicht getrennt werden; jene aber, die ehelos geistlich geworden, sollten nach alter Disciplin der Kirche nicht mehr sich verehelichen dürfen. Diesem Antrage des Paphnutius stimmten die Väter bei. Es wurde demnach hier nichts gegen das Cölibatgesetz beschlossen. Wenn übrigens das Concilium selbst auch vollkommene Keuschheit nicht vorgeschrieben hat, so geschah es doch, daß einzelne Bischöfe nach ihrer Heimkehr von der Versammlung für ihre Diözesen bestimmten, daß die Geistlichen

in den höhern Weihen ein ganz keusches Leben führen, also auch die bereits Verehelichten den ehelichen Umgang mit ihren Frauen aufgeben sollten. Solches thaten z. B. Eustathius, Patriarch von Alexandrien; Alexander, Patriarch von Antiochien und Andere.

3) Man hat viele Beispiele heiliger Bischöfe und Priester, welche als solche im Ehestande gelebt und Kinder erzeugt hatten, z. B. des Gregor von Nazianz, welcher der Sohn eines Bischofes gewesen. Daher hat auch die Synode von Ankyra von 314 erlaubt, daß jene Diakonen in ihrem Amte belassen werden sollen, welche zwar bei ihrer Weihe gesagt haben, daß sie nicht heirathen wollen, nachher aber doch geheirathet haben. Aus demselben Grunde besteht auch in der griechischen Kirche seit der Synode von Trullus die Gewohnheit, daß nur die Bischöfe ehelos bleiben müssen; die Priester und Diakonen aber ihre vor dem Empfange ihrer Weihe geheiratheten Frauen beibehalten dürfen. — Mag es immerhin in der griechischen Kirche solche Beispiele gegeben haben, so können doch in der lateinischen derlei nicht aufgefunden werden. Den heil. Gregor von Nazianz betreffend, hat man siegreich nachgewiesen, daß sein Vater zuvor, ehe er zur bischöflichen Würde gelangt, seine Kinder erzeugt habe. Die Synode von Ankyra aber hat nur jene Diakonen im Auge, die gegen ihren Willen die heilige Weihe erhalten hätten; denn es ist damals öfters vorgekommen, daß Männer, die im Rufe der Frömmigkeit und der Wissenschaften stunden, wie z. B. Epiphanius, Paulinus u. s. w. auch gegen ihren Willen zum Empfange der heiligen Weihen gezwungen wurden. Die Synode im Trullus endlich erlaubte nur, daß die Diakonen und Priester bloß die vor ihrer Ordination genommenen Frauen beibehalten dürften, was zwar eine Abweichung von der Gewohnheit der römischen Kirche ist, aber für die Gegner des Cölibatgesetzes selbst kein Zeugniß abgibt.

4) Der Apostel empfahl die Ehelosigkeit nicht absolut, d. h. für immer und allzeit, sondern nur propter instantem necessitatem, d. h. wegen der eben hereinbrechenden Verfolgung, um derentwillen es in der ersten Zeit überhaupts geschah, daß auch unter den

Laien sich viele der Ehe enthielten. Mit dem Aufhören dieser hemmenden Zustände sollte von selbst auch diese eingeführte Gewohnheit wieder hinwegfallen. — Es ist falsch, daß der Ausdruck: Propter instantem necessitatem auf die obschwebenden Verfolgungen sich beziehe; der Apostel wollte vielmehr damit die Lasten und Beschwerden des Ehestandes selbst bezeichnet wissen. Dieß gilt aber für alle Zeiten; somit gilt auch das Wort des Apostels für alle, und auch noch für unsere Zeiten. So verstehen die Väter und Concilien der unfehlbaren Kirche diese Stelle. Auch widerlegen die Thatsachen der Geschichte die irrige Ansicht der Gegner. Sie führen nämlich Beispiele dafür an, daß es in den ältesten Zeiten verehelichte Bischöfe und Priester gegeben habe; aber da waren ja Zeiten der Verfolgungen, man hätte also nach dem Ausspruche des Apostels enthaltsam leben sollen; und gerade in spätern Zeiten, in welchen nach ihrer Angabe der Ehestand hätte blühen sollen, blühte vielmehr der Cölibat.

5) Was Gott nicht verboten hat, sollen auch die Menschen nicht verbieten. Es ist daher schreiendes Unrecht, das Heirathen zu verbieten und Leute zum Cölibat zu zwingen, die oft durchaus dazu nicht geeignet sind. — Die Kirche hat unleugbar das Recht, Gesetze zu geben zum Wohle ihrer Glieder. Ein solches Gebot ist auch das Cölibatgesetz. Gott und die Natur verbieten den Menschen auch nicht, Jagd und Handel zu treiben. Die Kirche hat aber dennoch ihren Geistlichen befohlen, daß sie sich dieser Dinge enthalten. Sollte sie bezüglich der Ehe nicht dasselbe Recht haben? Sie verbietet aber das Heirathen nicht absolut; sie ehrt vielmehr die Ehe als Sakrament, und sagt nur, daß der, welcher die höhern Weihen empfangen wolle, nicht heirathen dürfe. Weil sie nun Niemanden zwingt, den geistlichen Stand zu wählen, so nöthiget sie auch Niemanden, ehelos zu bleiben. Die Geistlichen selbst legen sich durch den freiwilligen Eintritt in diesen Stand die Pflicht auf, ehelos zu bleiben. Denn einem Jeden, der diesem Stande sich widmen will, sind die unerläßlichen Bedingungen, unter denen er demselben angehören kann, von vorneherein bekannt. Wenn er die Weihen empfängt, ist er auch längst in einem Alter, wo er

sich prüfen kann, ob er für diesen Stand geeigenschaftet ist. Die Kirche aber ist in vollem Rechte, wenn sie denen, welche sich von ihr zu Priestern weihen lassen, den Cölibat auflegt. Denn überall, wo ein Individuum zur Erfüllung eines gewissen Berufes gesucht wird, muß es dem Suchenden frei stehen, die Eigenschaften zu bestimmen, welche der Gesuchte haben soll. Hiernach kann auch der Kirche das Recht nicht genommen werden, ebenfalls die Erfordernisse auszusprechen, welche sie an ihre Seelenhirten macht. Sie darf um so mehr erklären, daß sie keine andern in den höhern Kirchendienst aufnehmen könne, als solche, welche freiwillige Ehelosigkeit übernehmen, weil gerade dadurch ihre Absicht und ihr Vermögen für das Reich Gottes wirken zu können, am deutlichsten ausgesprochen ist. Sie hat aus guten Gründen in das Ideal ihrer Diener auch die Virginität aufgenommen. Die Erhabenheit dieses Ideals wegen des Schreiens einiger, weibersüchtiger Priester und ihrer Helfershelfer sich verstümmeln zu lassen und ein ihr theuer gewordenes Institut aufzugeben, kann die Kirche sich um so weniger bewogen finden, als es seit mehr als achtzehn Jahrhunderten nie an Männern gefehlt hat, die sich mit Freudigkeit lebenslänglicher Virginität gewidmet und dieselbe auch getreulich bewahrt haben, und die Gründe für den Cölibat weit die aufwägen, welche man gegen denselben vorbringt.

6) **Niemand darf versprechen, was er nicht halten kann; von dieser Art ist das Versprechen der Enthaltsamkeit. Sie ist eine Gabe Gottes, die nicht Alle haben; daher können auch nicht alle Kleriker dieses Versprechen geben.** — Allerdings können die Geistlichen nicht aus eigener Kraft dieses Gebot halten; aber sie vermögen es mit Hilfe der göttlichen Gnade. Gott gibt aber Allen, die ihn darum bitten, die nothwendige Gnade; auch wissen wir, daß Gott Niemanden über seine Kräfte versuchen läßt. Wer möchte also sagen, die Keuschheit zu halten sei unmöglich, da doch Christus und die Apostel mit That und Worten sie predigten, und die Geschichte aller Zeiten so zahllose und glänzende Beispiele davon aufstellt? Wenn man übrigens den Geistlichen das Heirathen erlauben muß, weil es nicht in unserer Macht steht, enthaltsam zu leben, so wird man aus demselben Grunde jenen Laien eine neue Heirath zuge-

stehen müssen, die wegen Krankheit oder aus andern Ursachen mit ihren Gattinen nicht ehelich leben können.

7) Daß das Cölibatgesetz nicht zweckmäßig sei, erhellt aus den vielen und großen Aergernissen und Uebeln, welche daraus entstehen. All diesen Mißständen würde durch die Ehe abgeholfen werden. — So gar groß sind die Aergernisse doch nicht, wie die Gegner des Cölibatgesetzes gewöhnlich behaupten; wenn aber auch in den verflossenen Zeiten der Uebel mehre vorgekommen sind, so liegt die Schuld nicht im Gesetze, sondern meistens in den Wirren der Zeit, und vorzüglich darin, daß Leute ohne Neigung und Beruf in den geistlichen Stand treten. Selbst Voltaire bezeugt übrigens, daß die Geistlichen im Ganzen doch stets bessere Menschen gewesen seien, als die Laien. Man bedenke ferner, daß aus dem Mißbrauche und der Mißachtung eines Gesetzes sich kein Beweis gegen dasselbe führen lasse. Die Kirche ahndet auch stets solche Mißbräuche und sucht sie zu entfernen. Wird denn nicht auch die Ehe mißbraucht? Gibt dieser Umstand ein Recht, sie selbst zu verwerfen? Mit Abschaffung des Cölibats würden aber diese Uebelstände nicht entfernt; die Ausschweifung würde sich nur andere Wege bahnen, wie man es bei solchen Völkern findet, welche den Cölibat verachten.

8) Die Priester des alten Bundes und die protestantischen Prediger verwalteten und verwalten auch als Eheleute ihr Amt gut und wohl: also könnten dieses auch die katholischen Geistlichen im Ehestande. — Diese Folgerung ist unrichtig. Im alten Bunde war das Priesterthum erblich, und schon deßwegen mußten die Träger desselben im Ehestande leben. Auch war das alt-testamentliche Priesterthum nur ein Schatten von dem Priesterthum des neuen Bundes; daher jenes auch zur geringern Reinigkeit verpflichtet. Dessenungeachtet wurde auch im alten Bunde so viel als möglich die Enthaltsamkeit von dem Priester, der eben im Dienste war, mit Genauigkeit beobachtet. Exod. 19, 24. Bezüglich der protestantischen Geistlichen gilt dasselbe. Ihr Amt und ihr Wirkungskreis steht an Würde und Bedeutung weit unter dem der katholischen Geistlichen.

9) Gott gab für Alle das Gebot der Ehe; denn er sprach: Wachset und vermehret euch und erfüllet die

Erde. Gen. 1, 28. Diese Worte enthalten kein Gebot, sondern den Segen Gottes über die Menschheit und deren Vermehrung. Denn auch bezüglich der Thiere sprach Gott: „Wachset und mehret euch!" Hier ist doch offenbar nicht der Befehl zum Heirathen gegeben, sondern nur die Verheißung auf zahlreiche Nachkommenschaft ausgesprochen. Wäre aber hier auch ein Gesetz zur Begattung gegeben, so könnte dieses doch nicht als allgemein gebietend genommen, sondern müßte nur auf die ersten Zeiten bezogen werden.

10) Der heil. Paulus sagt, daß in den letzten Zeiten Einige Teufelslehren Gehör geben, und das Heirathen verbieten werden. 1. Timoth. 4, 1. Hiemit ist das in der katholischen Kirche übliche Cölibatgesetz gemeint und verworfen. — Diese Stelle hat offenbar einen ganz andern Sinn; denn sie ist gegen jene Irrlehrer gerichtet, welche das Heirathen an und für sich verwerfen und die Ehe als böse erklären, wie die Manichäer und andere Sektirer thaten, nicht aber gegen die katholische Kirche, welche die Ehe selbst gutheißt, den Cölibat aber ihren Geistlichen vorschreibt, weil er dem Stande derselben angemessener ist als die Ehe.

11) Der heil. Paulus sagt: Um die Unzucht zu vermeiden, habe ein Jeder sein Weib; — und wiederum: Es sei besser zu heirathen, als Brunst zu leiden. 1. Corinth. 7, 2 u. 9. — In der ersten Stelle heißt der Ausdruck: „Ein Jeder habe sein Weib" — so viel als: „Ein Jeder lebe mit dem ihm schon angetrauten Weibe." Es heißt aber nicht: „Ein Jeder suche sich ein Weib." Auch setzt der Apostel noch bei: „Dieses sage ich euch aus Nachsicht, nicht als Gebot." Bezüglich der zweiten Stelle aber muß man unterscheiden zwischen Solchen, welche heirathen können und dürfen, die also durch Gebot oder Gelübde nicht gehindert sind, in den Ehestand zu treten; und Solchen, welche hierin nicht frei sind. Erstern ist als Mittel gegen die Versuchungen zur Unkeuschheit die Ehe angerathen; aber wieder nicht geboten. Die hingegen, welchen aus höhern Rücksichten zu heirathen verboten ist, kann der Apostel um so weniger gemeint haben, als es auch noch andere Mittel gibt, der bösen Begierlichkeit zu begegnen, nämlich Gebet, Fasten, Abtödtung u. s. w. Die aber, welche auf genannte Weise ihre Lüsternheit bekriegen, leiden nicht

Brunst, sondern sind vielmehr bemühet, das unlautere Feuer zu dämpfen.

12) Der heil. Paulus bestimmt ausdrücklich, daß der Bischof Eines Weibes Mann sei, daß er gut erzogene Kinder habe u. s. w. 1. Timoth. 3, 2. Tit. 1, 6. Nach diesem soll der Geistliche verehelichet seyn. — Hier ist bloß gesagt, daß der Bischof nur einmal verheirathet gewesen seyn darf, und wenn aus dieser Ehe Kinder vorhanden sind, diese wohlerzogen seyn müssen. Ein Befehl zum Heirathen ist aber weder in dieser noch in andern Stellen der Briefe des heil. Paulus um so weniger gegeben, da ja sonst Paulus selbst gegen seine Vorschrift gehandelt hätte, da er bekanntlich ehelos geblieben.

13) Der heil. Paulus befiehlt ausdrücklich, daß die jungen Wittwen heirathen und Kinder erzeugen sollen. 1. Timoth. 5, 14. — Der Apostel hat hier offenbar nur jene Wittwen im Auge, welche die Gabe der Enthaltsamkeit nicht hatten. Solchen räth er, wieder sich zu verehelichen, und sagt, daß dieses besser sei, als wenn sie unüberlegt das Gelübde der Keuschheit machen, welches sie später doch wieder brechen. Dieß ist noch heutigen Tages Lehre der katholischen Kirche. In demselben Sinne sagt schon der heil. Hieronymus: Besser wiederholt heirathen, als der Unzucht verfallen.

14) Der Cölibat ist dem Naturrechte zuwider; denn die Natur macht einen jeden Menschen zur Ehe geneigt, und sie gab dazu die zwei Geschlechter, das männliche und das weibliche. — Wenn auch die Natur den Menschen zur Ehe geneigt macht, so verpflichtet sie ihn doch nicht dazu. Er kann also wohl zur Ehe schreiten, weil es zwei verschiedene Geschlechter gibt; aber er ist dazu nicht gezwungen.

15) Schon die alten Philosophen hatten dieselbe Anschauung vom Rechte und Trieb der Natur zur Ehe. Der Mensch, sagten sie, hat von Natur aus Trieb nach Unsterblichkeit. Diesen kann und soll er dadurch stillen, daß er Kinder erzeugt, um in ihnen fortzuleben. Einem Menschen das Leben nicht geben, da man es könnte, ist so viel, als einem schon Gebornen das seinige rauben, was gewiß ein großes Verbrechen

ist. Ein Jeder ist überdieß schuldig, der Natur zurückzugeben, was er von ihr erhielt; er erhielt von ihr das Leben, er soll daher diese seine Schuld dadurch abtragen, daß er wieder Andern das Leben gibt. Deßwegen hielten die Alten den für schuldbar, der ehelos lebte; sie glaubten sogar, er werde im andern Leben dafür leiden müssen; sie hielten auch kinderlose Ehen für ein großes Unglück. — Nicht alle heidnische Philosophen theilten diese Ansicht; und auch davon abgesehen, sind die Gründe, worauf sie sich stützten, schon an und für sich von keiner Bedeutung; denn das angezogene Fortleben des Menschen wäre eine sehr unerquickliche Unsterblichkeit. Der Mensch hat nicht den Trieb in Andern fortzuleben, sondern sein eigenes Seyn möchte er erhalten wissen. Eben so albern ist die Behauptung, einem Menschen das Leben nicht geben, da man es könnte, wäre so viel, als einem bereits Gebornen das Leben rauben. Zwischen beiden ist ein großer Unterschied; denn wer noch in keiner Weise besteht, kann als nicht existirend kein Recht erwerben; und daher kann es auch für Niemanden Pflicht seyn, ihn in das Daseyn zu rufen. Damit fällt auch die Einwendung, als ob man der Natur zurückgeben müßte, was man von ihr erhalten hat, hinweg; denn da der Vater keine Pflicht hat, seinem Sohne das Leben zu geben, so ist auch dieser nicht schuldig, einen andern Menschen in's Daseyn zu rufen. Diese Principien sind also theils schon an sich falsch, gewiß aber in ihrer Anwendung auf den Cölibat.

16) Der Naturtrieb der Ehe ist so stark, daß wir ihm nicht widerstehen können. Die Ehelosen fallen daher zahllosen Uebeln am Leibe und an der Seele anheim; es entstehen daraus im Mindesten Schwermuth und Lebensüberdruß, oft auch Geiz und andere Laster. — Auch diese Klagen sind irrig; denn es gibt viele Leute, welche ihre Keuschheit unverletzt bewahren: also kann man sie wirklich bewahren. Ueberdieß wissen wir, daß Gott denen, die ihn um seine Hilfe bitten, dieselbe auch gewähre. Wäre es wahr, daß es ganz und gar unmöglich ist, enthaltsam zu leben, so müßte man jenen, die entweder nicht heirathen können, oder die, wenn auch verehelichet, ihre Rechte nicht ausüben können, alle Freiheiten er-

lauben. Unwahr ist es aber, daß der Cölibat der Gesundheit nachtheilig sei; denn viele Ehelose werden sehr alt und erfreuen sich einer guten Gesundheit, ja manche Aerzte behaupten gerade das Gegentheil. Wenigstens so viel ist gewiß, daß für viele der Ehestand weit größere Beschwerden und Leiden mit sich bringt, als das ehelose Leben.

17) Die Cölibateurs berauben den Staat einer Menge von Bürgern, und hindern die Population. — Für die ehelosen Leute im Allgemeinen mag diese Klage Geltung haben; die geistlichen Cölibateurs trifft sie aber keineswegs. Der Cölibat der Geistlichen ist ja nicht der einzige im Staate. Wie viele Andere leben als Soldaten, Dienstboten, Gelehrte und in andern Ständen im Cölibat, weil sie in eine Ehe entweder nicht treten können oder nicht wollen. Warum erheben sich die Gegner des Cölibats der Geistlichen nicht auch gegen diese an Zahl weit umfassendere Menge von Ehelosen? Durch diese Ehelosen entgeht dem Staate nicht nur eine Menge von Bürgern, sondern sie bringen über ihn auch gar viele andere Uebel; wenn hingegen durch den Cölibat der Geistlichen dem Staate auch eine Zahl von Mitgliedern entgeht, so ersetzt der so wohlthätige Einfluß derselben auf das Wohl des Staates jenen Abgang auf andere Weise wieder. Man vergesse dabei nicht, daß in unsern Zeiten gerade eine zu starke Population höchst verderblich wird, und die Staaten dieselbe oft nach Kräften abzuleiten suchen.

18) Das Heirathen der Geistlichen wäre sowohl für sie selbst als für Andere weit vortheilhafter. — Welchen Vortheil sollte es denn bringen? Die Erfahrung lehrt, daß ein eheloser Klerus vielmehr den Pflichten seines Berufes nachkömmt; denn je weniger er für sich und die Seinigen zu sorgen hat, desto eifriger lebt er für sein Hirtenamt und desto muthiger und aufopfernder kömmt er den Nöthen seiner Gemeinde zu Hilfe. Dadurch gewinnt er in höherm Maaße das Vertrauen seiner Gemeinde; und ihm selbst geht mehr Ehre und Achtung zu. Wie wenig ein verheiratheter Klerus seinen Pflichten nachkömmt, beweiset das Beispiel der griechischen und russischen Kirche. Ihre Priester sind als unwissend verschrien, sie sind bestechlich und lassen sich in der Ausspendung der heiligen Geheimnisse oft vom Gelde leiten; sie vernachlässigen auch sonst ihre Pflichten.

19) Durch den Ehestand würden die Geistlichen keuscher und reiner in ihren Sitten; sie würden Väter gut erzogener Kinder; es würde geschehen, daß wir das heilige Familienleben eines Priesters Zacharias und seiner heiligen Gattin Elisabeth unter uns sähen. — Dieß sind nur schöne Träumereien, denen in der Wirklichkeit nichts entspricht. Wären die Geistlichen verheirathet, so würde es in ihrem Ehestande ungefähr auch so aussehen, wie in dem der Laien; sie würden weder lauter Eltern seyn, wie Zacharias und Elisabeth, noch lauter Söhne haben, wie Johannes, der Täufer war. Auch die Kinder der Geistlichen würden gar oft ausarten, und statt zu erbauen, vielmehr Aergerniß geben. Was aber die Sitten der Geistlichen selbst betrifft, so ist bekannt, daß nicht die Ehe, sondern vielmehr eine stete Liebe und Uebung der Keuschheit das beßte Mittel gegen die Versuchungen zur Unenthaltsamkeit ist; denn je mehr Gelegenheit und Reiz, desto mehr Feuer und Brand.

Um übrigens von dem erbauenden Beispiele, den eine Gemeinde an einem mit Frau und Kindern versehenen Seelsorger hat, noch mehr zu reden, so müssen wir bemerken, daß das Amt der Erziehung der Kinder seiner Natur nach zum innern Familienleben gehört, und daher für alle außer der Familie Stehende verborgen bleibt. Die Vorbildlichkeit erstreckt sich also selbst im beßten Falle lediglich darauf, daß ein Geistlicher wohlerzogene Kinder aufweisen kann. Wie er aber dieselben wohl erzieht, worauf doch Alles ankömmt, wird ihm die Gemeinde niemals praktisch ablernen; denn es ist kein Gegenstand öffentlicher Beachtung, und besteht in so vielen kleinen, vereinzelnten Akten, daß einem draußen Weilenden das Ganze, und wie sich das Eine zum Andern fügt, nie recht klar werden wird. Das Erziehungsgeschäft ist überhaupts eine Kunst, die fast bei einem jeden Kinde eine andere Behandlung voraussetzt. Wenn auch Jemand alle Maximen eines Pfarrers bei der Erziehung seines Kindes anwendete, so wird er nach diesem Vorbilde noch keineswegs ein anderes Kind, welches ganz andere Eigenschaften hat, erziehen können, weil für dasselbe eine andere Erziehungsmethode in Anwendung zu bringen ist. Eine ebenso große Schwierigkeit bietet die Betrachtung dar, daß die Erziehung der Kinder je nach den Standesverhältnissen sich modificirt. Die meisten

Seelsorger leben auf dem Lande, und ihre Pfarrkinder gehören größtentheils dem bäuerlichen Stande an. Der Pfarrer würde wohl selten Lust haben, seine Kinder diesem Stande zu widmen. Er erzieht sie also für eine höhere Stufe geselliger und bürgerlicher Ausbildung. Wo bleibt nun das Vorbild der Kindererziehung, welche der Bauer im Hause seines Pfarrers suchen soll? Alles, was er von dessen Erziehungsweise bemerkt, paßt ja nicht im Mindesten auf seine Verhältnisse. Später gibt der Pfarrer seine Kinder zur bessern Ausbildung in die Stadt. Und wo ist jetzt das Vorbild der Erziehung für den Landmann? Bezüglich der Seelsorger in den Städten ist die Sache nicht viel anders; hier kömmt auch noch der Umstand hinzu, daß das häusliche Leben des Seelsorgers, insbesonders in großen Städten, ohnehin noch weniger bekannt wird. Mit dem vorgeblichen, guten Beispiele, welches ein verheiratheter Priester bezüglich des häuslichen Lebens überhaupts und der Kindererziehung insbesondere seiner Gemeinde geben würde, ist es also nicht weit her; im Gegentheile ist zu besorgen, daß in vielen Fällen nur die Aergernisse sich mehren würden. Mit Recht bemerkt Möhler: Man betrachte das Verhältniß eines Pfarrers zu seiner Frau, wie er ihre Schwächen zu ertragen, nachzugeben und zu dulden hat. Es ist offenbar, daß er hierin kein Musterbild für Andere werden kann, weil die gegenseitigen Mängel und Gebrechen, und eben darum auch das daraus hervorgehende, wechselseitige Verhalten in guten Familien Geheimnisse bleiben; wo es ruchbar wird, hat schon das ganze eheliche Verhältniß keinen erbauenden Werth mehr. Ebenso ist das Zarteste, Innigste und Tiefste in der Ehe durchaus Geheimniß, und den Augen der Pfarrgemeinde entzogen. Hingegen sind die Nachtheile für die Pfarrgemeinde, welche eine mißlungene Ehe oder eine übel gerathene Zucht in einem Pfarrhause, die leider auch dem Blicke der Gemeinde viel eher und leichter bemerkbar werden, als das Gegentheil, nach sich ziehen, weit größer; wie wenig die protestantische Geistlichkeit dieser Erwartung bezüglich eines erbauenden Beispieles im ehelichen Leben entspricht, bestätigen Aussprüche der eigenen Partei. So sagt Einer von ihnen: Wider die Musterhaftigkeit eines Pfarrhauses spreche die Erfahrung sehr stark, es wäre denn gemeint, daß man sähe, wie die Ehe nicht geführt, die Kinderzucht nicht geübt, der Hausstand nicht regiert

werden müsse; in Filialdörfern, wolle man bemerkt haben, sei eine größere Kirchlichkeit, häusliche Frömmigkeit und Sittlichkeit, als in Pfarrdörfern.

20) Ein Institut, welches die menschliche Gesellschaft vernichtete, wenn es allgemein würde, ist die Frucht eines schief denkenden Geistes. Von dieser Art aber ist der Cölibat der Geistlichen: er kann also nichts Gutes seyn. — Dieß ist ein eben so alter, als thörichter Einwurf. Alt ist er, weil ihn schon der heil. Hieronymus und Augustinus bekämpften; thöricht ist er, weil er sich gegen ein jedes Amt, ja gegen ein jedes Geschäft und Gewerbe im Staate vorbringen läßt; denn auch hier ist nicht zu wünschen, daß alle Menschen auf Eine Kunst oder auf Ein Amt sich verlegen. Würde also der Einwurf stichhaltig seyn, so müßte auch in einem Staate jeder Geschäftszweig, jede Kunst u. s. w. aufgegeben werden, weil Gefahr vorhanden ist, Alle möchten sich auf ein Einzelnes verlegen, wodurch die übrigen Geschäfte vernachlässiget würden, was zuletzt die Auflösung des Staates herbeiführte.

21) Griechen und Römer haben den Cölibat durch eigene Gesetze verworfen und verboten, die Ehelosen als Ehrlose erklärt und mit eigenen Strafen belegt. — Wir könnten hierauf füglich entgegnen, daß Heiden in Religionsdingen nicht unsere Vorbilder seyn können. Allein es ist die Einwendung nicht einmal richtig; denn die Griechen und Römer haben nur den Cölibat, der von schlechten Menschen um schlechter Zwecke willen gewählt wurde, verboten und bestraft, keineswegs aber den, welchen man um der Religion willen hielt. Waren denn nicht z. B. bei den Römern die Vestalinen hochgeehrt? Wie hätten sie aber durch Gesetze verbieten können, was der Gegenstand ihrer Achtung war? Jene zügellose Wüstheit in Gesinnung und Handlung aber von Leuten, welche der Ehe sich bloß enthielten, um durch sie in ihren Ausschweifungen nicht gehindert zu werden, verwerfen nicht bloß die Griechen und Römer mit Recht und Fug, sondern wir thun dasselbe ungeachtet unsers sonstigen Eifers für den um der Religion wegen gewählten Cölibat.

22) Der Geist der Zeit, der im besten Fortschritte begriffen ist, kann die Anordnung des Cölibat nicht

mehr ertragen. — Wenn man sich unter dem Geist der Zeit glaubenslose Menschen denkt, so ist der Einwurf richtig; unrichtig aber, wenn man darunter tüchtige, geistreiche Männer begreift: denn nicht letztere, sondern nur erstere sind Gegner des Cölibat, aber wohl auch Feinde der katholischen Kirche. Ueberhaupts ist ein jedes Zeitalter gegen etwas eingenommen, und würde man all diese Wünsche befriedigen, so wäre bald vom Christenthume nichts mehr übrig. Die Kirche läßt sich aber mehr von dem Geiste der Ewigkeit, als den der Zeit leiten. Ueberdieß gab es auch in jedem Zeitalter große Männer, welche den Cölibat in Schutz nahmen, und das Volk steht ohnehin stets für denselben. Man hat hierin gerade in jüngster Zeit auffallende Erfahrungen gemacht. Denn als in einigen Staaten, wie z. B. in Baden 1828, in Hessen-Darmstadt 1830 eine Minderzahl Geistlicher, welche vom bösen Zeitgeiste angesteckt waren, eigene Bittschriften zur Aufhebung des Cölibat an die Regierungen eingaben, so hatte ihr Unternehmen nicht den mindesten Erfolg. Denn abgesehen, daß die weltliche Macht nicht befugt ist, ein Kirchengesetz aufzuheben, würdigten nicht einmal die protestantischen Regierungen diese Umtriebe ihrer Aufmerksamkeit, geschweige denn, daß sie den Bittstellern geneigtes Ohr geliehen und Miene gemacht hätten, ihr Begehren zu erfüllen.

23) **Der Cölibat ist jene grausame Intoleranz, welche so viele Geistliche veranlaßte, die sogenannte Reformation anzufangen und zu verbreiten, welche der menschlichen Gesellschaft so viele Wunden geschlagen hat.** — Keineswegs war der Cölibat, d. h. der Ueberdruß an demselben am Beginne der Reformation Schuld, sondern nur eine Gelegenheit, die begonnene zu benützen, und auch dieses geschah nur von schwachen Männern. Heinrich VIII., König von England, der Reformator dieses Landes, war indeß kein Cölibateur; auch seine Tochter, die Königin Elisabeth, hat der Cölibat nicht bewogen, der Reformation ihre Hand zu bieten. Aber auch zugegeben, daß einige Geistliche die katholische Kirche verlassen, um vom Cölibat sich zu entledigen, so ist dieser deßwegen ebenso wenig tadelnswerth, als es der Ehestand ist, weil er Manchen zu sehr beschränkt, und ihn veranlaßt, zu Muhamebs Fahne überzutreten.

24) **Durch den Cölibat werden die Geistlichen der**

bürgerlichen Gesellschaft entfremdet. Sie bilden durch den Cölibat einen Staat im Staate. Kein Band knüpft sie an den vaterländischen Boden, vielmehr stehen sie mit einer auswärtigen Macht, dem Papste, im engsten Bunde. Daher kommt es, daß das Vaterland in den Priestern unter dem täuschenden Titel der Freiheit Feinde und Verräther in seinem Busen trägt, oder doch träge Bürger, die weder Sinn noch Lust haben, des Vaterlandes Wohl zu besorgen und Heldenthaten dafür zu unternehmen. Daher der ewige Streit zwischen Staat und Kirche, welcher der Gesellschaft so tiefe Wunden schlägt. Mag man also das Cölibatgesetz wie immer betrachten, so kann es wenigstens eine weise Politik nimmermehr dulden. — Die hier ausgesprochenen Grundsätze sind Ausgeburten einer träumerischen Phantasie, denen die Erfahrung widerspricht. Die Fürsten haben keine bessern Unterthanen als die katholischen Geistlichen. Daher bezeugt auch die Geschichte, daß sie bei Empörungen, welche freiheitslustige Menschen erregen, gewöhnlich als die ersten Opfer fallen. Uebrigens gereicht gerade die im Einwurf mit Tadel belegte Eigenthümlichkeit des Cölibats demselben zur beßten Empfehlung. Der Cölibat ist allerdings mitunter ein Mittel, die Selbstständigkeit der Kirche zu sichern; was ist aber für die Gläubigen wünschenswerther als dieses? Der katholische Priester liebt, wie ein jeder andere Bürger, sein Vaterland, und hierin ist ihm der Cölibat kein Hinderniß; aber sein Herz ist noch viel weiter, er ist ein Weltmann im hohen Sinne des Wortes, indem er jedem Stande und jedem Volke, ja der ganzen Menschheit angehört: er ist Allen Alles. Er wirkt in den vaterländischen Gauen; ist aber auch ungehindert und fessellos, zu wilden Völkern in den fernsten Ländern sich zu begeben, und ihnen die Segnungen des Evangeliums zu bringen. Solches zu thun, wäre freilich ein verheiratheter Klerus nicht fähig; Weib und Kinder würden ihn an die Heimath binden. (Cf. das Schriftchen: Ueber den Cölibat der katholischen Geistlichen ꝛc. Augsburg bei Rieger 1845.)

25) Durch das Cölibatgesetz läuft die Kirche Gefahr, zuletzt die nöthige Zahl ihrer Diener nicht mehr

auftreiben zu können; jedenfalls werden dadurch viele fähige Jünglinge vom geistlichen Stande abgehalten. — Die Erfahrung selbst widerlegt diese Einwendung; denn es fehlt der katholischen Kirche keineswegs an Priestern; in manchen Diözesen gibt es sogar eine Ueberzahl. Vom Cölibat hat die Kirche um so weniger einen Priestermangel zu besorgen, da man aus der Erfahrung weiß, daß auf einundzwanzig Knaben ungefähr nur zwanzig Mädchen geboren werden, und also der einundzwanzigste Theil der Männer im Mutterleibe schon zum Cölibat bestimmt ist, weil es für ihn keine Ehegenossinnen gibt. Hinweg also mit der ungegründeten Angst, und würde der Cölibat je einmal Priestermangel verursachen, so wird es um so weniger geschehen, je mehr der Geist des Christenthums die Massen durchdringt und im Leben des Volkes sich ausprägt. Der Priestermangel, wenn ein solcher entsteht, hat in ganz andern Dingen seinen Grund, und zwar gerade im Gegentheil, nämlich im Abnehmen des sittlichen Gefühls und in der Zunahme der Sinnlichkeit. Wenn mancher sonst begabter Jüngling durch das Cölibatgesetz vom Eintritt in den priesterlichen Stand abgehalten wird, so halten wir dieses für kein Unglück, sondern vielmehr für gut; denn Leute, bei welchen der sinnliche Hang so sehr vorherrscht, daß sie denselben der Erreichung höherer Zwecke nicht unterordnen können, sind bei allen Vorzügen, die sie etwa sonst an sich haben mögen, zur Uebernahme des Priesterthums nicht geeignet, und man muß sich Glück wünschen, wenn sie durch den Cölibat vom geistlichen Stande zurückgehalten werden.

Cf. übrigens auch den Artikel: „Keuschheit.“

Artikel CIII.

Ketzer

(Ketzerei, Irrlehre, Häresie).

1. Begriff.

Das Wort Ketzer stammt von dem griechischen Ausdruck καθαροι Katharer, d. h. die Reinen. So nannten sich im Mittelalter verschiedene, von der Kirche abgefallene Parteien, die theils das Dogma, theils die Disciplin der Kirche bekämpften, und diese vorgeblich wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen wollten. — Das Wort Häresie ist ebenfalls dem Griechischen entnommen und bezeichnet Wahl (electio), womit ein Solcher gemeint ist, der durch eigene Wahl sich eine ihm zusagende Lehre suchte.

Wer ein Dogma der katholischen Kirche wissentlich und hartnäckig verwirft, oder gegen den einmüthigen Sinn der heiligen Väter auslegt, oder einen von der Kirche ausdrücklich verworfenen Satz festhält und vertheidigt, der ist ein Ketzer oder Häretiker. Der heil. Liguori sagt kurz und bündig: Haeresis est error intellectus liber et pertinax contra fidem in eo, qui fidem suscepit. Daraus erhellt zugleich, daß der Häretiker wenigstens äußerlich zur Kirche gehören muß. Denn wer von der Kirche völlig abfällt, indem er nicht bloß das Dogma, sondern auch den Namen Jesus verleugnet, ist kein Ketzer, sondern ein Abtrünniger (Apostata); und wer die ganze Summe der christlichen Offenbarung verwirft, ist ein Ungläubiger (Infidelis). Wer hingegen das Dogma nicht angreift, sondern nur die kirchliche Einheit aufhebt, heißt Schismatiker, von dem griechischen Worte σχιζειν, welches spalten heißt.

Zur Ketzerei gehören also zwei Dinge: a) ein irrthümliches Urtheil, welches gleichsam das Materielle, und Hartnäckigkeit, welche das Formelle derselben ist. Uebrigens ist zu einem hartnäckigen Irrthum nicht nothwendig, daß man ihn mit Heftigkeit vertheidige, sondern es genügt, daß man ihn überhaupts noch festhält, nachdem

die gegentheilige Wahrheit genügend dargestellt worden ist, so daß man vernünftiger Weise an derselben nicht mehr zweifeln kann.

Die freiwillige und wissentliche Annahme und hartnäckige Vertheidigung einer Irrlehre heißt formale Ketzerei; jene aber, welche aus einer unüberwindlichen Unwissenheit herrührt, und die auch mit keiner hartnäckigen, wissentlich irrthümlichen Vertheidigung verbunden ist, wird die materiale genannt. Die erstere ist die eigentliche Ketzerei.

Die Ketzerei ist ferners eine innerliche, so lange sie nur im Innern, im Geiste des Menschen bleibt, und sich durch kein äußers Zeichen offenbart; eine äußere ist sie, wenn sie sich durch äußere Zeichen und Handlungen offenbart, und auf diese Weise sich weiter zu verbreiten sucht, wo sie alsdann Irrlehre heißt.

Noch kömmt zu bemerken, daß man auch durch einen hartnäckigen Zweifel wider ein Dogma der Kirche in die Ketzerei verfällt; aber der Zweifel muß hartnäckig, oder wie die Theologen sagen, positiv seyn.

Dagegen ist Niemand ein Ketzer, der

a) bereit ist, sein Urtheil der Kirche zu unterwerfen, oder der nicht weiß, daß die Kirche Jesu das Gegentheil festhält, selbst dann nicht, wenn er aus bloßer Unwissenheit seine ketzerische Meinung vertheidigt;

b) der den Willen hat, von seinem Irrthum abzustehen, wenn er wüßte, daß das Gegentheil wahr ist.

2. Stellen der heiligen Schrift.

Es müssen Irrlehrer unter euch seyn, damit die Bewährten unter euch offenbar werden. 1. Corinth. 11, 19.

Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Matth. 7, 15. 16.

Ich bitte euch, Brüder, daß ihr euch in Acht nehmet vor denen, welche Trennung und Aergernisse anrichten wider die Lehre, die ihr gelernt habt, und meidet sie. Röm. 16, 17.

Es waren falsche Propheten unter dem Volke, sowie auch unter euch falsche Lehrer seyn werden, welche Irrlehren des Verderbens einführen, den Herrn, der sie erkauft hat, verleugnen, und

schnelles Verderben über sich herbeiführen. Viele werden ihrer Schwelgerei nachfolgen, und der Weg der Wahrheit wird durch sie gelästert werden; und aus Gewinnsucht werden sie mit gleißnerischen Worten mit euch anbinden, sie, deren Verurtheilung einstens nicht säumt, und deren Verderben nicht schläft. II. Petr. 2, 1—4.

Unheilige und leere Schwätzereien meide; denn sie befördern viel die Gottlosigkeit, und ihre Lehre frißt um sich, wie ein Krebs. 2. Timoth. 2, 16. 17.

Wenn Jemand anders lehrt, und nicht bei den heilsamen Worten unsers Herrn Jesu Christi bleibt, und bei der Lehre, die zur Gottseligkeit führt, der ist aufgeblasen und weiß nichts, sondern kränkelt an Streitfragen und Wortzänkerei. 1. Timoth. 6, 3. 4.

Wenn auch wir oder ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir euch verkündiget haben, der sei verflucht. Galat. 1, 8.

Ein Jeder, der abweicht, und nicht in der Lehre Christi bleibt, hat Gott nicht.... Und wenn Jemand zu euch kömmt, und diese Lehre nicht mitbringt, so nehmet ihn nicht in's Haus auf, und grüßet ihn auch nicht. II. Joh. V. 9 u. 10.

Einen ketzerischen Menschen meide nach einer einmaligen oder zweimaligen Zurechtweisung; denn du weißt, daß ein solcher verkehrt ist und sündiget, da er sich selbst das Urtheil der Verdammniß spricht. Tit. 3, 10 u. 11.

3. Aussprüche der heiligen Väter.

Es mußte Ketzereien geben. Doch ist die Ketzerei nicht deßhalb, weil sie seyn muß, ein Gut; als wenn das Böse nicht auch seyn müßte: denn auch der Herr mußte ja übergeben werden, aber wehe dem Verräther. Tertullian de praescript. c. 30.

Was aber soll ich von der Verwaltung des Wortes (bei den Ketzern) sagen, da sie es sich zu einem Geschäfte machen, nicht die Heiden zu bekehren, sondern die Unsrigen zu verkehren. Nach diesem Ruhme haschen sie mehr, daß sie den Stehenden das Fallen, nicht aber den Liegenden das Aufstehen bewirken, weil auch ihr Werk nicht von ihrem eigenen Aufbauen, sondern von der Zerstörung der Wahrheit herkömmt. Sie untergraben das Unsrige, um das Ihrige darauf zu bauen. Derselbe ebend. c. 42.

Am auffallendsten ist dieses, daß alle Ketzereien hinsichtlich des Bösen, welches sie ersonnen, einander widersprechen, und nur im Lügen mit einander übereinstimmen; denn sie haben Einen Vater, welcher Allen die Lüge eingepflanzt hat. St. Athan.

Ketzer sind über die ganze Erde zerstreut; Einige sind hier, Andere dort: nirgends fehlt es an ihnen. Sie selbst kennen einander nicht. Eine andere Sekte ist in Afrika, eine andere Ketzerei im Morgenlande, eine andere in Aegypten, und wieder eine andere in Mesopotamien. An verschiedenen Orten sind sie verschieden, aber Eine Mutter, die Hoffart, hat sie Alle geboren. St. Augustin.

O bedauerungswürdiger Zustand der Ketzer! Mit was für Sorgen, mit was für Anfechtungen werden sie geplagt? Denn bald werden sie von dem erwachten Irrthume dahin, wohin sie der Wind treibt, gerissen, bald gehen sie in sich selbst zurück, und werden wie widerprallende Wasserfluthen zurückgeschlagen; bald billigen sie in ihrer frevelhaften Vermessenheit das, was ihnen ungewiß schien; bald erschrecken sie aus unsinniger Furcht vor dem, was gewiß ist, und sind unentschlossen, wohin sie sich wenden, was sie annehmen, was sie fliehen, was sie halten oder verwerfen sollen. Vincenz von Lerin Commonit.

Jene sind keineswegs unter die Ketzer zu setzen, welche ihre, obgleich falsche oder verkehrte Meinung nicht mit hartnäckiger Dreistigkeit behaupten, besonders eine solche, die sie durch eigene, kühne Vermuthung nicht erfunden, sondern welche sie von ihren verführten, und im Irrthum gesteckten Eltern überkommen haben. Sie suchen aber mit Vorsicht und Sorgfalt die Wahrheit, und sind nach deren Auffindung zur Verbesserung bereitwillig. St. August.

Sie sind Ketzer, aber sie wissen es nicht. Sie irren; aber mit gutem Gemüth, nicht aus Haß, sondern in guter Absicht, indem sie glauben, Gott zu ehren. Obgleich sie den ächten Glauben nicht haben, so halten sie dieß doch für die vollkommene Liebe. Wie sie für den Irrthum ihrer falschen Meinung am Gerichtstage zu bestrafen sind, das kann Niemand, als der Richter selbst wissen. Salv.

4. Geschichtliches.

Als der heil. Johannes, der Evangelist, einstens ein Bad nehmen wollte, und erfuhr, daß sich eben daselbst der Ketzer Cerinthus

befand, so sprach er: Laßt uns von hier fliehen; denn es ist zu besorgen, daß um des gottlosen Cerinthus wegen das Haus einstürze.

Leovigild hatte seinen Sohn Hermenegild zum Genossen seiner Herrschaft angenommen und ihn mit der katholischen Prinzessin Ingundis vermählt. Sobald diese an den westgothischen Hof gekommen war, wurde sie auf alle Weise bestürmt, zur arianischen Irrlehre überzutreten. Da Schmeicheleien nichts ausrichteten, schritt man zur Gewalt, und die Gemahlin des Leovigild, mit Namen Goswintha, vergaß sich so weit, daß sie eines Tages die Ingundis bei den Haaren faßte, zur Erde riß, sie blutig schlug und mit den Füßen trat. Darüber erzürnt, verließ Hermenegild den väterlichen Hof zu Toledo und begab sich nach Sevilla, und dort wurde er, den Belehrungen des Bischof Leander und den Zuredungen seiner Gemahlin nachgebend, selbst katholisch. Darüber ward Leovigild auf das äußerste erzürnt; Hermenegild wurde zuerst verbannt, und später in einen Thurm gesperrt. Leovigild that Alles, seinen Sohn wieder für den Arianismus zu gewinnen. Er sandte einen arianischen Bischof an ihn, und ließ ihm versprechen, daß er ihn wieder in seine Würde einsetzen wolle, wenn er zum Arianismus zurückgehen und zum Beweis hievon aus den Händen des abgeschickten Bischofs die Kommunion empfange. Obwohl der Bischof dem Prinzen das Anerbieten machte, ihm die Kommunion nächtlicher Weile und ganz im Verborgenen reichen zu wollen, so daß Niemand je einmal davon etwas erfahren würde, wies Hermenegild den Bischof mit der Miene und im Tone edlen Unwillens zurück, befahl ihm, er solle ihn sogleich verlassen und niemals mehr mit ähnlichen Aufträgen vor ihm erscheinen. Darüber noch mehr erzürnt, ordnete Leovigild Soldaten ab, und ließ seinen Sohn im Gefängnisse enthaupten.

Christina, Königin von Schweden, war eine ebenso geistreiche als fromme Fürstin, gehörte aber der Geburt nach der lutherischen Confession an. Ihr Scharfsinn entdeckte in der lutherischen Lehre bald Ungereimtheiten, und um sich diese zu lösen, zog sie die gelehrtesten Wortsdiener an ihren Hof, und legte ihnen ihre Zweifel vor. Allein die Antworten, welche diese auf die ihnen vorgelegten Fragen gaben, beruhigten sie nicht. Sie griff nun mehr zu katholischen Büchern und fand bald auch Gelegenheit, mit katholischen

Geistlichen Religionsgespräche anknüpfen zu können. Sie wurde bald von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt, und es handelte sich nur noch um die offene Erklärung ihres Zurücktritts in die katholische Kirche. Sie konnte nicht hoffen, ihre Unterthanen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen; sie wußte vielmehr, daß ihr die Erklärung ihres Zurücktrittes die Krone Schwedens kosten werde. Sie faßte daher den großmüthigen Entschluß, Alles zu verlassen und sich in ein katholisches Land zu begeben, um ungehindert nach den Grundsätzen der katholischen Religion leben zu können. Sie versammelte deßwegen die Stände des Reichs und legte in ihre Hände die Krone nieder, indem sie ihnen ihren Vetter Karl Gustav als Nachfolger empfahl. Darauf verließ sie in aller Stille den Hof und legte im Jahre 1654 am Weihnachtsfeste zu Brüssel das katholische Glaubensbekenntniß ab. Später begab sie sich nach Rom, wo sie im Jahre 1689 starb.

Zur Zeit der Bartholomäusnacht in Frankreich nahm Johannes Hennuyer, Bischof von Lisieur, die Hugenotten in seinen Palast auf, und beschützte sie, indem er sagte: Ich bin ein Hirt, und lasse meine Schafe nicht erwürgen; sie haben sich zwar verirrt, aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie noch in den wahren Schafstall Jesu Christi zurückzubringen. Die Hugenotten, welche auf solche Weise dem Tode entgingen, wurden durch den Edelmuth des Bischofs so sehr gerührt, daß sie fast alle die katholische Religion annahmen.

5. Bilder und Gleichnisse.

Wie die Seeräuber oft Feuerzeichen des Nachts aufstellen, um dadurch die Schiffer, welche beim Anblick dieser Zeichen meinen, sie seien einem Leuchtthurme nahe, in die Falle zu locken; so suchen auch die Irrlehrer durch das vorgebliche Licht der Aufklärung die Unvorsichtigen an sich zu locken.

Wie ein vom Körper geschnittenes Glied kein Leben mehr hat, und ein vom Baume gerissener Ast nicht mehr zu grünen vermag; so haben die Ketzer, welche von der Kirche Jesu getrennt sind, kein wahres, geistiges Leben in sich und vermögen keine für das ewige Leben wahrhaft verdienstlichen Werke auszuüben.

Wie das Kameel nicht zu trinken pflegt, ohne das Wasser

getrübt zu haben; so trüben und stören Ketzereien den Frieden und die Ruhe der Staaten.

Wie der Wind veränderlich ist, so hat auch die Ketzerei nichts Festes, sondern nimmt fast täglich eine andere Gestalt an.

Wie Stoppel und Spreu im Feuer verzehrt, das edle Metall aber geläutert wird; so geht die Irrlehre im Sturme der Verfolgung unter, die Wahrheit aber aus der Prüfung mit neuem Glanze hervor.

6. Welch eine große Sünde die Ketzerei ist.

Unter den übrigen Sünden wird von der heiligen Schrift sowohl als den heiligen Vätern die Ketzerei als eine der größten bezeichnet, die einem Jeden, der absichtlich, also mit Wissen und Willen darin verharrt, von der Seligkeit ausschließt. Der heil. Johannes bezeichnet die Ketzer als Antichristen, die man fliehen muß. 1. Joh. 4, 3. Und der Apostelfürst Petrus nennt die Ketzerei einen Inbegriff aller Bosheit; denn er sagt von den Irrlehrern: Sie haben Augen voll Ehebruchs und unaufhörlicher Sünde; sie locken an sich die leichtfertigen Seelen; ihr Herz ist eingeübt zur Habsucht, sie sind Kinder des Fluches; sie haben verlassen den rechten Weg und gehen irre; sie folgen nach dem Wege Balaams, des Sohnes Bosor's, welcher der Ungerechtigkeit Lohn liebte, aber die Strafe für seinen Unsinn empfing.... Sie sind Brunnen ohne Wasser, und Nebelwolken, vom Sturmwinde umhergetrieben; ihnen ist das Dunkel der ewigen Finsterniß aufbehalten. Denn mit Uebermuth reden sie nichtswürdige Dinge, und reizen durch fleischliche Begierden zu Ausschweifungen. Sie verheißen Freiheit, da sie doch selbst Knechte des Verderbens sind. Es wäre ihnen besser gewesen, wenn sie den Weg der Gerechtigkeit nie erkannt hätten, als daß sie, nachdem sie ihn erkannt, wieder abweichen u. s. w. 2. Petr. 2. In solch strenger Rede spricht der heil. Petrus von den Ketzern. Der heil. Paulus aber spricht über einen jeden den Fluch aus, und wäre es auch ein Engel des Himmels, der ein anderes Evangelium lehrt, als die Apostel verkündeten. Galat. 1, 8.

Ebenso bestimmt bezeichnen die heiligen Väter die Ketzerei als eine der größten Sünden, und schließen den, welcher absichtlich darin verharret, vom Heile aus. Tertullian vergleicht die Ketzer

ausüben, sanftmüthig, mitleidig, barmherzig, geduldig u. s. w. sind: welchen Lohn wollen sie sich dafür versprechen? Thun viele ihrer Werke nicht auch die Heiden? Darnach ist von selbst klar, wohin ein freiwilliges Verharren in der Irrlehre führet. Es ist sich auch darüber nicht zu verwundern, daß die Ketzerei vom Heile ausschließt, wenn man auf ihre innere Bosheit sieht. Nicht bloß umschließt die Ketzerei eine Menge von andern Sünden, wie Stolz, Lüge, Verleumdung, Verführung, Widerspruchsgeist, Verhärtung, oft auch Schwelgerei und Unzucht, sondern sie ist auch ihrer Natur nach ein viel größeres Unrecht wider Gott, als jede andere Sünde; denn sie greift Gott selbst an, und zerfleischt ihn in seinem Worte. Der Ketzer ahmt so recht die Werke des Satans nach, er widerspricht Gott, lehnt sich gegen seine Ordnung auf und will eine andere, die nicht nach dem Willen Gottes, sondern nach seinem eigenen Wohlgefallen ist, einführen. Er ist ein neuer Lucifer, der das Reich Gottes, so viel es ihm möglich ist, zerstört, und dafür das Reich der Lüge aufrichtet. Er macht die Seelen von Gott abwendig, und veranlaßt sie, daß sie sich dem Irrthume und der Lüge zuwenden, wodurch sie mehr oder weniger auch in die Dienste des Teufels gerathen, welches der Fürst des Reiches der Lüge ist.

7. Strafen wider die Ketzer.

Zur Zeit, wo Kirche und Staat noch innig mit einander verbunden waren, erschien ein Verbrechen gegen die Kirche immer auch als ein Vergehen gegen die bürgerliche Ordnung, und wurde daher auch vom Staate gestraft. Daraus erklärt es sich, daß in jener Zeit auch das weltliche Regiment die Ketzerei vor ihr Forum zog, und sie besonders bestrafte. Schon in der römischen Gesetzgebung wird gewissen, besonders gefährlichen Häretikern Infamie, Verlust der väterlichen Gewalt, der aktiven und passiven Wahlfähigkeit, die Fähigkeit zu testiren, Confiskation des Vermögens und selbst der Tod angedroht. Im Mittelalter wurden die Gesetze gegen die Ketzer noch mehr geschärft, und insbesonders die Inquisition entwickelte da, wo sie in den Händen des Staats war, eine große Schärfe. Durch die Reformation wurde dieses Verhältniß zerrissen, und schon in der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. vom Jahre 1532 erscheint die Häresie nicht mehr als bürgerliches Ver-

brechen. Heut zu Tage wird die Häresie nur mehr vor das Forum der Kirche gezogen und von ihr gerichtet und gestraft. Die Kirche straft aber den formalen Ketzer mit dem großen Bann oder der Exkommunikation, dessen Aufhebung dem Papste reservirt ist, und wovon die Bischöfe nur vermöge ihrer Quinquennalvollmachten, der einfache Priester aber nur in Todesgefahr lossprechen können; dann ferners mit Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses. Geistliche werden überdieß irregulär, verlieren für immer ihre Aemter und Pfründen, und werden abgesetzt und degradirt.

8. Was führt zu Ketzereien und Glaubensspaltungen?

Wenn wir in die Geschichte hineinschauen, so stellen sich uns als die gewöhnlichen Quellen, aus denen die Ketzereien hervorgegangen sind, dar: Stolz, zeitliches Interesse und fleischliche Lüste. Wir haben hievon bereits ausführlicher gehandelt B. I. S. 562—566.

9. Der Abfall Einzelner vom Glauben soll die Uebrigen nicht irre machen.

Es ist leider der Fall, daß Einige von denen, welche in der Kirche geboren und erzogen worden sind, in spätern Jahren alle Mühen ihrer Mutter mit Undank lohnen, und von ihr abfallen. Allein dieses darf die Uebrigen im Glauben nicht irre machen. Daß solche Aergernisse kommen werden, hat uns Christus vorausgesagt. Auch sind diese Abfälle nicht von der Art, daß sie uns mit Betrübniß erfüllen könnten. Den Waizen, sagt der heil. Cyprian, weht der Wind nicht fort, sondern nur die Spreu. Solche verlassen uns, auf daß es offenbar werde, welch ein Geist sie treibt. Meistens sind es nur irdische Rücksichten, um welcher willen man einen solchen Schritt thut. Weiset mir Fälle auf, daß man am Todbett vom katholischen Glauben abgefallen ist. Umgekehrt aber kann man viele Solche nennen, die in der entscheidenden Stunde des Todes, wo alle Täuschung schwindet, und man die Dinge so schaut, wie sie in der That sind, zur katholischen Kirche übergetreten sind. Ist nicht auch dieses ein Beweis, in welchem Glauben man seliger stirbt? Lutherisch wird man gewöhnlich, wenn man heirathet; katholisch aber am Todbett. In welchem Glauben muß also mehr Hoffnung zur Seligkeit vorhanden seyn?

Hat ja schon Einer der Reformatoren den Ausspruch gethan, daß man im neuen Glauben zwar bequemer lebe, aber im alten seliger sterbe. O wie Viele gehen denn in Wahrheit aus innerer Ueberzeugung zur neuen Lehre über? Heinrich VIII., König von England, führte nur deßwegen in seinem Lande die Reformation ein, weil es ihn nach Weibern gelüstete. Ist dieses nicht auch noch heutigen Tages der mächtigste Hebel zum Abfall vom katholischen Glauben? Aber dennoch wird man in einer langen Reihe von Jahren Wenige von Bedeutung finden, die von der katholischen Kirche abgefallen wären. Hingegen können wir viele der frömmsten, berühmtesten und gelehrtesten Männer aufzählen, die vom Protestantismus zur Kirche übergetreten sind. Wir wollen hier nur an einige der glänzendsten Conversionen der neuesten Zeit in Deutschland erinnern. In den deutschen, fürstlichen Häusern finden sich im Hause Anhalt zwei, Baden fünf, Bayreuth eine, Birkenfels eine, Brandenburg drei, Braunschweig sieben, Hessen neun, Hohenlohe zwei, Holstein zehn, Leiningen fünf, Lichtenstein drei, Mansfeld zwei, Mecklenburg eine, Nassau drei, Pfalz eilf, Sachsen albertinische Linie sechs, ernestinische Linie drei, Sachsen-Lauenburg drei, Schönburg eine, Teschen eine, Werthheim eine und Würtemberg drei Bekehrungen zur katholischen Kirche. Außer diesen wäre einer Menge gelehrter und anderer berühmter Männer Erwähnung zu thun, z. B. des Leopold Graf zu Stollberg, des Friedrich Schlegel, des Ludwig Werner, des Karl Ludwig von Haller u. s. w. Ein Gelehrter, Namens Höninghaus, hat die Namen der vorzüglichsten Convertiten gesammelt, und damit ein ganzes Buch angefüllt.

10. Auch die Ketzereien haben ihren Nutzen.

Es ist allerdings traurig, daß es seit achtzehn Jahrhunderten in der Kirche Gottes so viele Trennungen und Spaltungen, so viele Irrlehren und Ketzereien gegeben hat. Allein auch in ihrer Zulassung kann man Gottes allwaltende Vorsehung nicht verkennen. In der Hand Gottes muß auch das Uebel zum Guten dienen. Indem neuerungssüchtige Menschen aufstunden, welche verschiedene Lehren der Kirche angriffen, wurden diese selbst in ein klares Licht gesetzt. Es versammelten sich bei solcher Gelegenheit oft Bischöfe und Kirchenvorsteher aus allen Ländern. Es kamen zusammen die

heiligsten und gelehrtesten, die wahrheitsliebendsten und gerechtesten Männer; darunter Greise, reich an Erfahrung; Glaubenshelden vom kräftigsten Alter und scharf im Geiste; Kirchenhäupter, die sich für das Bekenntniß des wahren Glaubens nicht selten aller Lebensgüter berauben, selbst am Leibe verstümmeln und auf alle Weise haben martern lassen; Seelenhirten voll Umsicht und Thätigkeit, welche Tag und Nacht im Worte Gottes forschten: solche Männer strömten zusammen, untersuchten die streitig gewordene Lehre, hielten sie mit dem alten Kirchenglauben zusammen, erklärten, was vor dem noch dunkel war, und beleuchteten, was einer Beleuchtung bedurfte. Auf solche Weise wurden die meisten unserer Glaubenslehren erörtert und in's Licht gesetzt, und sie schon nach menschlicher Ansicht, ganz abgesehen davon, daß die Kirche vom heiligen Geiste geleitet werde, höchst glaubwürdig gemacht. — Indem es ferners Irrlehren gibt, ist auch die Möglichkeit des Abfalles zu ihnen gegeben. Wer nun dessenungeachtet der Kirche getreu bleibt, zeigt eben dadurch seine Anhänglichkeit an dieselbe, und sein Verdienst wird noch um so größer, je mehr es der Sinnlichkeit und dem zeitlichen Interesse schmeicheln würde, zu einer andern Partei überzutreten. Es ist also durch die Irrlehre Gelegenheit gegeben, daß die Frommen und Standhaften an den Tag kommen, und zugleich auch das Unkraut erkennbar wird. Denn schön sagt der heil. Cyprian: Den Waizen weht der Wind nicht fort, und den Baum, der auf fester Wurzel sitzt, reißt der Sturm nicht um. Die leere Spreu wird vom Winde fortgejagt, schwache Bäume werden beim Antoben des Sturmes entwurzelt. Ueber diese hat der Apostel Johannes mit den Worten den Fluch und das Verderben ausgesprochen: Sie gingen von uns aus, aber sie waren nicht von uns; denn wären sie von uns gewesen, so würden sie auch bei uns geblieben seyn. Joh. 2, 19. Daraus entstanden und entstehen also häufig noch die Irrlehren, wenn eine verdorbene Seele keiner innern Ruhe genießt, und die mit sich selbst uneinige Treulosigkeit an keine Einheit sich hält. Der Herr läßt dieses geschehen und duldet es, da einem Jeden die Willkühr der eigenen Freiheit bleibt, damit, wenn der Entscheidungspunkt für die Wahrheit unsere Herzen und unsere Gesinnung prüft, der Glaube der Bewährten unversehrt im deutlichen Lichte hervorstrahlt. Durch den Apostel mahnet im Vor-

aus der heilige Geist und sagt: Es muß Ketzereien geben, damit die Bewährten unter euch offenbar werden. 1. Corinth. 11, 19. So werden die Treuen bewährt, so die Treulosen entdeckt. So werden auch vor dem Tage des Gerichts hier schon die Seelen der Gerechten und Ungerechten getheilt, und die Spreu wird vom Waizen gesondert.

Endlich bezeugt die Irrlehre zugleich auch, daß die Kirche wahrhaftig von Gott gestiftet ist und unter seiner unmittelbaren Leitung steht. Alle Irrlehren, wenn sie auch noch so mächtige Stützen fanden, wenn auch Kaiser und Könige auf ihre Seite übergetreten sind und für ihre Ausbreitung das Möglichste thaten; sie konnten sich nur eine kurze Zeit Geltung verschaffen, und plötzlich verschwanden sie vom Erdboden, wodurch sie eben ihren menschlichen Ursprung beweisen. So ging es mit den Arianern, mit den Nestorianern, mit den Pelagianern, mit den Manichäern des Mittelalters u. s. w. Bei all diesen Stürmen erhielt sich die Kirche allein trotz aller Gefahren und Verfolgungen dennoch immer unverletzt, und statt in engere Grenzen eingeschränkt worden zu seyn, hat sie immer mehre Völker in ihren Schooß aufgenommen. Da bewahrheitet sich doch offenbar das Wort des Herrn, daß er seine Kirche auf einen Felsen gebaut hat, und daß die Pforten der Hölle gegen sie nichts vermögen. Gäbe es keine Irrlehren, so hätte die Kirche auch weniger zu kämpfen; es würde dann aber auch ihr Sieg weniger rühmlich und glorreich seyn.

11. Die Ketzereien sind ein Werk des Teufels.

Der heil. Cyprian sagt in seiner Schrift von der Einheit der Kirche: „Da der Teufel seine Götzen verwaiset und seine Sitze und Tempel wegen der überaus großen Menge des gläubigen Volkes verlassen sah, erfand er eine neue List, um selbst unter dem Vorwande des christlichen Namens die Unvorsichtigen zu hintergehen. Ketzereien und Spaltungen erfand er, um dadurch den Glauben zu untergraben, die Wahrheit zu verfälschen und die Einheit zu zerreißen. Die, welche er nicht zurückhalten konnte in der Blindheit des alten Weges, umstrickte und betrog er durch den Weg der Neuerungen. Aus der Kirche selbst reißt er die Menschen heraus, und indem sie meinen, sie hätten sich schon dem Lichte genaht, hüllt

er die Unwissenden wieder in neue Finsterniß, daß sie sich nämlich, obschon sie es weder mit dem Evangelium Christi, noch mit seinen Vorschriften und Gesetzen halten, dennoch Christen nennen, und glauben, sie wandeln im Lichte, da sie doch die Werke der Finsterniß ausüben." Hier spricht es der heil. Cyprian klar aus, daß die Ketzerei ein Werk des Teufels sei. Dieß ist auch richtig. Die Irrlehrer sind Knechte des Teufels, und arbeiten in seinem Dienste; sie sind es, welche das Reich Jesu Christi zerstören, und dem Satan zur Herrschaft verhelfen wollen. Eine jede Irrlehre ist ein Abfall vom Glauben, und somit auch ein Abfall von Gott; denn der Glaube ist das Band zwischen dem Himmel und der Erde, zwischen Gott und den Menschen. Der von Gott Abgefallene und somit herrenlos Gewordene muß aber wiederum in Jemandes Dienste treten. Es gibt jedoch zwischen Gott und dem Satan keinen dritten Herrn. Somit ist der, welcher nicht mehr Gott angehört, von selbst des Teufels. Es nimmt aber auch eine jede Ketzerei vom Anfange an eine solche Richtung, daß sie offenbar an der Stirne es zur Schau trägt, welch ein Geist sie beseelt. Eine jede Ketzerei besteht in Widerspruch; der Satan aber ist der leibhafte Widerspruch: denn dadurch, daß er Gott widersprach, ist er zum Teufel geworden. Sein ganzes Wesen ist also Widerspruch. Eben darin, im Widerspruche nämlich, besteht auch die Ketzerei. Jede Ketzerei ist ferners eine Negation, ein Leugnen, Lügen; denn der Ketzer sagt immer: Es ist nicht so, ich glaube es nicht. Eben dieses that vom Anfange an der Teufel. Er leugnete das, was war, und behauptete das, was nicht war. Gott hatte zu den ersten Menschen gesagt: Esset nicht von der Frucht des Baumes in Mitte des Gartens, sonst müßt ihr sterben. Der Teufel kam und leugnete. Esset nur, sprach er, ihr werdet nicht sterben, sondern erst Gott gleich werden. Sehet hier den Leugner, den Ketzer, den Widersprecher. Und wenn man bei den Irrlehrern unserer Tage Umschau hält, so werdet ihr finden, daß Alles auf das Leugnen und Nichtglauben hinausläuft. Wenn man ein Katholik werden will, muß man glauben, und man wird gefragt: Glaubst du, daß Jesus Christus im heiligsten Altarssakrament mit Gottheit und Menschheit zugegen ist? Glaubst du, daß die heilige Messe die unblutige Erneuerung des von Jesus Christus am Kreuze blutig

vollbrachten Opfers ist? Glaubst du, daß es ein Fegfeuer gibt, und der Christ durch sein Gebet diesen Seelen nützen kann? u. s. w. Die Antwort auf all diese und ähnliche Fragen heißt: Ja, ich glaube es. Fällt man aber zu einer ketzerischen Sekte ab, so handelt es sich nur darum, daß man nicht glaube. Wir glauben nicht, heißt es, an die Gräuel des Meßopfers; wir glauben nicht, daß es ein Fegfeuer gebe, daß die Ehe ein Sakrament sei u. s. w. Sieh doch, wie die Ketzer dasselbe thun, was der Teufel gethan hat. Wie dieser widersprochen und geleugnet hat, so widersprechen und leugnen auch sie immer fort. Dieses Leugnen und Widersprechen hat insbesonders in neuester Zeit bei den von der Kirche getrennten Parteien schauderhafte Fortschritte gemacht; denn schon gibt es kein Dogma mehr, dem man nicht widersprochen, und das man nicht geleugnet hätte.

12. Pflichten im Umgang mit Ketzern.

Die katholische Kirche mißbilligt es, wenn ihre Kinder einen zu vertrauten Umgang mit Andersgläubigen haben, und mit Recht; denn die Erfahrung lehrt, daß Solche häufig an ihrem Glauben Schiffbruch leiden. Noch gefährlicher ist die Eingehung verwandtschaftlicher Verhältnisse, wie die Schließung einer Ehe, mit ketzerischen Personen; ohne die wichtigsten Beweggründe soll man sich dazu nicht verstehen; denn solche Ehen sind bis zur Stunde von der Kirche nur geduldet, und sie räth den Ihrigen auf alle mögliche Weise davon ab. Auch das Lesen häretischer Bücher, das Anwohnen beim Gottesdienste der Irrgläubigen u. s. w. ist den Katholiken untersagt.

Bei Allen dem aber hütet sich der katholische Christ vor aller Verdammungssucht. Er ist eingedenk des Ausspruches des Herrn: Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet. Er ist zwar fest überzeugt, daß nur in der katholischen Kirche das Heil zu finden ist; aber er erlaubt sich kein Urtheil über Solche, die außer ihr leben. Dieses überläßt er dem Herrn, dem allein alles Gericht gehört. Der katholische Christ beunruhiget daher auch Andersgläubige nicht; er verachtet sie nicht. Er lebt mit ihnen im Frieden und in Eintracht zusammen, und leistet ihnen in allen Fällen die Bürgerpflichten und die der allgemeinen Menschenliebe. Dabei läßt

er das Licht seines guten Beispieles leuchten, was am meisten geeignet ist, zu machen, daß auch Andersgläubige seine Religion schätzen; wo es Gelegenheit gibt, spricht er ein Wort zur Belehrung, jeden Falles aber ist er in seinem Gebete auch der Irrgläubigen eingedenk, indem er Gott um ihre Bekehrung anruft.

13. Von der Intoleranz und Verfolgungswuth der Ketzer.

Die Geschichte beweist es in allen Jahrhunderten, daß die Ketzer höchst intolerant sind, und überall, wo sie zur Gewalt gelangten, die Katholiken verfolgten, ja selbst tödeten. So geschah es schon in den ältesten Zeiten. Wem schaudert es nicht vor den Grausamkeiten, welche sich der Arianismus erlaubte? Wie ungerecht verfolgten die Arianer unter Andern nicht den heil. Athanasius? Welche gewaltthätige Maßregeln erlaubten sich nicht der arianische Kaiser Constantius und sein Anhang gegen die Katholiken! Welche Mißhandlungen erfuhren nicht die Bischöfe Dionysius von Mailand, Eusebius von Vercelli, Lucifer von Cagliari, der greise Hosius und Andere! Wie viele Bischöfe Aegyptens wurden in die Bergwerke oder Sandwüsten abgeführt! Wie viele Katholiken, die mit den Arianern nicht in Kirchengemeinschaft treten wollten, wurden gefoltert und so heftig gegeißelt, daß mehre unter den Schlägen den Geist aufgaben! Welche Grausamkeiten übte der gleichfalls arianische Kaiser Valens gegen die Katholiken aus! Er ließ zu Alexandrien und im übrigen Aegypten viele Katholiken, die ihrem Glauben treu blieben, foltern, ja selbst tödten; er gab den Befehl, ein Schiff, in welchem achtzig katholische Priester nach Nikomedien gekommen waren, um den Schutz des Kaisers für die Katholiken in Konstantinopel gegen die empörenden Mißhandlungen der Arianer anzurufen, bei der Heimkehr auf hoher See anzuzünden, so daß alle sich darauf Befindlichen umkamen; er wüthete mit unerhörter Grausamkeit namentlich gegen die ägyptischen Mönche, ließ ihre Hütten verbrennen und sie selbst oft schaarenweise tödten oder in die Bergwerke schleppen. Wie grausam verfuhren die arianischen Vandalen gegen die Katholiken! Ihr König Hunerich ließ auf einmal bei fünftausend Katholiken in die ödesten Sandwüsten abführen, wo ein großer Theil verschmachtete; er schickte dreihundert-

achtundvierzig katholische Bischöfe in die Verbannung, von denen viele in Folge der erlittenen Mißhandlungen starben; er ließ eine große Anzahl anderer Geistlichen und auch Laien, darunter selbst Frauen, verstümmeln und hinrichten.

Ebenso grausam verfuhren andere Sekten gegen die **Katholiken**. Welche fanatische Wuth übten nicht die Donatisten durch ihre so genannten Cirkumcellionen gegen die Gläubigen aus! Sie überfielen des Nachts die Häuser der Katholiken, zündeten sie an und erschlugen ihre Bewohner.

Wie schändlich benahmen sich nicht die Eutychianer auf der sogenannten Räubersynode im Jahre 449, wo jeder Bischof mißhandelt wurde, der sich nicht im Sinne des grausamen Dioskor erklärte, und insbesonders der rechtgläubige Patriarch Flavian der Art zugerichtet wurde, daß er in Folge der erlittenen Mißhandlungen wenige Tage darnach starb! — Wie wütheten später nicht die Monophysiten Timotheus Aelurus in Alexandrien, Peter der Gerber in Antiochien und Andere an andern Orten gegen die Katholiken! Nicht geringer waren die Gewaltmaßregeln gegen die Rechtgläubigen zur Zeit der Monotheleten und später unter den Ikonoklasten. Unter der Regierung des lasterhaften Constantius Kopronymus war Konstantinopel ein Schauplatz von aller Art Marterns und Mordens; man stach den Katholiken, welche es nicht mit den Bilderstürmern hielten, die Augen aus, schnitt ihnen die Nase ab, zerfleischte sie mit Geißelstreichen und warf sie in das Meer. Ganz besonders ließ der Haß des Kaisers sich gegen die Mönche aus. Man bestrich ihnen den Bart mit Pech und zündete ihn an, und quälte sie auf andere Weise.

Die spätern Sekten bewiesen dieselbe Verfolgungswuth gegen die Katholiken. Es ist bekannt, daß die Manichäer des Mittelalters blutige Kriege verursachten; daß die Anhänger des Wicklef im Jahre 1382 mordend in London eindrangen; daß die Hussiten in Böhmen die größten Gräuel an den Rechtgläubigen verübten.

Die Reformation war von demselben Geiste der Unduldsamkeit beseelt. Welche mordschnaubende Worte erlaubte sich nicht der Hauptreformator Luther gegen die Katholiken, insbesonders gegen die geistliche Obrigkeit derselben. So schreibt er: Führet keinen Krieg mehr mit den Türken, so lange ihr nicht vorher den Namen

des Papstes von der Erde vertilgt habt. Und wiederum: Der Papst ist ein vom Teufel besessener Wolf; man muß alle Dörfer und Burgen gegen ihn aufbieten. Und abermals: Wäre ich Herr im Reich, so würde ich aus den Päpsten und Cardinälen einen einzigen Bündel machen, und sie zusammen in jenen kleinen Graben des Toskanischen Meeres werfen. Dieses Bad würde ihnen herrlich anschlagen. Und ein anderes Mal: Alle, die dazu thun, Leib, Gut und Ehre daran setzen, daß die Bisthümer zerstört und der Bischöfe Regiment vertilgt werde, das sind liebe Kinder Gottes und rechte Christen, halten Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Anordnung.

Solche und ähnliche gottlose Aeußerungen, die oft so schamlos sind, daß sie der Wohlstand gar nicht mehr anzuführen erlaubt, kommen insbesondere der Menge nach in seiner sinnlosen Schrift vor, welche den Titel führt: Das Papstthum vom Teufel gegründet. Es ist von sich klar, daß solche Reden die Anhänger des Reformators mit Haß gegen die Katholiken erfüllen mußten, der, wie die Geschichte aufweiset, nicht selten auch im Werke sich äußerte. In der That war die Einführung der Reformation fast in allen Ländern mit Gewaltthätigkeiten und blutigen Verfolgungen gegen die Katholiken verbunden. Dieselbe Verfolgungswuth trug der Protestantismus auch später zur Schau, und zeigt sie noch heutigen Tages in Ländern, wo er die volle Herrschaft in Händen hat. Cf. unten den Artikel: „Kirche" beim Absatz: „Von der sogenannten Verfolgungswuth der Katholiken."

14. Wie die Ketzerei ihrer Natur nach auch zur Auflehnung gegen die bürgerliche Ordnung führen muß und in der Regel auch fast immer dazu führte.

Unter den vielen Uebeln unserer Zeit beseufzen wir auch dieses, daß es so wenig Gehorsam und Unterwürfigkeit gibt. Es haben sich ganze Gesellschaften zusammengethan, deren Bestreben dahin geht, alle Ordnung zu untergraben und die Menschen in den Zustand gänzlicher Anarchie zu versetzen. Dieses Ziel verfolgte das junge Deutschland, das junge Italien, das junge Europa. Woher, fragt man sich voll Verwunderung, kömmt es, daß sich unsere Zeit so frech an den heiligsten Rechten der Menschheit versündiget, und

gegen diejenigen, welche an Gottes Statt zur Handhabung der Gesetze aufgestellt sind, so geringe Achtung fühlet? Die Antwort ist leicht zu geben. Deßwegen sitzen die Fürsten nicht fest auf ihren Thronen, weil man Gott und sein heiliges Gesetz nicht achtet; deßwegen hat vielfältig das weltliche Regiment sein Ansehen verloren, weil man der geistlichen Gewalt den Gehorsam aufgekündet hat; deßwegen gibt es so viele Revolutionen, weil so wenig Glauben und Gottesfurcht herrscht. Betrachtet sie alle jene Revolutionäre, — findet ihr bei einem einzigen aus ihnen, daß ihm die Religion heilig, die Kirche eine göttliche Anstalt, die Altäre unverletzlich und ihre Diener ehrwürdig seien? Wo habt ihr je einmal gehört, daß ein gehorsamer Sohn der Kirche sich zum Verderben des Vaterlandes verschworen und Aufruhr angestiftet hat; daß er mit Mordanschlägen gegen seinen Fürsten schwanger gegangen ist und der Obrigkeit den Gehorsam verweigert hat? Nach solchen Frevelthaten sucht man vergebens bei den Gläubigen. Sie sind eingedenk der Worte der Schrift, daß jede Obrigkeit von Gott ist, und daß der sich den Anordnungen Gottes widersetzt, welcher sich gegen die Vorschriften der Obrigkeit auflehnt. Und daher harren sie auch unter dem Drucke einer despotischen Herrschaft mit Geduld aus, ohne eine andere Waffe zu gebrauchen als das Gebet und die Thränen. Ganz anders aber verhält es sich mit jenen, welche die öffentliche Ordnung angreifen. Sie sind Menschen ohne Glauben und Gottesfurcht, ohne Treue und Gewissenhaftigkeit. Sie sind abgesagte Feinde der Kirche, und bedauern es, daß sie ihre Diener nicht schon längst am Schaffot haben verbluten sehen. Ja der Abfall vom Glauben führt auch zur Auflehnung gegen die bürgerliche Ordnung. Die Ketzerei und die Revolution sind enge mit einander verbunden; beide Verbrechen verhalten sich wie Ursache zur Wirkung; die Ketzerei ist ihrer Natur nach ein Aufruhr, und der Abfall von der Kirche führt am öftesten auch zum Abfall vom Staate; es ist nur eine Inkonsequenz, wenn es nicht dahin kömmt. Gott hat auf Erden eine doppelte Gewalt eingesetzt, die geistliche und die weltliche. Denn was die geistliche Gewalt betrifft, wurde sie im alten Bunde auf Befehl Gottes dem Stamme Levi anvertraut, und Aaron als Oberpriester an seine Spitze gesetzt. Num. 1, 3. Dieser Stamm sorgte für die geistlichen Bedürf-

nisse des Volkes, versah den Altardienst und übte das geistliche Richteramt aus. Im neuen Bunde vereinigte Jesus Christus in seiner Kirche die Fülle der Gewalt in sich. Bei seiner Rückkehr in den Himmel aber übertrug er diese seinen Aposteln, indem er sprach: Wie mich der Vater gesendet hat, so sende ich auch euch. Die Apostel traten in die Stelle Jesu ein, und waren mit derselben Vollmacht ausgerüstet, welche Jesus selbst von seinem Vater überkommen hatte. Sie bildeten mit ihrem göttlichen Lehrmeister, so zu sagen, nur Eine Person. Daher sagt auch Jesus von ihnen und in ihnen auch von allen ihren Nachfolgern: Wer euch höret, der höret mich. Wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der verachtet den, der mich gesendet hat. Luk. X, 16. Das geistliche Regiment war also in die Hände der Apostel und ihrer Nachfolger gegeben. Sie übten es auch aus; denn der heil. Apostel Paulus verstößt nicht nur den blutschänderischen Korinther aus der Kirche und verbietet den Gläubigen mit boshaften Menschen einen Umgang zu haben (I. Cor. V. 5, 11.), sondern er sagt auch von sich, die Macht, jeden Ungehorsam zu rächen, in seiner Hand zu haben (II. Cor. X, 6.); er schreibt an seinen Schüler Titus, daß er die Kretenser mit seiner ganzen Macht ermahnen und bestrafen soll (Tit. II, 15.); er verlangt ausdrücklich Unterwürfigkeit, indem er im Briefe an die Hebräer (XIII, 17.) sagt: Seid euern Vorstehern gehorsam und unterthänig; denn sie wachen für euere Seelen, indem sie Rechenschaft dafür geben müssen. In derselben Weise wurde die geistliche Gewalt von den Nachfolgern der Apostel, den Bischöfen, ausgeübt, an deren Spitze der römische Papst stehet; denn wie im alten Bunde Aaron und seine Nachkommen der Einheitspunkt der jüdischen Priesterschaft waren, so stellte Jesus Christus in seiner Kirche den heil. Petrus und seine Nachfolger an die Spitze der Apostel und Bischöfe. Diese Alle haben ihre Sendung nicht von Menschen, sondern durch die Apostel von Christus erhalten. Sie sind Gewaltträger Gottes; denn es heißt von den Bischöfen ausdrücklich, daß sie der heilige Geist aufgestellt habe, die Kirche zu regieren (Act. XX, 28.), und daß sie nicht aus eigener Macht, sondern an Christi Statt handeln (II. Cor. V, 20.).

Diese kurzen Andeutungen genügen, um einzusehen, daß die

geistliche Gewalt ein Ausfluß göttlicher Rechte sei. Hinwiederum ist aber auch das weltliche Regiment von Gott gegeben; denn im Buche der Weisheit heißt es: Höret, ihr Könige, und merket es! Vernehmet es, ihr Richter auf Erden! Nehmet es zu Ohren, die ihr über die Menge herrschet, die ihr euch erhebet über die Völker. Von dem Herrn ward euch gegeben die Macht und die Gewalt von dem Höchsten (Weish. VI.). Und der Apostel Paulus schreibt: Jedermann sei der höhern Gewalt unterthan; denn es gibt keine obrigkeitliche Gewalt, außer von Gott; wo eine solche ist, da ist sie von Gott verordnet. Wer sich daher ihr widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes.... Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin. (Röm. III. 1, 2. 4.)

Ist es demnach gewiß, daß die geistliche sowohl als die weltliche Gewalt von Gott kömmt, so müssen beide schon ihrem Ursprunge nach innig verbunden seyn. Sie kommen ja beide aus Einer Quelle; sie verhalten sich wie zwei Schwestern zu einander. Es geziemt sich aber nicht, daß Geschwisterte sich einander in die Haare fallen, sich gegenseitig verfolgen und zu unterdrücken suchen. Ein solch widernatürlicher Krieg muß das Vaterherz selbst schwer verwunden; denn die Eltern sind nicht gleichgiltig bei dem Wohl oder Wehe ihrer Kinder. — Beiden Gewalten ist aber auch in den verschiedenen Sphären, in welchen sie sich bewegen, ein und dasselbe Ziel vorgesteckt. Sie sollen beide dazu ihre Kräfte vereinen, um die Ehre Gottes und die Wohlfahrt der Menschen zu befördern. Sie sind also sowohl ihrem Ursprunge als ihrer Bestimmung nach innig verbunden; sie verhalten sich wie Leib und Seele zu einander; eine soll die andere in ihren Absichten fördern. Der Staat soll der Kirche Schutz verleihen; die Kirche aber dem Staate gehorsame und treue Unterthanen bereiten, die, wie der heil. Paulus sagt, sich nicht bloß aus Furcht, sondern des Gewissens wegen unterwerfen.

Daß dieses das natürliche Verhältniß zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt sei, lehrt uns auch der Lauf der Geschichte. Ursprünglich, im Paradiese nämlich, herrschte Gott unmittelbar unter den Menschen. Nach der Sünde aber übten die Patriarchen, wie schon ihr Name sagt, im Auftrage Gottes und an seiner Statt die Herrschaft auf Erden aus. Mit ihnen, wie mit Noe, Abraham, Isaak u. s. w., verkehrte Gott unmittelbar und gab ihnen

die Aufträge und Offenbarungen, welche sie dem übrigen Volke mittheilen sollen. Sie erscheinen demnach als Stellvertreter Gottes. Und was für das innige Verhältniß zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Regiment bezeichnend ist, in ihrer Person waren beide Gewalten vereint. Der Fürst des Stammes war zugleich auch der Priester desselben. Erst mit Aaron trat eine gewisse Scheidung beider Gewalten ein; denn ihm und dem Stamm Levi wurde ausschließlich der Heilsdienst übertragen, und zugleich Tod und Verderben Jenem angedrohet, der sich künftig eine geistliche Verrichtung anmaßen würde. (Num. III, 10.) Aber auch jetzt, wo die beiden Regimenter mehr auseinander gehalten wurden, erscheinen sie dennoch im innigen Verbande und vergaßen ihres gemeinschaftlichen Ursprunges nicht. Ja die weltliche Macht räumte der geistlichen Gewalt vom Anfange an eine Art Vorzug ein, erkannte ihre größere Bedeutung, und ließ sich gerne von ihr höhere Weihe und Kraft geben. Als dem Moses ein Nachfolger gegeben werden sollte, und Gott den Josue sich dazu auserſehen hatte, mußte ihm Moses die Hände auflegen, und ihm so seine, von Gott erhaltene Gewalt mittheilen; er mußte ihn aber auch vor Eleazar, den Hohenpriester, stellen, und es ihm einschärfen, daß er in wichtigen Dingen gemeinschaftlich mit dem Hohenpriester handle. Denn also lautet der Ausspruch Gottes: Soll etwas geschehen, so soll Eleazar, der Priester, den Herrn berathen. Nach seinem Worte soll er (Josue) ausziehen, und alle Söhne Israels mit ihm und die ganze Gemeine. (Num. XXVII, 21.) Daß die ersten Könige über das Volk Israel, Saul und David, vom Propheten Samuel gesalbt worden sind, erzählt uns die heilige Geschichte, und daß auch unsere christlichen Regenten es nicht verschmähen, zur Kirche zu kommen und von ihr sich salben und krönen zu lassen, ist eine bekannte Thatsache.

Es ist demnach erwiesen, daß Kirche und Staat nicht zwei feindselig einander gegenüberstehende, sondern freundschaftlich verbündete Mächte sind. Die ausgezeichnetsten und weisesten Regenten *haben dieses* auch nie verkannt. Sie waren weit entfernt, der kirchlichen Gewalt feindselig zu begegnen, sie haben sich vielmehr dieser in geistlichen Dingen selbst unterworfen. Nicht ich, sagt der Kaiser Constantin, der Große, bin Richter über die Bischöfe, son-

dern die Bischöfe sind über mich Richter. Und Theodosius, der Große: Es ist ein frevelhaftes Wagestück, daß derjenige, welcher nicht selbst Bischof ist, sich in die kirchlichen Angelegenheiten einmischt. Hingegen erachteten sie es als eine heilige Pflicht, der Kirche Schutz und Schirm angedeihen zu lassen, und einen Ungehorsam gegen sie strenge zu ahnden. Dieß that Constantin, der Große, indem er der Kirche jeden Schutz in seinem ausgedehnten Reiche angedeihen ließ, und durch sein Hinzuthun das allgemeine Concilium von Nicäa zu Stande kam, wo der Irrlehrer Arius verdammt wurde, worauf ihn der Kaiser sammt seinem Anhange in die Verbannung schickte; dieß that Gratian, der mit all seinem kaiserlichen Ansehen der donatistischen Irrlehre begegnete; dieß that Theodosius, der Große, der durch eigene Gesetze auf gänzliche Abschaffung des heidnischen Aberglaubens drang. In dieselben Fußstapfen traten auch seine Söhne Arkadius und Honorius, und viele ihrer Nachfolger. Uebrigens beweisen auch noch die strengen Gesetze, welche zu verschiedenen Zeiten das weltliche Regiment gegen die Ketzer und Glaubensverfälscher erließ, daß man einen Ungehorsam gegen die Kirche auch als ein bürgerliches Vergehen betrachtete.

Im Abendlande kamen die so eben angedeuteten Grundsätze durch Wiederherstellung des römisch-abendländischen Kaiserreiches zur noch weit größern Ausbildung. Was haben nicht Karl, der Große, Ludwig, der Fromme, Heinrich, der Heilige, Otto, der Große und Andere für die Ausbreitung der Kirche und zur Bestrafung der gegen sie gerichteten Frevel gethan? Insbesonders im Mittelalter war das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, ungeachtet der mannigfaltigen Streitigkeiten, wenigstens der Idee nach am Innigsten. Die Kirche übte damals über alle Gläubige eine vom weltlichen Regiment verschiedene, geistliche Gewalt aus. Diese wurde allgemein anerkannt, auch von ihrer Schwester, der weltlichen Macht. Unerhört war es, sie als eine aus finsterer Zeit herstammende Usurpation zu bezeichnen. In den alten Urkunden heißt es: Zwei Schwerter gibt es auf Erden; das eine verlieh Gott dem Papste, das andere dem Kaiser. Man hielt demnach sowohl die geistliche als weltliche Gewalt für göttlichen Ursprunges und sah beide für Schwestern an, die ihre Kräfte vereinigen müßten, um

das ihnen von Gott vorgezeichnete Ziel zu erreichen. Diesen innigen Zusammenhang zwischen beiden Regimentern sehen wir auch daraus, weil die Kirchengesetze zugleich als Staatsgesetze galten und die kirchlichen Strafen auch für das bürgerliche Leben von den nachtheiligsten Folgen waren. Der Kirchenbann hatte auch die Reichsacht zur Folge und umgekehrt. Selbst der Kaiser, der in den Kirchenbann verfallen war, verlor Krone und Reich, wenn er sich innerhalb Jahr und Tag mit der Kirche nicht wieder ausgesöhnt hatte. Eben dieses innigen Verhältnisses wegen zwischen Kirche und Staat wurde ein Angriff auf jene zugleich für eine Auflehnung gegen diese angesehen. Der Ungehorsam gegen die Kirche wurde noch für strafbarer gehalten, als selbst gegen das weltliche Regiment, weil man in demselben einen unmittelbaren Angriff gegen Gott selbst sah. Dafür zeugen mancherlei Gesetze aus dem Mittelalter, welche die Ketzerei schärfer ahnden, als selbst den Hochverrath. Die geistliche Gewalt wurde überdieß der Ordnung nach für höher gehalten, als die weltliche, ein neuer Grund, warum der Staat einen Aufruhr gegen die Kirche zugleich als gegen sich selbst gerichtet ansehen mußte; denn wenn es solche verwegene Menschen geben konnte, die sich erkühnten, die heiligste Ordnung umzustossen, und sich an Gottes unmittelbarem Stellvertreter zu vergreifen, so konnte ja der weltliche Regent voraussehen, daß man vor ihm um so weniger Scheu haben und ihm bei vorkommenden Fällen um so eher den Gehorsam verweigern werde.

Nach den bisher aufgestellten Grundsätzen sind beide Gewalten, die geistliche und die weltliche, von einander unabhängig und in ihren Sphären jede die höchste; beide stehen aber auch sowohl ihrem Ursprunge als ihrer Bestimmung nach im innigsten Verhältnisse, und dieses innigen Verbandes wegen kann man die eine nicht angreifen, ohne zugleich die andere mehr oder weniger zu berühren. Man kann von der Kirche nicht abfallen, ohne zugleich auch dem Staate gegenüber einen feindseligen Standpunkt einzunehmen. Der Ungehorsam gegen die Kirche ist demnach auch Auflehnung gegen den Staat, und die Ketzerei ihrer Natur nach Revolution.

In den neuern Zeiten haben sich freilich die weltlichen Regierungen eine andere Grundlage gegeben. Sie wollen sich das Ansehen geben, als sei ihnen jede Religion bei den Unterthanen gleich-

giltig. Aber dieser Zustand ist nicht der ursprüngliche und nicht der natürliche; er ist ein von der Gewalt herbeigeführter und von der Nothwendigkeit gebotener. Dieser Grundsatz schadet Niemanden mehr, als gerade dem Staate selbst, indem seine Gleichgiltigkeit gegen die Religion bei den Unterthanen in Gleichgiltigkeit gegen ihn selbst ausartet. Er schneidet sich mit grausamen Messern das eigene Lebensprincip ab; tritt aus seiner Ordnung heraus, verläßt, so zu sagen, seinen göttlichen Ursprung, und wirft sich dem Volke in die Arme. Dadurch wird der ganze Standpunkt verrückt. Die Großen der Erde sind da, wo man am meisten von der alten Ordnung abgewichen ist, nicht mehr die Stellvertreter Gottes, sondern die Repräsentanten des Volkes; ihre Macht erscheint nicht mehr als ein Ausfluß göttlicher Rechte, sondern als eine von der Menge übertragene Gnade. Daher hüten sich die Regierungen gar wohl vor der genauen Durchführung des Grundsatzes, die Religion der Unterthanen sei ihnen einerlei; — sie gestatten ihm keine weitere Ausdehnung, als die Nothwendigkeit es erheischt. Sie erkennen keiner andern Religionspartei die bürgerlichen Rechte zu, als einer solchen, der sie in den hergebrachten Gesetzen bereits garantirt sind. Und auch da interessirt sich die Regierung gewöhnlich um jene Religionspartei am meisten, deren Grundsätze sie angenommen hat.

Die Geschichte weiset es auch nach, daß der Ungehorsam gegen die Kirche auch zum Ungehorsam gegen den Staat geführt, und die Ketzerei häufig in der Revolution geendet hat. Ich hätte lange zu reden, wollte ich alle jene Unruhen erzählen, welche durch die Ketzereien schon in den frühesten Jahrhunderten im römisch-griechischen Kaiserreiche erregt worden sind, wenn die Staatsgewalt nicht auf ihre Seite getreten oder gar gegen sie sich erklärt hat. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts entstand die Sekte der Donatisten. Als der Kaiser Constantin, der Große, entschieden gegen sie auftrat, bemächtigte sich ihrer eine fanatische Wuth. Ganze Schaaren wildbegeisterter Landleute und ihren Herren entlaufener Sklaven durchzogen das Land, brannten vor Begierde zu morden oder gemordet zu werden, störten überall die gesetzliche Ordnung, überfielen Nachts unter dem Rufe „zur Ehre Gottes“ die Häuser der katholischen Geistlichen, zündeten sie an und erschlugen die Einwohner. Das weltliche Regiment mußte scharfe Maßregel gegen ihre Ausschweif-

ungen ergreifen; wiederholt mußten die Soldaten gegen sie aufgeboten werden, und länger als ein Jahrhundert zerriß diese Sekte nicht bloß die Einheit der Kirche, sondern gefährdete auch die Ruhe des Staates.

Die durch Arius in's Leben gerufene Irrlehre brachte das größte Elend über Staat und Kirche, und nur dieses allein möchte schwer zu sagen seyn, welchem von beiden sie tiefere Wunden geschlagen hat. Hat sie nicht mehre Jahrhunderte hindurch den Erdkreis mit Blut getränkt? Hat sie nicht insbesonders das römische Reich schon damals an den Abgrund des Verderbens gebracht? Hat sie nicht alle Ordnung aufgelöset, die Einheit des Staates in hunderterlei Parteien getheilet, allen Gemeinsinn zerstört, alle bürgerlichen Verhältnisse zerrissen, allen Frieden hinweggenommen, und die Fackel des Hasses und der Feindschaft, des Neides und der Zwietracht, der blutigsten Verfolgung und der schreiendsten Ungerechtigkeit lichterlohe aufbrennen lassen? Welch ein Bild der Verwirrung und der Zerrissenheit bietet das römische Gemeinwesen unter einem Constantius oder Valens dar? Und soll ich noch von dem nachtheiligen Einfluß reden, welchen die übrigen Sekten im Morgenlande auf das öffentliche Wohl ausübten? Ist durch sie nicht auch der Staat in einen fortwährenden Kampf und gleichsam innern Krieg verwickelt worden? Welche Störungen veranlaßten nicht die Irrlehre des Nestorius, des Eutyches und Anderer in der bürgerlichen Ordnung!

In spätern Jahrhunderten ist es nicht anders geworden. Wie wir bereits vernahmen, verursachten die Albigenser, die Hussiten u. s. w. blutige Kriege, wodurch das weltliche Regiment großen Schaden erlitt. Die Reformation aber förderte ebenso sehr die Revolution, als sie die kirchliche Einheit zerriß. Luther war nicht bloß Reformator, sondern auch Revolutionär. In seinen Schriften hat Luther nicht nur auf die verächtlichste Weise von den Fürsten gesprochen, sondern oft geradezu dem Aufruhr das Wort geredet. Er scheut sich nicht, die Gewaltträger Gottes auf Erden große Narren, arge Buben, Gottes Stockmeister und reiche Henker zu nennen. Er droht, daß das Volk sich nicht länger mehr ihre Herrschaft gefallen lassen, und ihr drückendes Joch abschütteln wird. (Uhlenberg I. B. S. 145.) Er predigt offenbar Aufruhr, indem er

sagt: Folgen wir den Fürsten aus keiner Rücksicht, sei es zum Streit oder zur Beisteuer gegen die Türken, indem der Türke zehnmal verständiger und gerechter ist, als unsere Fürsten. (Ebend. S. 168.) Ein anderes Mal befiehlt er geradezu den Regentenmord, wenn er sagt: Regenten, Fürsten und Herrn, die den Geschwüren der römischen Sodoma zugehören, soll man mit allerlei Waffen angreifen, und in ihrem Blute sich die Hände waschen. (Nachlese aus Dr. Martin Luther's Schriften S. 235.) Er verwirft selbst alle Obrigkeit, indem er sagt: Unter den Christen kann und soll keine Obrigkeit seyn. Aus diesem Grunde haben wir, und wollens unverhindert haben, daß wir Herren sind über alle päpstliche und menschliche Lehre und Gebot, und soll in unserm Willen und Gefallen stehen, ob wir sie halten wollen oder nicht. Ebend. S. 608. Es wäre zu wundern, wenn solche Aeußerungen nicht ihre Früchte getragen, und Aufruhr und Revolution nach sich gezogen hätten. Welch blutige Kriege veranlaßte in der That die Reformation nicht in unserm Deutschland? Der sogenannte Bauernkrieg, und später der dreißigjährige Krieg — wurden sie nicht von den Protestanten veranlaßt? Hat die Reformation nicht insbesonders in Schottland recht deutlich den Charakter der Revolution angenommen, und die rechtmäßige Königin Maria Stuart um Thron und Leben gebracht? Es wird daher auch von geistreichen Schriftstellern die Reformation für die Vorläuferin der Revolution erklärt.

15. Ein Wort über Conversionen.

Es ist eine freudige Erscheinung, wenn eine von der Kirche getrennte Seele dem Zug der Gnade folgt, der Wahrheit Zeugniß gibt, und aus innerm Drange und Herzensbedürfnisse in die Kirche Jesu zurückkehrt. In einer solchen Stunde feiern die Engel des Himmels einen Triumph, und es erfüllt sich das Wort des Herrn, daß über eine solche Seele im Himmel eine größere Freude ist, als über viele andere, die bereits der Kirche schon angehören. Allein diese Feste sind leider oft nur scheinbar, indem es traurige Wahrheit ist, daß manche Conversionen nicht aus Ueberzeugung und im Durste nach Wahrheit, sondern oft aus ganz andern Beweggründen erfolgen. Der Schreiber dieser Zeilen hat sich in seiner frühern Stellung hierin eine reiche Erfahrung gesammelt, und in Folge

davon kann er seinen Amtsbrüdern in diesem Geschäfte nicht genug Vorsicht empfehlen, auf daß nicht in der Hoffnung, ein verirrtes Schäflein in den Schafstall Christi zurückzuführen, in der Wirklichkeit ein gräulicher Wolf in denselben eingelassen wird. Laue und Aergerniß gebende Gemeindemitglieder haben wir ohnehin genug in der Kirche Jesu, und es ist nicht rathsam, ihre Zahl durch voreilige Aufnahme draußen Stehender noch zu vermehren. Daher soll dem wirklichen Uebertritte nicht bloß der gehörige Unterricht vorhergehen, sondern auch eine aufmerksame Prüfung, und zwar weniger bezüglich der Kenntnisse, als vielmehr hinsichtlich der Motive, der Sitten und des Wandels der Convertiten.

Wenn sich daher ein außer der Kirche Stehender zum Uebertritt in dieselbe meldet, so soll der Seelsorger zunächst die Beweggründe für diesen Schritt zu erforschen suchen, und ihn vorläufig in Unterricht nehmen. Während der Zeit des Unterrichts, der jedenfalls, wenn nicht Gefahr auf Verzug ist, wie z. B. im Falle einer ernstlichen Krankheit, mehre Wochen dauert, wird sich ein kluger Seelenhirt leicht überzeugen, ob der Neuling es verdient, in die Kirche aufgenommen zu werden. Ist diese Frage entschieden, und der Convertit gehörig unterrichtet, so ist ohnehin die Sache der einschlägigen, oberhirtlichen Stelle vorzulegen, und gemäß erhaltenen Bescheides in der Angelegenheit zu verfahren. Zu bemerken kömmt noch, daß der Convertit, wenigstens in Bayern, seinen Austritt aus seiner bisherigen Religionspartei vor dem einschlägigen, protestantischen Pfarrer persönlich zu erklären und das darauf bezügliche Zeugniß zu erholen hat; letzteres wird durch eine protokollarische Erklärung zweier Zeugen, die bei der Austrittserklärung gegenwärtig waren, ersetzt.

Hinsichtlich des Alters des Convertiten haben zwar die Staatsregierungen gesetzliche Bestimmungen gegeben. In Preußen, Würtemberg, Hannover, Hessen-Darmstadt ꝛc. ist zur Conversion das vierzehnte Lebensjahr festgesetzt; in Oesterreich, Baden, Churhessen das achtzehnte; in Bayern und Sachsen das einundzwanzigste. Aber es ist selbstverständlich, daß der Staat nur bezüglich der bürgerlichen Folgen eines solchen Schrittes Gesetze gebe; die Conversion selbst aber, welche Sache innerer Ueberzeugung des Einzelnen ist, durchaus nicht bis zur Erreichung eines bestimmten Alters

suspendiren kann. Dieß wäre ebenso sehr ein Eingriff in die Rechte der Kirche, die allein zu bemessen hat, welche Individuen zur Aufnahme in ihren Schooß würdig sind, und zu welcher Zeit sie es sind; als auch ein nicht zu rechtfertigender Gewissenszwang bezüglich derer, welche konvertiren wollen. Der Staat kann, sagt der Kanonist Permaneder, nur die bürgerliche Giltigkeit und Rechtsbeständigkeit des Religionswechsels an ein gewisses Alter binden, nicht aber die Conversion eines Minderjährigen und dessen Aufnahme in die von ihm gewählte Confession, als einen durch das abgelegte Glaubensbekenntniß und den Empfang des heiligen Abendmahles besiegelten, rein kirchlichen Akt, exautorisiren und für nichtig erklären. Er kann einen solchen Uebertritt vor dem erreichten, staatsgesetzlichen Alter bezüglich der hieran geknüpften bürgerlichen Wirkungen als zur Zeit noch ungeschehen betrachten und behandeln, aber weder den Convertiten zwingen, die Bestätigung seiner nunmehrigen Ueberzeugung zu suspendiren und den frühern Glauben, den er im Herzen aufgegeben, äußerlich noch einige Jahre zu heucheln; noch auch den Geistlichen, der demselben auf dessen inständiges Verlangen Unterricht ertheilt und ihn nach hinlänglicher Vorbereitung in seine Kirche aufgenommen hat, bestrafen, da dieser nichts gethan, als wozu ihn ein ausdrückliches und staatsgesetzlich anerkanntes Dogma seiner Kirche verpflichtet.

16. Historische Bemerkungen über die Ketzereien und Spaltungen in der Kirche.

I. Die judaisirenden Sekten. Sie vermengten das Christenthum mehr oder weniger mit jüdischen Meinungen; theilten sich aber unter sich wieder in Parteien; denn es gab

1) die Ebioniten. Sie lehrten, daß der himmlische Messias, Christus, der schon durch den ersten Menschen die ächte Religionsübung auf Erden gegründet und durch die Propheten wieder hergestellt hat, bei der Taufe im Jordan sich mit dem Menschen Jesus vereiniget habe, um das geläuterte Judenthum zur allgemeinen Religion zu erheben. Sie erklärten das mosaische Gesetz für streng verbindlich und übten die Ascese der Essäer. Sie hatten das sogenannte Evangelium der Hebräer, und waren Feinde des heil. Paulus, den sie als einen Abtrünnigen erklärten.

2) Die Nazaräer hatten ein weniger verstümmeltes Evangelium, erkannten die übernatürliche Geburt Jesu, ohne aber seine Gottheit zuzugeben, und ließen auch den heil. Paulus als Apostel der Heiden gelten; hielten aber an manchen jüdischen Meinungen fest.

3) Die Elxoiten stimmten in ihren Lehrsätzen größtentheils mit den Ebioniten überein; sie trieben überdieß magische Künste und erklärten zur Zeit der Verfolgung den äußern Abfall bei innerer Bewahrung des Glaubens für erlaubt.

Die judaisirenden Sekten fanden außer Palästina keine Verbreitung.

II. Die gnostischen Sekten. Das Gemeinschaftliche der gnostischen Sekten ist: Der Dualismus, wornach dem höchsten Gott eine ewige, formlose Materie, die zugleich Quelle des Bösen ist, gegenüber steht; die Emanation der Aeonen aus Gott; die Bildung der niedern Welt durch den aus dem Pleroma verstoßenen Demiurgen; die Bestimmung der aus dem Pleroma in die Materie versunkenen Seelen sich durch Bekämpfung der letztern wieder zum Lichtreiche zu erheben. Der Gott des alten Testaments galt den Gnostikern für den Demiurg, und das Judenthum betrachteten sie als seine Offenbarung. Dabei gingen sie auseinander. Die Einen sahen im Demiurg noch ein dem guten Gott dienendes Wesen und im Judenthume eine Voranstalt für das Christenthum; die Andern betrachteten den Demiurg als ein dem höchsten Gott feindselig gegenüberstehendes Wesen, und verwarfen daher auch das alte Testament. Christum hielten die Gnostiker für einen aus dem Pleroma vom höchsten Gott gesandten Aeon, der die Menschen nicht durch sein Leiden, welches nur scheinbar war, sondern durch seine Lehre erlöste. Die Gnostiker leugneten also unter Andern die Schöpfung, die Inkarnation, die Auferstehung der Leiber, die Erlösung durch den Tod des Gottmenschen Jesu; sie übten oft eine unnatürlich strenge Ascese, setzten der kirchlichen Tradition eine geheime, von Christus und seinen Aposteln nur einzelnen Auserwählten mitgetheilte Ueberlieferung entgegen, und gebrauchten die heilige Schrift mit größter Willkühr, sie verwarfen auch ganze Bücher und setzten andere, erdichtete an ihre Stelle.

Die Gnostiker hatten verschiedene Häupter und gingen daher in mehre Parteien auseinander. Ein Vorläufer des Gnosticismus

ist Simon der Magier, der sich für eine aus dem höchsten Gott ausgeflossene Kraft, und seine Gattin Helena als die von ihm zu erlösende Weltseele ausgab. — Die Nikolaiten, welche den Diakon Nikolaus als ihren Stifter verehren, lehrten, man müsse sich der bösen Lust hingeben, um dadurch die Gewalt des Fleisches zu brechen. — Cerinthus vereinigte gnostische und ebionitische Irrthümer in seinem Lehrsystem, und huldigte zugleich dem Chiliasmus. — Basilides, Stifter einer sehr verbreiteten Sekte, lehrte, der Judengott Archon habe aus Keimen vom Lichtreiche und mit der dem Reiche der Finsterniß angehörenden Materie die sichtbare Welt gebildet; zur Erlösung der in der Materie gefangen gehaltenen Seelen sei der Nus, die höchste, göttliche Kraft gesandt worden, der sich bei der Taufe mit dem Menschen Jesus vereinigte, und den gefallenen Lichtwesen, deren Läuterung durch die Seelenwanderung geschehe, den bisher verborgenen Gott offenbarte. Ein Zweig der spätern Basilidianer lehrte, daß nur Simon von Cyrene unter der Scheingestalt des Erlösers gekreuziget worden sei, und billigte die Verleugnung des Gekreuzigten; auch huldigten sie durch Fröhnung ihrer Leidenschaften antimonistischen Grundsätzen. — Nicht viel von Basilides verschieden war das System des Doketen Saturninus; übrigens enthielten sich seine Anhänger auch der Ehe und des Kindererzeugens, da beides vom Satan herrühre.

Einer der bedeutendsten Gnostiker ist Valentinus. Nach seiner Lehre sind dreißig, theils männliche theils weibliche Aeonen vom höchsten Gotte emanirt. Ein vom letzten Aeon, der Sophia, erzeugtes und aus dem Pleroma herabgesunkenes Wesen, die Achamoth, beseelte die Materie und brachte dreierlei Wesen hervor: die pneumatischen, die psychischen und hylischen Menschen. Der psychische Demiurg bildete eine neue Welt als unvollkommenes Abbild des Pleroma und herrschte darüber, während der Satan, als König des Reiches der Hyle, hier auf Erden herrscht. Der Demiurg, der Gott der Juden, verhieß den Seinigen einen psychischen Messias, mit welchem sich bei der Taufe im Jordan der Aeon Jesus oder Soter verband, und die Erlösung vollbrachte, indem er die psychischen Menschen von der Gewalt des Bösen, die pneumatischen von der Herrschaft des Demiurgen und dessen jüdischen Satzungen befreite. Die Kirche ist nach der Lehre des Valentinus nur eine

Anstalt für die Psychiker. Am Ende der Zeiten kehren die pneumatischen Naturen mit dem Soter und seiner Gattin Achamoth in's Pleroma zurück; der Demiurg genießt mit seinen Psychikern in der mittlern Welt eine beschränkte Seligkeit; die Materie aber und das Böse gehen im Feuer auf. Cf. Döllinger's Kirchengeschichte.

Noch waren Häupter gnostischer Sekten: Markus, Sekundus, Herakleon, welche dem System des Valentinus folgten; Bardesanes, Tatian, von welch Letzterm die Enkratiten stammen. Karpokrates und sein Sohn Epiphanes erklärten die Versenkung des Geistes in die Monas als höchste Gnosis. Marcion schuf sich wieder ein eigenes System, verwarf die Auferstehung der Leiber, forderte strenge Enthaltung, auch von der Ehe, beschuldigte die Kirche des Rückfalls in das Judenthum, indem nur der heil. Paulus das Evangelium rein verkündet hätte. Er nahm von der neutestamentlichen Schrift nur zehn Briefe Pauli und das Evangelium des heil. Lukas an, aber jene und dieses nach seiner Lehrweise verstümmelt. Diese Sekte war kirchlich organisirt und hatte ihre Bischöfe und Priester, erhielt sich auch bis in das sechste Jahrhundert.

Andere gnostische Sekten sind: Die Ophiten, von denen einige Zweige die Schlange, in deren Gestalt Christus im Paradiese selbst den Menschen erschienen sei, verehrten; die Sethianer betrachteten Seth, der in Christus wieder gekommen, als den Stammvater der Pneumatischen; die Kainiten ehrten alle in der heil. Schrift als Missethäter dargestellten Menschen als pneumatische Naturen.

III. Die Manichäer. Der Stifter dieser Lehre ist der Perser Mani, der im Jahre 277 auf Befehl des Perser-Königs Bohram hingerichtet worden ist. Der Manichäismus, der mit den Gnostikern verwandt ist, nimmt zwei Urwesen an, nämlich ein gutes und böses Princip, und huldigt daher dem Dualismus. Weiter entwickelt sich diese Lehre dahin: Gott mit seinem Lichtreiche und seinen Aeonen, und der Satan mit seinem Reiche der Finsterniß und seinen Dämonen standen von Ewigkeit her sich einander gegenüber. Im Kampfe durchdrangen die Mächte der Finsterniß das Lichtreich, und dadurch entstund eine Mischung der dadurch bildungsfähig gewordenen Hyle und des Lichtstoffes. Der vom Lichtgott emanirte, lebende Geist bildete nun die sichtbare Welt, in welcher jedes Wesen um so vollkommener ist, je mehr Theile vom

Lichtreiche es enthält. Der Mensch, welchen der Archon zur Festhaltung der gefangenen Lichttheile erzeugte, ist ebenfalls ein Gemisch von dem Himmel und der Hölle entnommenen Theilen. Das Weib gaben ihm die Dämonen, um durch Zeugung die ihm inwohnende Lichtseele zu zersplittern und ihr durch solche Schwächung die Befreiung zu erschweren. Die erste Begattung war daher die erste Sünde. Der Erlöser Christus sucht aber von der Sonne aus alle in der Welt zerstreuten und gefangenen Lichtelemente zu läutern und an sich zu ziehen. Mit einem Scheinkörper war er auf die Welt gekommen, um als Lehrer den Seelen zu zeigen, wie sie in ihre himmlische Heimath zurückkehren könnten. Das Judenthum ist ein Werk des Archon, und aus den Propheten redete der Lügengeist; auch das neue Testament ist vielfältig verfälscht und unterschoben. Mani ist der von Christus verheißene Paraklet, um die wahre Religion herzustellen. Die Ehe verbot Mani als etwas Sündhaftes, weil durch die Fortpflanzung die Theile des Lichtreiches immer mehr zersplittert würden; auch in anderer Beziehung hatten wenigstens die sogenannten Auserwählten eine strenge Ascese zu üben, so war ihnen der Genuß des Weines und der animalischen Nahrung untersagt. Eingeleitete Untersuchungen haben dargethan, daß die Manichäer eine schändliche, unnatürlich frevelhafte Eucharistie begingen. Cf. Döllinger's Kirchengeschichte.

IV. Die Antitrinitarier. Von den vorzüglichsten Antitrinitariern: Noetus, Sabellius, Paul von Samosat ist bereits B. IV. S. 435 gehandelt. Cf. auch den Artikel Jesus.

V. Die Montanisten. Der Phrygier Montanus und die beiden Frauen Priscilla und Maximilla behaupteten, die Organe zu seyn, durch welche der heilige Geist das christliche Leben und die kirchliche Disciplin zur Vollendung führe; das Reich Gottes sollte durch ihre Offenbarung erst seine Vollendung erhalten. Die Montanisten übten strenges Fasten, gewährten für schwere Sünden nach der Taufe keine Vergebung, erlaubten keine zweite Ehe mehr, und gaben auch nicht zu, daß sich der Christ der Verfolgung durch Flucht oder Verbergung entziehen dürfe. — Der Montanismus hatte seinen Hauptsitz in Phrygien; doch verbreitete er sich auch nach dem Abendlande, wo Tertullian sein eifrigster Vertheidiger wurde.

VI. Die Novatianer bildeten eine schismatische Partei,

deren Lehrsatz war, daß die Lösegewalt der Kirche sich nicht auf Todsünden erstrecke; sie sagten ferner, daß die Kirche, da sie schwere Sünder zur Gemeinschaft zulasse, entweiht sei, und daß daher nur sie, weil die Reinen, auch die ächt apostolische Kirche seien. Sie gingen zuletzt in ihrem Wahne so weit, daß sie die von der katholischen Kirche gespendete Taufe verwarfen.

VII. **Die Chiliasten, der Paschafeier-Streit, die Taufe von Häretikern.** Frühzeitig fand im Christenthume die jüdische Vorstellung von einem tausendjährigen Reiche Christi auf Erden, welches der allgemeinen Auferstehung und dem letzten Gerichte vorhergehen würde, Eingang. Nicht bloß ketzerische Sekten, wie die Montanisten, erklärten sich für den Chiliasmus, sondern auch einige rechtgläubige Väter huldigten ihm in einer mildern Form, so z. B. Justinus und Irenäus, und später Laktantius und Methodius. Indeß kam der Chiliasmus nie zur allgemeinen Geltung und nach der nizänischen Synode kommt er überhaupts nur noch selten vor.

Bezüglich der Osterfeier ist zu bemerken, daß die kleinasiatischen Christen die Gedächtnißfeier des Leidens Christi immer am 14. Nisan begingen, und drei Tage darnach das Fest seiner Auferstehung feierten; die übrigen Kirchen aber feierten die Auferstehung immer an einem Sonntage. Schon der heil. Polykarp besprach sich in dieser Angelegenheit mit dem Papste Anicetus im Jahre 162, ohne jedoch eine Einigung zu erzielen. Gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts wurden in dieser Sache mehre Synoden gehalten, und Papst Viktor drohte den Kleinasiaten mit dem Bann; allein ungeachtet diese von ihrem Gebrauche nicht abließen, kam es doch nicht zur Ausführung dieser Drohung und die Verschiedenheit bestand fort.

In Kleinasien und Afrika machte sich in der Mitte des dritten Jahrhunderts die Meinung geltend, daß die von Ketzern oder Schismatikern gespendete Taufe ungiltig sei, und namentlich sprachen dieses zwei unter dem Vorsitz des heil. Cyprian gehaltene, afrikanische Synoden im Jahre 255 u. 256 aus. Dagegen erklärte sich Papst Stephanus, der auch einer häretischen Taufe, wenn sie im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und nach Vorschrift der Kirche ertheilt wird, die Giltigkeit vindicirte. Der darüber entstandene Streit wurde durch den Tod des Stephanus und des Cyprian

abgebrochen, und es scheint nicht zur Aufhebung der Kirchengemeinschaft gekommen zu seyn.

VIII. Die Donatisten. Diese Spaltung hatte ihren Grund in persönlichen Zwistigkeiten, indem einige numidische Bischöfe den Mensurius nicht als Bischof von Carthago anerkennen wollten, da er zur Zeit der diokletianischen Verfolgung die heiligen Bücher ausgeliefert hätte. Als nach dem Tode des Mensurius sein Diakon Cäcilian zu seinem Nachfolger gewählt wurde, kam die Trennung zum Ausbruch. Den Namen Donatisten bekamen sie von Donatus, Bischof von Casä Nigrä, einem Haupturheber der Partei. Diese, in ihren Gründsätzen gefährliche Partei behauptete, daß nur jene Kirche die wahre sei, welche keinen offenbaren Sünder in ihrer Gemeinschaft dulde; daß daher nur bei ihnen, die allein die Reinen seien, auch die wahre Kirche wäre. Sie sagten ferners, daß alle außer ihrer Gemeinschaft ertheilten Sakramente ungiltig seien, und darum tauften sie die zu ihnen Uebergetretenen neuerdings; sie gingen so weit, daß sie die heilige Messe der Katholiken als Götzendienst erklärten. — Die sogenannten Circumcellionen unter den Donatisten machten sich schrecklicher Gräuel schuldig. In wahnsinniger Begierde nach dem Martertode reizten, ja zwangen sie Andere, sie zu tödten, und wenn sie dazu Niemanden fanden, stürzten sie sich selbst oft in Abgründe, in die Flammen oder in die Fluthen. Das Leben Anderer schonten sie ebenso wenig, als das eigene. Mit dem Rufe: „Zur Ehre Gottes!" drangen sie des Nachts in die Häuser, und mordeten, was sie erreichen konnten. — Gegen diese Sekte, die in Afrika bei vierhundert Bischöfe hatte, sich aber später selbst in viele Parteien auflöste, von denen eine jede die wahre Kirche seyn wollte, wurden mehre Concilien gehalten; auch die Kaiser erließen gegen sie scharfe Gesetze. Der heil. Augustin bestritt sie mit glücklichem Erfolge, und brachte nicht wenige Donatisten in den Schooß der Kirche zurück, und um die Zeit seines Todes im Jahre 430 war das Schisma dem größern Theile nach erloschen.

IX. Die Arianer und Halbarianer. Hierüber ist das Nöthige bereits B. IV. S. 436 und 437 im Zusammenhalte mit dem Artikel: „Jesus" B. XI. S. 254—257 gesagt.

X. Die Macedonianer. Macedonius, Bischof von Kon-

stantinopel, griff die Gottheit des heiligen Geistes an. Das Historische hievon ist vorgetragen B. IV. S. 437 u. B. VIII. S. 183.

XI. Die Priscillianisten. Dieser Irrlehre liegt der manichäische Dualismus zu Grunde. Nach ihr ist ein böses Urwesen Bildner dieser Welt. Die Seelen, welche göttlicher Natur sind, wurden von Gott aus dem Himmel ausgesandt, um die Mächte des Reiches der Finsterniß zu bekämpfen, aber von diesen überwältiget und in Körper eingeschlossen. Zur Befreiung derselben ist der Erlöser in einem Scheinleibe auf die Erde gekommen. Die Priscillianisten verabscheuten den Gebrauch der Ehe, geboten Enthaltung vom Fleische der Thiere und verwarfen die Auferstehung der Leiber. Ihre Geheimnisse sollen nicht minder schändlich gewesen seyn, als die der Manichäer; auch heuchelten sie oft äußerlich, als wären sie Katholiken, und bedienten sich dabei der Lüge und selbst des Meineides. — Ihr vorzügliches Haupt ist Priscillian, wovon sie auch den Namen erhielten. Gegen sie wurden zu Saragossa, zu Bordeaux u. s. w. Concilien gehalten. Auf kaiserlichen Befehl wurden Priscillian und mehrere Andere im Jahre 385 hingerichtet. Aber sowohl der Papst Siricius als die angesehensten Bischöfe des Abendlandes mißbilligten diese Härte. Es wurde in der That auch nichts dadurch gewonnen, sondern die Sekte nahm vielmehr zu, und erhielt sich noch lange; denn eine Synode von Braga im Jahre 563 gab noch dagegen Gesetze.

XII. Noch einige kleinere Sekten und Parteigänger aus dieser Zeit sind: Die Euchiten oder Messalianer, und von ihrem Oberhaupte Adelphius auch Adelphianer genannt, lehrten, daß ein jeder Mensch von Geburt aus unter der Herrschaft eines von seinen Voreltern ererbten Dämons stehe, der nur durch unabläßliches Gebet ausgetrieben werden könne, worauf der heilige Geist sich der Seele bemächtige und sie völlig unsündlich mache. Sie erklärten den Empfang der Sakramente für gleichgiltig; verwarfen das Fasten, und selbst die Handarbeit, da für ein Glied ihrer Sekte nur das Gebet sich gezieme. — Die Audianer, deren Stifter Audius war, feierten Ostern mit den Juden, hatten anthropomorphistische oder gar manichäische Vorstellungen von Gott und erließen den Sündern die kanonische Buße, indem sie von ihnen nebst der Beicht nur das Durchgehen zwischen ihren, in zwei Haufen liegenden, hei-

ligen Büchern begehrten. — Helvidius, Jovinian und Vigilantius verwarfen die Vorzüglichkeit des jungfräulichen Standes vor der Ehe. Jovinian ging weiter: er behauptete die Unverlierbarkeit der Taufgnade und die Gleichheit der Belohnungen in der Ewigkeit, zugleich verwarf er das Fasten. Auch Vigilantius war ein Gegner des Fastens, bestritt aber auch zugleich die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, und verwarf die Anrufung ihrer Fürbitte. Bezüglich der seligsten Jungfrau Maria lehrte Jovinian, daß Maria durch die Geburt Jesu aufgehört habe, Jungfrau zu seyn. Helvidius und Bonosus gingen noch weiter, indem sie behaupteten, Maria habe mit Joseph Kinder erzeugt. Der heilige Hieronymus und Ambrosius bekämpften diese Menschen. — In Arabien leugneten die Antidikomarianiten, welche Epiphanius bestritt, ebenfalls die Jungfräulichkeit Mariens, während die Kollyridianerinen sie göttlich verehrten.

XIII. Die Origenistischen Streitigkeiten. Origenes legte in seinen zahlreichen Schriften Aussprüche nieder, in welchen die einfache, christliche Wahrheit durch fremdartige, der kirchlichen Ueberlieferung oft schroff widersprechende Philosopheme entstellt war. So lehrte er zwar eine Schöpfung aus Nichts, nahm aber eine ewige an, indem der uns bekannten Welt eine Reihe anderer Weltbildungen vorausgegangen wäre, und wieder andere auf sie folgen würden. Zuerst hatte Gott eine Welt von ursprünglich ganz gleichen Geistern erschaffen; viele von ihnen haben durch Abkehr ihres Willens von Gott gesündiget. Die Sünde war aber in den einzelnen Geistern graduel verschieden, und dieses ist die Ursache aller individuellen Verschiedenheit unter ihnen. Alle Seelen sind demnach gefallene, himmlische Geister, die zur Läuterung in Körper eingeschlossen worden sind, und zwar dienen den bessern die Sterne des Himmels, den tiefer gefallenen die irdischen Leiber zu Körpern. Der Logos, der vor aller Zeit mit der unsündlichen Seele Christi hypostatisch sich vereinigte, hat in der Zeit einen menschlichen Körper angenommen, und alle gefallenen Geister, also auch die in den Sternen, erlöset. Da jede Strafe nur eine heilende Bedeutung hat, so tritt zuletzt eine allgemeine Apokatastasis ein, indem auch die Dämonen begnadigt werden. — So antikirchlich diese Behauptungen sind, so blieb doch, da sie häufig nur versteckt angedeutet

waren, und nicht jedem Leser auffielen, und man Manches auch auf Schuld der Häretiker schrieb, welche die origenistischen Schriften verfälschten, das Ansehen des großen Mannes bis zu Ende des vierten Jahrhunderts im Ganzen ungeschmälert. Epiphanius und Hieronymus traten um diese Zeit als heftige Gegner des Origenismus auf, während Johannes, Bischof von Jerusalem, und Rufinus Vertheidiger des Origenes wurden. Indeß verdammte auch Papst Anastasius den Origenismus, was auch Bischof Theophilus in Aegypten auf einer Synode im Jahre 400 that.

XIV. Die Pelagianer und Semipelagianer. Davon handelten wir bereits B. IX. S. 573—576.

XV. Der Nestorianismus. Sieh den Artikel: „Jesus“ B. XI. S. 257.

XVI. Der Eutychianismus und die monophysitischen Streitigkeiten. Worin die Irrlehre des Eutyches bestund, haben wir oben im Artikel „Jesus“ auseinandergesetzt; hier tragen wir den historischen Verlauf dieser Sekte nach. In dieser Ketzerei spielte zunächst der herrschsüchtige Dioskor, Patriarch von Alexandrien, eine Rolle. Er wußte es dahin zu bringen, daß im Jahre 449 zu Ephesus eine Synode zu Stande kam, wo er den Vorsitz führte. Es waren wohl auch päpstliche Gesandte zugegen; allein Dioskor wußte die Sache so zu leiten, daß Eutyches losgesprochen, und alle Bischöfe, welche gegen ihn sich erklärten, als Nestorianer verurtheilt wurden. Man ging so weit, daß man selbst Gewalt gegen die rechtgläubigen Bischöfe gebrauchte; denn Soldaten und wüthende Mönche stunden bereit, Jeden, der ihnen auf den Wink des Dioskor preisgegeben wurde, zu mißhandeln. Der Patriarch Flavian von Konstantinopel, und Eusebius, Bischof von Doryläum, die vorzüglichsten Gegner des Eutyches, wurden mit einigen andern, rechtgläubigen Kirchenhirten abgesetzt, und die anwesenden Bischöfe zur Unterschrift dieses Beschlusses mit Gewalt gezwungen. Mit Recht erhielt dieses Concilium den Namen der Räubersynode. Sobald indeß Papst Leo davon Kenntniß erhielt, verwarf er die Beschlüsse dieser Synode, und drang auf Abhaltung eines allgemeinen Conciliums, welches jedoch, da Kaiser Theodosius, von Chrysaphius beherrscht, der Räubersynode ergeben blieb, erst unter Pulcheria und ihrem Gemahl Marcian im Jahre 451 zu

Chalcedon zu Stande kam. Hier wurden die Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten, welche sich Dioskor auf der Räubersynode erlaubte, in's Licht gesetzt; die Synode setzte ihn ab, gab andere, rechtgläubige Bischöfe wieder ihren Kirchen zurück, und verurtheilte den Eutychianismus. Der Streit war indeß noch keineswegs beigelegt. Der Mönch Theodosius, ein eifriger Eutychianer, eilte noch während der Verhandlungen auf dem Concilium zu Chalcedon nach Palästina, und verkündigte allenthalben, daß Eutyches verdammt, Dioskor abgesetzt sei und auf dem Concilium der Nestorianismus triumphire, und entzündete so einen Aufruhr. Dieser Theodosius ließ sich sofort zum Patriarchen wählen und verfolgte mit seinen Mönchshorden alle, die das Concilium von Chalcedon nicht verwarfen. Auch in Alexandrien, wo Dioskor noch eine mächtige Partei hatte, kam es zum Aufruhr; hier hatte sich der Mönch Timotheus als Patriarch aufgedrängt, der sofort die Rechtgläubigen verfolgte, ja selbst ermordete. Zu Antiochien spielte ein anderer Mönch, Peter, der Gerber, die Rolle des Patriarchen und führte den Eutychianismus ein. Bei fortdauernden Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten erließ Kaiser Zeno sein Henotikon, in welchem erklärt war, daß kein anderes Symbolum als jenes von Nicäa mit den Zusätzen von 381 gelten soll, und worin sowohl der Nestorianismus als Eutychianismus verdammt war. Das Henotikon, das vorzüglich durch die Einflüsse des Acacius, Patriarchen von Konstantinopel, in's Leben gerufen wurde, half dem Uebel nicht ab, sondern mehrte nur noch die Parteien; denn jetzt gab es außer den Katholiken und Monophysiten auch noch die Anhänger des Henotikon. Der Streit und die Verfolgungen dauerten fort, bis unter Kaiser Justinus im Jahre 518 eine Wiedervereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirche zu Stande kam, wobei zu Ehren des Conciliums von Chalcedon, wozu sich nunmehr die orientalischen Bischöfe wieder bekannten, ein eigenes Fest eingesetzt wurde, das noch heutigen Tags in der griechischen Kirche gefeiert wird. Aber auch jetzt blieb der Monophysitismus in Aegypten ungebrochen, und daher dauerten die Streitigkeiten auch unter Kaiser Justinian (527—565) fort; denn während er selbst der rechtgläubigen Lehre zugethan war, schützte seine Gattin Theodora die Monophysiten. Sie suchte den römischen Diakon

Vigilius, der die Monophysiten zu begünstigen versprach, auf den päpstlichen Stuhl zu bringen; allein kaum war dieser nach dem Tode des Sylverius rechtmäßiger Papst, so erwies er sich als rechtgläubig und verschmähte es, in die Pläne der Kaiserin einzugehen. Die Verwirrung mehrte sich in der orientalischen Kirche noch durch das neue Hervortreten des Origenismus, der namentlich in den Klöstern Palästina's um sich griff und selbst mehre bischöfliche Stühle in seine Gewalt brachte. — In diese Zeit fällt auch der Streit gegen die sogenannten drei Kapitel. Man versteht darunter die Schriften des Theodor von Mopsveste, des Lehrers des Nestorius; des Theodoret Schriften gegen Cyrillus und den Brief des Ibas von Edessa an den Perser Marin, worin Cyrillus vieler Irrthümer beschuldigt, die Autorität der ephesinischen Synode herabgesetzt und Nestorius entschuldigt wurde. Weil sich die Verfasser dieser Schriften als rechtgläubig auf dem Concilium zu Chalcedon erwiesen, so sahen die Väter des Conciliums von der Verdammung ihrer Schriften ab; dieses aber machten die Eutychianer dem Concilium von Chalcedon zum Vorwurf und protestirten um so mehr gegen die Anerkennung desselben. Auf Veranlassung des Bischofs Theodor, der mehr am Hofe als in seiner Diözese lebte, verdammte Kaiser Justinian die drei Kapitel eigenmächtig und schickte das Edikt unter Androhung der Strafe der Entsetzung an die Patriarchen; dieß geschah im Jahre 544. Der Papst Vigilius protestirte mit den abendländischen Bischöfen dagegen. Indeß wurden diese Schriften auf dem darauf zu Stande gekommenen Concilium zu Konstantinopel näher geprüft, und Papst Vigilius, der auf Bitten des Kaisers nach Konstantinopel gekommen, verdammte sie selbst unter der ausdrücklichen Verwahrung gegen jede Beeinträchtigung der chalcedonischen Synode. Dieß ist das fünfte allgemeine und zweite konstantinopolitanische Concilium, gehalten im Jahre 553. Der Friede wurde auch jetzt nicht hergestellt, sondern es entstund in der morgenländischen Kirche bald eine neue Ketzerei, nämlich die der

XVII. Monotheleten. Hievon ist das nöthige bei Artikel „Jesus" B. XI. S. 260 u. folgd. gesagt.

XVIII. Der Muhamedanismus ist eine außer der Kirche entstandene Sekte. Ihr Stifter ist Muhamed, im Jahre 568 in einer angesehenen, arabischen Familie geboren. Er wurde als Heide

erzogen und trieb anfänglich das Handelsgeschäft, als er bei reifern Jahren den Gedanken faßte, bei seinem Volke vorgeblich die alte Religion, welcher Adam, Noa, Abraham und die Propheten angehangen, unter denen sich auch Christus befunden, wieder herzustellen. Er rühmte sich, in einer Grotte des Berges Hera bei Mekka vertrauliche Unterredung mit dem Erzengel Gabriel zu haben. Endlich im vierzigsten Lebensjahre trat er als ein von Gott gesandter Prophet auf, und fing an öffentlich in Mekka wider den Götzendienst zu predigen. Er bekam anfangs nur bei seinen Verwandten Gehör; aber allmählig fand er größern Anhang. Sobald seine Anhänger sich vermehrt hatten, zwang er die Uebrigen mit Gewalt zur Annahme seiner Lehre. Er machte Mekka zu seinem Hauptsitze, und breitete nunmehr seine Lehre mit Feuer und Schwert aus. Bis zu seinem Tode im Jahre 631 hatte er sich bereits fast ganz Arabien unterworfen. Abu Bekr, einer seiner ersten Schüler, folgte ihm in der Herrschaft und machte neue Eroberungen. Diesem folgten unter dem Namen Kalifen neue Sektenhäupter, welche das persische Reich, Syrien, Aegypten und viele andere Länder eroberten, selbst das griechische Kaiserreich zerstörten und die meisten christlichen Länder verheerten. — Die Lehre des Muhamed ist im Koran, welches Wort so viel als Schrift oder Lesung bedeutet, enthalten. Muhamed will den Koran unmittelbar von Gott selbst erhalten haben. Uebrigens ist der Koran ein Gemisch von jüdischen Gesetzen, christlichen Lehren und andern von Muhamed selbst erfundenen Satzungen, die er vorgeblich von Gott erhalten haben will. Muhamed ließ Moses und auch Jesum als göttliche Gesandte gelten; nur Propheten geringerer Art wären sie gewesen; er selbst aber sei der wahre, große Prophet Gottes, wodurch die Religion erst zur Vollkommenheit gebracht werde. Er lehrte die Einheit Gottes; denn sein Hauptsatz war: Es ist nur Ein Gott, und Muhamed ist sein Prophet. Er behauptet aber in seinem Koran Manches, was Gottes unwürdig ist; so läßt er ihn z. B. lügen. Von einer Dreifaltigkeit in Gott hat er keine Idee. Er glaubt auch an das Daseyn der Engel, legt ihnen aber Leiber bei und hält sie selbst geschlechtlicher Vermischungen fähig. Der Himmel Muhamed's besteht in den rohsinnlichsten Genüssen, wie überhaupts seine Religion der Sinnlichkeit fröhnt, daher sie unter

andern auch die Vielweiberei gestattet. Auch den Aberglauben befördert der Koran. So lassen z. B. die Muhamedaner, welche den Kopf gänzlich scheeren, in der Mitte einen Büschel Haar stehen, indem sie glauben, Muhamed fasse sie nach dem Tode bei demselben und ziehe sie aus der Hölle heraus.

XIX. Die Ikonoklasten oder Bilderstürmer. Sieh den Artikel „Heilige“ B. X. S. 557 u. folgd.

XX. Das griechische Schisma. Frühe begann in der Kirche zu Konstantinopel eine gewisse Eifersucht auf die römische Kirche, d. h. ihren Primat. Schon der Patriarch Johannes legte sich den Namen eines ökumenischen Bischofs bei, wogegen sich Papst Pelagius II., den stolzen Mann zu beschämen, einen Servus servorum Dei nannte. Das Schisma selbst brach unter dem Patriarchen Photius aus; durch die Intriguen des Höflings Bardas, welchen der fromme Patriarch Ignatius wegen seines ärgerlichen Verhältnisses mit seiner Schwiegertochter aus der Kirchengemeinschaft ausschloß, wurde Ignatius von seinem Patriarchenstuhl zu Konstantinopel vertrieben, und durch denselben Bardas der zwar reiche und nicht ungelehrte, aber unbändig stolze und leidenschaftliche Photius zum Patriarchen von Konstantinopel bestimmt. Photius wandte vergeblich alle Gewaltmaßregeln gegen Ignatius an, um ihn zur freiwilligen Entsagung zu vermögen; darüber erzürnt, steigerte sich seine Verfolgungswuth noch höher und traf nicht bloß den Ignatius, sondern auch seine Anhänger. Photius, der fühlte, daß er sich den Tadel Vieler zugezogen, suchte sich nun durch das päpstliche Ansehen zu bestärken, und bat Nikolaus I., er möge Legaten senden, um die letzten Reste der Bilderstürmer zu vernichten; in der That aber, um durch die Legaten die Absetzung des Ignatius zu bewirken. Durch Arglist und selbst durch offene Gewalt brachte man die Legaten dahin, daß sie auf einem Concilium die Absetzung des Ignatius guthießen. Der Papst überzeugte sich bald, daß seine Legaten ihn verrathen hätten und protestirte gegen das Vorgefallene, berief im Jahre 864 ein Concilium im Lateran zusammen, wo Photius abgesetzt und Ignatius als rechtmäßiger Patriarch erklärt wurde. Photius trieb nunmehr seine Verwegenheit so weit, daß er ein Concilium zu Konstantinopel versammelte und den Papst excommunicirte, und um einigen Schein für seine

Handlungsweise zu haben, tadelt er an der römischen Kirche den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, das Fasten am Samstage, den Priester-Cölibat, und die Lehre, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgeht. Als aber der Kaiser Michael im Jahre 867 ermordet worden, und Basilius den Thron bestiegen hatte, verjagte er den Photius, und setzte den Ignatius wieder ein. Im Jahre 869 kam zu Konstantinopel ein Concilium unter dem Vorsitze der päpstlichen Legaten zu Stande, auf welchem Photius mit dem Anathem belegt wurde; zugleich erklärte man die von ihm geschehenen Ordinationen für ungiltig, und gab noch einige andere Verordnungen. Papst Hadrian bestätigte die Verhandlungen dieses Conciliums. Photius wurde während seiner zehnjährigen Verbannung nicht müde, auf das Verderben des Patriarchen Ignatius und seine eigene Wiedereinsetzung zu sinnen. Im Jahre 878 starb endlich der achtzigjährige Ignatius, und wirklich bestieg sofort Photius durch kaiserliche Gunst den Patriarchenstuhl von Konstantinopel wieder. Photius suchte sich sofort die Anerkennung von Seite des Papstes zu erschleichen, und wirklich schien Johannes VIII. geneigt, von den Umständen gedrängt, nachzugeben, und den Photius, wenn er vor einer in Gegenwart seiner Legaten abzuhaltenden Synode wahrhaft Zeichen der Reue gegeben hätte, wieder in die Kirche aufzunehmen. Es wurde auch zu Konstantinopel ein Concilium gehalten, auf welchem aber Photius durch seine und seiner Anhänger Arglist völlig triumphirte. Sobald der Papst Johannes von dem, was auf diesem Afterconcilium vorgegangen, Nachricht erhalten hatte, excommunicirte er den Photius neuerdings, und das Schisma bestund bis zu seinem Tode fort. Auch nach dem Tode des Photius scheint keine aufrichtige Vereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche stattgefunden zu haben, und unter dem stolzen und ränkesüchtigen Michael Cerularius brach das Schisma im eilften Jahrhundert abermals aus. Dieser hochfahrende Mann hatte sich auf schmähliche Weise gegen die Vorschriften der Kanones in den Besitz des Patriarchenstuhls von Konstantinopel zu setzen gewußt, und weil er mit Recht fürchtete, der Papst werde ihn nicht anerkennen, so ging er zum Schisma über. Um seinen Schritt scheinbar zu rechtfertigen, gab er vor, die römische Kirche sei in Irrthümer verfallen; denn sie lehre, der

heilige Geist gehe vom Vater und Sohne zugleich aus, die aus dem Fegfeuer befreiten Seelen genößen vor der allgemeinen Auferstehung vollkommene Seligkeit. Der Papst maße sich das Ansehen eines allgemeinen Hirten an; endlich bediene man sich mit Unrecht bei der Feier der Eucharistie des ungesäuerten Brodes. Da eine Versöhnung, welche der Papst Leo anfangs versuchte, mißlang, so wurde Cerularius excommunicirt; allein das Schisma griff, selbst nachdem er im Jahre 1058 vom Kaiser Isaak Comonenus in's Exil geschickt worden, immer mehr um sich. Es wurden zwar mehrmals Versuche zur Wiedervereinigung gemacht, namentlich auf den beiden allgemeinen Concilien von Lyon. Es wurde auch auf dem letztern vom Jahre 1274 eine vorübergehende Vereinigung erzielt; allein die Griechen kehrten bald wieder zum Schisma zurück. Neue Vereinigungsversuche wurden auf dem allgemeinen Concilium zu Florenz gemacht; aber obschon diese beim Concilium selbst erzielt worden war, so kehrten doch die Griechen nach ihrer Heimkehr, vorzüglich durch die Bemühungen des Erzbischofs Markus von Ephesus, abermals zum Schisma zurück, in dem sie noch heutigen Tags verharren. Aber die Strafe ist ihnen fast auf dem Fuß gefolgt; denn bereits im Jahre 1453 ist Konstantinopel von den Türken erobert worden, und die Griechen geriethen allmählig gänzlich in türkische Botmäßigkeit, und ihre einst so blühende Kirche, welche die Mutter so vieler Heiligen, und die Lehrerin fast der ganzen Welt war, gerieth in Verfall und sank in Unwissenheit und Barbarei.

XXI. Die Irrlehre des Berengarius. Dieser unruhige und zu Neuerungen geneigte Geist fing als Archidiakon zu Angers im Jahre 1047 die wirkliche Gegenwart des Fleisches und Blutes Jesu Christi in der Eucharistie zu bekämpfen an, und zwar wird er, obwohl schon Skotus Erigena im neunten Jahrhundert eine ähnliche Meinung gehegt haben soll, als der Erste angesehen, der dieses Geheimniß angriff. Berengar wurde auf mehren Concilien unter den Päpsten Leo IX., Viktor II., Nikolaus II., Alexander II. und Gregor VII. verdammt; er heuchelte auch öfters Reue und Rückkehr zur Kirche, verfiel aber immer wieder in seine Irrthümer, bis er sich endlich doch am Abende seines Lebens reu-

müthig bekehrte, und im Jahre 1088 mit der Kirche ausgesöhnt in hohem Alter starb.

XXII. Die Petrobrusianer. Ihr Stifter ist Peter von Bruis, der um das Jahr 1118 sein Kloster verließ und nun seine Irrlehre ausbreitete. Er lehrte, daß man die Kinder vor dem Gebrauch der Vernunft nicht taufen dürfe, erklärte die Kirchen und Altäre für überflüßig, verbot die Verehrung des heiligen Kreuzes, verwarf die heilige Messe und die Eucharistie, sowie auch das Gebet für die Verstorbenen. Diese Irrlehre wurde 1119 auf dem Concilium zu Toulouse und unter Innocenz II. auf der zweiten Synode im Lateran 1139 verdammt. Nachdem Peter von Bruis seinen Tod in den Flammen gefunden, trat ein anderer Mönch in seine Fußstapfen, mit Namen Heinrich. Er zog öffentlich herum und predigte namentlich in Toulouse, Bordeaux, Poitiers u. s. w. und stiftete viel Unheil an; denn er reizte das Volk gegen die Geistlichen, so daß es sich gegen sie empörte, und brachte es dahin, daß die Leute weder ihre Kinder mehr taufen ließen, noch selbst die heiligen Sakramente empfingen. Der heil. Bernard brachte viele durch Heinrich verführte Seelen wieder zur Kirche zurück; während Heinrich selbst zuletzt gefangen gesetzt und dadurch unschädlich gemacht wurde.

XXIII. Die Ketzerei des Peter Abälard. Dieser, der in den Romanen durch seine Leidenschaft für Heloise, Nichte des Pariser Domherrn Fulbert, bekannt ist, griff das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit an, indem er lehrte, daß in Gott die Namen Vater, Sohn und heiliger Geist uneigentlich zu verstehen seien. Er behauptete ferners, daß Jesus als Gott und Mensch nicht eine der drei Personen in der heiligen Dreifaltigkeit sei; daß der Mensch ohne Beistand der Gnade das Gute zu thun vermöge; daß wir von Adam nur die Strafe, nicht aber die Schuld der Erbsünde ererben; daß man in Begierden nicht sündigen könne. Abälards Irrthümer wurden im Jahre 1121 zu Soissons und 1140 zu Sens, und hierauf auch vom Papste Innocenz II. verdammt. In diesen Streitigkeiten bethätigte insbesonders der heil. Bernard großen Eifer. Abälard zog sich zuletzt, nachdem er seine Irrthümer widerrufen hatte, in das Kloster zu Clugny zurück, und starb reumüthig.

XXIV. Arnoldus von Brescia sog als Schüler des

Abälard dessen Irrthümer ein, und zog, nachdem er im Jahre 1138 das Mönchskleid genommen, vorzüglich gegen die Geistlichen und Mönche, auch gegen die Bischöfe und selbst den Papst los. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Klerus liegende Güter durchaus nicht besitzen dürfe, sondern von Zehent und freiwilligen Opfern leben müsse. Durch seine Predigten brachte er den Klerus zu Brescia und an andern Orten in solche Verachtung, daß man allenthalben die Geistlichen beschimpfte. Er wurde indeß von Innocenz II. im Jahre 1139 auf dem zweiten lateranensischen Concilium verurtheilt. Arnold kehrte sich aber nicht daran, sondern floh in die Schweiz und richtete im Bisthum Constanz Verwirrungen an. Im Jahre 1145 begab er sich nach Rom und verursachte dort einen Aufruhr des Volks gegen die Cardinäle und selbst den Papst. Endlich wurde er gefangen genommen und öffentlich verbrannt.

XXV. Die Waldenser. Ihr Stifter ist Petrus Waldus, wovon sie ihren Namen führen; sie heißen aber auch die Armen von Lyon, Lollarden, Pikkardisten u. s. w. Sie waren vorzüglich große Gegner des Klerus, und behaupteten, die römische Kirche sei seit dem Papste Sylvester, wo sie angefangen, zeitliche Güter zu besitzen, in Irrthum verfallen; bei ihnen aber, die den Aposteln nachfolgten, sei die wahre Kirche zu finden. Der Papst, sagten sie weiters, sei das Haupt aller Irrthümer; die Bischöfe seien die Schriftgelehrten und die Ordensleute die Pharisäer der heiligen Schrift, und man dürfe ihnen daher nicht gehorchen, und ihnen keinen Zehent entrichten. Sie nahmen auch nur zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl an, und verwarfen die Kindertaufe, deßgleichen die Bilder. Sie lehrten ferners, daß der Priester durch eine Todsünde die Gewalt zu konsekriren und Sünden zu vergeben verliere; dagegen könne ein frommer Laie giltig lossprechen; auch gebe es nach ihrer Lehre nur Todsünden und keine läßlichen; endlich verwerfen sie den Eid. Diese gefährliche Lehre wurde von Alexander III. im Jahre 1163 auf der Synode von Tours; im Jahre 1176 auf der von Lombes, im Jahre 1178 auf der von Toulouse; im Jahre 1179 auf dem dritten und 1215 auf dem vierten allgemeinen Concilium im Lateran verdammt.

XXVI. Die Albigenser. In ihnen wärmten sich die manichäischen Irrthümer wieder auf: denn sie nahmen ein doppeltes

Princip an, und legten dem bösen Gotte die Erschaffung der sichtbaren Welt bei, sowie sie ihn auch für den Urheber des alten Testaments ausgaben; sie verwarfen die Sakramente und die Messe als abergläubische Gebräuche; erklärten die Ehe als ein sündhaftes Verhältniß; leugneten die Auferstehung des Fleisches; sahen in der römischen Kirche die Hure in der geheimen Offenbarung u. s. w. Dabei erlaubten sie sich alle Ausschweifungen und machten sich der schrecklichsten Laster schuldig. — Zur Ausrottung dieser schändlichen Sekte gebrauchte man nicht bloß Belehrung, sondern auch Waffengewalt. In ersterer Beziehung zeichnete sich insbesonders der heil. Dominikus aus, der mit rastlosem Eifer an der Bekehrung dieser verirrten Seelen bei neun Jahre lang arbeitete, und unzählige derselben wieder zur Kirche zurückbrachte; er gründete auch vorzüglich zur Belehrung dieser Irrgläubigen den Predigerorden. Aber auch Krieg führte man gegen diese Sekte, die sich ebenfalls unter dem Schutze einiger Großen, namentlich des Grafen Raimund von Toulouse, durch Waffengewalt auszubreiten suchte. Im Jahre 1210 wurde unter der Anführung des Grafen von Montfort mit glücklichem Erfolge der Krieg gegen die Albigenser begonnen. Der Kampf dauerte viele Jahre hindurch, bis endlich, nachdem der Hauptort der Albigenser, die Stadt Toulouse, genommen worden war, der jüngere Graf Raimund in dem hierauf zu Stande gekommenen Frieden selbst zur Ausrottung der Albigenser sich verpflichtete. Die Albigenser, ihrer Stütze beraubt, und durch den Predigerorden um viele ihrer Anhänger gebracht, fingen allmählig abzunehmen an. — In kirchlicher Beziehung wurde diese Sekte zu Avignon, Montpellier, Paris und andern Orten, und endlich im vierten lateranensischen Concilium im Jahre 1215 verdammt.

XXVII. **Die Flagellanten und Fratrizellen.** Im dreizehnten Jahrhunderte entstund in Italien die Gewohnheit, daß man zur Abbüßung seiner Sünden betend und bis auf das Blut sich geißelnd in zahlreicher Menge prozessionsweise umherzog. Anfangs brachte diese bußfertige Bewegung eine große Aenderung in den Sitten hervor; nachdem aber dieser Bußgeist von Italien auch auf Deutschland, Polen und andere Länder übergegangen, geschah es, daß man vielfältig auf Abwege kam, und so entstand die Sekte der Flagellanten. Sie behaupteten, Niemand könne von Sünden

losgesprochen werden, der nicht wenigstens einen Monat lang ihre Uebungen mitmache; sie vergaben sich selbst einander die Sünden, obschon sie Laien waren, und behaupteten sogar, daß ihre Buße auch den Verdammten zu Gute komme. Papst Clemens VI. verdammte diese Sekte. — Die Fratrizellen, deren Häupter Peter von Macerata und Peter von Fossombrone waren, sind ebenfalls eine Sekte falscher Andächtler. Sie nahmen eine doppelte Kirche an, eine fleischliche, mit Lastern befleckte, und eine geistige, mit Tugenden gezierte: zur erstern gehöre der Papst und die gesammte Klerisei, zur letztern aber sie und ihre Anhänger; sie behaupteten ferners, die Priester der römischen Kirche haben ihrer Sünden wegen alle Gewalt verloren, die sich nur bei ihnen selbst fände, wie überhaupts durch sie das Evangelium erst zur Vollkommenheit gebracht würde. Die Päpste Johann VIII. und namentlich Johann XXII. verdammten diese Sekte.

XXVIII. Die Beghar den und Beghinen. Diese gottlose Sekte lehrte, der Mensch könne in diesem Leben einen solchen Grad der Vollkommenheit erlangen, in welchem er nicht mehr sündigen und auch in der Gnade nicht mehr zunehmen könne, und habe er diesen Zustand erreicht, so brauche er nicht mehr zu fasten und zu beten, und dürfe seiner Sinnlichkeit erlauben, was ihm beliebe. Eine natürliche Folge dieser Lehre war die Behauptung, daß nur unvollkommene Menschen sich in der Tugend üben. — Papst Clemens V. hat auf dem Concilium zu Vienne diese Sekte verdammt.

XXIX. Die Wiklefiten. Wiklef war Lehrer an der Universität Oxfort, und fing um das Jahr 1374 an, in mehrfacher Beziehung eine ketzerische Gesinnung kund zu geben. Er griff das heilige Altarssakrament an, und lehrte, daß die Substanz des Brodes und Weines nach der Consekration fortbestehe, und Christus überhaupts nicht wirklich in der Eucharistie zugegen sei; daß die Einsetzung des heiligen Meßopfers sich aus der heiligen Schrift nicht erweisen lasse; daß die Ohrenbeicht unnütz sei und die Sünden in Folge der Reue einem Jeden erlassen werden; daß ein Bischof oder Priester, sobald er in eine schwere Sünde gefallen, die Gewalt verloren habe, die heiligen Sakramente zu spenden; daß der mit einer Todsünde Behaftete überhaupts sein Amt verliere, und weder Bischof noch Landesherr mehr seyn könne, daher können ihn

die Untergebenen nach Belieben absetzen; daß ein Priester oder Diakon ohne Ermächtigung eines Bischofs predigen dürfe; daß man durch den Eintritt in einen geistlichen Orden, statt frömmer zu werden, vielmehr untauglicher zur Beobachtung der göttlichen Gebote werde; daß es unrecht sei, die Kirche mit zeitlichen Gütern zu beschenken; daß die römische Kirche die Synagoge des Teufels sei; daß die Abläße eine Thorheit seien; daß Alles durch Nothwendigkeit geschehe u. s. w. — Die Irrthümer des Wiklef, vorzüglich jene, welche die Autorität der Obrigkeit angriffen, mußten von selbst zum Aufruhr führen, und so geschah es auch. In großer Anzahl zogen die Bauern im Vereine mit dem Gesindel, das sich ihnen am Wege anschloß, nach London, wo mehre, unter diesen der Erzbischof Simon und der Reichskanzler, als Opfer ihrer Wuth fielen. Wiklefs Irrthümer selbst wurden aber auf einem Concilium zu London im Jahre 1383, später in einer vom Papste Johann XXIII. zu Rom gehaltenen Synode und endlich vom allgemeinen Concilium zu Constanz im Jahre 1415 verdammt.

XXX. Die Hussiten. Huß, Lehrer auf der Universität zu Prag, wurde mit den Schriften des Wiklef bekannt, las sie, und fand großes Wohlgefallen an denselben; er übersetzte auch mehre derselben in die böhmische Sprache. Bald schlossen sich ihm mehre verkommene Geistliche an; sein treuester Schüler aber wurde Hieronymus. Nun verbreitete Huß ungescheut nicht bloß bei den Studenten, sondern auch unter dem Volke seine Irrthümer, die dahin gingen, daß er lehrte: die Kirche Christi bestehe nur aus Prädestinirten; Petrus sei nie das Haupt der Kirche gewesen, und die päpstliche Würde sei nur aus der Macht des Kaisers hervorgegangen; sowohl die geistlichen als weltlichen Vorsteher hören auf, solche zu seyn, wenn sie in eine Todsünde fallen; der geistliche Gehorsam sei nichts Anders, als eine Erfindung der Priester. Alles, was ein lasterhafter Mensch thue, sei Sünde, dagegen Alles, was ein Tugendhafter thue, ein Tugendakt u. s. w. Huß wurde auf dem Concilium zu Constanz, nachdem sich die versammelten Väter, und selbst der Kaiser Sigismund umsonst alle Mühe gegeben hatten, ihn zum Widerruf zu bringen, in der fünfzehnten Sitzung als hartnäckiger Ketzer verdammt. Hierauf ward er dem weltlichen Gerichte übergeben, und dieses verurtheilte ihn zum Scheiterhaufen. Auf

dieselbe Weise wurde auch sein Freund, Hieronymus von Prag, da er trotz seines Widerrufes rückfällig wurde, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Hinrichtung dieser beiden Sektirer brachte aber ihre Anhänger erst recht wahrhaft in's Feuer. Sie schlossen sich inniger an einander, griffen zum Schwerte und erlaubten sich unter der Anführung des wilden Ziska die größten Grausamkeiten. So zogen sie im Jahre 1419 zu Prag nach dem Rathhause und warfen die Rathsherren zum Fenster hinaus, während das rasende Volk sie unten mit Lanzen und Gabeln auffing; sie plünderten und demolirten die Häuser der Geistlichen und tödteten eine Menge Menschen. Vergeblich zog der Kaiser Sigismund mit zahlreichen Kriegsheeren gegen die Rebellen; er vermochte sie nicht zu besiegen. Die Sektirer zerfielen indeß bald in mehre Parteien, was sie jedoch nicht hinderte, im Haß gegen die Katholiken einig zu seyn. So gab es Thaboriten, die unter Ziska auf der Spitze eines Berges eine feste Stadt erbauten, die sie Thabor nannten, und wovon sie den Namen erhielten; Horebiten, die besonders an den Priestern unmenschliche Grausamkeiten verübten, und denen es die größte Freude machte, sie am Feuer langsam zu braten. Adamiten, die zur Nachahmung unserer Stammeltern ganz nackt herumzogen und die schändlichsten Ausschweifungen verübten. Sioniten, die noch Alle an Grausamkeit zu übertreffen schienen. — Als das Concilium von Basel im Jahre 1431 eröffnet worden, beschäftigte es sich auch mit der Angelegenheit der Hussiten, und lud sie ein, Deputirte dahin zu senden. Wirklich erschienen solche zu Basel am 4. Januar 1433, die ihre Forderungen auf folgende Artikel beschränkten: Auf die Kommunion unter beiden Gestalten; auf freie, unbeschränkte Züchtigung öffentlicher Verbrecher; auf die Freiheit, das Wort Gottes unabhängig von der Einwilligung des Bischofs zu verkünden; auf die Unterdrückung aller zeitlichen Herrschaft der Geistlichkeit. Das Concilium gestund den Böhmen die Kommunion unter beiden Gestalten, und brachte ihr Begehren bezüglich der übrigen Punkte auf das rechte Maaß, indem es erklärte, daß öffentliche Sünder und schwere Verbrecher von denen, welchen die Gerichtsbarkeit zusteht, nach den Gesetzen bestraft werden sollen; daß das Wort Gottes von durch ihre Obern geprüften Dienern getreu und würdig gepredigет werde; daß die Kirchengüter von den Geistlichen, die von

denselben nur Verweser sind, nach den kanonischen Grundsätzen getreu verwaltet werden sollen. Der besonnene Theil der Hussiten ließ sich diese Bestimmungen gefallen, und kehrte zur Kirche zurück; die Andern aber leisteten noch einige Zeit Widerstand, bis sie unter Graf Meinhard im Jahre 1434 eine vollständige Niederlage erlitten, und dadurch ihre Kraft gebrochen wurde.

XXXI. Die Reformation. An der Spitze derer, welche im sechzehnten Jahrhunderte die große Glaubensspaltung, welche die Reformation heißt, veranlaßten, steht der Augustiner-Mönch Luther. Papst Leo X. ließ durch den Churfürsten Albert von Mainz ein Breve bekannt machen, worin denen, welche den Papst zur Vollendung der von Julius II. begonnenen Peterskirche in Rom mit Almosen unterstützen würden, verschiedene Abläße ertheilt waren. Der Churfürst übertrug das Geschäft, den Ablaß zu verkünden, den Dominikanern, während seit langer Zeit die Augustiner damit betraut zu werden pflegten. Dieses regte die Eifersucht der Letztern. Als aber der Dominikaner Tetzel, oder vielleicht noch mehr einige andere seiner Ordensbrüder in der Sache sich Uebertreibungen und Mißbräuche erlaubten, veröffentlichte Luther seine bekannten fünfundneunzig Thesen, in welchen er nicht bloß die Mißbräuche rügte, sondern die Lehre vom Ablaß selbst angriff. Darüber geriethen Tetzel und Luther und ihre beiderseitigen Anhänger mit einander in Streit. Luther sandte im Jahre 1518 seine Thesen mit einem Begleitungsschreiben, in welchem er die vollste Unterwerfung unter den heiligen Stuhl betheuerte, auch nach Rom. Dem hierauf vom Papste erhaltenen Auftrage, sich nach Rom zu begeben, wußte er sich unter eitlen Vorwänden zu entziehen, und sein persönliches Zusammentreffen mit dem Cardinal Cajetan zu Augsburg hatte keinen Erfolg. Luther verirrte sich indeß zusehends mehr, und der Streit wurde bei zunehmender Theilnahme immer heftiger. Im Jahre 1519 kam es zwischen Dr. Eck, Universitätskanzler zu Ingolstadt, und Luther zu Leipzig zu einer Disputation; in demselben Jahre verdammten die Universitäten Paris, Cöln und Löwen mehre Lehrsätze Luthers. Am 17. Juli 1520 veröffentlichte Papst Leo eine Bulle, in welcher er einundvierzig Sätze des Luther als ketzerisch verdammte; zugleich ließ er die Schriften Luthers in Rom verbrennen, und im folgenden Jahre bezeichnete der Papst alle als

Ketzer, die dem Luther anhingen oder ihn begünstigten. Dieses brachte den Luther so sehr in Zorn, daß er zu Wittenberg auf dem Marktplatze sowohl die päpstliche Bulle als das kanonische Recht mit den Worten verbrannte: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.“ Nun war der Bruch vollendet. Den Luther befiel eine völlige Wuth gegen den Papst und die katholische Kirche, und er blieb bis zu seinem Tode ihr erbittertster Gegner; er erlaubte sich die gräulichsten Schmähungen gegen Papst und Kirche, und reizte selbst zum Aufruhr und Krieg gegen sie. Im Jahre 1521 versammelte der deutsche Kaiser Karl V. einen Reichstag nach Worms, auf welchem Luther, durch einen Geleitsbrief geschützt, erschien. Da er hartnäckig blieb, wurde er durch ein kaiserliches Edikt vom 6. Mai desselben Jahres in die Reichsacht erklärt; Churfürst Friedrich von Sachsen wußte ihn aber auf der Wartburg zu verbergen und schützte ihn so vor den Folgen der Reichsacht. Im Jahre 1529 ward auf Anordnung des Kaisers der Reichstag zu Speier gehalten und beschlossen, daß an jenem Orte, wo man das Wormser-Edikt angenommen, dasselbe auch beobachten soll; daß aber da, wo man die Religion gewechselt, und die Uebung der neuen Lehre ohne Gefahr öffentlicher Unruhe nicht geändert werden könne, die Sache im gegenwärtigen Stande bis zur Abhaltung eines allgemeinen Conciliums bleiben soll. Gegen diese Verordnung protestirten die lutherischen Stände; namentlich Churfürst Friedrich von Sachsen, Georg von Brandenburg, Landgraf Friedrich von Hessen u. s. w., wovon die Anhänger der neuen Lehre den Namen Protestanten erhielten. Bald darauf, nämlich im Jahre 1530, wurde der berühmte Reichstag zu Augsburg abgehalten, wo die lutherischen Fürsten dem Kaiser ein Bekenntniß ihres Glaubens überreichten, welches Melanchthon verfaßt hatte, der bemüht war, so viel als möglich die den Katholiken am meisten verhaßten Meinungen der Neuerer zu mildern. Dieß ist die bekannte Confessio Augustana, die später größtentheils von den Lutheranern anerkannt wurde. Indeß kam es auch hier zu keiner Wiedervereinigung. Bald darauf schloßen die Protestanten den schmalkaldischen Bund (im Jahre 1531), um sich mit Waffengewalt Geltung zu verschaffen. Der Kaiser erfocht später im Jahre 1547 über die Verbünde-

ten einen glänzenden Sieg, und es wäre um den Protestantismus geschehen gewesen, hätte nicht plötzlich Moritz von Sachsen, der es zuvor mit dem Kaiser gehalten, die Waffen gegen denselben gekehrt. Im Jahre 1545 begann das berühmte Concilium zu Trient, das zu beschicken die Protestanten vergeblich eingeladen wurden. Bald darauf starb Luther, nämlich am 18. Februar 1546. Bei seinem Tode hatte die lutherische Lehre bereits über die Grenzen Deutschlands sich ausgebreitet, und namentlich Schweden, Norwegen und Dänemark bekannten sich dazu. — Was die Lehre des Luther betrifft, so verwarf er bekanntlich das Opfer der heiligen Messe, alle Sakramente bis auf die Taufe und Eucharistie, den Primat, die Tradition, einige Bücher der heiligen Schrift, das Fegfeuer und das Gebet für die Verstorbenen, die Verehrung der Heiligen, die guten Werke, die Freiheit des Willens ꝛc.: er hatte ferners irrige Ansichten von der Rechtfertigung und der Erbsünde, bestund auf der Kommunion unter beiden Gestalten u. s. w. — Die vorzüglichsten Schüler und Gehilfen Luthers waren: Melanchthon, Verfasser der Augsburger Confession; Flacius, der behauptete, daß die Erbsünde das Substantielle des Menschen sei, und ihn des freien Willens und einer jeden guten Bewegung beraube; Agrikola, welcher die Sekte der Antimonisten oder Gegner des Gesetzes stiftete; Osiander, Bucer, Stankarus, Muskulus, Brenz, welch letzterer an der Spitze der Ubiquisten steht; Karlstadt, der die wirkliche Gegenwart Jesu in der Eucharistie leugnete, und als Haupt der Sakramentirer erscheint u. s. w. — Daraus erhellt zugleich, wie schon die unmittelbaren Schüler Luthers in ihren Ansichten aus einander gingen und in Parteien sich theilten. — Eine aus der lutherischen Lehre entstandene Sekte sind auch die Wiedertäufer, welche die Kindertaufe verwerfen und die Erwachsenen noch einmal taufen, ferners den Eid, den Kriegsdienst und die Annahme politischer Aemter verbieten. Der Stifter dieser Sekte war der Lutheraner Storch, mit dem sich Münzer verband. Sie predigten förmliche Empörung, und das bethörte Landvolk sammelte sich schaarenweise um sie. In dem darauf erfolgten Bauernkriege kamen bei 130,000 Bauern um das Leben; Münzer selbst ward gefangen genommen und hingerichtet. Einige Jahre hierauf (1534) warf sich ein Schneider, Namens Bockhold, als Haupt der Wiedertäufer auf, er ließ sich

in Münster selbst als König ausrufen, und verübte mit seinem Anhange die größten Gräuelthaten, bis man sich endlich seiner bemächtigte und nach Verdienst ihn bestrafte. Später theilten sich die Wiedertäufer in mehre Sekten, von denen heut zu Tage die sogenannten Mennoniten die zahlreichsten sind, welche einen abgefallenen Priester, Namens Menno Simonis aus Friesland, als ihren Reformator betrachten.

Was Luther und seine Schüler in Deutschland thaten, das vollbrachte Zwingli, ebenfalls katholischer Priester, in der Schweiz. Von Luther wich er unter Andern davon ab, daß er die Eucharistie nur für ein Bild des am Kreuze geopferten Leibes Christi erklärte und die Nothwendigkeit der Gnade leugnete. Seine Lehre versetzte die Schweiz in Bürgerkrieg, und er selbst fiel im Kampfe im Jahre 1532. Die Katholiken blieben überhaupts in diesen Schweizer-Kriegen immer Sieger; endlich aber vereinigten sich die Parteien dahin, daß die Bewohner eines jeden Kantons ungestört im Besitze ihrer Religion bleiben können. — Von den Schülern des Zwingli sind besonders zu nennen der ehemalige Brigittiner Mönch Oekolampadius, Peter Martyr u. s. w.

Ein anderer der Reformatoren, der theilweise wieder seine eigenen Wege ging, ist Calvin. Er nahm zwar in sein Glaubenssystem fast alle Hauptirrthümer Luthers auf, fügte aber diesen noch neue hinzu. So vergaß er sich bis zu gotteslästerischen Behauptungen gegen die geheiligte Person Jesu Christi; denn er sagte, Christus habe beim Hinabsteigen in die Hölle die Strafe der Verdammten gelitten; er lehrte, daß es keine läßlichen, sondern nur Todsünden gebe; daß alle Handlungen der Menschen, selbst jene der Gerechten, Sünden seien; die Rechtfertigung besteht nach ihm bloß in der Zurechnung (imputatio) der Gerechtigkeit Christi, der Glaube bewirke sie allein, und wer sie einmal empfangen, könne sie nicht mehr verlieren; er leugnete die Freiheit des menschlichen Willens, und machte Gott zum Urheber aller Handlungen des Menschen, also auch seiner Sünden: er lehrte eine absolute Reprobation, so daß Gott an dem Schicksal der Verdammten Schuld wäre; die Eucharistie ist ihm bloß ein Erinnerungszeichen an das Leiden und Sterben Jesu Christi; er bewies sich auch als Feind der Bilder und der gottesdienstlichen Gebräuche. Daher haben die

Man sieht, daß die Socinianer die Vorläufer und der Anfang der Rationalisten sind. — Die Sekte fand als solche keine bedeutende Ausbreitung, wiewohl die Grundsätze derselben heut zu Tage fast von allen freisinnigen Protestanten mehr oder weniger festgehalten werden.

XXXIII. Die Jansenisten. Hievon ist gehandelt B. IX. S. 578—583.

XXXIV. Die Molinisten. Cf. B. VII. S. 548.

* Die Irrthümer, welche von Einzelnen noch später erfunden wurden, glauben wir um so mehr übergehen zu dürfen, da sie keinen besondern Anhang fanden, und selbst die bedeutendste Partei, der Hermesianismus, bereits als erloschen betrachtet werden kann. Bezüglich des Hermesianismus sieh übrigens B. IX. S. 452.

Artikel CIV.

Keuschheit

(Reinigkeit, Lauterkeit, dann das Gegentheil als: Unkeuschheit, Unlauterkeit, Wollust).

1. Worin besteht die Tugend der Keuschheit?

Die Keuschheit ist eine Fertigkeit, seinen Leib, seine Sinne und seine Seele von den Lüsten des Fleisches und von Allem, was dahin führt, rein zu erhalten.

Es gibt keine Tugend, wider welche wir so oft, so gewaltig und fast unausgesetzt angefochten werden; keine Tugend, gegen welche sich unser Fleisch und seine Begierlichkeit so sehr sträubt; keine, welche von allen Seiten so viele Feinde und Anfälle zu befürchten hat; man kann auch in keine Sünde so leicht, so geschwind, so unvermerkt hingerissen werden, als in diejenigen Sünden, welche wider die Tugend der Keuschheit streiten. Daher muß sich ein Jeder noch weit mehr Mühe geben, eine Fertigkeit in der Keuschheit, als in einer jeden andern Tugend zu bekommen.

Die Keuschheit erhält den Leib rein. Unser Leib ist ja ein Tempel des heiligen Geistes, ein Heiligthum Gottes; er ist ein

Gefäß unserer Seele, welche Jesus durch sein Blut gereiniget, und der heilige Geist, der sie bewohnt, geheiliget hat. Daher muß ein Jeder Ehrfurcht vor seinem Leibe haben. Schon das Heiligthum des alten Bundes war mit einem Vorhange bedeckt; wie behutsam müssen wir nicht das Heiligthum unsers Leibes bedecken, mit welcher Ehrfurcht ihn behandeln! Die Keuschheit erlaubt nicht, daß man an dem Tempel seines Leibes eine Handlung verübe, welche man in Gegenwart eines ehrbaren Menschen nicht vornehmen würde; ebenso wenig gibt der Keusche zu, daß Andere etwas Unehrbares gegen seinen Leib sich erlauben.

Die Keuschheit fordert aber noch mehr. Sie hält auch die Sinne des Leibes rein. Sie hat reine Augen. Sie erlaubt den Augen keine vorwitzigen Blicke, noch viel weniger ausgelassene oder gar freche. Man darf daher nichts Unanständiges weder bei sich, noch bei Andern ansehen. Man darf nicht wohlgefällig die Augen auf eine fremde Gestalt des andern Geschlechts, nicht auf ihren Gang, nicht auf die Schönheit ihrer Kleider richten; denn die Augen sind geheime Diebe; sie rauben unbemerkt der Seele die Reinigkeit.

Der Keusche hat reine Ohren. Er flieht den Ort, wo Andere das Gift der Unlauterkeit ausgießen, damit seine Ohren nicht befleckt werden; wo die Flucht ihm nicht möglich ist, gibt er sich alle Mühe, dahin zu wirken, daß solche Gespräche abgebrochen werden, und die Unterredung auf andere Dinge gelenkt werde. Bringt er es nicht dahin, so gibt er wenigstens sein Mißfallen zu erkennen, und umzäunt gleichsam seine Ohren, damit nichts Unlauters eindringt. Noch viel weniger kann der Keusche sich selbst zu einem unanständigen Worte entschließen. Denn der Mund geht nur von des Herzens Fülle über, und dieses ist bei ihm ganz rein.

Daß der Keusche auch rein sei in seinen Geberden, bedarf keiner Erwähnung. Er erlaubt Niemanden, seidene und goldene Gewänder mit schmutzigen Händen zu betasten; wie könnte er zugeben, daß eine unlautere Hand ihn unanständig berührte? Er selbst aber vergißt sich nie zu unanständigen Betastungen seines eigenen Leibes; denn alle Sinne und alle Glieder seines Leibes sind rein, und die fleischlichen Lüste haben über keines derselben die mindeste Herrschaft.

Aber dieses ist noch nicht Alles, was die Keuschheit fordert. Sie ist nicht bloß eine äußere Tugend, welche den Leib rein bewahrt, sondern sie haftet noch mehr in der Seele, als am Leibe. Die Seele des Keuschen hat keinen unreinen Gedanken, keine unzüchtige Vorstellung; sie verwendet ihre Erinnerungskraft nie an unanständige Gegenstände, auch nicht an fremde Schönheiten, nicht an Geschichten und Thaten, welche der Ehrbarkeit zu nahe treten; sie ist rein von aller bösen Begierlichkeit, von allen solchen Phantasien und Träumen.

Der Keusche enthält sich endlich auch von Allem, was schlummernde Begierden wecken könnte; dahin gehört vorzüglich die Lesung unzüchtiger Bücher, die Betrachtung frecher Bilder und Statuen, unanständiger Anzug, vertrauter Umgang mit Personen des andern Geschlechts u. s. w.

2. Schriftstellen.

1) Lob der Keuschheit. Du hast männlich gehandelt und bist starkmüthig gewesen, weil du die Keuschheit geliebt, und nach deinem Manne keinen Andern erkannt hast. Darum hat dich die Hand des Herrn gestärkt, und darum wirst du gesegnet seyn in Ewigkeit. Judith 15, 11. Cf. Sprüchw. 22, 11. Christus der Herr sagt: Selig sind die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott anschauen. Matth. 5, 8.

2) Auch durch Gedanken wird die Keuschheit verletzt. Wer eine Frau ansieht mit Begierde nach ihr, hat schon die Ehe mit ihr in seinem Herzen gebrochen. Matth. 5, 27.

3) Der Keusche bewahrt seine Augen. Die Geilheit eines Weibes verräth sich an der Frechheit der Augen und an ihren Augenliedern. Sirach 26, 12.

4) Er hält seine Zunge im Zaum. — Hurerei und eine jede Unreinigkeit oder Geiz werde unter euch nicht einmal genannt, wie es Heiligen ziemt. Eph. 5, 3.

5) Er kleidet sich anständig, fliehet die Unmässigkeit und jede andere Gefahr. Die Weiber sollen sich in anständiger Kleidung mit Schamhaftigkeit und Sittsamkeit schmücken, nicht mit geflochtenen Haaren oder Gold oder Perlen oder kostbarem Gewande. 1. Timoth. 2, 9. — Berauschet euch nicht mit

Wein, worin Ausschweifung liegt. Eph. 5, 18.; Sirach 25, 21.; Pred. 7, 25 u. 26.; Sirach 9, 5. u. s. w.

6) Warnung vor Unkeuschheit und traurige Folgen dieser Sünde. Schämet euch der Unzucht. Sirach 41, 21. — Schäme dich, nach einer Hure zu blicken; sieh nicht auf das Weib eines andern Mannes, stelle seiner Magd nicht nach, und nähere dich nicht ihrem Bette. Sirach 41, 25 u. 27. — Du (Salomon) gabst deine Hüften den Weibern hin, und überließest ihnen deinen Leib; du hingst deiner Ehre einen Schandfleck an, entheiligtest deinen Saamen, brachtest den Zorn über deine Kinder, und ließest dich von deiner Thorheit dahinreißen. Ebend. 47, 21—23. — Wer Wollust liebt, wird arm. Sprüchw. 21, 17. — Wer Huren unterhält, verliert sein Vermögen. Ebend. 29, 3. — Wein und Weiber bringen den Weisen zum Abfall. Sirach 19, 2. — Sie richten ihre Gedanken nicht auf die Rückkehr zu ihrem Gott; denn der Geist der Hurerei ist unter ihnen, und den Herrn erkennen sie nicht. Osee 5, 4. — Die fleischliche Gesinnung ist Tod; denn die fleischliche Gesinnung ist Feindschaft wider Gott, weil sie sich dem Gesetze Gottes nicht unterwirft: denn sie vermag es nicht. Welche fleischlich sind, die können Gott nicht gefallen. Röm. 8, 6—9. — Das wisset und erkennet, daß kein Hurer oder Unzüchtiger u. s. w. das Reich Christi und Gottes habe. Eph. 5, 5.

3. Väterstellen.

Vortrefflichkeit dieser Tugend. Was wir seyn werden, habt ihr schon angefangen zu seyn; denn ihr besitzet schon in diesem Leben den Ruhm der Auferstehung. So schreibt der heil. Cyprian bezüglich der Jungfrauen. — Gibt es etwas Kostbareres, als die Unschuld und Reinigkeit des Herzens? St. August. Enarrat. in Ps. 83. — O Keuschheit! du nie welkende Krone, du Wohnort des heiligen Geistes, du kostbares Kleinod, du wirst nur von Wenigen gefunden, von Vielen gehaßt, und nur von den Würdigen verlangt. Du bist die Freude der Propheten, der Ruhm der Apostel, die Zierde der Engel und die Krone der Heiligen. Glücklich ist derjenige, der dich erhält und sorgfältig bewahrt; er wird zwar deinetwegen kämpfen müssen, aber seine Mühe wird ihm Freude bringen. St. Athanas.

Wie schwer sie zu bewahren, und welchen Kämpfen sie ausgesetzt ist. Unter allen Kämpfen der Christen sind die heftigsten jene bezüglich der Keuschheit; denn da gibt es fortwährenden Kampf und selten einen Sieg. Selten verträgt sich Schönheit der Gestalt mit der Keuschheit. St. August. in serm.

Die Keuschheit meidet alle Vertraulichkeit. Geschenke, süße Briefe und Schmeicheleien, sagt ein Kirchenlehrer, hat die heilige Liebe nicht; dieß riecht Alles nach dem Fleische, und ist weit entfernt von der keuschen Liebe.

Nothwendigkeit der Keuschheit. Du magst was immer für Tugenden besitzen und an was immer für guten Werken glänzen, wenn dir die Zierde der Keuschheit fehlt, so ist Alles vergeblich. St. Hieron.

Mittel, die Keuschheit zu bewahren. Lasset uns, sobald die Begierlichkeit sich regt, sogleich zu Gott rufen: Herr, du bist meine Hilfe. St. Hieron. — Die Trunkenheit ist die Mutter der Hurerei. St. Ephraem. — Ausgesuchte Speisen sind die Nahrung der Wollust; sie liebt Freuden, und durch den Wein wird sie entflammt. St. Ambros. l. de poenit. c. 4. — Den übrigen Lastern müssen wir mit Gottes Hilfe Widerstand leisten; die Wollust aber müssen wir dadurch überwinden, daß wir sie fliehen. St. August. — Ueberfällt mich ein unreiner Gedanke, so fliehe ich zu den Wunden Christi. St. August. in Manual. c. 22. — Wirst du von unreinen Begierden geplagt, so denke an das ewige Feuer. St. Bonavent. serm. 41. dom. quinquages.

Von der Unkeuschheit und ihren traurigen Folgen. Die Wollust verwirrt den Verstand und macht aus dem vernünftigen Menschen ein vernunftloses Thier. St. Hieron. in Oseam. c. 4. — Dieser Feind ist in uns eingeschlossen; wo wir hingehen, tragen wir ihn mit uns. Derselbe ad Eustach. ep. 22. — Diese Sünde kennt keine Grenze, und der unersättliche Durst der Wollust wird nur mit dem Tode gelöscht. St. Ambros. de Cain et Abel l. 2. c. 5. — Wer anfängt, Unzucht zu treiben, der fängt auch an, im Glauben zu wanken. Derselbe epist. 1. ad Sabin. — Der Genuß der Wollust bringt dir ein augenblickliches, kaum bemerkbares Vergnügen; der Keusche aber findet in seinem guten Gewissen eine weit größere, eine stets andauernde und süßere Freude. Die Ent-

haltsamkeit macht die Seele furchtloser, und gibt ihr einen höhern Schwung, als Umgang mit dem andern Geschlechte. Dort ist der Wonnegenuß allein einleuchtend; hier aber sehe ich an dir Nichts als Verdruß, daß du überwunden bist; nirgends aber Vergnügen. Wann meinst du Vergnügen zu haben? Etwa von jenem thierischen Genuße? Aber das ist ja der Augenblick des Wahnsinnes, der Geistesverwirrung, der Raserei. Jener exaltirte Zustand ist kein wahres Vergnügen; denn er macht dich denen gleich, die vom heftigen Schmerz befallen worden, den Faustkämpfern und den Gebärenden. Es ist eher Geistesverwirrung, Unruhe und Unordnung. Oder nach jenem Genuße? Auch dann nicht. Von einem Weibe, das geboren hat, sagen wir nicht, daß sie im Zustande des Vergnügens, sondern daß sie von den Wehen befreit sei; das ist eher ein Zustand der Schwäche und Ohnmacht. Wann ist also die Zeit des Wonnegenusses? Es gibt eine solche nicht. Wenn es aber auch eine gibt, so ist sie so kurz, daß sie nicht bemerkt werden kann. Wie sich auch immer der Mensch bemühen mag, die Wollust zu ergreifen und festzuhalten, er kann es nicht. Dagegen zeigt sich der Hochgenuß der Enthaltsamen überall offenbar; sein ganzes Leben ist Hochgenuß, indem sein Gewissen ihm Beifall gibt, die brausenden Wogen beschwichtiget sind, und kein Sturm sich irgend mehr erhebt. S. Chrysost. hom. 37. in 1. epist. ad Corinth. — Die Wollust hat in sich selbst schon ihre Strafe. Wundere dich nicht, wenn Jene das nicht fühlen, sondern Freude daran haben. Auch die Rasenden und Wahnsinnigen, wenn sie sich selbst sehr wehe thun, und so jämmerlich sich betragen, daß Andere darüber Thränen vergießen, lachen dennoch selber, und frohlocken über das, was sie thun. Aber darum sagen wir nicht, daß sie keine Strafe leiden, sondern daß ihr Zustand eben deßwegen, weil sie ihn nicht fühlen, desto schlimmer sei. Man muß die Sache nicht nach dem Urtheil der Kranken, sondern der Gesunden ansehen. S. Chrysost. hom. 4. in ep. ad Rom.

Wie sich der heil. Chrysostomus gegen widernatürliche Sünden im sechsten Gebote äußert. Der Beischlaf mit dem andern Geschlechte, wenn gleichwohl unerlaubt, ist doch wenigstens der Natur gemäß; die Vermischung mit demselben Geschlechte aber ist zugleich gesetzwidrig und gegen die Natur.

Wäre auch weder Hölle noch Strafe gedroht, so wäre doch schon dieser Beischlaf ärger, als alle Strafen. . . . Was soll man von dieser Raserei sagen, die um so viel ärger ist, als Hurerei. Ich sage nicht bloß: Du bist zum Weibe geworden, sondern du hörst auch auf, ein Mann zu seyn. Du bist weder in jenes Geschlecht verwandelt, noch hast du das deinige beibehalten, sondern bist zum Verräther geworden an beiden zugleich, und verdienst, von Männern und von Weibern verstoßen und gesteinigt zu werden, weil du das Geschlecht von beiden entehrt hast. Und damit du lernest, was dieses sagen wolle, so frage dich: Wenn Jemand zu dir käme und dir das Anerbieten machte, er wolle dich aus einem Menschen zu einem Hunde machen, würdest du ihn nicht als einen Verderber fliehen? Aber sieh, du hast dich nicht aus einem Menschen zum Hunde, sondern zu einem noch weit häßlicheren Thiere gemacht.... Was ist abscheulicher, was schändlicher, als eine solch widernatürliche Sünde? O der Raserei! Wie konnte doch diese Begierlichkeit also wüthen und die menschliche Natur so feindselig behandeln? O ihr seid unvernünftiger als das Vieh, unverschämter als Hunde! Bei diesen findet man nie eine solche Vermischung; die Natur kennt da ihre Grenzen. Ihr aber habt durch euere Schandthaten euer Geschlecht unter die Thiere herabgewürdiget. Hom. 4. in epist. ad Rom.

Wir selbst sind Schuld daran, wenn wir nicht keusch leben, weil wir uns nämlich zu sehr den Gefahren aussetzen. Nicht die Jugend an und für sich ist Schuld, wenn Jemand nicht keusch ist, sondern wir selbst sind es, die wir uns in den Feuerbrand stürzen. Gehest du nämlich in das Theater und weidest du daselbst deine Augen an den nackten Gliedern der Schauspielerinen, so ergötzt dich das wohl eine Weile, bald aber hast du damit eine fieberhafte Gluth in dir genährt. Siehst du die Weiber wie in natürlicher Gestalt auftreten, haben die Schaustücke und die Gesänge nichts anders zum Gegenstand, als unsinnige Liebe: — sprich, wie kannst du da länger keusch bleiben, wenn diese Reden, diese Bilder deine Seele fesseln und dich noch im Traume verfolgen? So liegt es nämlich in unserer Natur, daß die Traumbilder, welche die Seele erzeugt, den Wünschen und Begierden entsprechen, die sie den Tag über gehegt hat. Wenn du

nun dort schmutzige Scenen ansiehst und noch schmutzigere Reden anhörst und dir so Wunden beibringen läßest, ohne Heilmittel dagegen anzuwenden, muß dann das Geschwür nicht immer weiter um sich greifen? Und ist dann die Krankheit nicht selbst verschuldet, und dieß in weit höherm Grade, als es bei bloß leiblichen Uebeln der Fall seyn kann? Denn wenn wir nur wollen, so läßt sich das Gewissen viel leichter wieder in Ordnung bringen, als der Körper; dieser hat Arzneien, Aerzte und Zeit nöthig, während es bei ihm allein auf seine Entschließung ankömmt, ob es gut oder böse werden wolle. So hast du dir denn die Krankheit selbst zugezogen. Wenn wir nun Alles aufbieten, die Seele zu verwunden, aber nichts von Allem anwenden, was uns heilen könnte, wann sollen wir da je gesund werden? Erröthen, ja zittern wir, wenn die Heiden, die Gott nicht kennen, oft keusch leben; schämen wir uns, wenn wir schlechter sind, als diese. St. Chrysost. hom. 5. in epist. ad Thessal.

4. Geschichtliche Beispiele.

Aus dem alten Testamente glänzen als Vorbilder der Keuschheit der ägyptische Joseph und die Susanna, von welchen der erstere lieber Gefängniß und die letztere Verurtheilung zum Tode ertrug, als daß sie gegen die Keuschheit gesündiget hätten. Cf. 1. Mos. 39. u. Dan. 13.

Im neuen Bunde verdienen als die Glanzpunkte in dieser Tugend Jesus Christus, unser göttlicher Erlöser, dann die seligste Jungfrau Maria, der heil. Joseph und ferners eine endlose Schaar von den Heiligen erwähnt zu werden.

Als einstens der heil. Benedikt vom Stachel des Fleisches sich versucht fühlte, warf er sich in eine Dornhecke, und verwundete seinen Leib mit den Stacheln derselben so lange, bis ihm die böse Begierlichkeit verging.

Der heil. Franz von Seraph wurde einstens von einem unverschämten Weibe zur Unkeuschheit versucht. Der Heilige holte aus dem Ofen glühende Kohlen und breitete sie auf den steinernen Boden hin. Sodann sprach er, er wolle ihr Verlangen gewähren, wenn sie hier ihr Lager nimmt. Dieß machte auf die Buhlerin einen solchen Eindruck, daß sie beschämt davon abstund und in den nächsten Tagen sich bekehrte.

Als man einstens dem heil. Thomas von Aquin eine reizende Dirne in das Zimmer hineinführte, auf daß sie seiner Keuschheit Schlingen legen sollte, so ergriff der Heilige einen Feuerbrand und jagte sie von sich hinaus.

Als die heil. Euphrasia von Antiochien von einem Soldaten ergriffen worden war, und sie keinen Ausweg mehr sah, ihre Keuschheit zu retten, bediente sie sich folgenden heroischen Kunstgriffes. Wenn du mich unversehrt lassest, sprach die Jungfrau, so will ich dir ein Mittel geben, welches dich im Kriege unverwundbar macht. Der Soldat wurde neugierig, dieses Mittel kennen zu lernen. Da langte sie ein Fläschchen hervor mit den Worten: Wenn du dich mit dieser Flüssigkeit bestreichst, so vermag alle Gewalt der Feinde nichts wider dich. Sofort bestrich sie selbst damit ihren Hals, und nachdem sie es gethan, sagte sie: Damit du dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugst, so ziehe dein Schwert, und führe gegen mich einen so gewaltigen Streich, als du es vermagst. Der wilde Krieger that es; aber das Haupt der Jungfrau rollte vor seine Füße hin. Durch solchen Heroismus rettete Euphrasia ihre Jungfräulichkeit.

Die heil. Lucia sprach zum Statthalter Paschasius: Jene, welche keusch leben, sind ein Tempel des heiligen Geistes. Darauf antwortete ihr Paschasius: Ich werde dich in ein Bordell führen, daß du dort geschändet werdest und den heiligen Geist verlierst. Lucia erwiderte: Der Körper kann nicht befleckt werden, als nur mit Einwilligung des Geistes; denn wenn du mich wider meinen Willen schänden lassest, wird mir meine Keuschheit eine doppelte Krone erwerben.

Die heil. Pontamiana sollte zur Zeit der Christenverfolgung in einen Kessel siedenden Oeles getaucht werden. Darüber erschrack die Heilige nicht im Mindesten; aber dieses war ihr unerträglich, daß sie zuvor nackt ausgezogen werden sollte. Daher hörte sie nicht auf zu flehen, bis man ihr die Gnade erwies und sie sammt den Kleidern in den Kessel warf.

Der heil. Aloysius war von Gott in so hohem Grade mit der Tugend der Keuschheit begnadiget, daß er während seines Lebens nicht einmal mit einem unkeuschen Gedanken geplagt worden war. Er mied aber auch eine jede Gefahr auf das sorgfältigste, und

war insbesonders im Umgang mit Personen des andern Geschlechts außerordentlich behutsam. Unter andern erlaubte er sich nie, eine Frauensperson, und war sie auch eine Blutsverwandte, anzusehen. Daher geschah es, daß er nicht einmal seine Mutter vom Angesichte kannte.

Während der Kaiser Otto sich in Florenz aufhielt, war daselbst ein Mann, der eine wunderschöne Tochter in der Blüthe der Jahre hatte. Jemand aus der Umgebung des Kaisers, Namens Belliacion, erbot sich, dem Kaiser Gelegenheit zu verschaffen, dieses Mädchen küßen zu können. Als das Mädchen davon Kunde erhielt und zur Antwort gab: Niemand außer ihr künftiger Ehegatte werde von ihr einen Kuß erlangen, gefiel dieses dem Fürsten so sehr, daß er sie reichlich beschenkte, und bald darauf mit einem vornehmen Manne, der auch zugleich ein herrliches Muster der Tugend war, vermählte.

Kaiser Maximilian I. war von so zartem Schamgefühl, daß er sich weder beim An- noch Auskleiden von Jemanden bedienen ließ. Selbst auf dem Todbette gab er noch ein Beispiel von seiner Schamhaftigkeit; denn da er sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er sich ein neues Hemd und ein Beinkleid bringen, zog beides selbst an, und befahl, daß man ihn nach seinem Ableben in diesem Anzuge in den Sarg legen soll.

Der heil. Gregorius erzählt von Orsinus, daß, nachdem sich derselbe von seinem Eheweib getrennt, er mit ihrer Zustimmung Priester geworden sei. Als sie schon vierzig Jahre von einander getrennt gelebt, kam Orsinus auf das Sterbebett. Da geschah es, daß sein früheres Eheweib, die man herbeigerufen, ihr Ohr an seinen Mund hielt, um zu erfahren, ob er noch athme. Plötzlich rief der erwachende Orsinus aus: Weiche von mir, o Weib! entferne das feuerfangende Stroh; denn ach, noch lebt in mir ein schwacher Lebensfunke, der uns beide gar leicht verzehren könnte.

Die Kirchengeschichte erzählt von einer heiligmäßigen Frau aus der erstern Zeit des Christenthums, daß sie das Liebeswerk übte, die Leiber der heiligen Martyrer zu bestatten. Einmal fand sie unter den Todten einen, der noch athmete. Sie trug ihn in ihr Haus, und ließ ihn heilen. Aber was geschah, nachdem jener die Gesundheit wieder erlangt hatte? Nachdem diese beiden heiligen

Seelen länger mit einander umgegangen waren, verloren sie die Gnade Gottes und versündigten sich fleischlich.

Wenn die heil. Katharina von Siena von einem unfläthigen Menschen gegrüßt wurde, so antwortete sie nichts, sondern kehrte ihm den Rücken; denn sie sagte, er hauche einen so abscheulichen Gestank aus, daß er sie zum Erbrechen reize.

Als Nicetas mit einer Lustdirne in ein und dasselbe Rosenbett hineingebunden wurde, biß er sich die Zunge ab, und warf sie der Buhlerin in's Angesicht, um so durch große Schmerzen jede Lüsternheit, die in ihm entstehen könnte, zu unterdrücken.

Als der Jüngling Damokles sich einstens badete, und merkte, daß der König Demetrius, durch seine Schönheit gefangen, von Unlauterkeit gegen ihn entbrannte, sprang er, um der Gefahr zu entgehen, in siedendes Wasser.

Nachdem Demokritus sich überzeugt hatte, daß seine Augen ihm immer zu unreinen Gedanken Gelegenheit gaben, stach er sich dieselben aus, indem er lieber blind seyn, als unkeusch werden wollte.

Scipio, der Afrikaner, wollte, da man ihm eine in Gefangenschaft gerathene Jungfrau von wunderbarer Schönheit vorführte, diese nicht einmal sehen, damit er, der so viele Staaten besiegt hatte, nicht von einem Weibe besiegt würde.

5. Bilder und Gleichnisse.

Wie ein Haus um so reiner und geschmückter ist, je größer der Herr ist, der es bewohnt; so muß auch der Christ um so sorgfältiger Leib und Seele von einem jeden Schmutz der Unlauterkeit bewahren, da Gott selbst zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen will.

Wie diejenigen, welche in einer unreinen Luft sich befinden, an ihrer Gesundheit Schaden leiden, so werden auch die an ihrer Seele krank, welche unfläthige Reden hören, und so gleichsam dem Geiste nach in einer ungesunden Atmosphäre sich befinden.

Wie der Spiegel schnell anläuft und seinen Glanz verliert, wenn man ihn anhaucht; so verliert auch die Unschuld durch einen jeden Hauch unreiner Versuchung, wenn man an ihr Wohlgefallen findet, die Helle ihres Glanzes.

Wie die Motte ohne Geräusch das Kleid zerfrißt, so zernagt der unreine Gedanke unmerklich die Seele.

Wie die Jungfräulichkeit den Menschen zu den Engeln empor hebt, so erniedriget ihn die Wollust unter die Thiere.

6. Lebenssätze und Sprüche.

Als ein Philosoph gefragt wurde, warum er nicht heirathe, antwortete er: Nehme ich eine fromme Gattin, so scheue ich die Trennung, wenn ich sie, oder sie mich im Tode verlassen muß; nehme ich eine schlimme, so habe ich von ihr Vieles zu leiden; nehme ich eine arme, so muß ich sie ernähren; nehme ich eine reiche, so fürchte ich ihre Vorwürfe; nehme ich eine häßliche, so kann ich sie nicht lieben; nehme ich eine schöne, so muß ich sie bewachen. Das Schlimmste aber von Allem ist, weil ich ihr meine Freiheit übergeben muß, und sie mir dafür nicht einmal dankt.

Als man den heiligen Augustin fragte, warum er mit seiner Schwester nicht zusammenwohnen wolle, antwortete er: Weil nicht auch diese meine Schwestern sind, die zu meiner Schwester kommen.

Der heil. Hieronymus sagt, die Heiden haben deßwegen ihre jungfräulichen Göttinnen mit einem Schilde und einer Lanze bewaffnet, um zu lehren, daß man die Keuschheit ohne Kampf nicht bewahren könne.

Seneka schreibt: Der wird sich der Unkeuschheit enthalten, welcher an die Folgen derselben denkt.

Es gibt keinen größeren Sieg, als den man über die Begierlichkeit des Fleisches davon trägt.

Wo sich findet Nüchternheit, gibts für Venus keine Freud'.
Bachus und der Weiber Garn, machen einen Weisen oft zum Narrn.

Castitas in juventute martyrium est sine sanguine. —
Sine Cerere et Bacho friget Venus.
Luxuriat raro non bene pasta caro.
Alea, vina, Venus, — tribus his sum factus egenus.
Quid facies, facies Veneris si veneris ante?
Ne sedeas, sed eas, ne pereas per eas, d. h.
Für der argen Venus geile Sucht,
Ist die beßt' Arznei nur schnelle Flucht.

7. Von der Vortrefflichkeit der Keuschheit.

Die Keuschheit ist eine so schöne Tugend, daß selbst ihre Feinde sich nicht enthalten können, sie zu bewundern. Ein größerer Schatz ist es, als alles Gold der Erde. Darum sagt die heilige Schrift: Alles, was man hoch schätzen mag, ist mit einer keuschen Seele nicht zu vergleichen. Eccl. 26. Sie erhebt die Menschen über die Engel; denn bei den Engeln wird die Reinigkeit nicht angestritten; bei den Menschen aber ist sie eine Frucht ihrer Treue. Deßwegen tragen die Engel große Ehrerbietung vor keuschen Menschen; die bösen Geister aber haben Scheu vor ihnen. Jesus Christus selbst hat diese Tugend ausgezeichnet. Er hat sich zum Vorläufer einen jungfräulichen Mann auserseheu; hat sich eine Mutter gewählt, die immerdar Jungfrau blieb; hat sich zum Nährvater und zum Lieblingsjünger ebenfalls jungfräuliche Männer auserkoren. Er hat unter seinen Jüngern wohl einen Ungläubigen und einen Geizhals geduldet, aber einen, der nicht keusch war, hat er nicht gelitten.

Was soll ich aber von den heiligen Vätern sagen und ihren Lobsprüchen, womit sie die Tugend der Keuschheit erheben? Nach ihnen, worunter vorzüglich Cyprian, Basilius, Hieronymus, Augustin und Fulgentius sich befinden, sind keusche Seelen die schönsten Blumen im Garten der Kirche, die Ehre des Christenthums, die tapferste und eifrigste Schaar unter der Fahne des Heilandes, das Meisterstück des heiligen Geistes und der edelste Theil der Heerde Jesu Christi.

Die heiligen Väter haben auch recht, daß sie die Keuschheit so sehr erheben; sie ist in der That ein herrlicher Schmuck, der Alles übersteigt. Sie ehrt nicht bloß den Leib, sondern heiliget auch die Seele. In ihr besteht die wahre Zierde unsers Leibes. Wie der Leib den Menschen gefällt, wenn er in schöner Kleidung prangt, so gefällt er noch weit mehr Gott und den Engeln, wenn er im Schmucke der Keuschheit erscheint. Daher bemerkt zu den Worten des Apostels: „Ein Jeder von euch wisse sein Gefäß in Heiligkeit und Ehre zu besitzen“ 1. Thes. 4. 4., — der heil. Cyprian: Sehet, wie der Apostel die Keuschheit erhebt; er nennt sie die Ehre unsers Gefäßes, d. h. unsers Leibes, welcher der Seele gleichsam zu einem

Gefäße dient. In der That, was kann unserm Leibe mehr Ehre bringen, als wenn er durch die Enthaltsamkeit von jenen Handlungen, die der thierischen Natur eigen sind, aus der niederen Klasse der thierischen Geschöpfe gleichsam herausgehoben, und in jene höhere der geistigen übergetragen wird. Wer dem Herrn anhängt, sagt der heil. Paulus, ist Ein Geist mit ihm. 1. Corinth. 6, 17. Nichts bringt uns aber mehr in Vereinigung mit Gott, als gerade Reinigkeit. Auf diese Weise geschieht jetzt schon einigermaßen, was einstens bei der Auferstehung der Leiber sich vollkommen erfüllen wird, der thierische Leib verwandelt sich in einen geistigen. Darum sagt der heilige Cyprian zu den Jungfrauen: Was wir einstens seyn werden, habt ihr bereits angefangen zu seyn; ihr fangt schon in dieser Welt an die Glorie der Auferstehung zu erlangen.

Wie sehr trägt aber die Tugend der Keuschheit auch zur Heiligung der Seele bei! Wie könnte es anders seyn, da, wer frei ist von fleischlichen Banden, nur darauf denkt, was des Herrn ist? 1. Corinth. 7, 32. Darum vergleichen die heiligen Väter, wie schon oben erwähnt worden ist, keusche Seelen mit den Engeln, ja setzen sie über dieselben hinauf. O wir Glücklichen, ruft der heil. Chrysostomus aus, wenn wir wollen, so können wir schon auf Erden Engel werden. Befleißen wir uns nur vollkommener Reinigkeit; leben wir im Leibe wie ohne Leib; im Fleische wie ohne Fleisch; unter den Sinnen wie ohne Sinne: so sind wir Engel, zwar nicht der Natur, sondern der Tugend nach. Ja in der That, die Engel selbst achten keusche Seelen sich gleich, lieben und schätzen sie. Denn warum verbat der Engel in der geheimen Offenbarung sich die Verbeugung, welche ihm der jungfräuliche Johannes erweisen wollte? Vernehmt die Ursache hievon. Ich bin, sprach der Engel, dein Mitknecht. Apok. 19, 10. Der Engel wollte gleichsam sagen: Von Dir, Johannes, nehme ich keine Ehrenbezeugung an; denn wir sind einander gleich. Weil nämlich deine Keuschheit so rein und unbefleckt ist, ersetzest du durch deine Tugend, was dir an der Würde meiner Natur mangelt.

In der heiligen Schrift lesen wir: Selig ist der Verschnittene; es wird ihm für seine Treue eine auserlesene Gabe und das angenehmste Loos im Tempel Gottes gegeben werden. Weish. 3, 14.

Dieser Verschnittene ist die keusche Seele. Sie hat für die Treue, welche sie ihrem göttlichen Bräutigam hält, eine auserlesene Gabe zu erwarten, also ganz besondere Gnadenerweisungen, die ihr Gott schon auf Erden zukommen läßt, und das angenehmste Loos im Tempel Gottes, d. h. Freuden von größerer Auszeichnung, welche er ihr dort im Himmel vorbehält. Was das Erste betrifft, so versichert uns die heilige Schrift: Wer die Reinigkeit des Herzens liebt, wird den König zum Freunde haben. Sprüchw. 22, 11. Welche Gnaden kann man aber nicht von Gott, dem Könige aller Könige hoffen, wenn man so glücklich ist, ihn zum Freunde zu haben? Johannes, der Schooßjünger des Herrn, hat es erfahren. Wie sehr wurde er nicht vor allen übrigen Jüngern von seinem Herrn und Meister geliebt! Mit welchen Gunstbezeigungen nicht überhäuft? Und warum? Weil ihn, antwortet der heilige Gregor von Nyssa, die Tugend der Keuschheit einer weit innigern Freundschaft und Vertrautheit würdig gemacht hatte. Wir dürfen uns darüber nicht wundern; denn da Jesus jener Bräutigam ist, der unter Lilien weidet, das heißt nach der Auslegung des heiligen Papstes Gregor, an der Keuschheit sich ungemein ergötzt; so geht er mit solchen Seelen, als seinen Bräuten, am liebsten um. Und wie zärtlich ist dieser Umgang nicht! Er trägt sie wie in seinem Schooße, und öffnet ihnen die verborgensten Geheimnisse. Daher kommen die himmlischen Erleuchtungen und übernatürlichen Tröstungen, die süßen Empfindungen, die zärtlichen Liebesregungen und heiligen Begierden; daher auch die außerordentlichen und wunderbaren Gnadengaben, womit der Herr nicht selten keusche Seelen beglückt.

Hören wir auch, was Gott bei Isaias bezüglich der Verschnittenen sagt: Ich will ihnen in meinem Hause und innerhalb meiner Mauern einen Platz und einen Namen geben, der besser, als jener der Söhne und Töchter ist, einen ewigen Namen, der nimmermehr untergehen wird. Is. 56, 4. 5. O bedeutungsvolle Worte! Die übrigen Auserwählten werden Söhne und Töchter des himmlischen Vaters seyn, und wie Söhne und Töchter von ihm behandelt werden; die keuschen Seelen aber sind noch mehr, und werden noch besser gehalten, als Söhne und Töchter. Wer kann das innige Verhältniß begreifen, in welches die keuschen Seelen im

Himmel zu Gott treten? Diese für uns ganz unbegreiflichen Freuden, welche jenseits den keuschen Seelen zu Theil werden, hat auch der heil. Johannes im Auge, wenn er sagt: Ein Lamm stand auf dem Berge Sion, und mit ihm hundertvierundvierzigtausend, die seinen Namen und seines Vaters Namen auf ihren Stirnen geschrieben hatten; und ich hörte eine Stimme vom Himmel, wie das Rauschen vieler Wasser und wie das Rollen eines starken Donners, und die Stimme, die ich hörte, war wie von Harfenspielern, die auf ihren Harfen spielten. Und sie sangen wie ein neues Lied vor dem Throne und vor den vier Thieren und den Aeltesten, und Niemand konnte dieses Lied singen, als jene hundertvierundvierzigtausend, die von der Erde erkauft worden sind. Apok. 14, 1—4. Daß hierunter die keuschen Seelen zu verstehen sind, ist offenbar, weil der heil. Johannes fortfährt: Diese sind es, welche sich mit Weibern nicht befleckt haben; denn sie sind Jungfrauen. Sie folgen dem Lamme, wohin es geht. Ebendas. V. 4. Daraus sehen wir klar, wie vortrefflich die Keuschheit sein muß, da Gott im Himmel jungfräulichen Seelen einen besondern Lohn vorbehält. Cf. den Artikel: Jungfräulichkeit.

8. Welch zärtliche Sorgfalt die Keuschheit verlangt, und wie leicht sie verletzt wird.

Was die Lilie unter den Blumen, das ist die Keuschheit unter den Tugenden. Die Lilie, sagt der heil. Bernard, ist die zärtlichste Blume, und die Keuschheit ist die zärtlichste Tugend. Denn in der Gattung des entgegengesetzten Lasters ist alles eine schwere Beleidigung Gottes, was mit voller Einstimmung des freien Willens zugelassen wird, und nur das gehört in die Klasse der läßlichen Sünden, was entweder aus Unwissenheit oder unfreiwillig dagegen geschieht. Die Tugend der Reinigkeit ist dem Glas zu vergleichen. Wie schnell zerbricht dieses! So ist es auch mit der Keuschheit; ehe man es ahndet, ist diese Tugend befleckt, ja selbst verloren. O wie viele Klippen gibt es, an denen sie Schiffbruch leiden kann, oder die doch wenigstens ihrer Schönheit Abbruch thun und ihren Glanz verdunkeln! Dahin gehören gewisse, vorwitzige Blicke, die man sich erlaubt; zweideutige Worte und zärtliche Ausdrücke, deren man sich bedient; gewisse, sinnliche Neigungen, denen man

nachhängt; die eitle Begierde zu sehen und gesehen zu werden; müßige Besuche, die man annimmt oder abstattet; verschiedene Vertraulichkeiten und Scherze und sogenannte Wohlanständigkeits-Complimente, wodurch man artig zu sein glaubt.

Nehmen wir dazu noch an, daß wir diesen Schatz, wie der Apostel sagt, in einem sehr gebrechlichen Gefäße herumtragen, nämlich in einem Leibe, der aus jener Erde gebildet ist, worüber nach dem Falle unsers Stammvaters der Fluch des Herrn ergangen ist; in einem Fleische, dessen böse Lust durch die Erbsünde so heftig entzündet ist; nehmen wir an, daß wir allenthalben Gefahren, Gelegenheiten und Anreizungen zur Unlauterkeit antreffen; daß wir von drei eben so arglistigen als mächtigen Feinden, nämlich von uns selbst, von der Welt und dem Teufel fast ohne Unterlaß bestürmt werden, und daß unter allen Kämpfen, wie richtig der heil. Augustin bemerkt, diese Gattung die fürchterlichste ist, weil der Streit fast immer währt, und der vollkommene Sieg nur von Wenigen erhalten wird: — so mögen wir aus diesem Allen schließen, wie groß unsere Sorgfalt seyn soll, oder vielmehr daß keine Sorgfalt zu groß seyn kann, die Keuschheit zu bewahren, und daß wir bei der geringsten Sorglosigkeit hierin das Gold des reinen Herzens entweder ganz verlieren oder doch beflecken.

9. Was man meiden und was man thun muß, um sich keusch zu erhalten.

Unter allen Kämpfen ist der um die Keuschheit der heftigste. Man muß daher alle Sorgfalt auf die Bewahrung dieser Tugend verwenden; denn gar leicht, sagt der heil. Karl von Borromäus, wird sie von den Nachläßigen verloren. Diese Sorgfalt besteht aber darin, daß man einerseits Alles meidet, was zur Unlauterkeit reizt, anderseits die geeigneten Heilsmittel gegen die Versuchungen anwendet.

Um sich keusch zu erhalten, muß man zunächst die Gelegenheit fliehen. In diesem Streite, sagt der heil. Philipp Neri, siegen nur die Feigen, d. h. jene, welche die Gelegenheit fliehen. Peter von Blois bemerkt, daß die Wollust durch Nichts leichter besiegt werde, als durch die Flucht. Dieß ist auch einleuchtend; denn wir vermögen keine Tugend durch uns selbst zu üben, aber hauptsächlich

diese nicht, weil wir von Natur aus eine so heftige Neigung zum entgegengesetzten Laster haben; aber Gott, wissen wir, gibt seinen Beistand denen nicht, welche freiwillig die Gelegenheit zur Sünde aufsuchen oder darin verharren; denn wer die Gefahr liebt, wird darin umkommen. Eccl. 3, 27. Deßwegen ermahnt auch der heil. Augustin: Gegen die Gewalt der Begierlichkeit ergreife die Flucht, wenn du anders den Sieg erlangen willst. Hieher paßt, was die heilige Schrift sagt: Kann Jemand auf glühenden Kohlen gehen, ohne seine Fußsohlen zu verbrennen? Sprichw. 6, 27. Dieß wird man gewiß verneinen; aber eben so wird man sich auch in der nächsten Gelegenheit der Sünde der Unkeuschheit nicht enthalten können. Bist du etwa von Stein oder Eisen? fragt der heil. Hieronymus. Nein, du bist ein schwacher Mensch. Und ein anders Gleichniß: Stelle Licht in das Heu, wird es nicht sogleich Feuer fangen? Gleichwie das Heu ist aber hierin auch unsere Natur; es ist daher unmöglich, daß der, welcher sich der nächsten Gelegenheit aussetzt, nicht unterliegt.

Vor Allem muß man vermeiden, Gegenstände anzublicken, die in Bezug auf die Keuschheit gefährlich sind. Tertullian erzählt, daß ein heidnischer Philosoph sich freiwillig die Augen ausgestochen habe, um hierin weniger versucht zu werden. Das ist uns Christen freilich nicht erlaubt, aber auch nicht nöthig; wir müßen uns indeß, wenn wir keusch bleiben wollen, sorgfältigst hüten, Personen des andern Geschlechtes mit begierlichen Augen anzublicken. Der heil. Chrysostomus sagt auch, daß man nicht bloß den Blick von schamlosen Frauenspersonen, sondern ihn selbst auch von züchtigen abwenden müße; denn auch im letztern Falle wird die Begierlichkeit rege. Darum hat der fromme Job einen Bund mit seinen Augen gemacht, niemals ein Frauenzimmer anblicken zu wollen, und sollte es auch eine ehrbare Jungfrau sein. Job. 31, 1. Dazu ermahnt auch der heilige Geist mit den Worten: Hefte deine Augen auf keine Jungfrau, daß ihre Schönheit dir nicht zum Falle werde. Eccl. 9, 5. Der heil. Augustin sagt: Dem Anblick folgt der Gedanke, dem Gedanken eine gewisse, fleischliche, freilich noch unwillkührliche Lust, dieser Lust aber die Einstimmung des Willens, was das Verderben der Seele ist.

Wenn es zur Bewahrung der Keuschheit nothwendig ist, sich

des Anblickes der Frauenzimmer zu enthalten, so ist es noch nothwendiger, daß man ihren Umgang fliehe. Weile nicht in der Gesellschaft der Weiber, sagt der heilige Geist (Eccl. 24, 1, 2.); und er setzt als Grund hinzu: „Aus den Kleidern kommen die Motten, und die Bosheit des Mannes kommt vom Weibe." Wir fügen noch bei: Gleichwie sich die Motte wider den Willen dessen, der die Kleider besitzt, in denselben einfindet und sie zerstört, so wird auch in den Männern unbemerkt die böse Lust aufgeregt, wenn sie sich mit Frauenzimmern unterhalten, sollten sie auch noch so fromm sein. Der heil. Augustin sagt, daß derjenige, welcher einen verdächtigen Umgang mit Frauenzimmern nicht meiden wolle, sich ganz gewiß in das Verderben stürzen werde. Das Beispiel des unglücklichen Salomon soll einen Jeden mit Zittern erfüllen; denn er, welcher zuvor so angenehm in den Augen Gottes war, fiel durch den Umgang mit heidnischen Weibern in seinen alten Tagen so tief, daß er Götzen anbetete. Hiezu bemerkt der heil. Cyprian: Das ist kein Wunder, denn wäre es wohl möglich, sich mitten in den Flammen zu befinden, und dennoch nicht zu verbrennen? Der heil. Bernard sagt, es gehöre nicht soviel dazu, einen Todten zu erwecken, als mit einem Weibe Umgang zu pflegen und dabei keusch zu bleiben. Daher soll, wer sicher seyn will, von ihr seinen Weg ferne halten. Sprüchw. 5, 8. Man soll nicht einmal bei den Häusern derer vorübergehen, gegen welche man Versuchungen verspürt. Hat man aber mit einer solchen Person zu reden, so soll man nur ernsthafte Worte an sie richten. Freilich wendet man oft ein: Diese Person ist ja häßlich; ich habe also von ihr nichts zu befürchten. Hierauf antwortet ein heiliger Kirchenlehrer: Der Teufel ist ein Maler; er bewirkt, daß, wenn die böse Lust aufgeregt ist, ein häßliches Angesicht sogar als schön erscheint. Auch die Entschuldigung, daß jene Person eine Verwandte sei, lassen die heiligen Väter nicht gelten. Manchmal, sagen sie, dient die Verwandtschaft nur dazu, den Verdacht zu benehmen, aber die Verbrechen zu vermehren, da sie zur gewöhnlichen Sünde der Unlauterkeit noch die Blutschande hinzu fügt. Auch jene Einrede, die von der Frömmigkeit einer Person hergenommen wird, lassen die heiligen Väter nicht gelten; der heil. Thomas von Aquin bemerkt hierüber: Wenn die Begierlichkeit des Fleisches schon für alle gefähr-

lich ist, so ist sie es doch noch weit mehr für jene, welche mit Personen umgehen, die ein geistliches Leben zu führen scheinen; denn wenn auch der Anfang rein erscheinen mag, so ist dennoch der häufige Umgang von größter Gefahr, und je mehr die Vertraulichkeit zunimmt, desto mehr wird der anfängliche Beweggrund des Zusammenkommens geschwächt, so daß die Reinigkeit am Ende befleckt wird. Der Heilige fügt noch hinzu, daß der Teufel es gar wohl verstehe, solche Gefahr zu verbergen; denn anfangs sendet er keine Pfeile aus, deren Verderblichkeit man sogleich erkennt, sondern nur solche, die schwach verwunden, indem sie die Anhänglichkeit vermehren. Aber binnen Kurzem geschieht es, daß solche Personen nicht mehr gleich Engeln, wie anfangs, miteinander umgehen, sondern als mit Fleisch bekleidete Menschen; so daß endlich aus dem geistigen ein fleischlicher Umgang wird.

Um die Keuschheit zu bewahren, muß man sich nicht bloß des Umganges mit Personen des andern Geschlechts enthalten, sondern auch den Verkehr mit bösen Menschen des gleichen Geschlechts meiden. Mit Recht schreibt der heil. Hieronymus, daß man gewöhnlich so wird, wie jene sind, mit denen man umgeht. Der heilige Bernardin von Siena erzählt, er habe Jemanden gekannt, der bis zu seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre die Jungfräulichkeit bewahrt habe, der aber von Andern durch unkeusche Reden dazu aufgestachelt, sich endlich mit der unfläthigsten That befleckte.

Zur Bewahrung der Keuschheit muß man ferners den Müssiggang fliehen; denn er lehrt viel Böses. Der Prophet Ezechiel nennt geradezu den Müssiggang als den Grund des Verderbens von Sodoma. „Sieh, die Missethat Sodoma's war ihr Müssiggang. Ezech. 14. Der Reiz des Fleisches wird, wie richtig der heil. Isidor sagt, durch Arbeit besiegt. Deßwegen ermahnt uns der heil. Hieronymus, immer beschäftiget zu seyn, damit der Teufel wenn er uns versucht, uns stets thätig antreffe.

Ist bisher gesagt worden, was man meiden muß, um die Keuschheit zu erhalten, so kommen wir jetzt darauf zu reden, was man zur Bewahrung dieser Tugend thun muß. Unter diesem setzen wir die Abtödtung oben an. Dieses Mittels bediente sich selbst der heil. Paulus; denn er sagt: Ich züchtige meinen Leib und bringe ihn in die Dienstbarkeit. 1. Corinth. 9, 27. Alle Heilige

beobachteten dasselbe, und mit Recht; denn wird das Fleisch nicht abgetödtet, so gehorcht es dem Geiste nicht. Insbesondere muß der, welcher keusch bleiben will, sich von der Unmäßigkeit bewahren, sowohl was das Essen, als was das Trinken betrifft. Wer mehr genießt, als er bedarf, wird bald von vielen Regungen des Fleisches gequält werden, so daß er nur schwerlich seinen Leib bändigen und die Keuschheit bewahren wird. Der heil. Hieronymus sagt, daß die Ueberfüllung des Bauches die Ursache der Geilheit sei. Dagegen lehrt uns die Kirche, daß das Fasten die Laster unterdrücke und die Tugenden hervorbringe.

Wie alle Tugenden, so gründet sich auch die Keuschheit auf Demuth. Cassian sagt geradezu, daß, wer nicht demüthig ist, auch nicht keusch sein könne. Es geschieht nicht selten, daß Gott die Hoffärtigen dadurch straft, daß er sie in Sünden der Unlauterkeit fallen läßt. Der heil. Augustin nennt die Demuth das Wachthaus der Jungfräulichkeit, und der heil. Bernard sagt, daß uns die Demuth die heilige Keuschheit erlangen hilft.

Ein ungemein wirksames Mittel zur Bewahrung der Keuschheit ist das Gebet. Wir wissen, daß Gott nur denen seinen Beistand verleiht, die ihn darum bitten. Wenn wir aber die Gnade Gottes zu jeder Tugend nöthig haben, so bedürfen wir zur Bewahrung der Keuschheit noch eines um so größeren Beistandes von Seite Gottes; dieses um der größeren Hinneigung willen, die der Mensch zu dem dieser Tugend entgegengesetzten Laster hat. Es ist dem Menschen unmöglich, sagt Cassian, sich ohne besondere Hilfe von Oben keusch zu erhalten, und deßwegen muß er den Herrn in diesem heftigen Kampfe um seine Hilfe anflehen. Die heilige Schrift selbst lehrt dasselbe, indem sie sagt: Nachdem ich wußte, daß ich nicht anders enthaltsam sein könnte, es würde mir denn von Gott gegeben, so trat ich vor den Herrn hin, und bat ihn. Weish. 8, 21.

Ein kräftiges Mittel, sich keusch zu erhalten, ist auch das lebendige Andenken an den allgegenwärtigen Gott. Niemand würde sich getrauen, in Gegenwart eines andern, dabei nicht betheiligten Menschen, und wäre er auch sein bester Freund, diese Sünde zu begehen; wie kann er es aber wagen, in Gegenwart Gottes und vor seinem heiligsten Angesichte einen Gräuel zu vollbringen, welchen der Herr sehr verabscheuet? Darum vergiß nie auf Gottes allsehendes Auge,

und du wirst dir selbst im verborgensten Schlupfwinkel und in der finstersten Nacht nichts gegen die heilige Keuschheit erlauben. Dieses Andenken hat auch den ägyptischen Joseph in der augenscheinlichsten Gefahr keusch erhalten. Wie könnte ich, sprach er, vor den Augen Gottes ein so großes Uebel thun?

Endlich ist ein oftmaliger Empfang der heiligen Sakramente ein besonders kräftiges Mittel, die Tugend der Keuschheit zu bewahren. Die Beicht schützt gegen derlei Uebertretungen und gibt Mittel an die Hand, wie man den Gefahren gegen die heilige Reinigkeit entgehen kann; die heilige Communion aber erhält und befestiget immer mehr den keuschen Sinn. Sie ist ja die geistige Nahrung keuscher Seelen. Cf. Band I. S. 457 und folgd., sowie des heil. Liguori ascetische Schriften 2. Sekt. III. Band.

10. Arten der Unkeuschheit.

Bei der Unkeuschheit kann man

a) eine vorbereitende, und

b) eine vollbrachte unterscheiden.

Vorbereitende Unkeuschheit ist es, wenn man freiwillig solche Ursachen setzt, welche auf den Geschlechtstrieb einwirken und ihn reizen. Dahin gehören: Unreine Gedanken und Begierden, unzüchtige Blicke, Lesung obscöner Schriften, unerlaubte Bekanntschaften und Zusammenkünfte, schamlose Reden und Lieder, freche Geberden, unanständige Entblößungen u. s. w.

Die vollbrachte Unkeuschheit ist: Einfache Hurerei, Nothzüchtigung und Entführung mit erfolgter Sünde; Ehebruch in seinen verschiedenen Arten, Blutschande, widernatürliche Sünden, unter welch letztere Sodomie und Bestialität gehören.

11. Wie sehr auch die unreinen Gedanken Sünde sind, und von der Pflicht, sie zu meiden.

Hievon ist das Nöthige gesagt beim Artikel: „Gedanke" B. VIII. S. 8—25.

12. Von der Pflicht bei unreinen Versuchungen.

Bei der ersten sinnlichen Regung, womit uns der Teufel versucht, müssen wir derselben widerstehen und nicht zulassen, daß

die Versuchung selbst wächst. Daher sagt der heil. Hieronymus: Du darfst nicht warten, bis die bösen Gedanken in dir überhand nehmen, sondern mußt sogleich bei der ersten Regung widerstehen; denn es ist leicht, einen noch jungen Löwen, schwerer aber einen erwachsenen zu tödten. Es ist daher gefehlt, sich viel mit der Versuchung zu unterhalten; sondern nur darauf müßen wir bedacht sein, sie sogleich wieder zu vertreiben.

Die Lehrmeister des geistlichen Lebens sagen, die beßte Art, unreine Versuchungen zu unterdrücken, bestehe nicht darin, daß man direkt die bösen Gedanken bekämpft, indem man entgegengesetzte Akte erweckt, sondern man müße sie vielmehr indirekt zu verscheuchen suchen, indem man Liebesakte zu Gott und Akte der Reue in sich hervorruft, oder wenigstens seine Gedanken auf etwas Anderes zu richten sich bemüht. Das Mittel aber, auf welches wir das meiste Vertrauen setzen müßen, ist das Gebet und die Anempfehlung in Gottes Schutz. Es ist sehr gut, daß man bei der ersten Regung zur Unlauterkeit den Vorsatz machte, lieber sterben als sündigen zu wollen, und daß man hierauf sogleich seine Zuflucht zu den Wunden Jesu Christi nehme. So machten es die Heiligen, die Fleisch hatten, wie wir, und gleich uns versucht wurden, die aber dennoch gesiegt haben. Wenn mich irgend ein unreiner Gedanke quält, sagt ein heiliger Kirchenlehrer, so nehme ich meine Zuflucht zu den Wunden Jesu.

Es ist auch nützlich, in solchen Fällen das Kreuzzeichen zu machen, oder zu seinem Schutzengel und andern heiligen Fürsprechern seine Zuflucht zu nehmen; das Sicherste indeß ist es immer, an Jesus Christus und an die göttliche Mutter sich zu wenden, indem man sogleich mehrmals ihre göttlichen Namen anruft; denn große Kraft wider unreine Versuchungen haben die Namen Jesus und Maria. Unter den Andachtsübungen, um die Tugend der Keuschheit zu bewahren und in unreinen Versuchungen kräftig zu widerstehen, ist die Andacht zur seligsten Jungfrau Maria, welche die Mutter der schönen Liebe und die Bewahrerin der Jungfrauschaft genannt wird, von sehr großem Nutzen. Vergl. auch B. VIII. S. 25—27.

13. Von den unreinen Blicken und Geberden.

Die unreinen Blicke sind entweder solche, welche mit der nächsten Gefahr verbunden sind, unreine Gedanken und Vorstellungen zu erwecken, oder solche, die an sich schon unkeusch sind, weil man sie mit unreinen Gesinnungen auf Personen oder Gegenstände wendet.

Unter die Blicke der erstern Art gehören die sorglosen und unachtsamen, und sodann die vorwitzigen Blicke. Wer weiß, daß er sich an einem Orte, bei Personen oder vor gewissen Gegenständen befindet, wo Gefahr vorhanden ist, durch ein oder den andern Blick etwas Unreines in sich zu erwecken, und doch seine Augen nicht in Zaum hält, thut offenbar unrecht, weil er sich der Gefahr aussetzt zu sündigen. Noch mehr ist dieses der Fall bei vorwitzigen Blicken; denn dieß sind solche, wobei man schon im Vorhinein von einer gewissen Sinnlichkeit angesteckt ist, und sie zu befriedigen sucht. Dabei entschuldiget der Umstand nicht, daß die Person, welche man vorwitziger Weise mit seinen Augen verfolgt, rein und ehrbar ist.

Die unreinen Blicke sind wiederum entweder verliebte, freche Blicke oder Blicke auf unkeusche Dinge selbst. — Die verliebten Blicke sind Fallstricke und Netze, die man sich einander legt; sie sind sündhafte Anlockungen und Reizmittel zum Bösen; sie sind Funken, die leicht ein unkeusches Feuer entzünden. Wer erkennt aus diesem nicht die Sündhaftigkeit derselben? Und erst die frechen Blicke! Sie sind jene schamlosen, geilen Blicke, welche Wollüstling, auf Theile des Körpers richten, welche schon die Natur und das allen Menschen vom Schöpfer mitgegebene Schamgefühl bedeckt haben will; Blicke, wodurch sie, andern Personen mit geilem Feuer ins Gesicht schauend, entweder sich selbst erlustigen, oder auch in Andern böse Lust erzeugen wollen. Was endlich die Blicke auf unkeusche Dinge betrifft, die darin bestehen, daß man Personen welche höchst unanständig, wollüstig und schamlos gekleidet sind, und deren Anzug es schon verräth, daß sie Wollust zu erregen suchen, wohlgefällig ansieht, oder Blicke auf offenbar unehrbare und unkeusche Handlungen, oder auf solche Gemälde, Kupferstiche und Bilder, welche die böse Lust wecken; wer kann an ihrer Sündhaftigkeit zweifeln, da Jesus Christus sagt: Wer ein Weib mit Begierlichkeit ansieht, hat mit ihr schon im Herzen die Ehe gebrochen.

Die Blicke haben immer die größte Gefahr zur Sünde bei sich. Daher sagt der Prophet: Der Tod ist durch unsere Fenster in unsere Häuser eingedrungen. Jerem. 9, 21. Was sind aber unsere Augen anders als gleichsam Fenster? Daher sagt ein erleuchteter Kirchenlehrer: Wer durch diese Fenster des Körpers unvorsichtig hinausschaut, fällt meistens, auch wenn er nicht will, in ein sündhaftes Wohlgefallen, und mit Begierlichkeit umstrickt, fängt er an zu wollen, was er vorhin nicht gewollt hat. Und der heil. Hieronymus schreibt: Ich gestehe meine Schwäche, ob gleich ich durch Fasten, Wachen und Buße ausgezehrt bin, so ist es doch gefährlich für mich, Personen des andern Geschlechts anzusehen. Deßwegen hat schon Job mit seinen Augen einen Bund gemacht, daß ihm nicht einmal ein Gedanke an eine Jungfrau käme. Cf. den Artikel „Augen" B. II. S. 106—135.

Unter unreinen Geberden versteht man alle jene äußern Handlungen, welche gegen die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit sind, und daher gewöhnlich der Ausdruck der innern unreinen Gedanken und Vorstellungen sind. Dahin gehören unreine Küsse. Davor warnt die heil. Schrift, wenn sie sagt: Nimm dich in Acht, daß dich die Fesseln der Lippen nicht verstricken. Wie gefährlich die sinnlichen Küsse sind, bestätigen auch die heiligen Väter. Der heil. Ambrosius sagt: Der Tod geht durch die Küsse ein. Der ehrwürdige Beda schreibt: Wer sich zu Küssen hingibt, der klopft an die Pforte der Hölle; sie geht auf, und der Sohn des Zornes stürzt hinab. Als der heil. Ludwig, später König von Frankreich, noch ein Knabe war, und nach langer Zeit aus der Gefangenschaft in Arragonien, wohin er des verlornen Krieges wegen als Geisel gegeben werden mußte, nach Frankreich zu seiner nahen Verwandtin, der Königin, und dann nach Neapel zu seiner Mutter zurückkehrte, gestattete er es weder seiner Base, der Königin von Frankreich, noch seiner Mutter, daß sie ihn zum Zeichen der Freude über seine Zurückkunft küßten. Seiner Mutter, die dabei ihre mütterlichen Rechte geltend machen wollte, antwortete er: Ich weiß, daß du meine Mutter bist, aber ich weiß auch, daß du ein Weib bist. — Hören wir ein Beispiel selbst von einem Heiden. Ein gewisser Mänius hatte einen Freigelassenen, dem er seine Tochter zum Unterricht anvertraute. Einst hatte er bemerkt, daß dieser Freigelassene seine

Schülerin küßte, und obschon er es im Irrthume that, es sei ihm bei der erwachsenen Tochter noch erlaubt, was ihm bei dem Kinde erlaubt war, denn er unterrichtete sie von Kindheit an, — so bestrafte Mänius ihn doch mit dem Tode. Dazu macht der römische Geschichtschreiber Valerius Maximus die Bemerkung: Mänius hielt es für eine wichtige Sache, durch diese strenge Bestrafung seines Dieners dem Gemüthe seiner Tochter eine hohe Achtung der Keuschheit einzupflanzen.

Zu den unsittlichen Geberden gehören auch alle Betastungen, dann Stellungen und sonst muthwillige Handlungen, wodurch die Schamhaftigkeit verletzt wird. Auch das Verlangen und Wünschen nach solchen Betastungen ist eine schwere Sünde. Man sündiget ferners hierin schwer, wenn man solche Berührungen zwar nicht sucht oder ausübt, sondern auch schon, wenn man sie nur zuläßt, sie nicht hindert, sich nicht widersetzt oder nur einen schwachen Widerstand leistet, oft mit einer Miene und in einer Weise, wodurch man den Wollüstling auf eine feine Art einladet, noch unverschämter zu sein. Hören wir folgendes Ereigniß. Ein Augenzeuge erzählt: Ein vornehmer Türke sah einstens von seinem Fenster herab einen seiner Arbeiter, wie er im Scherze einer vorübergehenden Magd den Schleier, womit die Orientalen ihr Angesicht bedecken, ein wenig aufhob. Entrüstet über diese Handlung eilte der Gebieter herab, und spaltete mit eigener Hand diesem Muthwilligen den Kopf. Wenn die Türken also handeln, — sollten wir Christen so schamlos sein, daß wir mit lachender Miene die ärgerlichsten Geberden und die schändlichsten Angriffe auf die Reinigkeit und Keuschheit des andern Geschlechts uns erlauben? Cf. Maßl's Unterweisung in der christkatholischen Religion B. III.

14. Von den unsittlichen und unkeuschen Reden.

Davon handelten wir B. IX. S. 123 und folgend.

15. Sind die Wollust-Sünden wirklich harmlose Neigungen, die Niemanden schaden?

Man kann oft hören, die Wollust-Sünden seien nur harmlose Neigungen, wodurch Niemanden ein Schaden zugehe, und mit denen man es nicht so genau zu nehmen brauche. Aber es ist gerade

das Gegentheil wahr; denn die Wollust hat immer die größten Uebel in ihrem Gefolge. Zuerst begleitet sie gewöhnlich Schande und Spott; denn vergebens sucht man sich bei diesem Laster in dichte Finsterniß zu hüllen, immer dringt aus ihr etwas hervor. Zunächst sind es Argwohn, dann deutlichere Anzeichen, endlich ein verlorner Ruf; denn die Welt, so böse sie ist, verachtet jene, welche diesen schnöden Lüsten fröhnen. Sie drückt ihnen ein gewisses Brandmal auf, zieht bei jeder Gelegenheit ihre Schande hervor, und macht sich lustig über ihre Schwachheiten. Zur Schande gesellen sich Schwächung der geistigen Fähigkeiten und Entnervung der Körperskräfte. Sehet ihr, wie auf jenem jungen Antlitze die Schönheit erlischt, die Jugendblüthe verwelkt ist; wie jener Leib gebeugt einherschreitet und mehr einem Schatten ähnlich umherschleicht; wie seine Geisteskräfte geschwächt und seine Sinne abgestumpft sind. Kennet ihr nicht jene schimpflichen Krankheiten, welche diesem Laster anhängen, und welche die abscheulichsten und eckelhaftesten Krankheiten sind, die es gibt; das Blut ist in allen Adern verdorben; Eiter und Modergeruch bedeckt den in Verwesung übergehenden Leib; ganze Glieder hat die Fäulniß ergriffen und endlich steigt ein solch unglücklicher Mensch nach gräßlichen Schmerzen in ein frühes Grab. Sehet jene jungen Leute, die zuweilen ihren Tod durch die Wirkung des Grames, der sie verzehrt und dessen Gewicht sie nicht mehr ertragen können, selbst beschleunigen. Der Selbstmord ist der schauderhafte Weg, welchen nur zu oft unzüchtige Menschen betreten, um sich dadurch in die Hölle zu stürzen; das unreine Feuer, das in ihnen verzehrend lodert, führt sie zu jenem andern Feuer, das sie ewig quälen wird, und nachdem sie von schrecklichen Gewissensbissen schon auf Erden gepeiniget worden sind, werden sie von dem ewigen Wurme, dem Vollstrecker der göttlichen Strafe, ohne Aufhören zernagt und zerfressen werden. Und eine Sünde, welche so traurige Uebel in ihrem Gefolge hat, soll weiter nichts sein, als eine harmlose Neigung, die Niemanden schadet?

16. Die Wollust ist die schändlichste Sünde.

Wozu führt die Wollust nicht den Menschen? Wie tief würdiget sie ihn nicht herab? Sie versetzt ihn nicht bloß in die Klasse der Thiere, sondern setzt ihn noch unter dieselben. Der Mensch,

der einmal die Bahn dieses Lasters betreten hat, ist zu Thaten fähig, die man oft zu glauben Mühe hat. Man wird bei solch Unglücklichen oft kaum mehr eine Spur von Vernunft oder Besonnenheit gewahr; sie verlieren alle Selbstachtung, so zwar, daß man zwischen ihnen und dem Thiere kaum mehr einen andern Unterschied findet, als die äußere Gestalt. Was das Entehrendste ist, das Thier erreicht doch die Absicht der Natur; der Wollüstling aber strebt nach Kräften dahin, sie nicht zu erreichen. Man nehme dazu die schändliche Sklaverei, in welcher sich ein Solcher befindet; man betrachte ihn, wie er so ganz in den Ketten einer tyrannischen Lust liegt; dazu rechne man noch, wie sich selbst in seinem Aeußeren, in seinem Gesichte und im ganzen übrigen Körper die entehrendsten Spuren zeigen, so wird man gerne zugeben, daß die Wollust die schändlichste Sünde sei.

17. Die Wollust ist die zerstörendste Sünde.

Was hat von jeher mehr Unheil auf der Welt angerichtet, als sie? Die meisten Uebel, von denen unser Geschlecht heimgesucht wird, kommen von ihr. Wollen wir nur einen geringen Theil davon aufzählen.

Die Wollust raubt nicht nur die Unschuld und den Frieden der Seele wie jede andere Sünde; sondern sie vernichtet allmählig sogar den Glauben an die Tugend und macht die Rückkehr zu ihr unmöglich. Sie raubt alle Geisteskraft, und macht den Menschen unfähig, etwas Ernstes, das Nachdenken erfordert, auszuführen. Denn wenn es auch Einige gibt, die bei all ihrer Ausschweifung noch so Manches thun, das Mühe und Kampf kostet, so bleibt immer die Frage, was sie würden gethan haben, wenn sie dieser schändlichen Leidenschaft nicht wären ergeben gewesen. Sie macht, daß der Jüngling den schönsten Theil seines Lebens zu seiner Ausbildung unbenützt läßt, und als ein Taugenichts aufwächst; sie erstickt sogar alles Gefühl für das Schöne und Edle. Den Körper stürzt sie vor der Zeit in das Grab, oder macht, daß man in der Blüthe der Jahre abgestorben herumgeht. Es gibt keine Sünde, die so fürchterliche Zerrüttungen in dem menschlichen Körper anrichtet, als sie. Sie erzeugt die so sichtbare Schwächlichkeit unsers Geschlechts; sie bringt die so auffallende Unfähigkeit hervor, etwas,

das die Nerven durchdringt, — dieß Alles kam mir auf einmal entgegen. Ich ging in ein anderes Zimmer, und hier boten sich mir noch schreckenvollere Auftritte dar. Ich fand nicht bloß ehelose Mädchen und Wittwen, sondern auch Ehefrauen, die ihren Männern untreu geworden waren. Eben waren einige am Halse und an andern Theilen des Leibes geschnitten. Neben ihren Betten lagen die Messer, die man zu ihrer Rettung gebraucht hatte. Mancher Anblick war dergestalt schreckbar, daß sich Alles in mir empörte, und daß ich beinahe ohnmächtig davon ward. So lag z. B. in der Ecke des Zimmers eine Frau, der die venerische Krankheit das ganze Gesicht zerfressen hatte, keine Augen, keine Nase mehr, von der Stirne bis an das Kinn eine Oeffnung gleich einem Abgrunde, dessen Tiefe man nicht ergründen kann. Die Wärterin riß ihr die Decke vom Gesicht, die sie sich aus Scham über dasselbe gezogen hatte. Sie schrie, und die Stube erscholl von dem dumpfen Tone wieder. Ich bat mir aus, sie in die Decke wieder einzuhüllen. Eine gräßliche Vorstellung, die ich lange mit mir herumtrug. Dieses zerfleischte Opfer der schnöden Wollust hält sich schon eilf Jahre in diesem fürchterlichen Kerker auf, ißt und trinkt, und ihr unglückliches Leben dauert fort. Neben ihr lag eine von venerischem Gifte inficirte Wöchnerin, die vor wenigen Tagen entbunden hatte. Das Kind hauchte Tod und Verwesung, und doch schien es zu lächeln, wenn seine grausame Mutter es anblickte. Diese Scene war äußerst rührend. Die Mutter kämpfte mit den gewaltigsten Schmerzen und schwamm in Thränen, so oft sie ihr Kind ansah; ja verzweiflungsvoll rang sie die Hände. In ihren Augen war die sichtbare Mischung von Kummer und Wuth. Gott, was habe ich gethan! rief sie einmal über das andere Mal aus. Armes Kind! an deinem Tode bin ich Schuld. In die sogenannte Schwitzstube zu gehen, wo durch Merkur und andere Mittel das venerische Gift bei aasigem Auswurf und Ausdunst aus dem Körper getrieben wird, hielt ich nicht für rathsam. Gleich niederschlagend für Gefühl und Empfindung sind die Behältnisse der unkeuschen Jünglinge und Männer. Beulen und Geschwüre folgen der Unkeuschheit als Begleiter nach; auf sie kann der Unzüchtige als auf unausbleibliche Gefährten sicher rechnen. Ich fand hier zwölf Jünglinge in der Blüthe ihres Alters zwischen siebenzehn und

zwanzig Jahren. Einige hatten das venerische Uebel im höchsten, unheilbaren, Andere im geringern Grade. Um einen dieser Jünglinge that es mir besonders leid. Er war nicht nur wohlgebildet, sondern seine Miene verkündete auch noch große Herzensgüte. Ich hörte von ihm, daß eine unkeusche, schändliche Magd der Herrschaft, die mit seinen Eltern in einem Hause wohnte, ihn an sich gezogen und mit ihrem Gifte angesteckt habe. Er bereuete es mit vielen Thränen, daß er den abscheulichen Neigungen dieser Dirne nicht besser widerstanden, und sein Versprechen, künftig das Laster meiden zu wollen, welchem eine so schreckliche Strafe auf dem Fuße nachfolgt, schien ihm sehr vom Herzen zu gehen. Er hatte am Halse einige Beulen, die ihm aufgeschnitten, und beinahe schon zugeheilt waren; aber die bleibenden Narben werden ihm Lebenslang Vorwürfe machen und niederschlagend für ihn sein. Das Gefühl für Ordnung und Ehre schien noch stark in seinem Innern zu wirken. Er schämte sich besonders sehr, seinen Eltern wieder unter die Augen zu kommen. Ein anderer, unkeuscher Jüngling kam mir mit verstümmelter Nase entgegen. Das fressende Gift der Unzucht konnte durch kein Gegengift ganz geschwächt werden. Ein großer Theil der Nase war zerfleischt, und im Gesicht kettete sich ein kleines Geschwür an das andere. Noch einem andern Jüngling war erst kurz der Theil des Körpers abgenommen worden, mit welchem er gesündiget, und das Gift aufgenommen hatte. Man zweifelte, ob er je wieder genesen werde. Ein Bedienter hatte sich in einem Lusthause einen venerischen Ausschlag am Halse zugezogen, und dadurch sich fast ganz um das Rede-Vermögen gebracht. Ohne große Aufmerksamkeit verstand man von ihm kaum ein Wort. Er war sehr niedergeschlagen, besonders auch deßwegen, weil er zweifelte, daß ihn seine ehemalige, gute Herrschaft wieder in Dienst nehmen, und seine Bekannten ihn unter sich leiden würden. Noch schrecklicher war die Geschichte eines Vaters, welcher ebenfalls venerisch krank lag. Er hatte in der Stadt eine Frau mit sechs Kindern und büßte hier die Wollust-Sünden seiner frühesten Jugend, indem ihm an gewissen Theilen des Körpers Geschwüre wieder aufbrachen, die damals nicht gehörig geheilt waren. — Was wird doch, fährt der Briefschreiber fort, geliebtester Freund, aus der nächsten Generation werden, wenn das Uebel so fortgeht, und

dem reißenden Strome der unbändigen Laster, besonders der Unkeuschheit, nicht bald ein fester Damm sorgfältig vorgebaut wird? So pflanzt sich ja aus dem verderbten Blut der Eltern Laster und Krankheit fort bis auf Kind und Kindskinder. Ich habe Ihnen nur von einigen, ihrer Unzucht wegen gestraften Menschen etwas gemeldet, die zu gleicher Zeit hier beisammen waren. Sie werden sich daraus vorstellen können, was für ein Buch aus den Beschreibungen der Elenden werden könnte, die von Jahr zu Jahr hieher gebracht werden, um hier ihre Heilung oder das Ende ihres unseligen Lebens zu finden. Ich glaube aber genug und für Ihr Gefühl schon zu viel gesagt zu haben, um Ihre Aufmerksamkeit auf's Neue auf den Verfall unserer Sitten, besonders auf die Verwüstungen hinzulenken, welche die Unkeuschheit anrichtet. Machen Sie dieses zur Warnung unserer Jünglinge und Jungfrauen weiter bekannt; rathen Sie auch dazu, daß die Eltern ihren Kindern lieber solche abschreckende Beispiele, als die wollüstigen Romane und Gedichte unserer Zeit in die Hände kommen lassen.

19. Die Wollust ist eine überaus reiche Quelle aller Laster.

Nichts bringt über die Menschheit größeres Verderben, als die Wollust. Diese Sünde stürzt ihre Diener in den tiefsten Abgrund des Verderbens, und häuft über ihren Häuptern alle Schmach und alles Elend; denn wer ihr fröhnet, bleibt bei diesem Laster allein nicht stehen, sondern verliert sich in viele andere. Besucht einmal die Kerker und Gefängnisse, fragt die Unglücklichen, die dort gefesselt sitzen, um den Grund ihres Unglücks, und sie werden euch sagen, daß der Ursprung der ungeheuern Uebelthaten, die sie begangen haben, in der Entartung ihrer Sitten zu suchen sei; sie werden euch sagen, daß, nachdem sie ihr Vermögen durch Ausschweifungen durchgebracht hatten, sie genöthiget worden sind, andere Hilfsquellen zu suchen, um ihr Leben fortsetzen zu können, und daß sie dadurch Betrüger, Diebe und Räuber geworden sind. Verfolgt die Prozesse, welche bei den Gerichtshöfen anhängig sind, und wenn es sich um schwere Verbrechen handelt, so seid versichert, daß unzüchtige Liebe einen großen Antheil an ihren Unthaten gehabt habe; [...]n zu wie vielen Gattenmorden und anderen schweren Vergehen

verleitet sie? Ich sage noch mehr, man kann keinen einzigen jener schweren Verbrecher, jener berüchtigten Tyrannen nennen, wie die Nerone, Heliogabale, Caligula waren, der nicht ein Sklave der Unzucht gewesen wäre, und die Kaiser, welche ich soeben nannte, waren zuerst Ungeheuer in der Unkeuschheit, bevor sie Ungeheuer in der Grausamkeit wurden. Was ist es ferners, das die Sekten und Ketzereien hervorgerufen hat? Ist es nicht die Abneigung gegen die Keuschheit und Enthaltsamkeit? Was hat zum Götzendienst, zur Anbetung der schändlichsten Gegenstände Anlaß gegeben? Was hat in unsern Tagen so viele Ungläubige gemacht? Ist es nicht die Liebe zu fleischlichen Vergnügungen? Sind nicht die in diesen Banden Verstrickten es, welche leugnen, daß es einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem unvernünftigen Thiere gebe? Sind nicht sie es, welche die Thiere beneiden, die, wie sie sagen, das glückliche Loos haben, ganz und gar sterben zu können? Es sind Menschen, welche in materielle Genüsse versenkt, nicht mehr begreifen können, und nicht mehr zugeben wollen, daß Gott ein reiner Geist ist. Sie werden niemals einwilligen, in ihnen selbst eine vom Fleisch verschiedene Seele zu erkennen; sie müßen die süße Hoffnung haben, ganz und gar im Grabe zu verwesen. Sehet doch, wohin die Wollust den Menschen führt, wie sie ihm die Wege zum Unglauben und zu allen übrigen Lastern bahnt!

20. Wie sehr Gott von jeher die Sünden des Fleisches strafte.

Wenn man die Geschichte der Jahrhunderte aufschlägt, und die Züchtigungen liest, welche Gott von jeher über diejenigen verhängt hat, welche sich dem Geiste der Unlauterkeit überlassen, so muß man mit Furcht und Zittern erfüllt werden. Unter den schrecklichsten Wirkungen der göttlichen Gerechtigkeit ist keine, die jene große Ueberschwemmung übertrifft, welche die ganze Welt unter Wasser setzte, und nur eine einzige Familie am Leben ließ. Was war aber die Ursache dieses so entsetzlichen Zornes eines sonst gegen seine Geschöpfe so guten und so zärtlichen Gottes? Hauptsächlich die Wollust. Dieß deutet die heil. Schrift an, wenn sie sagt: Alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt. 1. Moses 6, 1. Die Kinder Gottes hatten sich verführen lassen und sich den Be-

gierden ihres Herzens hingegeben. Dieß reichte hin, um Gott zu bestimmen, jene schreckliche Maßregel zu ergreifen, und das ganze Menschengeschlecht, mit einziger Ausnahme des Noe und seiner Kinder, weil sie keusch geblieben waren, zu vernichten. Und schauet auf die Umstände, welche dieses Ereigniß begleiten. Ein großer Schmerz scheint die Tiefe des Herzens Gottes selbst ergriffen zu haben. Gen. 6, 6. Gott scheint sich in dem Gedanken zu gefallen, mit dem er umgeht, allen Menschen, denen er das Leben gegeben hat, auszurotten. Ich werde, spricht er, den Menschen, welchen ich erschaffen habe, vertilgen vom Angesichte der Erde. Gen. 6, 7. Meine Liebe, mein Geist, das heißt der Athem meines Lebens, soll nicht mehr in denen bleiben, welche den widrigen Gelüsten des Fleisches gehorcht haben; denn das Ende alles Fleisches ist gekommen. Und Gott begnügt sich nicht damit, den Menschen allein die Schwere seines Armes fühlen zu lassen; Alles, was er für den Menschen erschaffen hat, muß untergehen. Ich will, spricht Gott, Alles vom Menschen an bis zum geringsten Thiere, das ich zu seinem Dienste erschaffen habe, vertilgen; ich will sogar den Wurm aufsuchen, der sich in der Erde verbirgt; ich will den Vogel verfolgen, der mit seinen Flügeln die Wolken theilt, und Nichts wird meinem Grimme entrinnen. Ja die ganze Erde erscheint Gott als verflucht und verabscheuungswürdig; alle Höhlen der Thiere, die sie enthält; alle Pflanzen, die sie hervorbringt, — Alles muß zerstört und vernichtet werden; denn es reuet Gott, daß er den Menschen erschaffen hat. Läßt sich noch mit stärkern und drohendern Ausdrücken von dieser Sünde reden, als es hier geschieht?

Nach der Sündfluth scheint Gott besänftiget zu seyn; denn er verspricht die Erde nicht mehr mit Wasser zu vertilgen. Habt indeß wohl auf das Ereigniß acht, welches unmittelbar auf die Sündfluth folgte und das bis an das Ende der Welt fortdauernde Folgen hat. Einer der drei Söhne des Noe begeht eine Sünde, welche den Anstand schwer verletzt. Er untersteht sich, seine Augen auf die Blöße seines eingeschlafenen Vaters zu richten. Seine beiden Brüder aber hegen Abscheu gegen die That, und zeigen dadurch, wie heilig ihnen die Vorschriften der Schamhaftigkeit sind. Was geschieht? Dieser Blick, diese Sünde wird gleichsam eine neue Erbsünde, deren Strafe sich auch im Geschlechte des Schuldigen

fortpflanzt, und dieß züchtige und bescheidene Benehmen der zwei Brüder wird durch alle folgende Jahrhunderte belohnt. So großen Werth legt Gott in einen Akt der Tugend der Keuschheit, und mit solcher Strenge straft er Verirrungen gegen dieselbe. Denn verweilen wir noch einige Augenblicke bei diesem Ereignisse, um euch zu überzeugen, wie sehr Gott auch einen scheinbar geringen Fehler gegen die Sittenreinheit straft. Als Noe erwachte und den Vorfall vernommen hatte, sprach er auf Eingebung des heiligen Geistes: Gebenedeit sei der Herr, der Gott Sems; Cham und Chanaan seien seine Knechte. Gen. 9, 26. Diese Worte sind kurz, begreifen aber große Verheißungen in sich. Sem ist der Vater Abrahams, und so auch der Stammvater des Messias. Hier sehen wir also die Gnade, die ihm erwiesen worden ist. Er wird der Haushalter der göttlichen Weissagungen und der Erbe der himmlischen Segnungen sein. Noe fügt aber auch hinzu: Die Nachkommenschaft des Japhet soll sich vermehren und in den Hütten Sems wohnen, und Cham und Chanaan seien ihre Knechte. Gen. 9, 27. Die Kinder Japhets bevölkerten Europa, also die civilisirte Welt. Japhet ist demnach unser Vater und der aller Heiden gewesen, aus welchen die christlichen Völker hervorgegangen sind. Er ist in Uebereinstimmung mit jener Weissagung in die Hütten Sems gegangen; denn die Nachkommen Sems oder die Hebräer haben ihre Rechte auf die himmlischen Segnungen auf der ganzen Erde verloren, und die Kinder Japhets sind nach dem Tode des Messias die Erben des hebräischen Volkes und der göttlichen Verheißungen geworden. So erfüllte sich jenes göttliche Wort: Er wird wohnen in den Hütten Sems. In den Worten aber: Verflucht sei Chanaan (Gen. 9, 25.) ist klar die Geschichte der Nachkommenschaft des Cham bezeichnet. Denn geht ihr von dem jüdischen Volke und von jenen Heiden ab, welche sich dem Christenthume zugewendet haben, und welche die Nachkommen des Sem und Japhet sind, was findet ihr anders, als ein sichtbar herabgekommenes Geschlecht, das es in allen Zeiten geblieben ist; ein Menschengeschlecht, das n seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet, der Kenntnisse entbehrt, die man an den Abkömmlingen des Sem und Japhet wahrnimmt; ein Geschlecht, bei welchem Künste und Wissenschaften niemals zu einiger Vollkommenheit gelangt sind;

ein Geschlecht, das sich von den beiden andern sowohl durch minder regelmäßige und schöne Gesichtszüge, als auch sogar durch eine Verschiedenheit der Farbe, die es dem Anblicke widerlich macht, unterscheidet; ein Geschlecht, bei welchem das Christenthum nie tiefe Wurzel geschlagen; ein Geschlecht, aus welchem man immer die Sklaven genommen hat, und dessen Kinder von den Kindern Japhets von den äußersten Grenzen des Morgens und Mittags geholt worden sind, um an die Scholle gefesselt zu werden und fast den Thieren gleich zu dienen. Sagt, ob es nicht äußerst sonderbar ist, daß das menschliche Geschlecht also in drei verschiedene Raçen getheilt ist, deren Bestimmung noch unter unsern Augen mit so großer Genauigkeit erfüllt wird. Denket nur aber auch daran, wie alle diese so auffallenden Thatsachen für die Einen der Lohn der Schamhaftigkeit, für die Andern die Wirkung eines schrecklichen Fluches waren, ausgesprochen, um die Frechheit eines Blickes zu strafen. Sehet, wie vor mehr als viertausend Jahren die Kinder Noe's sich betrugen, und welche Züchtigung nach dem Urtheile dieses weisen Patriarchen ein Verstoß gegen die Schamhaftigkeit verdiente!

Welch ein schlagendes Beispiel ist ferners das jener fünf Städte, von welchen ebenfalls in der heil. Schrift die Rede ist. Höret, mit welchem Grimme Gott selbst in den heiligen Büchern von diesen Städten redet! Das Geschrei von Sodoma und Gomorrha steigt auf zu mir und dringt stark zu meinen Ohren. Gen. 18, 20. Ihre Sünden legen ein unermeßliches Gewicht in die Wage meiner Gerechtigkeit. Gen. 18, 20. Es scheint, als ob Gott gar nicht glauben könne, daß so widernatürliche Sünden begangen würden, und spricht daher: Ich will hinabgehen und selbst sehen, ob sie wirklich so strafbar sind, als dieses Geschrei sie anklagt. Gen. 18, 21. Er geht hinab, und beim Anblick der erschrecklichen Unordnungen, in welche sich diese Völker gestürzt haben, läßt er Schwefel und Feuer regnen. Gen. 19, 24. Er zerstört diese fünf verbrecherischen Städte ganz und gar, und kehrt sie vom Grunde aus um. Er verbrennt sowohl ihre Grundfesten, als auch den Boden, der sie getragen hat, und läßt diese schöne Gegend verschwinden, die einem Paradiese glich. An der Stelle des üppigen Grüns und des einstens so fruchtbaren Landes sieht man nur mehr einen übelriechen-

den Salzsee, der noch heute besteht, um den Abscheu zu bezeugen, den Gott gegen ein Laster hegt, welches der den Menschen auferlegten Pflicht der Keuschheit widerstreitet.

Es gibt kaum eine Art von Laster, welches den göttlichen Zorn in einem höhern Grade beurkundet, als eben die Wollust. Erinnern wir uns noch, wie groß die Strenge Gottes gegen den David war, als er in Ehebruch verfiel? Das Verbrechen selbst wird ihm vergeben; der Prophet sagt ihm ausdrücklich, daß Gott seine Sünde hinweggenommen habe. 2. König 12, 13. Wird er aber darum frei von der Strafe? Keineswegs; denn er vernimmt die Drohung: „Das Schwert soll nicht weichen von deinem Hause für und für, deine Weiber werden entehrt werden; du wirst verbannt und flüchtig werden von einem deiner eigenen Kinder, und wirst dein Leben in Trauer und Thränen hinbringen.“ In der That, die Kinder Davids erwürgen einander; Blutschande und Mord lassen den Thränenquell in seinen Augen nie versiegen. Welche traurige Scenen, welche jammervolle Zerrüttungen in seiner königlichen Familie! Durch wie viele Trübsale ist seine Sünde an ihm und seiner Familie gerächt worden! Was den Salomon betrifft, so überläßt er sich seinen Gelüsten, die ihn zu den fremden Weibern hinziehen, und sein Reich ist gleich nach seinem Tode eine Beute der Bürgerkriege und der schauderhaftesten Zerrüttungen. — Was war die Ursache des Falles von Tyrus und Sidon? Sie wurden zerstört, weil sie sich den schändlichen Leidenschaften des Fleisches hingegeben, und die Liebe zu Gott mit der Liebe ihrer Sinne und der Begierde nach fleischlichen Vergnügungen vertauscht hatten. Ninive wäre um derselben Ursache willen umgekommen, wenn es nicht das Erbarmen des Himmels erfleht und Gnade erhalten hätte.

Verlassen wir die heiligen Bücher, um zur Profangeschichte überzugehen. Sprechen wir von jenem so berühmten Rom, der Gebieterin der Nationen und der Königin der Welt. Zucht und gute Sitte herrschte lange Zeit unter diesem so berühmten Volke, aber nach Verlauf von etlichen Jahrhunderten verschaffte sich die Unzucht bei diesen Herren der Welt Zutritt, und rächte die besiegte Erde für den Stolz und für das Glück ihrer Eroberer. Kaum hat es sich diesen verabscheuungswürdigen Neigungen preis-

gegeben, kaum sind seine Sitten verdorben: so sieht man sowohl Rom selbst, als auch die benachbarten Provinzen gleichsam mit dem Blute seiner Einwohner übergossen. Wird man je vergessen, wie unter einem Marius und Sulla die Proscriptionen auf einander folgten? Wird man die Regierung der Tiberius, der Nerone, der Kaligula und so vieler anderer Ungeheuer vergessen, die nur dazu erweckt schienen, um Gott an diesem siegreichen Volke zu rächen, das sich allen Gelüsten der verdorbenen Natur hingegeben hatte?

Kommen wir endlich auf jene so wollüstigen Muselmänner, so erinnert sich ein Jeder, wie oft bei ihnen ganze Städte verbrannten und untergingen; wie oft Tausende von jenen dem Fleische so dienstbaren Menschen durch Seuchen und andere Plagen des Himmels vernichtet worden sind. Welche grausame Kriege, welche barbarische Bedrückungen! Sie waren von der Art, daß man sagen kann, daß ein Volk in demselben Maße, als es sein Glück in der Befriedigung seiner ungeregelten Begierden sucht, in alle Arten von Leiden und in den Abgrund aller Uebel fällt.

Man wird vielleicht sagen: Wenn all das Unglück, von welchem bisher die Rede war, wirklich eine Folge der Rache ist, die Gott an den Menschen übt, welche die Weichlichkeit ihres Herzens zu den Sünden des Fleisches verleitet hat, so müßte man daraus schließen, daß auch wir gleichermaßen gestraft werden; denn sind nicht die Sitten bei uns in demselben Grade verdorben, wie es der Fall bei jenen Völkern war? Es ist allerdings eine traurige Wahrheit, daß besonders seit einem Jahrhundert die Sitten bei uns vielleicht eben so sehr ausgeartet haben, als sie es bei den abgöttischen Nationen waren. Ihr fragt nun nach dem Unglücke, das über unsern Häuptern schwebt! Großer Gott, haben wir denn jene Revolutionen, und alle Leiden, welche sie in ihrem Gefolge hatten, vergessen? Merken wir nicht deutlich, daß die Säulen der Welt, und die Grundfesten der geselligen Ordnung erschüttert sind; daß die Fürsten sich nicht mehr fest auf ihrem Throne fühlen, und daß die Unterthanen aus Furcht vor einem allgemeinen Umsturze, der über sie hereinbrechen könnte, in steter Unruhe sich befinden? Haben wir es vergessen, wie in der jüngsten Zeit der Würgengel in der Gestalt der Cholera die Länder Europas durch-

zog, und sich überall Schlachtopfer holte? Man muß dabei auch jener Erdbeben erwähnen, welche ganze Städte verwüsten und verschlingen, und eben so auch jener Theuerung der Lebensmittel in den jüngsten Jahren, welche Viele so bitter empfanden. O laßt es uns nicht verhehlen, wir sind im Banne; Gott hat den Arm seiner Rache ausgestreckt. Glücklich diejenigen, welche die Strenge seiner Gerechtigkeit besänftigen werden. Wehe aber einem Jeden, der in der Sünde verharrt, welche die Wirkungen dieses erschrecklichen Fluches, der über unsern Häuptern schwebt, herabrufen. Cf. Mac-Charty's Predigten.

21. Es ist gerecht, daß Gott die Sünden der Wollust strenge bestraft.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß Gott über die Sünden der Wollust so strenge Strafe verhängt, denn er ist die Heiligkeit selbst; seine Reinheit kann nicht den geringsten Flecken ertragen, nicht den Schatten einer Sünde leiden. Was ist aber die Unlauterkeit? Es ist eine Lust, über die wir selbst erröthen, da wir doch so unvollkommene Geschöpfe sind; es ist eine Unordnung, die wir selbst ehrlos nennen, und von der wir nur als von einem Gegenstande der Schande sprechen, ja von der wir, wenn wir nicht alle Scham verloren haben, kaum jemals zu sprechen wagen. Das Heidenthum hat in dieser Beziehung dieselbe Meinung wie wir gehabt; die barbarischen wie die civilisirten Nationen führen hier nur ein und dieselbe Sprache. Wie sollte nun Gott, die unendliche Heiligkeit, dieses Laster ungestraft begehen lassen können? Wenn ein Fürst der Erde einem seiner Unterthanen erlaubte, in seinem Palaste sich schändlichen Handlungen zu ergeben, so würde dieser Fürst sich verächtlich machen, und man würde seine Majestät als herabgewürdiget ansehen: und die Majestät Gottes, dessen Tempel das Weltall ist, vor dessen Augen nothwendigerweise Alles gesehen werden muß, was die Menschen immerhin thun mögen, — Gott sollte es leiden, daß man die Heiligkeit seiner Blicke verletzte, daß man seine anbetungswürdigste Majestät durch Handlungen beleidigte, die selbst nach dem Urtheile seiner Geschöpfe so abscheulich sind! Man braucht also nur zu bedenken, was Gott ist, um sich zu überzeugen, daß es ihm unmöglich

ist, beim Anblick dieses abscheulichen Lasters gleichgiltig zu bleiben.

Aber laßt uns auch betrachten, was wir selbst sind. Was bist du denn, mein Christ? Betrachte einmal den hohen Stand deiner Natur. Deine Seele ist das Ebenbild des Schöpfers, die Tochter des großen Gottes des Weltalles, die Schwester Jesu Christi, die Braut des heiligen Geistes. Und du wolltest, daß dieser göttliche Schöpfer mit Gleichgiltigkeit sein Bild in Koth treten sehe? Du wolltest, daß dieser so heilige Vater leide, daß seine Tochter entehrt wird, indem sie sich den niedrigsten Lüsten ergibt? Du wolltest, daß dieser göttliche Bruder bei dem Schimpfe seiner Schwester unempfindlich bleibe? Du wolltest, daß dieser anbetungswürdige Bräutigam, der Geist der Heiligkeit, es zugebe, daß seine Braut eine Ehebrecherin werde? Nein, es ist unmöglich. Wenn du deine Seele kennen würdest, so würdest du wohl fühlen, daß es eine offenbare Beleidigung gegen sie ist, wenn du durch so unwürdige Neigungen an deiner eigenen Erniedrigung arbeitest.

Aber wollen wir auch unsern Körper etwas näher ins Auge fassen. Was ist dieser Körper? Er ist der Tempel des Geistes Gottes, der Tempel, welcher durch die Taufe gereiniget und geheiliget, durch den heiligen Geist selbst geweihet worden ist. Wißt ihr nicht, sagt der große Apostel, daß ihr ein Tempel Gottes seid, und der heilige Geist in euch wohnt? Ich frage euch nun, von welchem Unwillen würdet ihr gegen denjenigen erfüllt werden, der in diesem Tempel, in welchem wir jetzt versammelt sind, gehen würde, um ihn durch schändliche Ausschweifungen zu beschimpfen? Ueberdieß ist euer Körper ein lebendiger Tempel, der nicht allein der Ort ist, wo Gott verehrt wird, sondern der selbst ihn ehren und ihm einen freiwilligen Kult darbieten soll. Und wie, ihr wagt es, diesen Tempel durch die schnödeste Lust zu entehren, und erschreckt nicht vor dem Worte des Apostels, der sagt, daß Gott den, welcher den Tempel des Herrn entweiht, zu Grunde richten wird? — Es ist in den Tempeln noch etwas Heiligeres, als diese selbst sind, nämlich die Gefäße, welche das Allerheiligste in sich fassen, und der Tabernakel, wo dieses eingeschlossen ist. Wohlan, euer Körper ist ein noch viel heiligeres Gefäß. Es ist zwar wahr, diese heiligen Gefäße enthalten den Leib und das Blut

des Erlösers der Welt. Aber derselbe Leib und dasselbe Blut sind schon oft in euern Körper übergegangen, und zwar nicht bloß, um darin aufbewahrt zu werden, sondern auch, um sich mit ihm zu vereinigen. Dieses anbetungswürdige Blut ist in euern Adern geflossen und hat sich mit euerm Blute vereiniget. Dieses Fleisch ist gewissermaßen euer eigenes Fleisch geworden. Wie beweisen wir nun unsere Hochachtung gegen die Gefäße, welche das Allerheiligste enthalten? Sie sind in den Tabernakel eingeschlossen; Niemand wagt sie anzurühren, wenn er nicht die heiligen Weihen empfangen hat. Ihr würdet schaudern, wenn ich zu euch sagte: Gehet, nehmt eines von den heiligen Gefäßen, in welchen das Allerheiligste ist; bedient euch desselben nicht zu einem sündhaften Gebrauche, sondern zu einem gemeinen und gewöhnlichen, stellt es auf einen Tisch, um daraus, wie aus einem Becher zu trinken. Eher sterben, würdet ihr ausrufen, als ein solches Gefäß zu entweihen. Und wie, euern Körper, der noch ein heiligeres Gefäß ist, wagt ihr durch die schnödeste Lust zu entweihen? Ihr befleckt ihn, und seid weit entfernt, daran zu denken, daß ihr einen Tempelraub begangen habt. Erinnert euch doch an das Loos des gottlosen Königs Balthasar, welcher die heiligen Gefäße, nicht der Christen, sondern des Tempels zu Jerusalem auf seinen Tisch bringen ließ; welcher es wagte, daraus mit denen zu trinken, die er zu einem Festmahle geladen hatte, und welcher alsobald sein Todesurtheil an die Wand des Ortes geschrieben sah, wo er sich diese verbrecherische Entweihung erlaubte. Und auch diejenigen, welche an diesem Gottesraube Theil genommen hatten, kamen durch die Hand der Feinde um, und wurden, wie er selbst, Beispiele der göttlichen Rache.

Aber ich habe noch nicht Alles gesagt. Euere Leiber sind nicht bloß Tempel und geheiligte Gefäße, sondern mehr, als dieses Alles, nämlich Glieder des Heilandes der Welt. Euere Leiber, ruft der heil. Paulus aus, sind Glieder Jesu Christi. 1. Corinth. 6, 15. Und ihr sollet, wie dieser große Apostel selbst hinzu setzt, die Glieder Jesu Christi nehmen, und sie zu Gliedern der Unkeuschheit machen? O wie groß würde unsere Achtung gegen unsere Körper sein, wenn wir wirklich seine Würde genau kennten! Gleichwie wir zittern würden, wenn wir die heiligen Gefäße mit der Hand berührten, so sollten wir unsere Leiber mit einer heiligen Scheu

bewachen, sollten sie gleich kostbaren Kleinodien bewahren und lieber tausendmal sterben, als sie entweihen wollen. Euere Leiber sind ein Theil des jungfräulichen Fleisches, das am Kreuze geopfert worden ist. Saget mir nun, glaubet ihr nicht, daß Jesus es vorziehen würde, tausendmal zu sterben, als zu leiden, daß man einen Angriff auf die jungfräuliche Reinheit seines heiligen Leibes mache? Und doch thut dieses der Christ, wenn er sich durch wollüstige Handlungen, und selbst wenn er sich durch Wünsche befleckt, die in den Augen Gottes verabscheuungswürdig sind. Möchten wir daher ernstlich von dem Schauder durchdrungen werden, den dieses Laster einflößt, damit wir nicht wie die Heiden und Gottlosen leben, und einstens nicht an ihren Strafen Theil haben. Laßt uns diesen niedrigen Neigungen widerstreben, laßt uns sie mit aller Kraft hassen, laßt uns ihnen eine unbesiegbare Festigkeit entgegensetzen; laßt uns den Muth dazu an der göttlichen Quelle der Sakramente schöpfen; laßt uns seufzen und bitterlich weinen, wenn wir in den verflossenen Jahren unsere Seelen und unsere Leiber durch dieses Laster befleckt haben, das uns mit Schande bedeckt. Laßt uns rufen mit zerknirschtem Herzen und gedemüthigtem Geiste: Wie groß, o mein Gott, ist meine Thorheit gewesen! Ich habe meiner Seele gräßliche und tiefe Wunden geschlagen, die sich mit Eiter gefüllt haben. Das Elend, in welches ich mich durch meine Ausschweifungen gestürzt habe, hat keine Grenzen mehr. Ich bin zur Erde gebeugt wie die unflätigen Thiere. Das Gift der Wollust ist in meine Gebeine und in meine Eingeweide gedrungen; mein Geist ist voll von Täuschungen. Großer Gott, du siehst die Aufrichtigkeit meiner Reue, du hörst mein tiefes Stöhnen, und weißt, daß meine einzige Sehnsucht von nun an auf dich gerichtet sein wird. Wie sehr hättest du recht, dein anbetungswürdiges Antlitz von mir abzuwenden; aber handle nicht nach deiner Strenge gegen einen reuerfüllten Sünder, sondern komme mir vielmehr zu Hilfe, und weil du allein mich aus dem Abgrunde ziehen kannst, in welchen ich mich gestürzt habe, so reiche mir, o mein Gott, deine Hand, damit ich zu deinen Füßen weine und jene Gnade erhalte, mit welcher ich mich vor der den unglückseligen Schlachtopfern ihrer Ausschweifungen aufbehaltenen Strafe schützen und deiner ewigen Rache entgehen möge. (Mac-Carthy's Predigten.)

22. **Welches sind die vorzüglichsten Ursachen, daß die Wollust in unsern Tagen so allgemein geworden ist.**

Mancherlei Ursachen wirken zusammen, um die Sünde der Wollust immer allgemeiner zu machen. Dahin rechnen wir unter Andern

1) die in den jüngsten Jahren beliebte Verfeinerungssucht und die dazu gewählten Mittel. Man hat in der jüngsten Zeit alles Gewicht auf einen gewissen äußern Anstand gelegt, überall nur auf Politur und auf feine Sitten gesehen; man hat insbesonders den Geschmacksinn und das Gefühl zu wecken gesucht. Zu diesem Zwecke hat man eine allgemeine Neigung zum Lesen eingeflößt, und zur Bildung des Herzens und Veredlung des Geschmacks Geschichten unglücklicher Liebe oder sogenannte Romane empfohlen. Dadurch wurde der sinnliche Trieb außerordentlich geweckt und gestärkt. Es fing schon der halbreife Jüngling zu lieben an, und ebenso das Mädchen in den zartesten Jahren. Man verlor sich in die unsinnigsten Träumereien und Spiele der Phantasie, und wurde ein vollendeter Schwärmer. Man beschäftigte sich ganze Tage mit solchen Truggestalten, und wo man immer etwas fand, seine Träume einigermaßen verwirklichen zu können, ergriff man es mit Heißhunger. So wurden die unsinnigsten Liebesverhältnisse geknüpft, wodurch die Geschlechtslust immer neue Nahrung erhält. Unsere Verfeinerungssucht hat selbst aus der Sprache Alles entfernt, was noch einigen Abscheu vor dem Laster der Wollust hätte einflößen können. Man hatte längst in vornehmern Zirkeln verfeinerte Ausdrücke zur Bezeichnung häßlicher Gegenstände und Personen gewählt. Nachdem das Wort Maitresse bereits schon zu allgemein und anstößig geworden, bediente man sich des Ausdruckes „Freudenmädchen", oder auch Hausfreundin; selbst Gebieterin nannte man die Genossin seiner Ausschweifungen. Mit dem häßlichen Namen aber verlor die Sache selbst allmählig ihre Häßlichkeit; man konnte nun ungescheuet mit diesen verfeinerten Ausdrücken von der häßlichsten Sache reden, und nährte dadurch bei sich und Anderen das Feuer der Leidenschaft. An dieß Alles reiht man Gaumenkitzel, der sich durch den Genuß ausgesuchter Speisen und Getränke und zugleich durch Uebermaaß in denselben geltend macht.

Ein Mensch aber, der täglich den Gaumen mit Leckerbissen kitzelt, den Magen mit einer Menge nahrhafter Speisen beschwert und den Kopf mit starken Getränken erhitzt, ist einer ernsten Arbeit nicht mehr fähig, sondern verschleudert seine Tage im Müßiggange: was kann ihm also seine durch Ueppigkeit erhitzte Phantasie anders vorhalten, als Bilder der Wollust?

2) Der Luxus ist eine nicht minder starke Triebfeder zur Wollust, und dieses um zweier Ursachen willen: eines Theiles verleitet er Viele zur Ehelosigkeit, andern Theiles macht er in den niedern Ständen die meisten feilen Dirnen. Wie ungenügsam sind manche Frauen! Was fordern sie nicht oft! Welchen Aufwand muß man machen, um ihre Thorheiten zu befriedigen und ihre Treue gleichsam zu erkaufen! Diese Erscheinung hält Manche von der Ehe zurück, denen die Verhältnisse erlaubten, eine solche zu schließen. Man lebt aber deßwegen nicht keusch, sondern sucht sich zu entschädigen, wie es die Erfahrung lehrt. Dadurch geschieht es, daß die Wollust nicht bloß allgemeiner wird, sondern daß man anfängt, sie auch für keine Sünde mehr zu halten. Der Trieb ist ja allgemein, heißt es; er regt sich mit unwiderstehlicher Gewalt; wenn es Sünde ist, ihn außer der Ehe zu befriedigen, so mag es das Geschick verantworten, welches das Heirathen so sehr erschwert. — Daß aber Nichts so viele feile Dirnen aus den niedern Klassen erzeugt, als der Luxus, bedarf es hiezu eines Beweises? Dem Weibe ist die Eitelkeit angeboren, es liebt nichts so sehr als den Putz; läßt sich erwarten, wenn diese Putzliebe bis zur Sucht gestiegen ist, daß es nicht selbst auf Kosten ihrer Ehre und Tugend dieselbe nähren werde, wenn ihr andere Mittel fehlen? Es gibt insbesonders unter den weiblichen Dienstboten viele, die sich kaum die nöthigsten Bedürfnisse anschaffen können. Sie wollen aber nichts destoweniger prächtig gekleidet sein. Vom Hause aus haben sie nichts: was thun sie nun? Sie fangen Liebschaften an, ohne darauf zu sehen, ob sie einmal ein Unterkommen hoffen können. Nichts ist aber dem Verführer leichter, als ein solches Geschöpf zur Wollust zu verleiten, das gleichsam nur von ihm abhängt, abgesehen davon, daß der lange, zwecklose Umgang von selbst dahin führen muß.

3) Unsere bisherige Erziehung muß die Wollust befördern.

Man sieht häufig nur darauf, den Verstand zu bilden, und vernachläßiget das Herz, und doch muß vor Allem das Herz des Jünglings und der Jungfrau veredelt werden. Der Mensch hat in unsern Zeiten, wo das böse Beispiel und die Frechheit im Anzuge und in den Reden so groß ist, keinen gefährlichern Feind, als die Wollust. Was nützen da alle Kenntnisse, was nützt alles Wissen, wenn nicht vor Allem das Herz gut ist? Der Verstand mag noch so helle sein, wenn es an der Tugend fehlt, so führt in der Stunde des Aufruhrs die Leidenschaft den Jüngling nicht bloß zur Wollust, sondern sie hält ihm auch so viele Scheingründe vor, daß er sie zuletzt nicht mehr für Sünde hält. Nichts pflegt gefährlicher zu sein, als vielerlei zu wissen, ohne ein gutes Herz zu haben, oder die intellektuelle Bildung auf Kosten der moralischen zu betreiben.

4) Eine Hauptursache, warum die Wollust bei uns so hoch gestiegen ist, ist der Mangel an Religion. Was ist mehr im Stande, uns bei der Tugend zu erhalten, uns im Kampfe gegen die Verführung zu bestärken, und uns vor der Wollust zu bewahren, als der Glaube an Gott und der Hinblick in eine bessere Welt? Wenn man aber an Gott nicht mehr glaubt, oder dafür hält, er kümmere sich um die Menschen und um ihr Thun nicht, oder er sei viel zu gut, als daß er solche Vergehungen strafen könnte: was kann da den Menschen noch abhalten, einen Trieb zu befriedigen, der so stark ist, und wozu man beständig von allen Seiten so sehr gereizt wird? Wer Gott vergißt, ist überhaupts zu jeder Sünde bereit, und insbesonders zur Unkeuschheit. Laßt uns daher zum Glauben zurückkehren, so wird auch dieses Uebel wieder abnehmen; in dem Grade, als wir gläubig werden, werden wir auch keusch sein.

5) Es ist auch die große Straflosigkeit, womit man diese Sünde begehen kann, Ursache, daß sie so häufig ist; denn es gibt Menschen, die nur noch Schande und Strafe fürchten, und dadurch vor gewissen Handlungen zurückgehalten werden können, die aber wähnen, das, was man ungestraft thun könne, sei gar keine Sünde.

6) Befördert dieses Laster nicht auch unsere Lektüre? Was wird begieriger gelesen, als Liebesgeschichten? Und sind selbst unsere beßten Schriftsteller rein genug, um sie unserer Jugend ohne Gefahr in die Hände geben zu können? Enthalten unsere Romane nicht tausend zweideutige Scherze, ja selbst ganze Stellen,

die dahin zielen, dieses Laster gefällig zu machen, statt davon abzuschrecken? Wie reizend ist nicht fast immer diese Sünde geschildert? Welch ein Scharfsinn und welch ein Witz wird aufgeboten, die sinnliche Liebe so bezaubernd als möglich darzustellen? Sollte dadurch nicht die Wollust befördert werden? Wenn das Laster so reizend dargestellt wird, und die Tugend gleichsam nur im Hintergrunde erscheint; wenn man immer hört, daß die Befriedigung dieser Leidenschaft der süßeste Genuß ist; wenn man selbst beim Falle noch immer von Größe spricht und behauptet, man habe durch ihn Nichts verloren, sondern man sei fast noch liebenswürdiger geworden: wie sollte dieses nicht die Wollust befördern?

7) Das, was wir von der Lektüre sagten, gilt insbesonders auch von unserer Schaubühne, von der Art uns zu kleiden, und von unsern Geberden und Reden. — Es gefällt fast kein Stück mehr, wenn es nicht die sinnliche Liebe zum Hauptgegenstand hat. Wie oft geschieht es nicht, daß hier die Verführung öffentlich gezeigt wird, oder daß wenigstens der Vorhang fällt, ohne daß das Laster gebührend bestraft worden ist. O wie sittenverderbend wirkt oft unser Theater! Wie wird oft hier die Tugend verhöhnt, das Laster aber im Triumph aufgeführt! Was soll ich nicht von der Frechheit des Anzuges, besonders bei manchen Tänzerinen sagen! O möchte man doch unsere Jugend von diesen Plätzen ferne halten, wo vor der Zeit schlummernde Keime in ihren Herzen geweckt werden. Aber nicht bloß die Frechheit in der Kleidung auf der Bühne ist zu beklagen, sondern auch im gewöhnlichen Leben. Oder sollten jene ärgerlichen Blößen, besonders beim andern Geschlechte, wo oft gewisse Theile des Körpers kaum zur Hälfte bedeckt sind; sollte selbst die Art, wie man sich kleidet, der Zuschnitt, die Form u. s. w., nicht die Wollust fördern? Daß aber die Frechheit, die man oft in den Geberden und im ganzen Betragen zur Schau trägt, und die ebenso nicht selten in unsern Reden und insbesonders in unsern Gesängen und Liedern herrscht, diese Sünde allgemeiner machen müße: wer wollte daran zweifeln? Je frecher man von diesem Laster spricht, desto weniger Bedenken wird man tragen, es auch zu begehen. Wie sollte derjenige nicht schon der größte Wollüstling sein, der mit so großem Wohlgefallen von diesem Laster spricht? Seine unlautern Reden aber sind gleichsam

Funken, die er in die Herzen derer wirft, welche ihn anhören, um auch bei ihnen das unlautere Feuer zu entzünden.

8) Unsere Gemälde, Statuen und Bilder tragen nicht wenig bei, diese Sünde zu vermehren. Es gibt Leute, welche ein Vergnügen sich daraus machen, die schändlichsten Gegenstände zu malen oder zu zeichnen, und solche Vorstellungen Andern mitzutheilen, um bei ihnen Lachen zu erregen. Welche Abbildungen trifft man nicht oft auf Dosen, Tabakspfeifen, Trinkgläsern und andern Gegenständen! Wie sehen oft unsere Statuen aus! Wie sind unsere Gemälde beschaffen! Sollte dieses der Wollust nicht Vorschub leisten? Schrecklicher wirkt ja nichts auf die Phantasie des Jünglings und des Mädchens, als ein wollüstiges Bild; mehr Unheil richtet nichts an, als schamlose Vorstellungen in Gemälden. Darum hat man einstens so viele Mühe sich gegeben, solche Gegenstände den Augen der Jugend zu entziehen.

9) Laßt mich hier das böse Beispiel, besonders der bessern Stände nicht vergessen. Wie ist es anders möglich, als daß diese Sünde allgemein werde und zuletzt alle Klassen und Stände ergreife, wenn Die ihr ergeben sind, auf welche vorzüglich gesehen wird, weil sie entweder die Obrigkeit und Aufseher über die öffentliche Sittlichkeit, oder doch vornehmer als die Uebrigen sind. So lange sich der Höhere Alles erlauben darf, so lange er thun kann, was er will; so lange er das verworfene Geschöpf, welches ihm zu Nichts dient, als seine Thierheit zu befriedigen, nicht bloß im Stillen behalten, sondern sogar öffentlich zeigen darf; — ist Unschuld und Tugend auch in der niedern Klasse nur ein frommer Wunsch. Ja das böse Beispiel muß die Wollust befördern, es mag dasselbe geben, wer immer will, nur daß es von Seite der Vornehmen um so weiter wirkt.

10) Der Müssiggang befördert ebenfalls die Wollust. Auf was wird der Mensch, der nichts zu thun hat, und noch dabei gut ißt und trinkt, eher verfallen, als auf die Wollust? Das weibliche Geschöpf insbesonders, das nicht arbeiten mag, und dabei das Wohlleben gewohnt ist, was will es thun, womit will es sich fortbringen? Dabei ist vorzüglich der Umstand ins Auge zu fassen, daß gar viele weibliche Personen sich unter dem Vorgeben, einen Dienst zu suchen, in Städte begeben; dort aber statt zu dienen,

bei liederlichen Leuten sich aufhalten, und so nothwendiger Weise auf die Bahn des Lasters gerathen. Warum läßt man denn, müßen wir hier fragen, Alles in die Stadt laufen? Warum weist man denn so Manche, die unter dem Vorwande zu dienen in Städte kommen, wo die Zahl der Dienstsuchenden ohnehin schon häufig zu groß ist, nicht wieder auf das Land zurück? Warum geduldet man, daß junge, starke Dirnen, die arbeiten könnten, den ganzen Tag über auf dem Markte sitzen und Dinge feilbieten, aus denen sie oft nur einige Kreuzer lösen, und sie daher gezwungen sind, durch Schlechtigkeit sich fortzubringen?

11) Daß das Besuchen der Tanzplätze, sowie der zu freie Umgang der beiden Geschlechter überhaupts Ursache ist, wodurch die Unkeuschheit zunimmt, — wer soll es nicht einsehen? Schon das Unanständige, das bei unsern Tänzen herrscht, muß die Wollust befördern. Dazu kommen noch gewisse Tanzarten, die selbst der Gesundheit nachtheilig sind, und dabei das Geblüt in zu große Wallung bringen und dadurch zu derlei Sünden geneigt machen. Hiezu kömmt gewöhnlich ein unmäßiger Genuß geistiger Getränke, wodurch man noch mehr gereizt wird. Dann das einsame Nachhausegehen, wie gefährlich ist es nicht! Wie verführerisch sind insbesonders nicht jene sogenannten Bekanntschaften! Sie erleichtern nicht nur die Wollust-Sünden, sondern reizen auch mächtig dazu. Ueberhaupts wenn der noch kaum halbreife Jüngling den Gegenstand seiner Neigungen allenthalben um sich haben, sie auf Spaziergängen begleiten und an alle Orte der Lustbarkeiten ungeahndet führen darf; wie sollte er sich vor Sünden der Wollust bewahren können?

Hiemit haben wir einige der vorzüglichsten Ursachen angegeben, wodurch das Uebel der Unkeuschheit an Verbreitung gewinnt; o möchten diese Quellen von denen, die Macht dazu haben, verstopft werden!

23. Einwendungen, womit man die Wollustsünden entschuldigen will.

1) **Wenn die Wollust eine so große Sünde ist, warum ist sie so allgemein?** — Die Antwort hierauf ist leicht, nämlich weil das Menschengeschlecht so verdorben ist. Dieser Trieb ist nämlich von Natur aus schon mächtig; statt ihn zu

unterdrücken, oder doch zu bezähmen, wird er vielmehr oft vor der Zeit schon geweckt, und zum Genuße desselben durch verschiedene Verführungsmittel geradezu aufgefordert. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen dieses Uebel immer häufiger wird und wie ein Krebsschaden um sich frißt?

2) Warum sind dieser Sünde, wenn sie so schändlich ist, Leute ergeben, welche doch die gehörige Einsicht haben, und Obrigkeiten und Führer der Uebrigen sind? — Gar oft erkennt man etwas als ein Uebel, und hütet sich doch nicht davor. Die Erkenntniß und Einsicht ist also noch keine sichere Schutzwehr. Daß aber auch Viele von denen, die Andern zur Erbauung dienen sollen, dieser Sünde huldigen, und dadurch Vielen zum Steine des Anstoßes werden, ist leider nur zu wahr. Aber dadurch wird das Uebel selbst nicht geringer, sondern wächst vielmehr.

3) Warum ergreift der Staat nicht Verwahrungsmittel dagegen? — Der Staat ist längst von seiner Verirrung zurückgekommen und hat eingesehen, daß ihm aus dieser Sünde nur Unheil erwachsen kann. Er hat auch manche Verordnung gegeben, welche dem Uebel einen Damm entgegensetzen soll; allein was helfen die beßten Gesetze, wenn die, welche sie vollstrecken sollen, oft selbst sie nicht nur nicht achten, sondern gegen dieselben handeln?

4) Warum duldet man sogar sogenannte Freudenhäuser? — Hier kommst du, mein Freund, auf etwas, wo du vielmehr die außerordentliche Verdorbenheit unsers Geschlechtes kennen lernen, statt daß du auf die Zuläßigkeit der Wollust schließen solltest. Denn diese Häuser sind gleichsam der Höhepunkt der menschlichen Verdorbenheit. Tiefer kann man fast nicht mehr sinken, und wenn sich eine Regierung gezwungen sieht, solche Häuser zu errichten oder doch zu dulden, so hat sie den höchsten Grad von Schwäche erreicht. Denn in diesen Häusern wird der letzte Funke von Tugend erstickt. Hier wird bloß der guten Gelegenheit wegen mancher Jüngling verführt, der gerettet hätte werden können. Hier sinkt der Mensch noch unter das Thier hinab. Darum soll man mit großen Buchstaben über diese Häuser schreiben: Hier hat die Menschheit die Vernunft abgelegt, und es geht nur das Thier aus

und ein. Wo diese Häuser sogar in Schutz genommen werden, raubt man allerdings Tausenden den Glauben, daß die Wollust eine Sünde sei. Freilich wendet man dagegen ein: was will man thun, wenn einmal die Menschen so tief gesunken sind? Um eine gewisse Ansteckung zu verhüten, und damit vor dem ausgeschämten Wollüstling wenigstens die Unschuld sicher ist, muß man solche Häuser gedulden. Es kann nichts Erbärmlicheres geben, als diese Maximen. Durch diese Häuser will man die Ansteckung verhüten? Umgekehrt, sie wird erst recht verbreitet. Und erwarten, daß durch diese Häuser der Wollüstling die Unschuld in Ruhe lassen werde, welch ein thörichter Einfall! Nur der Verworfenste, der gleichgiltig gegen alle Scham geworden ist, geht in der Regel in solche Häuser: der noch etwas Bessere wird also immer, wie bisher, im Stillen verführen. O wie wenig kennt man überhaupt den Wollüstling! Je reiner die Knospe ist, die er abbrechen kann, und je mehr Widerstand er findet, desto reizender ist ihm der Genuß. Nur dann wandelt er in solche Häuser, wenn ihm sein tägliches Bedürfniß nicht Zeit läßt, einen bessern Gegenstand zu suchen. Dadurch geht aber bei ihm selbst die Möglichkeit verloren, auf die Bahn der Sittlichkeit wieder zurückzukommen: denn durch den Kampf, welchen er sonst bestehen mußte, und den Widerstand, den er fand, wurde doch wenigstens noch ein Funke für das, was recht ist, erhalten: nun aber erstickt auch dieser. Freilich sagt man ferners: Damit doch wenigstens vor den Fremden das bessere, weibliche Geschlecht sicher sei, hat man solche Häuser errichtet. Allein, wer bürgt denn dafür, daß dadurch das bessere, weibliche Geschlecht sicher sei? Und wer kann denn überhaupt ohne grobe Verletzung der Sitten die Erlaubniß zur Errichtung solcher Häuser geben? Die Wollust ist immer Sünde. So lange daher dem Staate die Sittlichkeit nicht gleichgiltig geworden ist, darf er derlei Häuser nie dulden. Sollten ihm auch die Fremden ferner stehen, so geht ihn doch die Sittlichkeit seiner eigenen Bürger an. Er darf der Wollust keinen Ort öffnen, wo man sie ungestraft treiben kann. Oder weiset man wohl auch den Dieben und Meuchelmördern einen Winkel der Stadt an, wo sie thun dürfen, was sie wollen, damit der übrige Theil sicher ist: oder bezeichnet man auch den Mördern einen gewissen Bezirk, wo sie nach Belieben würgen können, damit die

Andern nichts zu befürchten haben? Eben so wenig kann man unter dem Vorgeben, den besseren Theil des weiblichen Geschlechtes zu schützen, Prostitutionshäuser eröffnen, abgesehen davon, daß es ohnehin eine ganz verkehrte Ansicht ist, zu wähnen, dadurch werde der Unsittlichkeit ein Damm entgegengesetzt; umgekehrt wird ihr vielmehr Vorschub geleistet.

5) Warum hat denn Gott diesen Trieb in uns gelegt, wenn die Wollust eine so große Sünde ist? — Nicht deßwegen hat dir Gott diesen Trieb verliehen, daß du ihn durch die Wollust mißbrauchest, sondern daß du ihn nach der Absicht des Schöpfers zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes gebrauchest. Wo dieser Zweck, und zwar innerhalb den geheiligten Schranken der Ehe nicht möglich ist, da ist es deine Pflicht, dem Stachel des Fleisches zu widerstehen und die Versuchungen des Geschlechtstriebes zu bekämpfen.

24. Mittel gegen die über Hand genommene Unlauterkeit.

Je nachdem die Ursachen verschieden sind, welche der Wollust Vorschub leisten, gibt es auch verschiedene Mittel, diesem Uebel Abbruch zu thun. Zu diesem Zwecke soll man

1) Alles entfernen, was verweichlichet und üppig macht. Allerdings darf, ja soll man die Sitten mildern. Aber man muß dabei mit aller Sorgfalt zu Werke gehen. Macht daher immerhin die Menschen gefühlvoller, mitleidiger, für eine jede Freude empfänglicher und für jede Noth gerührter; aber wählt dazu keine sogenannten Liebesgeschichten; denn sie sind nicht rein genug, und wenn sie es auch wären, so lernten die Menschen durch sie nur von andern Welten träumen, und darüber die wirkliche vergessen. Man hüte sich insbesonders vor einer jeden Uebertreibung. Je mehr man verweichlichet, desto empfänglicher pflegt man für das Laster der Wollust zu sein. Man vernachläßige daher über der Aufmerksamkeit, welche man dem Gefühle schenkt, nicht die übrigen Vermögen, welche der Mensch besitzt. Man lerne sich abtödten und verleugnen; dadurch wird dem Stachel des Fleisches die Spitze abgebrochen, während Genüße und Schwelgerei die wilde Lust nähren.

2) Wollet ihr die Keuschheit befördern, so hütet euch vor je-

dem Luxus und aller Verschwendung, sowohl in der Kleidung, als in den übrigen Bedürfnissen des Lebens. Die Sittenreinheit kann bei der Verschwendung nicht bestehen. Nur so lange als ein Volk einfach lebt, ist es auch keusch. Diese Wahrheit bestätiget die Geschichte in allen Jahrhunderten. Kleide sich daher ein Jeder, wie es sich für seinen Stand geziemt, ehrbar und sittsam, mit Vermeidung alles Auffallenden und ohne allen Verstoß gegen die Schamhaftigkeit. Lebe ein Jeder nüchtern und einfach; sei er ein Feind der Schwelgerei und Ueppigkeit, so wird er der Wollust die Lebensader abschneiden.

3) Die Erziehung erkenne die Größe dieses Uebels, sie werde sich bewußt, welche Ausbreitung es genommen habe und wende die wirksamsten Verwahrungs- und nach Umständen auch Heilungsmittel dagegen an. Es ist kaum glaublich, welch tiefe Wurzel die Sünde der Unlauterkeit oft schon in der zartesten Jugend gefaßt hat. O welch schauderhafte Verbreitung hat das Laster der Selbstbefleckung gefunden! Wie groß ist hier die Gefahr der Ansteckung! Krebsartig frißt dieses Uebel um sich, und sucht jedes Herz zu verpesten, das noch rein ist. Die moralische Erziehung hat hier ein weites Feld. Sie muß nicht bloß bewahren, was sich noch rein erhalten hat, sondern auch heilen, was von der Krankheit bereits ergriffen worden ist. Es ist hier eben so viel Klugheit als Eifer nothwendig; aber nur zu oft fehlt es an beiden. Häufig wecken die Eltern selbst oder andere Erwachsene bei der Jugend noch schlummernde Keime, indem sie in ihrem Wandel oder ihren Reden nicht züchtig genug sind, ja die Kinder oft geradezu zu Augen- und Ohrenzeugen der sittengefährlichsten Handlungen und Unterredungen machen.

4) Man muß, wenn es besser werden soll, die Menschen vorzüglich wieder zur Religion zurück führen; denn sie allein ist das wirksamste Schutzmittel gegen Verführungen und gibt Kraft, um im Kampfe gegen Versuchungen nicht zu unterliegen. Möchte man daher keine höhere Sorge kennen, als uns wieder eine wahre Ehrfurcht vor Gott beizubringen! Möchte man sich mit Nichts so sehr beschäftigen, als die Menschen zu gewöhnen, diesen unsichtbaren Richter allenthalben vor Augen zu haben, und durch beständigen Hinblick auf ihn jeder Reizung von Innen und jeder Ver-

führung von Außen zu widerstehen. Aber leider wird die Religion von Vielen vernachläßiget; sie haben den Glauben verloren; sie wollen von Gott nichts mehr wissen; sie fürchten ihn nicht mehr. Darum ist ihr Wandel so ausschweifend, und sind ihre Sitten so befleckt.

5) Man lerne die Größe dieser Sünde und ihre traurigen Folgen recht kennen. Darum soll man im Zustande der Ruhe und Nüchternheit ernstliche Betrachtungen und Erwägungen anstellen. Man denke an so manches Schlachtopfer, welches dadurch unglücklich geworden ist.

6) Es könnte nur gute Folgen haben, wenn die öffentliche Gesetzgebung dieser Sünde größere Aufmerksamkeit schenkte, und nach Umständen mit Strafe dagegen einschritte. Die Furcht, dadurch den Kindermord noch mehr zu fördern, ist unbegründet; denn man strafe nur vor Allem den Verführer, da ja die Verführte ohnehin meistens unglücklich genug ist. Man habe vorzüglich auf die bekannten Wüstlinge ein wachsames Auge; man behandle mit Strenge die öffentlichen Dirnen und jene verworfenen Geschöpfe, die ihnen entweder Aufenthalt geben oder gar Handel damit treiben.

7) Man entferne die schädliche Lektüre und überwache mit Strenge das Theaterwesen. O es gibt viele Bücher, aus denen der, welcher sie liest, tödtliches Gift einsaugt; es gibt Bücher, die aller Sittlichkeit Hohn sprechen, ja die oft geradezu zur Unlauterkeit einladen. Solche Schriften sollen als Giftpflanzen vertilgt, wenigstens um jeden Preis der Jugend aus der Hand genommen werden. Leider meinen aber manche Eltern, ihre Kinder müßten sich aus derlei Büchern ihre Bildung holen. Eben so sorgfältige Ueberwachung soll dem Theater geschenkt werden. Die meisten unserer Theaterstücke sind nur dazu geeignet, die Sinnlichkeit zu wecken und mit unordentlichen Neigungen zu erfüllen. Gar leicht wird das Theater bei der Jugend auch zur Leidenschaft; man beschäftiget sich auch außer der Zeit mit dem, was man dort gesehen und gehört; man verliert sich in Träumereien und Phantasie-Spiele. Oft gibt das Theater selbst zu verschiedenerlei Verhältnissen und Bekanntschaften Gelegenheit. Wer daher seine Kinder rein erhalten und vor dem Feuer einer wilden Leidenschaft bewahren will, erlaubt ihnen nie den Besuch zweideutiger Schau-

spiele; will er aber der schon reifern Jugend manchmal den Besuch eines anerkannter Maßen unschädlichen Stückes erlauben, so geschehe es doch niemal ohne Aufsicht und Ueberwachung.

8) Möchte man ein eben so wachsames Auge auf die Kleidung haben, und alle Frechheit im Anzuge verbannen! Möchte man insbesonders auch die Ausgelassenheit in den Reden und Gesängen entfernen! Wie ist es denn möglich, daß noch Zucht und Unschuld unter uns angetroffen werde, wenn selbst in unsern bessern Zirkeln oft die zweideutigste und ausgelassenste Sprache herrscht, und wenn selbst die Kleidung aller Schamhaftigkeit Hohn spricht! Wie ist es möglich, daß man noch auf Reinigkeit halte, wenn man glaubt, man könne nicht mehr froh sein, und es würde unserer Unterhaltung die eigentliche Würze fehlen, wenn nicht die garstigsten Scherze eingemischt würden, oder man könne sich nicht gefällig kleiden, wenn man nicht schamlos ist! Wie sollte die Sittenlosigkeit nicht zunehmen, wenn insbesonders in unsern Gesängen eine Ausgelassenheit herrscht, die oft nicht größer sein könnte! Dieselbe Wachsamkeit habe man hinsichtlich unsittlicher Bilder, Statuen und Vorstellungen. Der Einzelne kann hier freilich oft nur wenig thun; aber die Polizei vermag hierin viel. Man darf nur jenem Händler, welchen sein Gewissen nicht abhält, durch die ärgerlichsten Vorstellungen der Sittlichkeit Hohn zu sprechen, seinen Kramm schließen und nach Umständen ihn auch mit entsprechenden Strafen belegen, so werden solche Aergernisse bald beseitiget sein.

9) Man entferne vor Allem das böse Beispiel, und halte daher die vornehmern Stände zur Zucht und Sittlichkeit an. Man dulde nicht, daß sie den Niedern, die immer ihre Augen auf sie gerichtet haben, mit einem ärgerlichen Wandel vorangehen; oder man mache vielmehr, daß sie, wie ihre Vorgesetzten, so auch ihre Vorbilder in den guten Sitten seien. Vorzüglich sollen die Eltern alle Sorgfalt anwenden, daß sie nicht schon in den ersten Jahren den Grund zu künftigen Ausschweifungen bei ihren Kindern legen. Denn, wie leicht geschieht dieses, wenn sie nicht in allen ihren Handlungen behutsam sind, und oft glauben, die Kinder achten auf das nicht, was sie thun, oder sie wären noch zu klein, als daß von ihnen etwas Schlimmes zu besorgen wäre.

10) Da im Müssiggang eine mächtige Ursache zur Wollust

liegt, so muß auch dieses Laster bekämpft werden. Man zwinge daher Alles, was arbeiten kann, zur Arbeit, man dulde keinen Tagdieb, und sehe darauf, daß schon der Knabe mit etwas Nützlichem sich beschäftigen lerne, und er nicht aufwachse, ohne etwas zu erlernen. Man gebe insbesonders nicht zu, daß Alles den Städten zulaufe, so daß oft auf dem Lande an fleißigen Händen Mangel ist; man lasse arbeitsscheue Dirnen nicht müßig herum sitzen, die dann gleichwohl durch Feilbieten ihren Unterhalt suchen müßen.

11) Man beschränke die Tanzmusiken und halte die unreife Jugend mit allem Nachdrucke davon zurück. Die Polizei habe hier ein scharfes Auge und schreite nöthigen Falles mit allem Ernste durch Strafen ein; sie gebe sich nicht dem Wahn hin, daß Lehren und Ermahnen von Seite der Geistlichkeit allein ausreiche. Auch die Eltern und Vorgesetzten müßen mitwirken. Sie sollen keinen zu freien Umgang ihrer Angehörigen, keine sogenannten Bekanntschaften, am allerwenigsten Verhältnisse der beiden Geschlechter unter demselben Dache gedulden.

12) Es wird auch als gerathen erscheinen, das Unterkommen nicht allzusehr zu erschweren. Es ist damit nicht gesagt, daß man einen Jeden heirathen lassen soll, der die Aufnahmsgebühr bezahlen kann, weil wir zuletzt nichts als Bettler und selbst Diebe bekämen; allein billige Rücksichten werden oft zu empfehlen sein, um nicht mehr zu schaden, als man zu nützen meint; denn nichts ist den Staaten schädlicher und für die Gemeinden selbst verderblicher, als das Laster des Konkubinats.

25. Von besonders schweren Uebertretungen des sechsten Gebots.

Dahin rechnen wir

I. Den Ehebruch. Hievon ist gehandelt B. 5. S. 111. und flgd.

II. Die Selbstbefleckung oder Onanie. Davon handelten wir B. 5. S. 473—479.

III. Schändung. Sie ist eine Unzucht, wobei solche Personen entehrt werden, gegen die man eine besondere Hochachtung zu tragen verbunden ist. Solche Hochachtung ist man nach dem Rechte

der Natur schuldig leiblich und geistlich Verwandten, und nach Vorschrift der Religion Gott geheiligten Personen. Wenn Blutsfreunde oder nächste Verwandte sich mit einander versündigen, so wird eine Blutschande begangen. Je näher nun die Blutsfreundschaft ist, desto größer ist das Verbrechen. Die Blutschande erstreckt sich übrigens bis ins vierte Glied der Blutsfreundschaft, sowie auch bis in den vierten Grad der Schwägerschaft. Dahin gehört auch die Versündigung einer verlobten Person mit der Schwester oder dem Bruder der Braut oder des Bräutigams. Deßgleichen gehört hieher die Versündigung solcher Personen mit einander, die in einer geistlichen Verwandtschaft stehen, welche aus der Taufe und Firmung entspringt und Gevatterschaft heißt. — Ein Gottesraub ist die Schändung, wenn die Unzucht an einer Gott geheiligten Person oder an einem Gott geheiligten Orte verübt wird. Gott geheiligte Personen sind solche, welche das Gelübde der Keuschheit auf sich haben, es mag dieses ein feierliches sein, wie bei Geistlichen und Ordenspersonen, oder es mag ein einfaches sein, welches man für sich selbst gemacht hat. Dieses ist ein persönlicher Gottesraub, weil er mit einer Person geschieht. Wird aber die Sünde der Unkeuschheit an einem Gott geweihten Orte vollbracht, so ist es ein örtlicher Gottesraub. Geheiligte Orte aber sind Kirchen und Kapellen, und was zunächst dazu gehört, als: die Sakristei, der Chor u. s. w. Auch die Gottesäcker gehören hieher. Wer an solchen Orten unkeusche Handlungen begeht, macht sich eines abscheulichen Gottesraubes schuldig. Welch ein Gräuel eine solche Sünde ist, läßt sich schon daraus abnehmen, weil dadurch ein Gott geweihter Ort entheiliget wird, und wieder eingeweiht werden muß. Wir wollen glauben, daß solche Frevelthaten selten vorkommen. Aber an etwas will ich erinnern, was häufiger vorkömmt. Gott beklagt sich durch den Propheten über die Israeliten, weil sie Leute in sein Haus ließen, die weder am Herzen, noch am Fleische beschnitten seien. Ezech. 44, 7. Aber sind nicht auch jene unbeschnittenen Herzens und unbeschnittenen Fleisches, welche voll Lüsternheit und unkeuscher Begierden sind, und in diesem Zustande in das Heiligthum des Herrn eintreten? Soll es nicht eine schwere Versündigung sein, wenn man sich in der Kirche und im Angesichte der heiligsten Geheimnisse mit unkeuschen Gedanken

und geilen Blicken unterhält! Und wie häufig ist nicht diese Sünde.

IV. Widernatürliche Sünden. Dieß sind solche Laster der Unzucht, wogegen die Natur selbst sich sträubt. Dahin gehören:

1) Die stumme oder sodomitische Sünde. Sie wurde von den Einwohnern von Sodoma begangen, wovon sie ihren Namen hat, und die ihrer Missethat wegen von Gott durch Feuer vom Himmel verzehrt wurden. 1. Mos. 1. Sie ist die wollüstige Vermischung zweier Personen des gleichen Geschlechts, und ist dann die vollkommene Sodomie; oder auch die wollüstige Vermischung zweier Personen des ungleichen Geschlechts, aber auf widernatürliche Weise, und ist so die unvollkommene Sodomie. Die Sodomie ist ein Laster, welches mit den größten kirchlichen und bürgerlichen Strafen belegt ist. Ehemals wurden diese Uebelthäter zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurtheilt. Der heil. Apostel Paulus schreibt von dieser Sünde: Gottes Zorn wird vom Himmel herab geoffenbart über alle Gottlosigkeit. . . . Darum hat sie Gott in den Lüsten ihres Herzens dahingegeben in die schändlichste Unzucht, so daß sie ihre eigenen Leiber unter einander schändeten. Denn ihre Weiber verkehrten den natürlichen Gebrauch in den, der wider die Natur ist. Gleicherweise verließen auch die Männer den natürlichen Gebrauch des Weibes und entbrannten in ihrer Lust gegen einander, indem Männer mit Männern Schande trieben, und so den Lohn ihrer Verirrung an sich selber empfingen. Röm. 1, 18—24. Von der unvollkommenen Sodomie aber lesen wir ein schauerliches Beispiel im Buche Tobias. Sieben Männer der Sara, der Tochter des Raguel, hatte der böse Feind getödtet. Als daher der junge Tobias sie ehelichen sollte, äußerte er darüber gegen den Engel Raphael, der ihn begleitete, seine Besorgniß. Raphael aber sprach: Höre mich, ich will dir anzeigen, welche die sind, worüber der Teufel Gewalt hat. Die nämlich sind es, welche so in den Ehestand treten, daß sie Gott von sich und ihren Herzen ausschließen, und ihre Wollust also pflegen, wie Roß und Maulthier, die keinen Verstand haben, über die hat der Teufel Gewalt. Tob. 6, 14—17.

2) Die Bestialität. Dieses Laster ist die wollüstige Vermischung mit einem Thiere, also eine Unzucht, die man mit einem

Thiere begeht. O wie Viele, die mit Thieren umzugehen haben, sind schon in dieses gräuliche Laster verfallen? Diese Art Unzucht ist selbst noch ein größeres Verbrechen als die Sodomie. Dadurch wird alle menschliche Würde zertreten, und ein solcher Sünder macht sich dem Thiere gleich. Ehemals wurde ein solcher Schänder der menschlichen Würde sammt dem Thiere verbrannt, welches er mißbrauchte. Gott aber sagt von solchen Missethätern: Du sollst dich mit keinem Thiere vermischen, und dich nicht verunreinigen damit; denn damit haben sich die Völker verunreiniget, die ich hinauswerfen will vor meinem Angesichte, wodurch das Land verunreiniget ward, dessen Laster ich heimsuchen will, auf daß es ausspeie seine Einwohner. 3. Mos. 18, 23—26. — Cf. Maßl's Unterweisung in der christkatholischen Religion. B. 3.

Inhalt des eilften Bandes.

			Seite
Artikel	XCVIII.	Hölle	3
„	IC.	Hoffart (Hochmuth, Stolz, Prahlerei, Prunk und Glanzsucht, Eitelkeit)	65
„	C.	Hoffnung (Vertrauen, Mißtrauen, vermessenes Vertrauen, Verzweiflung)	145
„	CI.	Jesus Christus, Erlöser, Heiland: — seine Gottheit; seine Menschwerdung; sein Leiden und Sterben am Kreuze; seine Himmelfahrt u. s. w.	207
„	CII.	Jungfräulichkeit (Cölibat)	447
„	CIII.	Ketzer (Ketzerei, Irrlehre, Häresie)	501
„	CIV.	Keuschheit (Reinigkeit, Lauterkeit; Unkeuschhei, Unlauterkeit, Wollust)	558